730001

Kartei Nr. 73 Inhalt - Sitten, Gebräuche, Weisheiten Hexenwahn

45. Die Angst der Glöckner am Ende des Seils
46. Die heilige Eberesche
47. Als Großvater unsere Großmutter nahm
48. Haubenschachteln des 18. Jh.
49. Der Hexenwahn
50. Angst vor den dunklen Kräften der Nacht
51. Hexensalben
52. Hexenwahn an Universitäten
53. Hexenprozesse

Montag ist der Tag der Hedewecken

730002

Ein vergessener Fastnachtsbrauch und seine Bedeutung

Zu einem der mannigfachen altniedersächsischen Fastnachtsbräuche gehörte einstmals auch das „Stupen" oder „Hedewecken-Pitschen". Zu alter Zeit so war der Morgen des Fastnachtsmontags für die Kinder ein besonders freudig erwarteter Festtag. An diesem Morgen hüpften sie schon sehr zeitig aus den Federn, um mit Fastnachts- oder Aufstehruten, den „Opstohrohren", Eltern, Geschwister, Verwandte und Bekannte wie wohl auch Nachbarn aus dem Bett zu „stupen". Dazu sprachen sie: „Heute, heute is der Dag, wo ick Hedewecken pitschen mag. Un wullt du nich mit Goden, so komm ick mit de Roden (Rute), un wullt du nich mit Freden, so komm ich mit de Weden (Weiden)". Die so Geweckten mußten sich dann loskaufen, es waren dies mit viel Rosinen gebackene süße Semmeln, beschenkten.

Die Fastnachtsruten wurden von den Kindern schon lange Zeit vor dem Fastnachtsmontag mit großem Eifer selbst hergestellt; Weiden- oder Wacholderzweige wurden mit buntem Papierflitter geschmückt, wobei ein Kind das andere an Farbenfülle zu übertreffen suchte. In den Großstädten wurden diese Opstohruten zuweilen auch von armen Kindern und Frauen auf den Straßen feilgeboten.

Die Sprüche, die von den kleinen Hedeweckenpitschern gesprochen oder gesungen wurden, waren in den einzelnen Gegenden Altniedersachsens unterschiedlich; so sangen sie zum Beispiel in der Heide und im Wesergebiet wie in Ostfriesland: „Stoh up, stoh up, min Hedewig von Osten un von Westen! De groten sünd de besten, un sünd se denn man kleen, so gifft et twee för een, un sünd se wat to grot, so hett da keene Not!"

Im Hannoverschen und im Hildesheimischen lautete der Vers, wobei die Knaben und Mädchen mit ihren Ruten an die Fenster klopften: „Stuw ut, stuw ut, min Heiteweck, de ersten sünd de besten!" Als dann die Heißwecken, vor allem in den Städten, nicht mehr selbst im Hause gebacken wurden, sondern von den Bäckern hergestellt wurden, hieß es: „Stuw ut, stuw ut, min Heiteweck, von Ost bis Westen, Bäcker (hier folgte der Name eines ortsansässigen Bäckers) hat de besten!" Dann erhielten die Kinder ihr Fastnachtsbrot hinausgereicht und zogen glücklich und zufrieden weiter. Wie berichtet wurde, sollen auch einige Bäcker den Kindern eine Belohnung versprochen haben, wenn sie den Namen ihres Geschäftes ausriefen.

Allmählich hörte das Heißwecken-Schenken auf, man ging mehr und mehr zu einem kleinen Geldgeschenk über. Damit verflachte dieser schöne niedersächsische Volksbrauch, wie so viele aus alter Zeit. In unserem Jahrhundert wird er kaum noch geübt. Schon im Jahre 1850 berichtete eine Chronik: „Es bedarf nicht mitläufig angeführt zu werden, welchergestalt eine alte Gewohnheit, die aber nach und nach abnimmt, bisher geherrscht habe, daß diejenigen, welche sich am Fastnachtsmontage nicht frühe aus den Federn gemacht haben, im Scherz ausgestäupt werden, die sich dann durch Versprechung der Heteweggen davon befreien müssen.

Viele werden sich aber noch erinnern, wie sie in ihrer Jugend die Rute geführet und wie gut ihnen die Heteweggen geschmecket haben". — Hier und da backen einige traditionsbewußte niedersächsische Bäckereien dieses Gebäck der „Heißen Wecken" zur Fastnachtszeit heute noch.

Volkstumsforscher haben sich immer wieder mit dem Sinn und der Bedeutung dieses Brauches befaßt. Sie kamen zu der Erkenntnis, daß diese alte Sitte gerade deshalb am Fastnachtsmontage üblich war, weil im nördlichen Europa ursprünglich nur zwei Jahreszeiten unterschieden wurden: Sommer und Winter. Man versinnbildlichte also das langsam zuzunehmen beginnende Licht im Kampfe mit den Mächten der Finsternis und mit dem Erscheinen der segenspendenden Sonnengöttin, die mit Musik, Tanz, Spiel und Mummenschanz von jung und alt überall freudig begrüßt wurde. Die Langschläfer aber sollten durch das Schlagen mit der Fastnachtsrute geweckt werden, um mitzuhelfen, nicht nur des Winters Macht zu brechen und die Sonnengöttin zu erlösen, sondern auch um die Unholde vom Hause der Menschen herauszupeitschen, die sich etwa in der dunklen Zeit des Winters unheilbringend in die Häuser geschlichen hatten.

Bei dem Vordringen des Christentums gerieten diese ursprünglich mythischen Vorstellen unserer Altvorderen mehr und mehr in Vergessenheit. Geblieben sind, wie eh und jeh, die Fastnachtsfeiern mit Spiel, Tanz und allerlei Narretei. Man macht heute fröhlich mit, ohne daß man sich der tieferen Bedeutung dieses Brauches aus unserer Altväter Zeiten bewußt ist.

G. S.

Hoch-Zeit der Heedewigs

Tausende von Heißwecken werden jetzt wieder gebacken

24.2.79

Die Fastnachtsbräuche in unserer Heimat, die früher sehr zahlreich waren, standen alle im Zeichen der Freude über den Abschied der winterlichen Jahreszeit und die Ankunft des Frühlings. Diese Freude wurde vorzugsweise mit Gelagen gefeiert. Der Name Fastnacht oder Fastellage (in der alten Grafschaft Hoya) ist eine Ableitung vom altdeutschen Wort „faseln", das heißt: etwas Törichtes reden.

Die Einführung der Reformation um die Mitte des 16. Jahrhunderts führte hierzulande auch einen Wandel der Fastnachts-Lustbarkeit herbei. Aus dem alten (katholischen, karnevalistischen) Mummenschanz wurde ein lustiges Mammut-Gelage, das frei war von allen Maskierungen. Zu den originellen Fastnachtsbräuchen in unserer engeren Heimat gehörte auch das sogenannte Fußwaschen in der Gesindestube.

Dieses alte Brauchtum, welches an die Fußwaschung Christi erinnern sollte, entartete aber oft zu Obszönitäten. Aus diesem Akt der „dienenden Liebe" wurde häufig ein Akt der Sinnlichkeit und der Begierde. Im Jahre 1745 wurde in unserer Heimat ein herzoglicher Ukas gegen dieses entartete Brauchtum verkündet. Dennoch blieb es noch sehr lange im Schwange.

Im Jahre 1893 verhandelt ein Gericht unter Ausschluß der Öffentlichkeit gegen acht junge Männer, die sich „aus Anlaß dieser Fastnachtssitte gemeinsamen Hausfriedensbruches, gefährlicher Körperverletzung und unzüchtiger Gewalt schuldig gemacht hatten".

Zu den alten Fastnachtsbräuchen in unserer Heimat gehörte ferner das sogenannte Barbieren und Lossprechen der Pferdejungen und ihre Aufnahme in die Zunft der „Knechte" sowie das sogenannte Hänsen, das heißt: das Spendieren einer Flasche Schnaps. Die Hauptkondition der Knechtwerdung bestand in der Fähigkeit, einen Doppelzentner Korn schultern und tragen zu können. Mit der sogenannten Lossprechung war die Verleihung der Spitznamen verbunden.

Die Fußwaschung, die Lossprechung und das Hänsen gehören hierzulande freilich längst der Vergangenheit an. Aber das Backen und Verzehren der köstlichen „Heedewigs" (Heißwecken) ist hierzulande noch immer an der Tagesordnung, wenn es wieder Fastnacht wird und die Hoch-Zeit dieser wohlschmekkenden Rosinenbrötchen angebrochen ist.

Die Urheimat unserer „Heedewigs" ist Wolfenbüttel. Dort waren diese feinen Heißwecken schon vor Jahrhunderten das beliebteste Faslagen-Gebäck. In einem alten Dokument wird berichtet, daß „die aus feinstem Mehl und Milch gebakkenen Brötchen, die die Gestalt eines Kreuzes hatten, trocken oder mit Butter beschmiert zur Fastellage als Vorkost verspeiset wurden".

Die „Heedewigs" werden in unserer Heimat nach alten Hausrezepten gebakken. In Thedinghausen hat sich ein altes Heedewigs-Brauchtum bis heute erhalten. Dort wird alljährlich am Donnerstag vor Fastnacht im Rahmen einer Bauern-Kör ein altes Spiel um diese Heedewigs veranstaltet. In diesem Jahre wird das sogenannte „Heedewig-Fipsen" im Zeichen des Gedenkens an die Schaffung der ehemaligen braunschweigischen Exklave Thedinghausen vor genau dreihundert Jahren stehen. Der Heimatfunk von Radio Bremen wird an dieser Jubiläums-Festlichkeit teilnehmen und später ein Bauern-Kör-Feature (Hörbild) ausstrahlen.

Kurt Asendorf

Brauchtum und Mythologie

Zum Jahreswechsel und der Folge

730004

Das neue Jahr galt bei allen indogermanischen Völkern als „Auferstehung" im beginnenden Frühling. Der Frühlings-Vollmond wurde errechnet und die Zeit für den Jahreswechsel bestimmt. — Der Begriff des Jahres selbst entstand aus dem dinglichen Denken der Bauern, die ihr Erleben in die Zeit einordneten. Ursprünglich bedeutet das Wort „Jahr" „Frühling" (altgerm. gear; germ. jera; engl. year; slaw. jaro = Frühling). — Eisriesen bedecken Seen und Flüsse, sie bringen die große Kälte, alles erstarrt. Die Frostmilderung bringt dann oft auch noch den meisten Schnee. Ja, die Eismänner (Pankratius, Servatius, Bonifatius und die „Sopherl") verlieren ihre Macht endgültig erst im Wonnemond Mai.

„Hornung"

Der Eismond weicht dem Hornung, der die klirrende Kälte brachte und auch Mittwinter heißt. In den Listen mit den deutschen Monatsnamen zur Zeit Karl des Großen ist „Hornung" bereits ein altüberlieferter Name gewesen. Die Herkunft des Wortes hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß in dieser Jahreszeit die Hirsche ihre Geweihe abwerfen und das neue Horn zu sprießen beginnt. Den Bast der Geweihstangen schabt der Hirsch ab. Diese Schicht enthält ein Zeugungshormon (testosteron proprionat), dessen zur Paarung anregende Wirkung jedem Jäger wohlbekannt ist. In China ist dieser Bast einer der ältesten Bestandteile der Apotheken, in denen er sogar mit Gold aufgewogen wird. — Auch in der deutschen Volksheilkunde spielte früher das Horn eine gewichtige Rolle. Daß z. B. in unseren Alpen der Steinbock fast vom Aussterben bedroht ist, ist darauf zurückzuführen, daß diesen Tieren wegen der begehrten „Droge" unbarmherzig nachgestellt wurde.

Kirchentänze

Das Fest der heiligen Weihe-Nächte, der Zeitenwechsel von Alt und Neu, war nicht nur Brauchtum, es war mit der Vorstellung verbunden, „wundervoll" und zauberkräftig zu sein. Der hohe sittliche Ernst lag nicht nur im Einhalten der geheiligten Bräuche, sondern auch in dem Wunsch und göttlichen Auftrag, ihren Teil zur Fruchtbarkeit des kommenden Jahres durch Handlungen zu fördern, wie sie von den Göttern im Ur-Zustand der Schöpfung ausgeführt worden sind. — Fruchtbarkeitszauber, Ernte und Tanz (Tenne!) stehen in engem Zusammenhang mit dem Weihnachts- und Neujahrsfest. In diesen Kult waren sogar die Toten miteinbezogen. Der Tanz in Kirchen und auf Gräbern, die Toten zu ehren, sie am Tanz der Lebenden teilnehmen zu lassen, war noch im Mittelalter allgemeine Sitte. Gemeinschaftstänze zur Weihnachtszeit sind uns aus Reval (1515), aus Riga (1539) u. a. Orten bekannt. Sie sind uns vor allem durch kirchliche Verbote überliefert. — Die römischen Priester wollten die deutsche Jugend hindern, ihren Ahnenkult zu erfüllen!

Der Straßentanz zum Jahreswechsel war nicht immer von den gleichen Vorstellungen erfüllt. Was für weit zurückliegende Zeiten volle Gültigkeit hatte, wird nach Jahrhunderten weniger „wild", aber immer noch die alte Fruchtbarkeit betonend, begangen. Dazu erwähnt sei die „Damenwahl" bei den heute fast schon obligaten Frühlingsbällen.

In Österreich tanzen die Wiener in der Neujahrsnacht, sobald es Zwölfe schlägt, auf dem alten Friedhof von St. Stephan. Das ist ganz genau in der Zwischenzeit, der Weile, in der die Zeit gleichsam stille steht, zwischen dem vergangenen und dem kommenden Jahr. Jeder wünscht jedem ein glückliches neues Jahr und spricht: Zum Wohlsein! (Pro sit!). — Doch das Trankopfer selbst, das einst dazugehörte, ist vergessen. Man trinkt zwar, weiß aber nicht mehr warum.

Der Punsch

Dieses Trankopfer wurde zur gleichen Jahreszeit in Griechenland und in Indien bereitet und aus dem gleichen festlichen Anlaß, der Jahreswende, kredenzt. In ganz Deutschland ist der Trank aus fünferlei Zutaten seit alters her bekannt und beliebt. Zu Goethes Zeiten hieß er bei den Studenten auch „Krambambuli". — Es ist der aus Wein, Tee, Honig, Weinbrand und Zitronen zubereitete „Punsch".

Im antiken Griechenland bekam der Sieger im Weihnachts-Wettlauf als Preis den Fünftrank, die „pentaploa" (griech.: penta = fünf), im Pokal. — „Pantscha" ist das iranische und indische Zahlwort für „fünf". Die Engländer übernahmen im Zuge ihrer Kolonialisierung Indiens Wort und Getränk „verpanschten" es zum „Punsch" und ich, ich kann jetzt die günstige Gelegenheit nützen und mit meinen lieben Lesern — mit einem Gläschen „Fünftrank" — auf ein glückliches und segensreiches neues Jahr anstoßen!

MICHAEL DAMBÖCK

730005

Erinnerungen an alt-niedersächsische Fastnachtsbräuche

Fastelabend, das auf sieben Wochen vor Ostern fallende, heute immer noch recht lustig und freudig begangene Fest, wurde schon bei unseren niedersächsischen Vorfahren vor allem auf dem Lande von alt und jung nach alter Sitte recht ausgiebig gefeiert.

Bis etwa an die Jahrhundertwende heran mußten die Mägde zur Winterszeit fleißig spinnen. An diesen Spinnabenden ging es stets munter zu. Der sogenannte Faselawend bildete dann den noch lustigeren Abschluß. Er dauerte drei Tage, von Montag bis Mittwoch, dem Aschermittwoch.

Darüber berichtete um die Jahrhundertwende der niedersächsische Brauchtumsforscher Ernst Bock (Letter). Am Montagmorgen wurden von den Knechten und Mägden nur die nötigsten Arbeiten verrichtet. Mittags stärkte man sich gemeinschaftlich aus einer großen Schale, der sogenannten Kaltschale, kurz als „Koschale" bezeichnet. Diese wurde aus Braunbier und Branntwein hergestellt, worin man Honigkuchen oder Weißbrot brockte, auch Rosinen durften darin nicht fehlen. Dann gab es ein kräftiges Essen: Schweinskopf mit Sauerkraut.

Die jungen Leute zogen ihr Sonntagszeug an, und bald ging es mit Mausik, dem Treckebüdel, ausgerüstet mit bunt geputzten Fuhbüschen, handlichen Tannenzweigen, von Hof zu Hof. Wehe dem jungen Mädchen, das sich nicht schon schleunigst in Sicherheit gebracht hatte! Es wurde von den Jungkerls tüchtig gefuht, mit den Fichten oder Tannenreisern geklopft. Denn je besser das Fuhen besorgt wurde, um so ertragreicher sollte im kommenden Sommer der Flachs geraten, so glaubte man es wenigstens seit altersher.

Da gab es natürlich ein lustiges Suchen und Kreischen im Hause. Das gefuhte Mädchen mußte dem siegreichen Burschen ein buntes Band für seinen Fuhbusch stiften. Diese suchten nämlich ihren Stolz darin, möglichst viele dieser Bänder zu erobern. War man überall im Dorf gewesen, dann ging es zum Fastnachtstanz. Dieser fand im Wirtshaussaal statt. Wo es in einem Dorfe keinen gab, pflegten die Bauern der Reihe nach bereitwilligst ihre grote Deele zur Verfügung zu stellen. Bis in den Morgen hinein blieb das Jungvolk hier vergnügt zusammen.

Der Dienstagvormittag diente meist der Ruhe, es fanden sich aber immer noch Unentwegte, die diese Zeit zu „einem Sluck, einer Piep Tobak un een tüchtigen Klönsnak" benutzten. Dies taten übrigens auch die Alten, sie wollten doch auch noch etwas vom Faselawend haben. Der Jugend hingegen gehörte der Nachmittag und Abend wiederum zum unentwegten Tanz.

Der Fastnachtskeerl wurde begraben

Am Mittwoch war man des Tanzes endlich müde, es wurde nur noch nachmittags nachgefeiert, indem man den „Faselawendkeerl" begrub. Dies ging folgendermaßen vor sich: Einer der jungen Burschen wurde mit vielfarbigen Flikken bunt als Faselawendskeerl ausstaffiert. Dann führten ihn die ebenfalls kostümierten „Utkleeders" unter Vorantritt des Treckebüdels mit allerlei ausgelassenen Albernheiten von Hof zu Hof. Hier erhielt man freudig Würste, Schinkenstücke, Eier und zuweilen auch etwas Bargeld. Hatte man schließlich das ganze Dorf „abgeklappert", wurde der Faselawendkeerl begraben.

Auf einem freien Platze im oder vor dem Dorfe trafen sich die Bewohner, ob alt, ob jung. Eine tiefe Grube wurde gegraben und darin eine Strohpuppe, die man jetzt in das bunte Flitter- und Flikkerkleid des Faselawendkeerls gekleidet hatte, unter allerlei Scherzen und Neckereien eingeschaufelt. Der Winter war damit symbolisch begraben, die Tage wurden länger, die Arbeit auf dem Felde begann bald.

Nach diesem „fröhlichen Begräbnis" zogen die Deerns und Burschen in den Krug; die eingesammelten Gaben wurden verteilt und verzehrt, man sang und trank, bis einer nach dem anderen genug hatte und davonschlich. Die „Olen" trafen sich gegenseitig zum Kartenspiel, im Krug lud der Wirt am Fastelabend seine Stammgäste ein zu Pökelfleisch und Sauerkraut, und „de Fruenslüd" saßen bei irgendeiner Bäuerin auf der groten Deele zu „Koffi un Kauken", wobei denn das ganze Dorf ausgiebig „bekökelt" wurde. – Unsere altniedersächsischen Vorfahren, deren Alltag sommertags vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend währte, wußten auch ihren Fastelabend zu feiern.

Doch, wie es nun einmal so im Leben war und ist, es gab auch mancherlei Auswüchse, heute, wie „anno dazumal". Das beweist ein „Decretum", das die fürstliche Obrigkeit unter August Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg ec. unter dem 23. Februar 1718 „wider die Fastnachts-Schwärmer" erließ. Darin heißt es:

„Nachdem dem Fürstlichen Consistorio berichtet worden, wasgestalt in denen Tagen der Fastnachts-Woche die Handwerks-Gesellen, auch andere junge Leute, Männ- und Weiblichen Geschlechts, so wol in Städten als Dörffern umher lieffen und ihre Bekannte auch andere zu Spendirung des Brandteweins oder dazu anzuwendenden Geldes nöthigten; Dadurch aber allerhand Uppigkeit und sündiges Wesen veranlasset wird; So hat man vermittelst dieser alljährlich Domin. Quinquag. (Sonntag quinguagesimä -siebenter Sonntag vor Ostern) von denen Ganzeln zu publicirende Verordnung solches hiemit ernstlich untersagen und etnem jeden, daß er sich vor dergleichen Umlaufen auch allen Fastnachts-Gelagen hüten solle, verwarnen wollen: Allermaßen jedes Orts-Obrigkeit die Contravenienten, auch die Wirthe, so dergleichen Gelage in ihren Häusern zulassen, deßwegen zu bestraffen hat." –

Gerhardt Seiffert

Zu Fastnacht wurde gefuht und gepitscht

Unsere Vorfahren feierten so unbeschwert, daß vom kaltblütigen Norden keine Rede sein konnte

Bei unseren niedersächsischen Vorfahren wußte man die Fastnachtstage schon recht froh und munter zu begehen. Man vermag es kaum zu glauben, daß auch bei uns, in dem angeblich „so kühlblütigen Norden", zu jener Zeit die Volksseele zuweilen zum Überschäumen kam.

Das beweist uns heute noch ein über vierhundert Jahre altes niedersächsisches Edikt der hohen Obrigkeit, in dem es 1567 unter anderem lautete:

„Mandat und Ordnung wie es in den Fastelabenden in der Nachbarschaft und sonsten mit dem Mumenschantzen zugehen soll gehalten werden: So tun unsere gnädige Fürsten und Herren hiermit ernstlich gebieten, daß keiner ohne Rock oder Mantel in blossen Hosen und Wams tantzen noch die Frauens-Personen verdreien oder werffen, sondern Jeder züchtig tantzen und sich der Leichtfertigkeit enthalten solle.

Zum anderen soll auch auf einer Nachbarschaft nicht in die andere, noch sonsten durch die Straßen in der Stadt hin und wider getantzet werden, sondern eine jede Nachbarschaft soll bei sich bleiben.

Wer der Anordnung zuwider handelt, der soll so oft er es tuet, dem Herrn einen Gulden und die Nachbarschaft drei Groschen zu Straf geben, oder einen Tag und eine Nacht für solche Straf im Gefängnis sitzen . . ."

Auch die Polizeistunde scheint man in diesem fürstlichen Rescript festgelegt zu haben, denn es heißt zum Schluß: „Es soll auch derjenige, in dessen Haus die Nachbarn sitzen, das Recht haben, zu sechs Uhren in der Früh auf den Tisch zu schlagen und damit die Nachbarn aufzukündigen. Es soll auch in diesem Haus den Nachbarn darnach kein Bier länger gezapfet werden."

Für den bäuerlichen Mummenschanz, so ist überliefert, wurden die merkwürdigsten Gewänder und Masken gewählt, je greulicher und grotesker, desto schöner fand man sie. Möglichst urwüchsig und phantastisch, das war die Hauptsache, es erhöhte die Festesfreude. –

Die Fastnacht der Jugend, die an den Trinkgelagen, wildem Treiben und den tollen Vermummungen nicht teilnehmen durfte, sah am Fastnachtmontag ihren Scherz darin, von Haus zu Haus, Gehöft zu Gehöft zu ziehen, um mit allerlei Kurzweil, Wünschen und Sprüchen Gebäck, Wurst, Obst oder kleine Münzen zu „heischen".

Da gab es einmal „das Fuhen". Schon am frühen Morgen des Tages zog man aus, um die Langschläfer mit dem „Fuhbusch", meist einem Stechpalmenzweig, zu fuhen, also zu kitzeln. Dazu sang man dann: „Fuhje, fuhje Fastelawend, möchte gern een Prilleken hawen. Een Prilleken is tau wennig, nehme lieber twee Pennig!" oder auch: „Fu-e, fu-e eeren, wat wilt ju mik bescheren? Appel oder Beeren? Geld nehm ick ok geeren!"

Am Fastnachtsdienstag hieß es dann „Hede-wecken pitschen". Dazu benötigte man die „Fastnachtsruten", die von den Kindern schon lange vorher mit großem Eifer aus Weiden- oder Wacholderzweigen hergestellt und mit buntem Papierflitter geschmückt wurden. Dann zog man in Scharen zu Freunden, Bekannten und Nachbarn los, um „Hede-wecken", heiße Wecken, zu „pitschen". Überall wurden sie gern mit den warmen, süßen, mit Rosinen gefüllten Semmeln beschenkt.

Am Aschermittwoch gab es dann in den verschiedenen Gegenden unserer Heimat auch noch die „Aschermittwoch-Kringel oder -Bretzel" in Form verschlungener Arme.

Bei all diesen Bräuchen umringte die erwachsenere Jugend zuweilen auch die jungen Frauen und Mädchen, die sich statt des Gebäcks mit einem Rundtanz, oder einem Küßchen gar, freikaufen mußten. Dabei kam es vereinzelt zu Zwischenfällen, gegen die schon um 1750 behördlicherseits eingeschritten wurde.

Gerhardt Seiffert

Deutsches Brauchtum zur „Fasenacht“

Ein Vorfrühlingsfest unserer Ahnen

730007

Bei unseren germanischen Vorfahren gingen erst mit dem 5. im Eismond (Januar) die „heiligen Weihenachten“ zu Ende und mit dem „Huller“- oder „Perchtentag“ (dem Dreikönigstag) nahm gleichsam das „neue Jahr“ seinen Lauf. Die „Fasenachten“, die Zeit des Fasens und Rasens, des Austollens, des Lärmens und des ausgelassenen Lebens in Lust und Freude, geriet in Fahrt . . .

Einst war nach uraltem überliefertem Volksglauben der Wind, der Frise, der Atem Gottes; er galt, wie der Atem des Menschen, als untrügliches Zeichen des Lebens und war somit nach Ausdeutung des Volkes Seele und Geist. Wir kennen die „Windsbraut“, wenn auch nur noch dem Namen nach, die der verliebte Fasold verfolgt. „Fasold“ heißt ja wörtlich: der „Sturmgewaltige“ und gehört zu den Urriesen der germanischen Götterwelt unserer Vorfahren.

In der mittelalterlichen Sagenwelt begegnen wir ihm wieder als Vasolt, dem Bruder Eykes und Gegner des Dietrich von Bern, der heute noch in der Vorstellung der Oberbayern weiterlebt, denn es ist ihr „Wasemann“, der seine Heimstatt in dem Berg am Königssee hat, der nach ihm auch „Watzmann“ heißt. Aus ihm stürmt er von Zeit zu Zeit an der Spitze des wütenden Heeres heraus. Anderswo nennt man ihn den „Wilden Jäger“, hinter dem Wodan steht, der ja selbst als der „Wehende“ gedeutet wird.

Die Ableitung beziehungsweise die Auslegung von „faseln“ für das tolle Fasenachtstreiben ist somit sinnwidrig, denn „fase“ und „faseln“ haben trotz ihrer Ähnlichkeit nichts Gemeinsames. So besteht zwischen dem „Faselhans“ und dem „Hanswurst“ ein gewaltiger Unterschied: denn der Faselhans will durchaus ernst genommen sein und will, daß man seine Ungereimtheiten, seine „Faseleien“ glauben soll und nicht darüber lacht, während der Hanswurst, der bewußt tolle Streiche ausheckt und Narreteien vollführt, will, daß man darüber lacht.

Gemeingut der Germanen war der Glaube, daß die im Urgrunde des Seins ruhende Gottheit sich im Atem offenbart. Dieser Atem oder Vase ist der Schöpfergeist alles dessen, was war, ist und sein wird. Herrschte im Winter der vernichtende Zorn des Wettergottes, so begann sich im Vorfrühling, zur Fasenachtszeit, der lebenerweckende Hauch Gottes zu regen und die vom klirrend kalten Winter gepeinigten Menschen blickten sehnsüchtig nach dem ersten Lebenszeichen, dem Seidelbast, aus. Wenn seine Knospen sprangen, dann umschmeichelte der Fase, der Atem, werbend die erwachende Erde (Gerda). Beiden zu Dank und Ehren feierten dann unsere Altväter nach Sitte und Brauch ihrer und unserer Ahnen „Fasenachten“.

Das waren also Tage der Freude über die nahende Befreiung der jungfräulichen Erde (Gerda) aus den Fesseln der eisigen Reifriesen. Unsere Vorfahren konnten sich in der sinnbildlichen Darstellung dieses sich immer wieder vollziehenden Lebenswunders nicht genug tun: der Königssohn kommt und sprengt den gläsernen Sarg, das Schneewittchen erwacht; der Ritter in strahlender Rüstung erstürmt den Glasberg und befreit die gefangene Jungfrau, das Dornröschen, mit einem Kuß.

Siegfried dringt durch die Waberlohe, löst den Panzer Brünhildens und rüttelt sie aus ihrem Zauberschlaf. In immer neuen Wendungen feiern so unsere schönen deutschen Sagen und Märchen die Ankunft des Frühlings, doch immer steht im Mittelpunkt die Frau, die Mutter, die bei unseren Vorfahren immer in hohem Ansehen stand und in tiefer Verehrung gewürdigt wurde.

Nach den Muttertagen wurde die Frau wieder gefügig und vom Manne mit der Lebensrute, einem knospenden Zweig, mehr oder weniger sanft „gepfeffert“, um die im Zweig schlummernde Lebenskraft auf sie zu übertragen. Burschen war es erlaubt, säumige Mädchen am Fastnachtsmorgen mit der Rute zu wecken. Die Frau war sich in dieser Zeit ihrer absonderlichen Kraft bewußt und suchte sie auszunutzen. Hatte sie schon zuvor Stuben, Kammern und Ställe gesäubert, so umschritt sie nun Haus und Hof im feierlichen Umgang. Besonders aber kam es ihr darauf an, die ihr innewohnende Fruchtbarkeit auf die Felder zu übertragen.

Sie hüpfte vom Tisch: je tiefer der Sprung, desto höher wurde im Sommer der Flachs. Sie streute Asche, die dem Fasenachtsfeuer entnommen war, auf Äcker, Felder und Wiesen und legte großen Wert auf Flurumgänge. Namentlich jungen Frauen und Mädchen wurden bei diesem Brauchtum besondere Kräfte zugesprochen. Sie zogen auch — wie es heute noch vereinzelt geschieht — mit dem Pflug die erste Furche in der Länge oder auch in der Umfassung des Ackers.

Ihre höchste Weihe aber erhielten die Flurgänge mit dem Umzug der Göttin Nerthus. Sie wurde von unseren Volksgeschwistern an der Waterkant als Inbegriff des Wachstums, der Fruchtbarkeit und als Erdmutter verehrt. Alljährlich stieg sie, wie uns Tacitus berichtet, im Vorfrühling aus den vom Eise befreiten Fluten des Nordmeeres, um die Fluren zu segnen und gegen das Meer zu fahren, als Zeichen, daß die Schiffahrt wieder beginnen könne.

Der ursprüngliche Wagen, in dem Nerthus zu Wasser und zu Lande fuhr, bestand in einem auf den Räderkarren gesetzten Schiff, wie ihn die Irländer heutzutage noch benutzen. Das mit fröhlichem Umzug des Schiffskarrens, des Schiffs oder des Wagens allein begangene Vorfrühlingsfest der „Fasenachten“ galt somit dem Wiederbeginn der Schiffahrt und des Ackerbaus. Dieser Schiffswagen, der Carrus Navalis, hat dem Karneval den Namen gegeben.

Der heutige Mummenschanz hat leider den ursprünglich gottümlich-mythischen Sinn in Unsinn verkehrt. Tieferen Sinn hat das Bild vom „Prinz Karneval“, der den jungen, sieghaften, nun bald einziehenden Frühling verkörpern soll. An seiner Stelle dachten sich unsere Altvorderen das Bild der Gottheit, die sie verehrten. Der heutige Karneval entspringt nicht mehr der natürlichen Lust und Freude über die sich regende, lebenerweckende Schöpferkraft des Atems, des Fasens und Zeugens, sondern der Vergnügungssucht nach ungezügelter, sinnlosester Ausgelassenheit, wobei der Hanswurst oder Harlekin das Abbild des scheidenden Winters darstellen soll, weshalb er sich auch — weiß gekleidet und gepudert — besonders traurig mitten im übermütigen und farbigen Trubel des Karnevals ausnimmt.

Die Pritsche ist das Sinnbild des Zweiges, der Lebensrute, mit der Prinz Karneval, der Frühling, ihn, den Winter, vertreibt. Die Pritsche (Hetzpeitsche) oder Lebensrute, die als uralte Waffe gegen böse Dämonen eine große Rolle spielt, ist umwickelt mit den Lebensfarben Grün und Rot oder ist mit bunten Bändern und Blumen geschmückt. Auch Pritscher (die Wintergarde) und Schwärzer (die Frühlingsgarde) sind im Zuge: ihr tolles Treiben, Verprügeln und „Schwärzen“, das heißt das Zeichnen der Mädels mit dem Male (X) im Gesicht, deuten den alten, alljährlichen Winterkampf mit dem Frühlingsbeginn an.

Unsere völkische Aufgabe wird es bleiben, unsere Kinder und Enkel mit den Ursprungsformen der Fasenachten vertraut zu machen und ihnen altes, gutes Brauchtum zu erklären und zu vermitteln. Vielleicht gelingt es doch einmal, an geeigneten Orten, mit den richtigen, aufgeschlossenen Leuten nach einer Zeit der Übersättigung und des Überdrusses aus dem sinnlosen Karneval wieder gutes, germanisch-deutsches Brauchtum, nämlich arteigene Fasenachten, neu zu gestalten, deren Grundzüge Frohsinn, Übermut und Tanz echte Lebensfreude in treuer Volks- und Bodenverbundenheit widerspiegeln.

Der Fasching (fascinum) kam aus dem Morgenland und ist dort ein Fest der Freiheit und Gleichheit. Die ähnlichen Bezeichnungen Fasnet und Fasing sind landsmannschaftlich bedingt.

Der „Kölner Karneval“, der alle deutschen Großstädte beeinflußt hat, ist eine — erst seit 150 Jahren bestehende — Neuschöpfung unter Verwendung alter Bräuche, aber kein eigentlicher Volksbrauch. Wertvoller erscheinen hier die noch bekannten, wenn auch nicht mehr ausgeübten Bräuche der kleineren Rheinstädte und Dörfer, von denen sich aber bislang noch kein Gesamtbild gewinnen ließ.

Die Kirche hat das Wort „fase“ in „fasten“ und „Fasenacht“ in „Fastnacht“ umgedeutet. Ihr kam dabei der Umstand zugute, daß in der „Fasenachtszeit“ nicht nur die Säuberung von Haus und Hof, sondern auch die körperliche Reinigung kam, die mit Fasten verbunden war. „Fastnachten“ bedeutet aber nicht nur „eine Nacht“, sondern wie „Weihenachten“ eine ganze Reihe von Nächten. Der Widersinn der Fastnacht tritt hier klar zutage, wenn man bedenkt, daß zu dieser Schlemmerzeit gerade das Gegenteil von „Fasten“ getan wird:

Fasenachts-Speisen

Als die wichtigsten Fasenachtsspeisen sind Kräpfel, Brezeln und Fische zu betrachten. Sinn und Bedeutung erklärt die Volkskunde. Zweifellos ist die Grundform Krapfen aus Karpfen hervorgegangen. Im östlichen Thüringen, im ehemaligen Reuß, bäckt man heute noch Fasenachtskarpfen; denn Fasenachten steht im Tierkreiszeichen der Fische. Der Name ist also mit gutem Vorbedacht gewählt worden. Wenn das Sternbild am weichenden Winterhimmel auftaucht und den Frühling heraufführt, dann sind es die Fische, die aus dem vom Eis befreiten Wasser emporsteigen und vom Wiedererwachen der Natur künden.

Nicht ganz so einfach läßt sich die Brezel deuten, deren ursprüngliche Form der Kringel ist. Der urtümlichen Bedeutung kommen wir jedoch näher, wenn wir auf das Wort achten, das im Althochdeutschen „Brazel" und ebenso heute noch in thüringischer Mundart lautet. Es entspricht dem lateinischen „bracsellum" und bedeutet wie dieses ursprünglich „Armspange". Im Französischen ist „le bras" der Arm und „bracelet" der „Armreif". Die Brezel heißt heute noch da und dort auch „Bäugel", der altgermanische „baug" (von biegen) war der Armring. Noch heute backen die Mädchen in Schwaben, Bayern und Österreich ihren Bewerbern „Funkenringe" und schicken sie ihnen am „Funkensonntag", in Anspielung auf die kraftgewinnende Frühlingssonne, zu.

Ihr zu Ehren wird am Abend auf Bergeshöhe ein Freudenfeuer, der „Fasnetsfunke", angezündet. Wie sich das alles mit dem Backwerk zusammenreimt, lehren uns am besten die Gräberfunde, denn Armspangen gehörten zu den üblichen Beigaben der Bestatteten, waren anfangs kostbar und bildeten das Lösegeld der Erben für den Nachlaß des Verstorbenen. Später wurden sie an Größe, Metall und Kunstwert geringer und deuteten so nur noch den ursprünglichen, wohl aber schon längst in Vergessenheit geratenen Sinn an. Schließlich bildete man sie nur noch in Backwerk nach und gab sie den Verstorbenen als Wegzehrung mit.

So sind alle unsere Jahreslauffeste echte Naturfeste; sie wurzeln in einem artgemäßen Glauben und Erleben und sind poetisch und völkisch im besten Sinne des Wortes zugleich. Einssein, Verwobensein mit den göttlichen Entwicklungs- (Natur)-kräften, das uns Patrioten zutiefst im Blute liegt und durch das wir ergriffen werden.

HANNSWOLF STRÖBEL

Mit Masken und Lärm sollten böse Geister vertrieben werden

Fastnacht im alten Niedersachsen / Von Dr. Dr. Nicolaus Heutger

Was in anderen Gegenden Deutschlands Fasching oder Karneval heißt, war im alten Niedersachsen als Fastnacht wohlbekannt. Mit Masken und Lärm wollte man im alten Niedersachsen die bösen Geister der dunklen Winterzeit vertreiben.

Der Höhepunkt der „Faselzeit" war der Fastnachtsabend. Da wurde gewaltig getafelt. Die Dorfjugend mußte z. B. in Northen „geffeln", d. h. verkleidet z. B. als Hexen und wilde Tiere mit Musik durchs Dorf ziehen und Würste und Eier sammeln.

In Diepenau ist noch heute ein Höhepunkt der Fastnachtszeit die Verbrennung des bösen „Faslamskerls", einer lebensgroßen, strohgefüllten Kleiderpuppe. Im Einbeckschen nannte man diesen Brauch „die Fastnacht begraben".

In dem Dörfchen Sattenhausen im südlichen Kreis Göttingen ist der Brauch des „Lazarusbegrabens" überkommen. Da tragen die Junggesellen des Dorfes eine Puppe zu Grabe. Offenbar ist hier im Mittelalter ein uralter Brauch am Winterende ein wenig verchristlicht.

In die gleiche Richtung geht das spätmittelalterliche „Schoduvellaufen", also das „Schauteufellaufen", mit dem in Hildesheim, Braunschweig, Göttingen, Goslar, Duderstadt und Hann. Münden dargestellt wurde, daß durch Christi Geburt der Teufel gedemütigt worden ist.

Von hier ist es nur ein Schritt zu ausgeführten Fastnachtsspielen, wie sie z. B. aus Hildesheim und Lüneburg bezeugt sind. 1555 ließ im Zeichen des Humanismus der Hildesheimer Rektor Lorenz Möller die Historia der tapferen Judith aufführen. Die beteiligten Oberschüler erhielten zur Belohnung ein „Comoediengeld".

Aus Lüneburg (1544) und Hann. Münden (1546) ist auch ein Moriskentanz (Mauritz-dantzeren) bezeugt, ein aus Spanien importiertes Tanzspiel. In Hildesheim hören wir 1604 auch von einem Schwerttanz der Grobschmiede, für den die braven Männer lange geübt hatten. Im gleichen Jahr ist aus Rüthen ein Schwerttanz der Bauernknechte bezeugt, für den drei Reichstaler Strafe zu zahlen waren, weil dieser uralte Brauch bereits verboten war.

Die Bevölkerung tanzte in der Fastnachtszeit bis zum Umfallen. Ein Mandat der Fürstlichen Regierung zu Celle im Jahre 1567 gebot wenigstens, „daß keiner ohne Rock und Mantel in bloßen Hosen und Wams tanzen noch die Frauenspersonen leichtfertig verdreien oder werfen, sondern ein jeder züchtig tanzen und sich der Leichtfertigkeit enthalten" solle. Es sollte auch nicht durch die Straßen getanzt werden.

Morgens um sechs hatte mit Tanzen und Trinken ohnehin Schluß zu sein. In Goslar wurde 1450 angeordnet, es solle kein Mann in Frauenkleidung und keine Frau in Männerkleidung tanzen. 1527 verbot die Stadt Hildesheim das Tragen von „Larven", also Masken.

benzi bena bluot zi bluoda

Besprechen von Krankheiten

die »schwarze Kunst«, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und auch heute noch geübt wird, ist seit erdenklichen Zeiten in fast allen Landstrichen der Erde bekannt. Nach altem Volksglauben ist die Ursache für Krankheit und plötzlichen Unglücksfall bei bösen Geistern zu suchen, die man durch entsprechende Gegenmittel - wenn man sie weiß - »austreiben« kann. Mit Hilfe von Besprechern glaubte man die höhere Macht nötigen und bezwingen zu können. Je nach den verschiedenen Verfahren und Landschaften nennt man das Besprechen in Deutschland auch Bannen, Böten, Anwünschen, Verschreien, Totbeten und Bischpern. Den Frauen trauten schon die alten Germanen eine stärkere Naturverbundenheit zu, und so lag und liegt die Schwarze Kunst meist in ihren Händen.

Die wenigen Männer aus dieser Zunft sind Schmiede, Schäfer oder Fahrendes Volk, das sich mit allerlei Brimborium in den Mantel des Geheimnisvollen hüllt. Auch sie haben ihre Kunst ererbt, von Familienmitgliedern oder älteren Standesgenossen, die ihnen alte handgeschriebene Heftchen mit Brauchformeln gegen die verschiedensten Krankheiten und Unglücksfälle überließen.

Vom Glauben an die Macht des gesprochenen Wortes über Krankheit und Gefahr berichtet schon die Odyssee, zeugt der Runenzauber Odins in der »Edda«. Die ältesten bekannten deutschen, rein heidnischen Heilzauberformeln sind die Merseburger Zaubersprüche, die um 950 in thürin-

gischer Mundart - ein Mittelding zwischen althochdeutsch und altsächsisch - auf das ursprünglich leere Vorsatzblatt einer aus Fulda stammenden geistlichen Handschrift der Bibliothek des Domkapitels zu Merseburg aufgeschrieben wurden. Sie sind aber wohl viel älter und enthalten Formeln zur Lösung eines Gefangenen und gegen Beinverrenkung eines Pferdes » . . . Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als wenn sie geleimet wären . . .«

Heute sind auch die noch gebräuchlichen Formeln und Sprüche kaum mehr zu verstehen, aber der Besprecher braucht nicht nachzuprüfen, ob sie richtig oder falsch sind, denn sie haben sich für ihn seit zahllosen Generationen bewährt. Eine Bannformel aus Niedersachsen zur Blutstillung lautet: »Brot hungert nich, verbrust nich, verdost nich. All mine dre Wôrte sind wohr. Blot stoh dor! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.« Das Amen fehlt bei diesen »geistlichen« Spruchumrahmungen. Aber die Dreizahl von Personen oder Gegenständen tritt immer wieder auf. In heidnischer Aera bezog sie sich auf drei Götter aus dem Germanenhimmel, in der christlichen Zeit wurde daraus der Name der göttlichen Dreieinigkeit.

Das Besprechen soll vor allem gegen Rose, Geschwülste, Krebsschäden, Brand, blutende Wunden, Zahnschmerzen, Herzspann und Warzen helfen. Es sind dazu mancherlei Vorschriften zu beachten, damit der Zauber wirksam werden kann. Bei Mondwechsel und zunehmendem Mond, zur Geisterstunde oder an bestimmten Tagen des Jahres wie zum Exempel in der Andreasnacht, auch am Freitag ist die Konstellation besonders günstig.

Man ließ es auch nicht beim Besprechen allein, sondern unterstützte die magischen Worte mit allerlei Tätigkeiten.

Wollte man eine Warze lossein, so bestrich man sie mit einer frischen Fruchtschale oder einer Speckschwarte, die anschließend in der Dachtraufe verborgen wurden. War die Speckschwarte oder die Fruchtschale ausgetrocknet oder verwest, mußte auch die Warze verschwunden sein. Zum Bestreichen nahm man mit Vorliebe das Wunderhölzchen zur Hand. Das ist ein einjähriger Wurzelschoß von der Espe, der in der Walpurgisnacht, der Nacht zum 1. Mai, durch einen einzigen Schnitt abgetrennt worden sein muß. Um kleine Kinder vor Krankheiten zu bewahren, zog man sie kreuzweise durch natürlich gewachsene Löcher einer Eberesche.

Mit magischen Sympathiemitteln wurde auch dem Unheil zu Leibe gerückt. Gegen Feuer, Wassernot, gegen Blitz- und Hagelschlag gab es Sprüche und Mittelchen. Zauberkräftige Amuletts sind auch heutigentags noch nicht ganz aus der Mode gekommen und erfreuen sich beim harten Sportsmann ebenso wie beim Baby in der Wiege großer Beliebtheit.

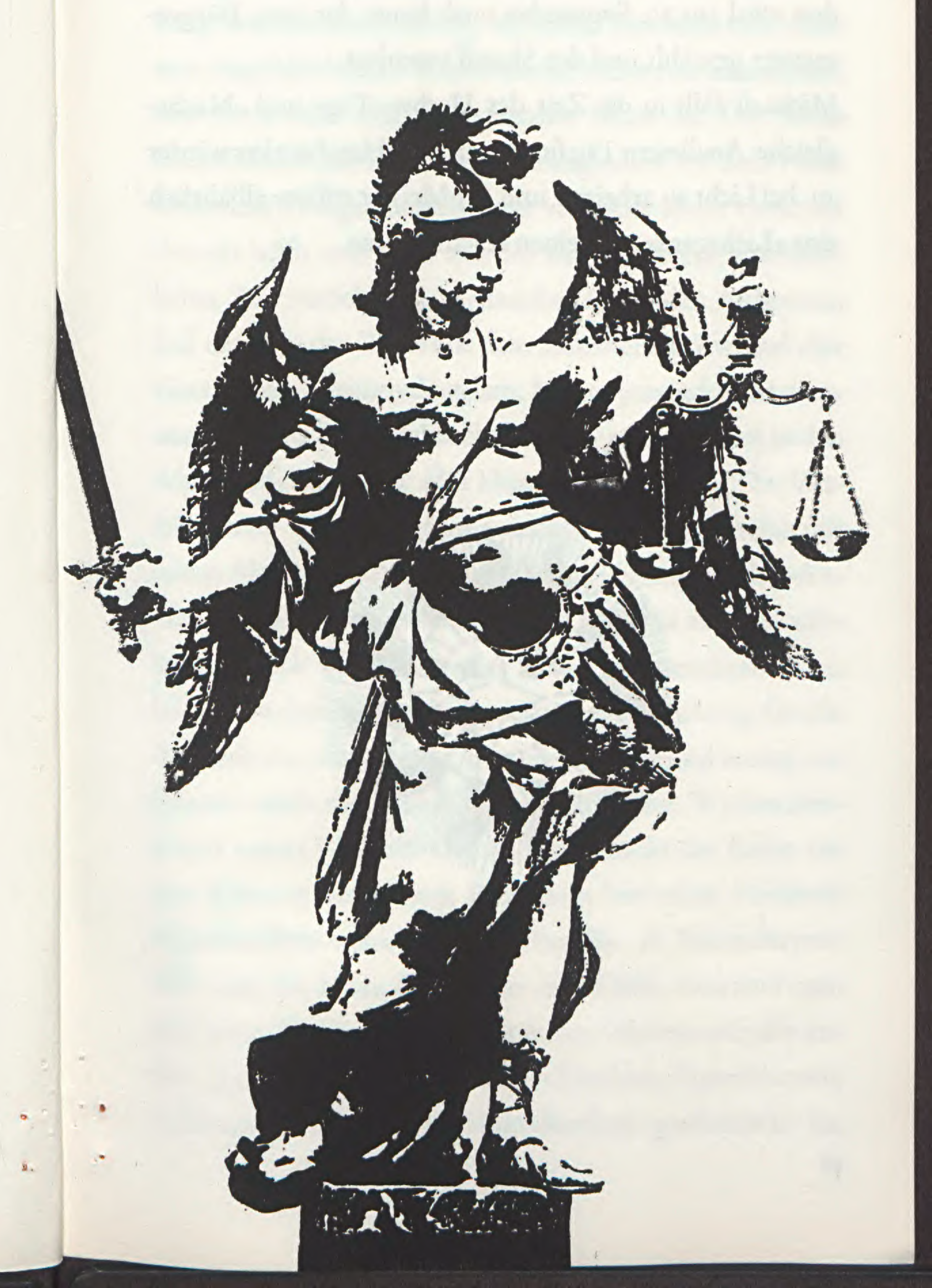
Wie weit solch magische Bräuche verbreitet waren, bezeugt ein Kräuterbüchlein von 1687, das kopfschüttelnd vermerkt: »... es trieben diesen Aberglauben nit allein die alten Weiber, sondern auch vil hoher Leut, die doch sich vor sehr weis und verständig halten ...«



MICHAELITAG

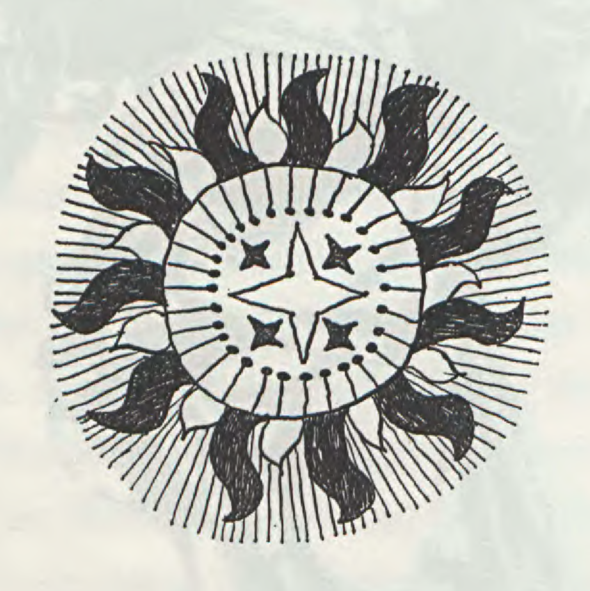
wurde nicht immer am 29. September gefeiert. Einmal war im Mai St. Michaels Namenstag. Im 6. Jahrhundert erbauten die Römer in ihrer Stadt dem Erzengel, dessen Name hebräisch »wer ist wie Gott« heißt, eine Kirche. Die Erinnerung daran sollte für alle Zeiten im Fest der »Engelweihe« am 29. September lebendig bleiben und wurde im Jahre 813 auf dem Mainzer Konzil auch als Festtag für den Heiligen bestimmt. Seit diesem Konzil zu Mainz wurde der Erzengel Michael zum Schutzpatron der Deutschen. Vermutlich hat ihnen ihre große Michaelsverehrung den Namen »deutscher Michel« eingetragen. Burgkapellen weihte man ihm mit Vorliebe, und das Mittelalter kredenzte dem Heiligen den ersten Wein des Jahres als Michaelsminne. Die Kunst bevorzugte ihn vor allen Engeln. Schon in den byzantinischen Mosaiken zu Ravenna tritt er auf. Aber da trug er noch ein sanftes, langes Kleid und unterschied sich kaum von den Erzengeln Gabriel und Rafael. Das 6. Jahrhundert gab ihm das Schwert und später die Ritterrüstung, und ließ ihn gegen den Drachen, der Satans Kennzeichen trug, kämpfen. So flatterte sein Bild auf den deutschen Heerbannern des 10. Jahrhunderts. Unter den Händen Andrea del Sartos, Rafaels und Signorellis erwuchs seine Darstellung zu höchster Kunst und hat zahllose spätere Meister zu immer neuen Schöpfungen angeregt.

St. Michael, der als »Vorsteher des Paradieses« Adam und Eva daraus vertreiben mußte, aber auch die Seelen der Abgestorbenen unter seinen Mantel nimmt und vor Gottes Richterthron führt, verdrängte mit Macht den Wodankult. Nicht von ungefähr verlegte die Kirche seinen Ge-



denktag auf den 29. September, an dem die alten Germanen ihr Thing, die allgemeine Volksversammlung, abhielten, und ihre Fürsten Streitigkeiten schlichteten und Recht sprachen. Diese Sitte hat sich übrigens bis ins Mittelalter erhalten, und bis in unsere Zeit ist Michaeli ein wichtiger Tag für den Stellenwechsel der Dienstboten, für Zinszahlungen und andere Verpflichtungen gewesen. In London wird am 29. September noch heute der neue Bürgermeister gewählt und der Sheriff vereidigt.

Michaeli fällt in die Zeit der Herbst- Tag- und -Nachtgleiche. An diesem Tag fingen auch die Handwerker wieder an, bei Licht zu arbeiten, und der Meister stiftete alljährlich eine »Lichtgans« oder einen »Lichtbraten«.



ERNTEFEST

nennt man in Süddeutschland auch Sichelhenke, weil nun die Sicheln nicht mehr gebraucht werden und bis zum nächsten Jahr aufgehängt werden können. Die Ernte ist Höhepunkt in der Jahresarbeit der Bauern. In Mecklenburg wurden die Arbeiter, vor allem die Mädchen, dazu neu eingekleidet. Im Schwarzwald ziehen sie mindestens eine neue oder frisch gewaschene Bluse an. Das letzte Halmbündel ließ man im Lüneburgischen auf dem Felde stehen als »Vergodendeel«, was vielleicht »Frau Gode ihr Anteil« heißt und noch auf ein Kornopfer aus vorchristlicher Zeit zurückgeht. In manchen Gegenden Altbayerns ließ man bei der Ernte auf dem Acker einen Zwickel »für Gott Vaters Schimmel« stehen. Mähte jemand nicht sorgsam, sondern ließ Grasbüschel stehen, so sagte man in den Alpendörfern, daß er »das Himmiroß fuattere«. Die Verkörperung des Erntesegens dachte man sich früher als »alten Mann«. Ganz sicher spielen hier noch Wodan-Anklänge hinein. In Norddeutschland spukt in vielen Erzählungen noch »de Aule« oder »die Roggenmuhme«. Den letzten Garben haftet eine gewisse Segenswirkung für die Zukunft an, darum hebt man sie gut auf und mengt die Körner unter die neue Saat oder auch am Weihnachtsabend unters Viehfutter. In Schlesien bäckt der Bauer aus den Körnern des »Alten« Brot, dem besondere Heilkraft zugeschrieben wird, für seine Familie. In Niederbayern teilt man die letzte Garbe. Die eine Hälfte bewahrt man mit roten Bändern umwickelt in der Scheune auf; die andere, die ganz besonders schön mit Bändern, Papierblumen, Lebkuchen und allerlei Kinkerlitzchen geschmückt ist,

wird auf offener Tenne verbrannt, und die jungen Burschen springen durch die Flamme.

Sind die letzten Fuder aufgeladen, wird der Erntewagen umkränzt und eine Erntekrone oben aufgesetzt, die nach der letzten Hof-Fahrt vom Kranzmädchen dem Hofherrn mit artigem Spruch überreicht wird. In der Nähe von Marburg wird nach dem Abladen des letzten Fuders ein hölzerner Hahn als Sinnbild der Wachstumskraft am Scheunentore angebracht, und in Böhmen wird ein Mädchen zur »Hahnenbraut« erkoren. In Baden geht es beim Hahnentanz wild her: Oben auf dem Heustall sitzen die Musikanten, und mitten in der Scheune hockt ein lebender Hahn auf der Stange. Über den tanzenden Paaren ist ein Glas Wasser aufgestellt. Beim Drehen der Runden, wenn das Paar genau unter dem Glas Wasser angekommen ist, muß das Mädchen seinen Tanzpartner hochheben — die Badener Maidli sind anscheinend recht kräftig und können das, oder sie suchen sich speziell für diesen Tanz den entsprechend schmächtigen Partner aus — damit er das Glas umstoße. Wem das dreimal gelingt, der bekommt den Hahn zum Verzehr.

Tanzenderweise kann man bei einem Erntefest in Crailsheim im Württembergischen auch einen Hammel gewinnen. Beim »Hammeltanz« ist eine brennende Kerze im Raum aufgestellt, die in ihrem Wachs ein Geldstück verborgen hält. Nacheinander bekommen die Tänzer einen Säbel in die Hand, der reihum geht. Ist die Kerze so weit herabgebrannt, daß das Geldstück herausfällt, so wird dem Paar der Hammel zugesprochen, das in diesem Augenblick den Säbel in der Hand hält. Es ist also ein ausgesprochener Glückstanz. Die Tänzerin bekommt obendrein noch ein seidenes Halstuch. Der Hammel wird kurzerhand ge-

schlachtet, von den Burschen zurechtgemacht und anschließend im Wirtshause von allen Beteiligten vergnügt verzehrt. Nach den üblichen Ernteschmäusen mit Tanz und Spiel fällt man noch über den Erntekranz her, plündert ihn von allem Eßbaren, und die Bäuerin hebt ihn am Ehrenplatz bis zum nächsten Jahre auf.



Drey arme hauß meyd klagē auch/Die yar dinst seind yn herb vñ rauch.



Die Handtwercks Mayd klagt.

Ach liebe Els auff meinen ayd
Wir seind wir arme haußmaid
Von yederman veracht/verschmächt
Seind doch auff alle settel gerecht
Ein ganczes jar vmb klainen lon
Wo ich etwas zů prechen thon
So thůt man mirs am lon abschlagē
Sol ich dann von der arbait klagen
Da treibt man mich ab wie ain pferd
Inn der ku chen vnd vmb den herd
Mit fegen praten / sieden vnd kochen
Mit betten keren vber dwochen
Ich sey geleich gsund oder schwach
Da fragt mein Fraw gar nichtē nach
Ich můß stets ligen inn der aschen
Die wochen halbe můß ich waschen
Dem maister fraw kinden vnd knechtē
Vnd bin zwar erst haim kumen nechtē
Vmbhangen binden vnde formm
Mit eyßzapffen schier gar erfroren
Klapperent als het ich an ain panczer
Meine frawē het nit kleckt ein ganczes
Jar lon/zů thůn ain solche wesch
Vnd dunckt sich doch mit arbeit resch
Ja mit essen/trincken vnd schlaffen
Vñ schreit doch vber mich laut waffen
Ich sey zů faul vnd gar kain nütz
Derhalb so bin ich so vrdrütz
Ich wil heyraden/waß ratest du.

Eins Burgers vnd Mayd

Ach liebe Gred so hör mir zů
Es ist wol recht vnd eben war
Doch hab ich auch ain hertes jar
Mein dienst sam inn ainer Claus
Ich dörfft nit schmeckē auß dem hauß
Das mir doch ferd offt ward vergindt
Weil ich bey meinem maister dient
Yetz hab der Herren ich so vil
Yeder vber mich herschen will
Fraw/tochter/schnür/ vñ auch schwiger
An der yede hab ich ein krieger
Vnd ob ich geleich thů ainer recht
Wirdt von der anderē ich verschmächt
Am Feirtag thůnd sy mich fretten
Mit goller vnd mit hauben gletten
Wann sy gen kirchen wöllen brangen
Můß ich daun mit jn sein behangen
Man möcht dieweil gerüstet han
Ein Krönlein stecher auff die ban
Dann můß ich arme blosse dieren
Inn der Kirchen bey jn erfrieren
Můß jn dann jr klaider auß reiben
Vnd die nacht bey den kinden bleiben
Mit wenig schlaffen/früe auff ston
Den halben tag inn der stat vmb gon
Damit zerreiß ich schůch vnd klaider
Vnd das ich schier gee nackend layder
Hab gleich so wenig als du
Darumb mein Gred so rath darzů
Wie mirs auff Liechtmeß greyffē an
Ich het lust zů nemen ain Man.

Die Bauren Mayd klagt.

Jr zwů klagt vngeblewen arß
Dieß nicht will glauben die erfars
Auff dem dorff hab ich hartes leben
Mit schwerer arbeyt vnd darneben
Sumer vnd winter wenig zů schlaffen
Mit küen/sewen/genß vnd schaaffen
Mit melcken/putern/misten/ strewen
Mit grasen/schneyden/preyten/hewens
Mit brechen/hechelen/ hanff vnd flach
Vnd als was auß der erden wachs
Můß arbayten inn wind vnd regen
Essen doch grobes brot allwegen
Gar selten fleisch nur milich vnd prey
Schaut nun welcher dienst herter sey.
Die soll jr nemen ainen man
Derhalb solt ichs am ersten than.

Anthoni Formschneyder zů Augspurg

GESINDEBRÄUCHE

gibt es heute nicht mehr, weil es kein Gesinde mehr gibt! In der Stadt spricht man von Raumpflegerinnen, und auch auf dem Lande umschreibt man die bezahlten Männlein und Weiblein, die man früher Gesinde nannte, was ihrer Ehre keineswegs Abbruch tat. Gesinde — Gesindi — bedeutet im Althochdeutschen nämlich Reisegefolgschaft. Aber heute sind auch Hirten, Knechte und Mägde Hausangestellte. Sie gehören kaum mehr zur Familie. Dafür haben sie einen Tarif, und Dienstantritts- und Austrittstermine sind nicht mehr im Jahreslauf festgelegt. Man geht und kommt, wie sich's eben ergibt. Lichtmeß am 2. Februar und Michaeli am 29. September haben keinerlei Bedeutung mehr.

Früher war auch das Leben der Knechte und Mägde fest in Sitte und Brauch eingeschlossen. Es gab sogar einmal einen regelrechten Gesindemarkt, wo sich Knechte und Mägde in Reih und Glied aufstellten und der Hausherr sich die Passenden aussuchen konnte. Das Einstellen wurde durch gemeinsames Essen und Trinken bekräftigt. Es war wichtig, den neuen Dienst am Dienstag oder Donnerstag anzutreten. Montag, Freitag oder Samstag galten als unglücklicher Beginn.

Mit einem Spruch trat die neue Magd ins Haus und schloß die Türe rückwärts, um »kein Heimweh zu bekommen«. In den Alpendörfern gibt es viele Bräuche und Sprüche gegen das Heimweh, auch das Wort selbst stammt ursprünglich aus der Schweiz. Salz oder Erde von daheim in den Rocksaum genäht ist ein gutes Mittel. Die Zuhausegebliebenen gießen den jungen Burschen und Mädchen ein Glas Wasser nach, wenn sie in die Fremde gehen.

Damit sie lange im Dienst bleiben, muß die Magd um den Herd herumgehen und in den Rauchfang schauen und der neue Knecht in den Topf oder nach dem brennenden Feuer im Herde sehen. Gab es dann doch einen Stellenwechsel zu Lichtmeß, Georgi (23. April), Jakobi (25. Juli) oder Michaeli, so bekamen sie zum Abschied ihr Schlenkelbrot; denn die Tage zwischen den Diensten hießen die Schlenkeltage und wurden fröhlich genossen. Man putzte sich, ging mit seinem Schatz ins Wirtshaus und kaufte sich gegenseitig auf dem Schlenkelmarkt etwas Schönes. Offiziell waren die Schlenkeltage eingerichtet worden, »falls ein Dienstbote etwa sein Gewand zu bessern oder sonsten anders zu seiner Notdurft zu verrichten hatte«.

DER TSCHIROLER

hat mit dem Tiroler nichts zu tun. Er ist ein Kartoffelerntebrauch des Erzgebirges. Die Höhenrücken dort sind karg und geben nicht viel mehr her als Gras und Kartoffeln. Aber auch diese sind alljährlich in Gefahr und müssen oft im September oder Oktober nach frühzeitigem Schneefall aus dem hartgefrorenen Boden geerntet werden. Um sie nicht noch mehr der Kälte auszusetzen, luden deshalb früher die größeren Bauern alle Jungen und Mädchen des Dorfes zum »Tschiroler« ein. Ganz schlicht ausgedrückt hieß diese Einladung, die jungen Leute sollten ihm bei der Kartoffelernte helfen, ohne dafür klingenden Lohn zu fordern. Die meisten brachten ihre Erdäpfelscharrer selbst mit und machten sich trotz blaugefrorener Nasen und Hände einen Spaß aus der Arbeit, die auch nicht allzu genau genommen wurde. Weil die Arbeit freiwillig war, ging es lustig zu. Am Abend winkte dann allen Beteiligten ein gutes erzgebirgisches Nachtessen. Der Hausherr mußte einen Harmonikaspieler engagieren, und nach dem obligaten Kaffeeschlürfen als Mahlzeitabschluß begann der Tanz. Zuletzt tischte die Hausfrau noch einen Punsch, den »Tschai«, russischen Tee, auf, und mit »Dankeschön fürs Arbeiten« wurde das junge Volk aus dem »Tschirolerhaus« entlassen.



LIEBE

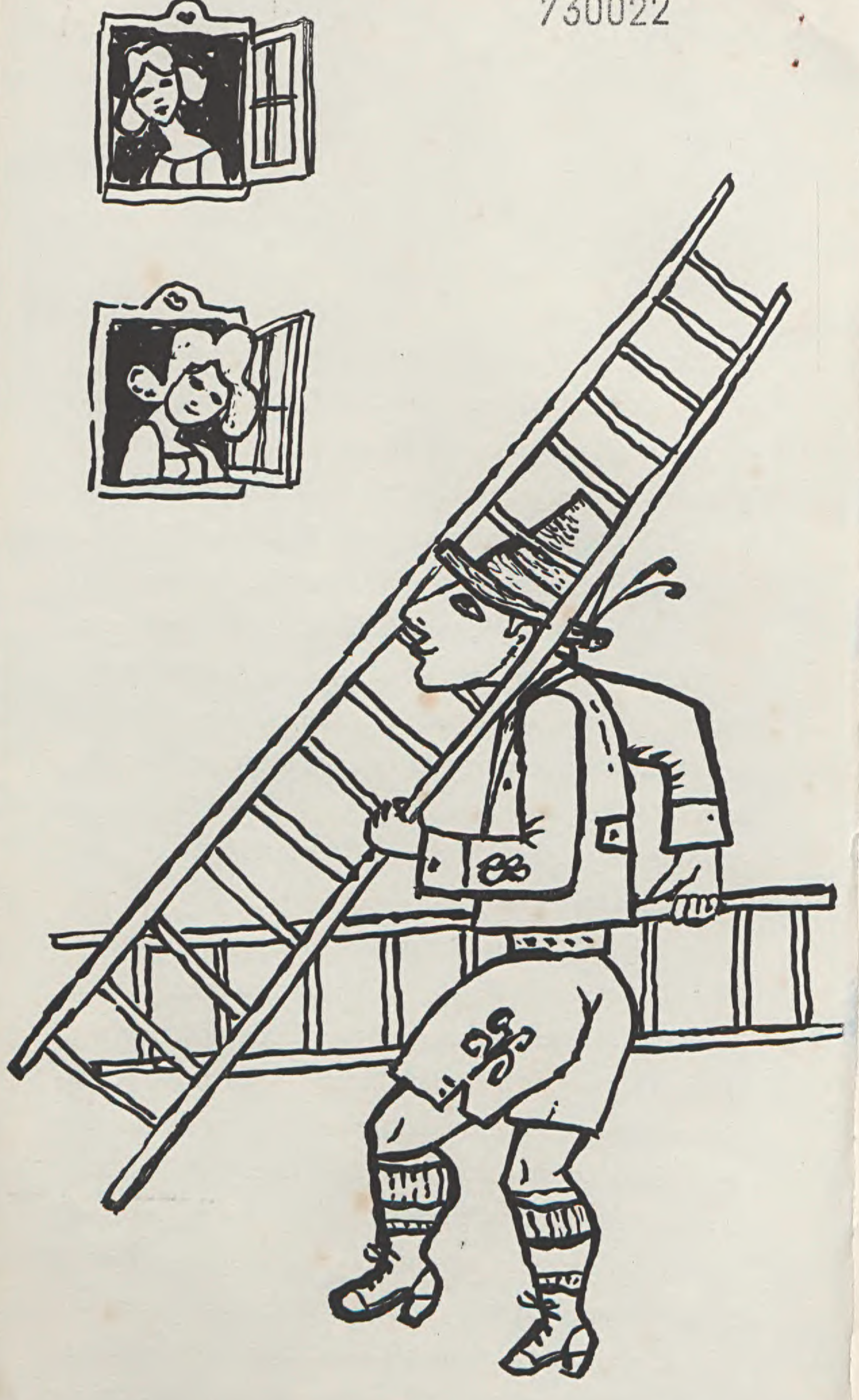


Die Duxer aus dem Sudetengau hatten eine eigene Art, ihres Mädchens Liebe zu erforschen. Das lange Ende ihres »Kuipech« (Kau-Pech), das ihnen ständig zwischen den Zähnen saß, hing auch während des Tanzes zum Munde heraus. Das nahm der Bursche zum Anlaß, sein Mädchen zu bitten: »Beiß mer aft ocha!« Das zärtlich verliebte Ding ließ sichs nicht verdrießen und biß kräftig ab, was ihrem Schatz wie ein Kuß galt. Fand sie aber Ausflüchte und konnte sie der Sache keinen Geschmack abgewinnen, so wußte er, daß es mit ihrer Liebe auch nicht weit her war, denn

»Magst du nit mei Mummla (Gekautes),
So hast du mi nit lieb«.

In der Eifel ist die Sache einfacher. Der junge Mann setzt seiner Liebsten eine Flasche Wein auf den Tisch. Holt sie die nötigen Gläser hinzu, so steht der Liebe nichts mehr im Wege. Der rheinische Bursch klopfte gleich an die Schlafzimmertür seines Mädchens. Blieb es dahinter stumm, war auch die Zuneigung dort nicht zu Hause.

Das Fensterln ist der vielbesungene Brauch des alpenländischen Liebhabers. Es stammt sicher noch aus einer Zeit, da das Alpenland weit weniger bevölkert war und es den jungen Leuten an Gelegenheit fehlte, Bekanntschaften zu machen. Das Fensterln, der Kiltgang, wie es in der Schweiz heißt, ist eine bäuerliche Form des Minnedienstes, in dem



sich die ländliche Jugendpoesie ausdrückte. Waghalsige Kletterpartien zum Fenster hinauf verlangten Mut, und beißender Spott ergoß sich über die Söhne reicher Eltern, die zum Kiltgang Knechte zu ihrem Schutz mitnahmen. Natürlich traf das Fensterln kirchlicher und behördlicher Bannstrahl, und schon Abraham a Santa Clara wetterte mit Anspielung auf Bayern: »... In einem gewissen Herzogtumb ist bei gemeinen Bauerngesellen das Buhlen, welches sie das Fensterln taufen, also gemein, daß sie mehrmalen bei nächtlicher Weil auch im rauhesten Winter über etliche Stunden gehen, eine halbe Nacht den Kopf zum Fenster hineinhalten und oft ganze Eiszapfen unter der Nase zügeln.« Aber der Bursche, der zu seinem Liebchen nächtlicherweise gasseln geht, hält dies für sein angestammtes Recht. Er durfte es nur an bestimmten Tagen tun, wenn er nicht als Wüstling gelten wollte, denn man wachte mancherorts streng darüber, daß es mit dem Fensterln am Dienstag, am Donnerstag, am Samstag und Sonntag sein Bewenden hatte.

Es blieb oft beim enthaltsamen Tête-à-tête, ja es wurde geradezu zum poetischen Gesellschaftsspiel, wenn drei, vier, fünf oder acht Burschen unter der Tür eines Mädchens auftauchten und erotisch-satirische Verse zum Fenster hineinwarfen, die das Dirndl mit kecker Reimantwort nicht auf sich sitzen ließ. Blieb es aber stumm, so fing der Bursch wieder an:

»Dirndl, hast du Knödel g'essen,
oder sein dir deine Red versessen?«

Dann sagte sie wohl abweisend:

»Eh wird der Taxbaum Äpfel tragen,
als du wirst von mir die Antwort erfragen«.

Darauf folgte vom Burschen ein langer Gassl-Reim, der

manchmal bis zu einer halben Stunde dauerte und fast stets in eine Anspielung auf die übliche Schnapsspende mündete das Mädchen verweigerte sie nicht. Dem fensterlnden Einzelgänger kam es weniger auf Volksdichtung an. Mit einem kurzen Anruf-Reim ließ er's bewenden und wandte sich dann handlicheren Dingen zu. Mit Verboten der weltlichen und geistlichen Obrigkeit war da nicht viel zu machen. Im 19. Jahrhundert verteidigten sich die Schweizer Gasslgeher mit den Worten: »Die Herren verstehen das nicht. Sie halten den Kiltgang nur deshalb für böse, weil sie selbst nicht imstande wären, auf ehrliche Weise bei einem Mädchen zu verweilen«.

Hatte der Bursch die Liebe seines Mädchens gewonnen, so durfte er bei ihr schlafen, oft mit Zustimmung der Eltern, denn sein Weg war manchmal zwei Stunden und länger gewesen. Der erste Hahnenschrei hieß unerbittlich Trennung. Mit der Achtung wars erst vorbei, wenn er »wie ein Eichhörnchen sieben Nester« hatte und es bei ihrem Fenster »wie im Taubenschlag« zuging. Die Eltern, die sich dem Brauch nicht fügen wollten, galten als hochmütig und mußten allerhand Neckereien über sich ergehen lassen. Der armen Tochter spielte man an ihrem Hochzeitstag eine Katzenmusik auf.

Ersangen sich die alpenländischen Gasslgeher ihre Liebchen am Fenster, so ersteigerten sich die rheinischen, die Eifeler, die Saarländer und braunschweigischen jungen Leute ihre Mädchen beim Mailehen. Meist am 1. Mai wurde unter dem Maibaum jedes flügge Mädchen eines Dorfes regelrecht ausgerufen, und ein Bursche konnte es ersteigern. Für den Monat Mai oder auch für ein ganzes Jahr blieb er dann ihr Tänzer. War das Mädchen mit dem »Betreuer« unzufrieden, so sagte sie es ihm in Münstereifel durch die



Blume: Die Blüte der dicken Bohne war das Zeichen der Absage. Im Siebengebirge zogen die Burschen nach der Versteigerung nächtlich auf einen baumbestandenen Hügel, sangen alte, genau vorgeschriebene Lieder und verbrannten ihre vorjährigen Maimädchen in Form einer Strohpuppe. So glaubte man sich seiner alten Pflichten ledig, holte einen grünen Zweig für sein neues Maimädchen und pflanzte ihn vor ihrer Haustür auf.

Das Mailehen reicht in Graue Vorzeit hinein. Vielleicht wollte man auf diese Weise Ordnung in die Liebesgeschichten der Dorfgemeinschaft bringen. Rivalität blieb aber trotzdem nicht aus, und man warnte in der Eifel einen Liebhaber vor dem Nebenbuhler mit den zartfühlenden

Worten: »Hä jeht dr aan de Nöss!« Hatte ein Bursche sein Mädchen gar im Nachbardorf, so mußte er das »Hutlüften« in Kauf nehmen. Die Einheimischen lauerten ihm auf, nahmen ihm den Hut vom Kopf und gaben sich erst zufrieden, wenn er eine kleine Menge Branntwein springen ließ. Tat er das nicht, wurde er »gereisert« und konnte dann erst unbehelligt im Hause seines Mädchens verkehren.

War der Hans mit seiner Liese einig, so durfte er im Alpenland zu Ostern mit rotgefärbten Eiern, zur Kirchweih mit der gleichen Anzahl Krapfen und zu Weihnachten mit dem »Scherz«, dem Anschnitt des Kletzenbrotes, rechnen. Die Herrlichkeiten wurden in ein weißes Tüchlein gebunden, auf dessen vier Enden mit rotem Garn der Taufname der Geberin und Verse in herziger Naivität eingestickt waren:

»Ich lieb dich so fest
wie der Baum seine Äst,
wie der Himmel seine Stern.
Grad so hab ich dich gern«.

Oder etwas weniger innig:

»Dass ich dich lieb,
ist ohne Zweifel.
Wirst du mir untreu,
hol dich der Teufel«.

Verse schmücken auch die reizenden alten, kunstvoll bemalten und zierlich ausgeschnittenen Liebesbriefe, die zum Lesen erst umständlich auseinandergefaltet werden mußten. Meist flatterte dem Liebhaber ein Papierherz-Liebesbrief ins Haus, der, geöffnet, wiederum in vier, acht, sechzehn und mehr Herzen auseinanderfiel.

Hatte man in der Liebe Pech, bediente man sich allerlei Zaubermittel. Im Altertum gab es schon berühmte Liebestränke, und in Breslauer Malefizbüchern ist viel davon die



Rede, daß manches Weib »habe mit czeuberei dy Libe machen wollen«. Nutzte das alles nichts, versuchte man sein Glück schon 1799 über eine Zeitungsannonce. In Alt-München erschien zu diesem Zweck eine eigene Wochenschrift, die der Begründer der ersten Leihbibliothek in München, Th. F. Lorenz, unter dem Titel »Meynes Lebens Allerley oder Allgemeyne Heyrathsschule für beyderley Geschlechter« herausgab.

VERLOBUNG

Verlobt ist nicht verheiratet, gilt heute. Darum entschließt man sich schneller dazu. Die alten Germanen waren anderer Ansicht. Nach dem altdeutschen Recht galt die Ehe schon mit dem Verlöbnis als geschlossen, und bis ins 17. Jahrhundert hinein lebten Verlobte wie Eheleute miteinander. Allerdings mußte die Verlobungszeremonie öffentlich vor Zeugen stattfinden, und der Bräutigam seiner Braut einen Gürtel, ein silberbeschlagenes geistliches Buch oder zwei Reichstaler schenken und selbst das Bräutigamshemd, ein Hutband und das »Näsedook«, ein besticktes Taschentuch, empfangen haben. Gab man sich nur heimlich das Ja-Wort, so war die Verlobung rechtsungültig.
Zur Zeit der Merowinger (430-751) trat das Mädchen in feierlichem Staat, das Haar geschmückt, mit ihrem erwählten Jüngling in den Kreis der Anverwandten, reichte ihm sittsam die Rechte, die sich beim Händedruck mit ein paar Geldstücken füllte, ließ sich einen Kuß auf die Lippen drücken und den Verlobungsring an den Finger stecken. Zierlich gearbeitete Schuhe waren das Brautgeschenk. Auch Aschenputtel im Märchen wurde durch einen goldenen Pantoffel eine Königsbraut. Dahinter versteckte sich aber auch die herrische Forderung an die Braut, fortan dem Manne untertan zu sein, was indes manchmal bis in unsere Tage hinein ins Gegenteil umschlug und man in boshafter Umkehrung sagte: »Er steht unter ihrem Pantoffel«.
Der altgermanische Jüngling kaufte sein Mädchen von ihrem Vater los. Das dazu nötige Handgeld spielte in alter Zeit auch bei den Indern, Kelten, Juden, Griechen und Römern eine große Rolle. Im Egerland hieß die Verlobungs-



zeremonie noch lange »Leihkauf« oder »Lenkauf«. Die Römer unterstrichen überhaupt jedes Geschäft durch ein Handgeld, und oft war die Verlobung — nicht nur im Römerlande — ein reines Geschäft und ein gut Teil Überlegung, ob sich Acker zu Acker finde. »Geld, di mag i«, gilt nicht nur in Franken. Auf einem großen Hof »stand« die Verlobung erst, wenn die rechtliche Seite der Vermögensverhältnisse geklärt war.

Bei den armen Leuten wurden allerdings um Liebe und Verlöbnis weniger Worte gemacht. Da sagte die rheinische Kathrin beim abendlichen Nachhauseweg: »Hannes, weeste ooch, wate ens jesaat häs?« - »Wels du et dan doon, Kathrin?« - »Jo« - »Dan welle mr nom Pastur joon«. War man in Bayern so weit miteinander gekommen, setzte das Mädchen seinem Liebsten einen »Ja-Schmarrn«, einen Eierkuchen, vor, und man aß ihn miteinander auf. In Braunschweig war der junge Mann zeremonieller. Er schrieb der Erwählten seines Herzens einen hübschen Brautbrief. Die Schwaben wollten nie gern die Katze im Sack kaufen. Vor



dem offiziellen Handschlag war man gern heimlich verlobt und studierte sich gegenseitig während etlicher Probenächte. Ein Pfarrer irgendwo im Schwäbischen soll einmal gesagt haben, in seiner ganzen Amtszeit habe er nur ein Paar getraut, bei dem die Braut einem freudigen Ereignis nicht entgegengesehen habe; die hätten aber auch nach der Hochzeit keine Kinder gekriegt.

Auf der ostfriesischen Insel Borkum half man einmal den Verlobungen mit »Beetnemen« nach: Hatte ein junger Mann die erlaubte Zeit überschritten und war heimlich bis nach 12 Uhr bei seinem Mädchen geblieben, rottete sich die Jugend zusammen, belagerte das Haus, bewachte Türen und Fenster und sandte einen Parlamentär ab, um die Übergabe zu fordern. Erhielt er keine Antwort, blieb es weiter beim Belagerungszustand, und das verängstigte Paar hatte die ganze Nacht weidlich Zeit und Gelegenheit, sich über seine



Gefühle klar zu werden. Beim ersten Schein der Morgensonne wurde Ernst gemacht. Man stopfte die Schornsteine zu, daß man es innen vor Rauch nicht aushielt und versuchte durch Fenster und Türen einzudringen. Gelang das nicht, lüftete man einen Dachziegel und stieg von oben herein, durchsuchte das Haus, bis man den »Bösewicht« fand und ihm die Frage stellen konnte: »Seid ihr verlobt?« Sagte er eingeschüchtert oder auch von Herzen »Ja«, so gratulierte man und verkündete das neue Ereignis im ganzen Ort. Kam aber bei dem verstockten Sünder ein »Nein« heraus, so wurde ihm ein Tau um den Leib gebunden und er zur gründlichen Abkühlung drei Mal durch ein Gewässer gezogen, zum Gaudium der ganzen Insel.

Meist feierte man am Vorabend des ersten Aufgebots in der Kirche Verlobung. Beim kirchlichen Verlesen ihrer beider Namen waren die Brautleute vielerorts nicht zugegen. In

manchen Dörfern gilt auch das Gegenteil. So blieben im sächsischen Crottendorf und Breitenbrunn die Brautleute beim Aufgebot zu Hause, während sie im sächsischen Annaberg zum ersten Mal die Verkettung ihrer Namen von der Kanzel herab anhörten.

Nicht überall begann für die Verlobten gleich der Honigmond. In der Eifel war es den Paaren untersagt, zwischen Verlobung und Hochzeit unter einem Dach zu wohnen oder gemeinsam zu verreisen. Aber eine kurze Vorfreude war auch nicht zu verachten, denn schon sechs bis acht Wochen später, solange man eben zur Fertigstellung der Aussteuer brauchte, hielt man meistens Hochzeit und hatte ein ganzes, langes, gemeinsames Leben vor sich.



HOCHZEIT

Vor den Ehebund hat das Brauchtum den Polterabend gesetzt. »Je mehr Pölte - je mehr Glück«, sagt man in Niedersachsen; und darum wird am Polterabend, dem Abend vor der Hochzeit, mit alten Töpfen, altem Geschirr oder auch mit Peitschenknall Lärm gemacht.
Hochzeit halten gehört zu den wichtigsten und schönsten Dingen des Lebens. Darum schmückt man sie aus, daß alle Beteiligten sie lebendig in Erinnerung behalten. Die Einladungskarten sind graphische Wunderdinge, wenn sie sich auch in verschiedenen Geschmacksrichtungen bewegen. Auf dem Lande bittet man sich dazu eigens einen Mann aus, den Hochzeitslader. Dieser Köstenbidder, wie er in Niedersachsen genannt wird, wirkt drollig und respektvoll zugleich in seinem blumen- und bändergeschmückten Sonntagsstaat, den bekränzten Stock oder Spieß in der Hand, mit dem er in manchen Gegenden auch tatsächlich noch an die Haustür klopft. Überall wird er auf das beste bewirtet, wobei das Trinken keine geringe Rolle spielt, so daß man von einem Betrunkenen sagt: »Er wackelt wia a Hochzeitslader.«
Laden die Brautleute selbst zur Hochzeit, so nehmen sie für Freunde, Verwandte und vor allem die Paten kleine Geschenke mit, die ihnen mit nützlichen Dingen für ihren Haushalt vergolten werden. Im Badischen erhielt die Braut ein Glücksbrot, von dem sie einige Stücke in die erste selbstgekochte Suppe brocken mußte, damit sie in der Ehe Glück habe. In Schwaben ging die Braut mit einem Körbchen voller Taschentücher auf Brauteinladung. Wer eins bekam, war eingeladen.

Auf einem Kammer-, Braut- oder Kuchelwagen wird ein bis zwei Tage vor der Hochzeit die Ausstattung der Braut in das zukünftige Heim befördert. Pferde, Wagen und Kutscher tragen dabei schon hochzeitliche Gewänder, und wenn es der Braut danach zu Mute ist, läßt sie ein paar Musikanten voranspazieren. Der Wagen ist hochbeladen mit Möbelstücken und dem »Brautkasten«, einer hölzernen buntbemalten Truhe, die Wäsche und sonstige Mitgift enthält. Das Spinnrad mit Flachs am Rocken darf nicht fehlen. Je weiter der Flachsstock heraussah, um so wohlhabender war in Schlesien die Braut. Obenauf thronte das gewaltige Ehebett und neben ihm - recht auffallend - die Wiege, denn »was sich zweit, das drittet sich«. Schlag zwölf Uhr mußte meist der Wagen vor dem Hause stehen, auf dessen Schwelle der Hochzeiter die Braut mit dem Bierkrug in der Hand begrüßte, wogegen sie ihm ein paar Schuhe, ein selbstgesponnenes Hemd und den Schlüssel zu den mitgebrachten Schätzen überreichte.

Es ist durchaus nicht gleichgültig, wann man heiratet. Bestimmte Tage sind verpönt: so die Tage der Fasten und des Advent, der Sonntag Jubilate, der Mittwoch und in Süddeutschland der Freitag, während in Norddeutschland der Freitag, als Tag der Liebesgöttin Freia, ein ausgesprochen beliebter Hochzeitstag ist. Nach altem Volksglauben kehrt die Braut, die mittwochs heiratet, bald wieder ins Elternhaus zurück. Dienstag und Donnerstag standen als Heiratstage hoch im Kurs, auch schon in vorchristlicher Zeit, als diese Tage den Göttern Tiu und Donar geweiht waren, die der Ehe besonders wohlwollend gegenüberstanden. Die Hochzeit soll bei zunehmendem Mond stattfinden, damit Glück und Reichtum wie die Mondsichel wachse. Im Koburgischen achtete man sogar darauf, daß die Trauung vor



Der Blünder-Wagen zür Egerländer Baüern Hochzeit.

zwölf Uhr mittags, d. h. bei zunehmendem Sonnenlicht, erfolgte, weil das beliebte analogische Denken sich davon einen Aufstieg des ehelichen Glücks erhoffte. Verspätete man sich aus irgendeinem Grunde, so wurde eben die Kirchenuhr zurückgedreht. Schlechtes Wetter läßt auf Unglück in der Ehe schließen. Allerdings heißt es in manchen Gegenden auch: »Wenn es der Braut auf den Kranz regnet, wird es ihr auch Glück und Kinder regnen.«

In ländlichen Gegenden wurden die ererbten Gewänder zur Hochzeit aus der Truhe gelegt. Die Braut trägt zur überlieferten Tracht den umfangreichen Kopfputz in Gestalt einer reichbestickten Krone. Sie ist ein hohes Drahtgestell, das reich mit zitterndem Flittergold, Perlen, künstlichen Blumen und Bändern besetzt ist. Der Haarschmuck ist sehr wichtig. Nach einer alten Zeitungsnotiz soll im Jahre 1911 eine geschickte Putzmacherin einer Spreewaldbraut den Haarschmuck mit 2783 Stecknadeln aufgesteckt und mit dieser Arbeit schon nachts um ein Uhr begonnen haben, so daß die Braut, um den Kopfputz nicht zu zerknittern, etwa zwölf Stunden lang im Stuhl zubringen mußte ohne zu schlafen. Der Brautkranz darf von keinem anderen Mädchen aufprobiert werden, es bliebe sonst eine

alte Jungfer. Die junge Frau darf ihn auch nicht vor Mitternacht ablegen, sonst gibt es in der Ehe Unglück.

Die frühmorgendliche Vorfeier des Hochzeitstages nennt man die »Morgensuppe oder Brautsuppe«. Im Haus der Braut oder des Bräutigams finden sich die Gäste schon zum Frühstück ein und kommen anschließend nicht selten fröhlich und angeheitert in die Kirche. Der Bräutigam holt die Braut in feierlichem Zuge aus ihrem Heim ab. Aber ohne allerlei Schabernack, den manche noch auf die alten Kauf- oder Raubsitten zurückführen, geht es nicht ab. In Schaumburg-Lippe versteckt sich die Braut und muß vom Bräutigam gesucht werden. In Bayern führt man ihm zuerst die »wilde Frau« vor, die von einem bärtigen Mann in Frauenkleidern dargestellt wird, und dann darf er erst die Richtige bei der Hand nehmen. Will man diesen Spielen



einen mythologischen Hintergrund geben, so wären sie eine Irreführung der bösen Geister, die auf der Lauer liegen, um dem Mädchen bei seinem Fortgange aus dem Elternhause einen bösen Streich zu spielen. In Böhmen sagt man direkt, daß »die falsche Braut der wirklichen das Unglück aus dem Hause tragen soll«. Darum stecken wohl im Bückeburgischen die Brautjungfern in derselben Kleidung wie die Braut, um diese den bösen Mächten nicht kenntlich zu machen.

Sind Braut und Bräutigam schließlich beisammen, wird ihr Wagen auf dem Weg zur Kirche nochmals von jungen Leuten aufgehalten; er kann erst gegen Zahlung eines Lösegeldes seine Fahrt fortsetzen.

Auf dem Gang zur Trauung sollen beide eng nebeneinander gehen, damit der böse Geist nicht dazwischenfahren



kann. Sie sollen auch sittsam auf den Boden blicken und sich nicht umsehen, weil sich sonst beide in der Ehe nach anderen umschauen. Um die Vorherrschaft in der Ehe zu erlangen, muß der Bräutigam beim Empfang des Segens auf dem Kleidersaum der Braut knieen. Aber die Braut hat andere Möglichkeiten, um die Zügel des künftigen Ehejochs in Händen zu halten. Sie tritt beim Aufstehen zuerst auf den Fuß ihres Angetrauten. Diese Sitte ist schon von einem Augustinermönch namens Werner aus dem Jahre 1250 bezeugt. Ebenfalls im Kampf um die künftige Oberhand im Ehestande versuchte jeder beim Händereichen seine eigene Hand nach oben zu bringen.

Nach der Trauung eilte man möglichst schnell nach Hause, in Norddeutschland meist zu Pferde und in Süddeutschland auf dem Lande zu Fuß. Es gilt als verbürgt, daß manche Pferde Branntwein schlucken mußten, um auf Trab zu kommen. Zu Hause angekommen, warf man in der Oberpfalz einen Bierkrug über das Hausdach, damit der Ehemann kein Säufer werde. Tür und Tor sind in manchen Gegenden zunächst einmal geschlossen. Die hungrige Hochzeitsgesellschaft muß sich auch hier durch kleine Geschenke die offene Tür erkaufen. Weil nach alter Vorstellung die bösen Geister mit Vorliebe unter der Türschwelle sitzen, wird die Braut über sie hinweggetragen. In Pommern mußten die Brautleute nach Betreten ihres neuen Heimes ein Stück Brot abbeißen, damit sie daran niemals Mangel hätten. Die Schwiegermutter schüttete Reiskörner oder Erbsen über der eintretenden jungen Frau aus. Wieviel davon in ihrem Kleid hängen bleiben, soviel Kinder sind zu erwarten. Der erste Gang der frischgebackenen Ehefrau geht in die Küche zum »Suppensalzen«.



Am Menü einer großen Bauernhochzeit kann unsereins gut und gern ersticken, wollte man es ganz absolvieren. Zu einem Hochzeitsessen-Einkauf im Jahre 1907 bestellte man in Schwarzau in Pommern 32 Zentner Mehl, vier Schweine, zwei Kälber, drei Schafe, 32 Gänse, acht Zentner große und zehn Zentner kleine Fische, 54 Tonnen Bier, 500 Flaschen Wein und 300 Liter Branntwein. Es soll alles verzehrt worden sein. Allerdings sind mehrere hundert Gäste bei einer großen Bauernhochzeit keine Seltenheit.



Das Traditionsbewußtsein regelt nicht nur die Folge der Speisen beim Hochzeitsmahl, sondern auch ihre Zubereitung bis in alle Einzelheiten. Was der Einzelne beim Schmause nicht mehr zwingen kann, legt er als »Bescheidessen« in einem Tüchlein beiseite, um es später mit heimzunehmen. In Niederbayern ist dies »B'schoadtüchl« ein rotes und blaues Taschentuch von ansehnlicher Größe. Im Schaumburgischen sitzt der Hausvater am Tisch der »Fritfretter«, der Frei-Esser, nämlich der Ehrengäste, die keine Geschenke zu geben brauchten wie der Pastor, der Lehrer, der Amtsrichter. Keiner darf eine Einladung zur »Fritfretterei« ausschlagen, es wäre eine herbe Beleidigung.

Die nicht fritfrettenden Gäste bereiten sich langsam auf die Abdankung vor, die der Hochzeitslader ansagt. Er trinkt dabei auf die Gesundheit des jungen Paares ein Glas Wein und wirft es rücklings über die Schulter zu Boden. Die Stücke müssen ordentlich klirren. Je mehr Scherben, desto mehr Glück. Dann beginnt er seinen traditionellen Spruch, der die Dinge derb beim Namen nennt und in dem Wunsche gipfelt, ein halbes Dutzend Buben möchten dem Paare beschieden sein. Alsdann beginnt er das Register der Hochzeitsgäste zu verlesen. Diese Toaste beginnen in Bayern mit der Formel » . . . Ferners bedanken sich die ehr- und tugendsamen Brautpersonen bei . . . Herrn Tobias Hinterhuber, Oberwirt von Hintertupfing, als dem Hochzeiter seinen vielgeliebten Vettern, daß er an ihrem Ehrentage erschienen ist . . . « Der also Aufgerufene tritt vor, legt seine meist klingende Gabe in eine dazu bereitgehaltene Schüssel, und der Bräutigam reicht ihm den Krug zum Trinken, indes über die gespendete Gabe genau Buch geführt wird, damit man im gleichen Falle entsprechend tief oder weniger tief in den Beutel greift. Letzte Phase des

Abdankens ist der Ehrtanz, den zunächst die Brautleute allein, dann mit Schwiegermüttern und -Vätern drehen, ehe das allgemeine Tanzen beginnt, das fortan angenehm und appetitanregend das üppige Mahl unterbricht. Bevor aber die Braut noch das Tanzbein schwingt, drückt sie der Schuh so sehr, daß sie ihn ausziehen muß, und siehe da, ein Geldstück hatte sich hineinverirrt. Animiert steckt es der schwer arbeitende Musiker unter die schwarzen Rockschöße. Neigt sich das Mahl dem Ende zu, erscheint plötzlich die Köchin mit verbundener Hand, behauptet, sie habe sich verbrannt, und bittet nun »zur Kur« um eine Gabe, die dann schnell hinter ihrem weißen Schürzenzipfel verschwindet.

In Hessen versucht ein Spaßvogel der Braut unbemerkt ein aufgerolltes rotes breites Seidenband, das ein Strumpfband markieren soll, ans Bein zu heften, das sich, wenn sie umhergeht, allmählich ganz abwickelt. Sobald die Gäste dies merken, bringen sie ein Hoch auf die junge Frau aus, die sich beeilt, das fatale lustige Band in so viele Teile zu schneiden, als Gäste da sind, um es jedem an die Brust zu heften.

Um Mitternacht kommt der feierliche Augenblick der Kranzabnahme und der anschließenden Haubung. Bei den alten Deutschen trugen nur die Mädchen die Haare offen; mit dem Ehestande wanderte das Haar züchtig unter die Haube. Daher das Sprichwort »unter die Haube kommen«. Beim Kranzabnehmen werden der Braut die Augen verbunden, und Bräutigam, Brautführer und Brautjungfern bilden singend und tanzend einen Kreis. Die Braut muß nun eines der Mädchen haschen. Das wird die nächste Braut sein. Ebenso wird der Strauß des Bräutigams »ausgetanzt«. Verheiratete Frauen setzen der Braut die Haube



auf. Sie muß sich zunächst etwas sträuben. Um endgültig in die neue Familie aufgenommen zu werden, tanzt die Braut der Reihe nach mit allen männlichen Verwandten ihres Mannes um drei brennende Lichter, die auf dem Boden stehen und beim Tanzen nicht ausgehen dürfen, soll es in der Ehe kein Unglück geben.

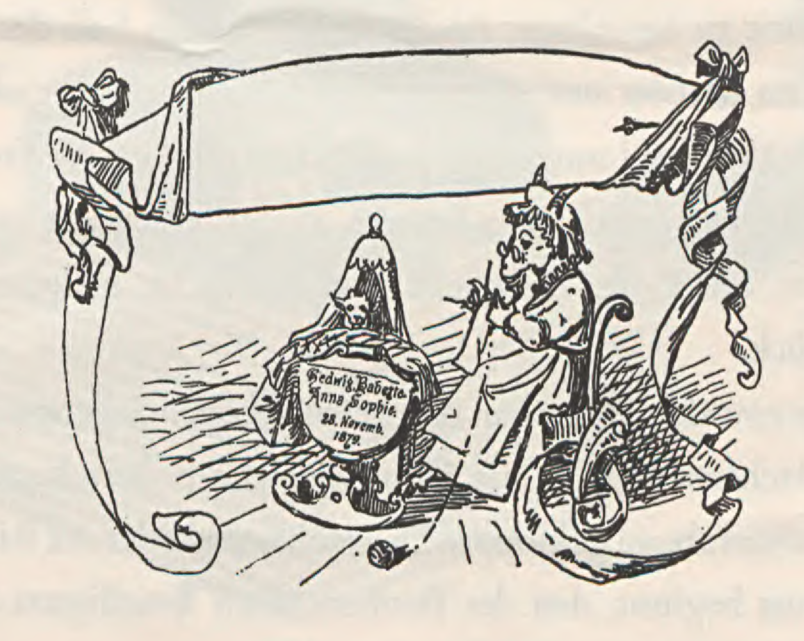
In Norddeutschland endet der Hochzeitstag mit dem Kehraus, einer Polonaise, bei der sich alle Gäste mit Löffeln, Töpfen, Geschirr, Deckeln und sonstigen Haushaltgeräten bewaffnen und nach einer bekannten Melodie durch Haus und Ställe ziehen und in früheren Zeiten tatsächlich regelrecht ausgekehrt wurden. Die Hochzeitsgäste begleiten das Brautpaar ins neue Heim und manchmal gar bis ins Schlafgemach. Damit die »bösen Leute« dem Paare nichts anhaben können, steckte man in Franken in eine Ecke des Brautbettes drei Stückchen Brot und drei Kohlen. In Böhmen legte man Brotstücke unter das Bett, damit die zu erwartenden Kinder gute Zähne bekommen. Versuchen die Brautleute heimlich zu entkommen, nützt ihnen das wenig, denn die Musikanten erspähen sie bestimmt und

geben ihnen klingendes Geleit. Das »Heimblasen« ist eben unvermeidlich, wenn man in den Ehestand tritt, und der Hochzeitsjubel wird auch nach dem Eintritt in die Ehe nicht aufhören. Manche legen der bösen Sieben schon Festbedeutung zu, aber der Volksmund begnügt sich, den Eheleuten nach zehn Jahren, zur Rosenhochzeit, wieder ein Kränzchen ins Haar beziehungsweise ein Sträußchen ins Knopfloch zu stecken. Wer noch länger aushält, kann nach 25 Jahren die Silberne, nach 50 Jahren die Goldene und - jung gefreit und doch nicht gereut - nach sechzig gemeinsamen Jahren des Lebens die Diamantene Hochzeit feiern.





GEBURT



»Eine Frau, die mit einem Kindlein geht, ist wert, daß ihr die Engel dienen«, predigte Ende des 14. Jahrhunderts ein schlesischer Mönch. Kindbetterinnen hatten allerlei Vorrechte. Die Geistlichkeit befreite sie von der Abgabe eines Fastnachtshuhnes, und auch die weltliche Obrigkeit lächelte zustimmend, wenn ein neuer Erdenbürger auf der Reise in unsere Welt war. Der werdende Vater ward jeglicher Dienstpflicht entbunden und durfte mancherorts bei der freudigen Nachricht stehenden Fußes nach Hause eilen und

seiner hoffenden Frau alle kapriziösen Gelüste erfüllen; sei es nun Salat aus des Nachbars Garten holen oder vom Schankwirt an der Ecke Wein, den er nicht bezahlen konnte. Nichts durfte ihm zu solch hehrem Zweck verwehrt werden. Denn schließlich war das Kind erst die Erfüllung der Ehe, besonders in einer Zeit, als die Aufgaben der Frau ausschließlich auf Mann, Haus und Kind gerichtet waren. In manchen Gegenden durfte der Titel Frau erst geführt werden, wenn das erste Kindchen in der Wiege lag. Und wenn es gar zu lange dauerte und das Knäperche oder Herzblättchen sich nicht einstellen wollte, pilgerten die Frauen im Saarland »bärwes« (barfuß oder in Strümpfen) nach St. Gangolf oder taten sich dabei Erbsen in die Schuhe, um endlich »annerscht« zu werden.

War es dann soweit und handelte es sich bei dem neuen Erdenbürger um ein Geschwisterchen, so spitzten die Kinder in den Vierlanden die Ohren, wenn es hieß, der Storch bringe ein kleines Mädchen oder Bübchen aus der Geest, aus dem Graben oder gar aus dem fernen Ägypten; nur leider beiße er auch die Mutter ins Bein, daß sie das Bett hüten müsse. Dann rannten sie vergnügt zur Nachbarin: »Gottloff un Dank, mien Mudder is krank, nu kriegt wi'n lütte Popp«. Im Norden des Harzes ersetzte der Puter den Storch. Er »kleit die Kleinen aus der Torfasche«. Meistens geht die Mär, daß die Neugeborenen aus Teichen und Brunnen geholt werden. Diese Kindlesbrunnen, aus denen die Hebamme das Kleine holt, heißen in der alemannischen Schweiz Milchbrünnli. Nach einer alten Kölner Überlieferung wurden die kleinen Erdenbürger aus dem Brunnen unter der Kunibertskirche geholt, aus dem »Künebäätspöts«. Dort sitzen sie im Kreis um die Gottesmutter, die mit ihnen spielt und die ihnen süßen Brei zu essen gibt.

Bevor das »Kneisjin« aber da ist, muß seine Mutter vielerlei Dinge beachten, damit sie sich nicht »versieht«. Vor allem Häßlichen muß sie sich hüten, nicht lange vor dem Brotschrank stehen, damit das Kind nicht auch später heißhungrig davor steht, nicht Schnaps und Branntwein trinken, sonst »brennt sie dem Kindlein das Herzl aus«, nicht die leere Wiege schaukeln, sonst nimmt sie dem Kleinen den Schlaf. Klagt sie aber über Zahnschmerzen, dann lacht man in den Vierlanden bei Hamburg: »Teenpien plaggt en lütten Jungen to sin«. Der Zahn darf aber nicht heraus, denn »Teenuttrecken heckt (haftet) op't Kind«.

Kam der Zeitpunkt der Geburt näher, erleichterte in Sachsen die hoffende Frau gern einer tragenden Stute das Zurweltbringen des Fohlens und erhoffte sich von diesem »Opfer« wohl selbst Erleichterung in ihrer schweren Stunde. Die Himmelszeichen der Geburt wurden schon in der Antike als bestimmend für das ganze Leben angesehen. Auch Goethe nahm die Himmelskonstellation zur Stunde seiner Geburt in »Dichtung und Wahrheit« wichtig. Den »weisen Frauen« waren indes Sonne, Mond, Wolken und Wind wesentlicher als die Sterne. Der 1. April galt als schlechter Geburtstag, da nach dem Volksglauben an diesem Tage Judas auf die Welt gekommen sein soll. Sonntagskinder sind Glückskinder, und Montagskinder können auf ihre Klugheit stolz sein. Die Geburtsstunde nach Mitternacht war besonders glückbringend. Jede Geburtsstunde aber erhielt Dauer und Bedeutung, wenn man sie durch Pflanzung eines Geburtsbaumes festhielt. Geiler von Kaisersberg berichtet aus dem 15. Jahrhundert von diesem Brauch, den auch die Juden, Griechen und Italiener kennen. Goethes Großvater pflanzte zur Geburtsstunde seines Enkels Wolfgang einen Birnbaum in den Frankfurter Garten.

Während die Nachbarinnen in Friesland während der Geburt den »Wiefedag« mit Tee und Kopp (Branntwein mit Rosinen) hielten, empfahl die Volksmedizin der Wöchnerin Kaffee, Kamillentee oder Mutterkorn. Tat der Säugling seinen ersten Schrei, wickelte ihn die Altmünchner Hebamme in ein getragenes Hemd des Hausherrn, um dem Kleinen damit die Liebe seines Vaters zu sichern. In Württemberg und im Elsaß legte sie das Kind auf den Boden, damit sein Vater es aufhebe. Bei den alten Germanen war solches die symbolische Handlung zur Anerkennung des Kindes durch den Vater. In Hessen setzte man früher manchmal das Neugeborene auf ein Pferd, um ihm dadurch die Gabe zu verschaffen, alle Fieber besprechen zu können. Die westfälische Großmutter steckte dem kleinen Enkel ein Stück gebratenen Apfels in den Mund und meinte, ihm damit reinen Atem schenken zu können. Vermutlich ist diese Sitte aber noch ein Rest alter Rechtsanschauung; das Kind hat ein Recht auf Leben, wenn über seine Lippen menschliche Speise gegangen ist.

»N'gleicht op't Ho 'er seiner Mamm«, schmeichelt man in der Eifel gern der glücklichen Mutter, die indes gar nicht gern Lobeshymnen auf ihr Kind hört, denn sie sind »falscher Art, vom Neide geboren und schaden dem Kind«. Sie sang lieber zärtlich:

»Schlof, Kendche schlof,
dei Vader hit de Schof,
dei Muder hit de blimelich Kuh
Kendchen dun deng Äujelcher zu«.

Aber das Baby hatte in früheren Zeiten nichts zu lachen. Es wurde samt Armen und Beinchen zu einem Paket gewickelt und verschnürt. Trug seine Mutter es zum ersten Mal aus, bekam es von Nachbarsfrauen ein Ei geschenkt,

mit dem man ihm jedoch dreimal auf den Mund klopfte, damit es flotter sprechen lerne, wie die großen Leute meinten und das Ei darum Schwatzei nannten. An seinem ersten Donnerstag bei abnehmendem Mond erwartete den kleinen Erdenbürger in Berchtesgaden eine andere Prozedur. Die Hebamme rieb sein ganzes Körperchen mit Fett ein, streute Mehl darüber, rieb alles mit einem trockenen Tuch wieder ab und steckte das kleine Wesen endlich in die Badewanne. So soll dem Kleinen eine feine trockene Haut ohne Mitesser ein- und abgerieben werden. Das erste Badewasser wurde unter einen Rosenstrauch oder einen jungen Obstbaum gegossen. Das Kind soll wie dieser Strauch oder Baum gedeihen. Im Egerland läßt man wohl auch ein Geldstück ins erste Badewasser fallen, um so das Kind dereinst wohlhabend werden zu lassen.

Seine Mutter aber empfing zu Hause Verwandte und befreundete Frauen, die das »Weisat« oder »Weiset«, ein Geschenkpäckchen mit Zucker, Kaffee, Butter, Eiern, mitbrachten. Sie durfte vor der »Vorsegnung«, die ungefähr sechs Wochen nach der Geburt feierlich in der Kirche begangen wurde, nicht weiter vom Hause weggehen, als die Dachtraufe reichte. Sie sollte das schützende Dach nicht verlassen. Damit auch ihr kleines Kind nicht gegen einen häßlichen Wechselbalg ausgetauscht werden konnte, ließ sie in ihrem Zimmer ständig ein Licht brennen, denn die bösen Wichtelmänner können nur im Dunkeln sehen. An alten schwäbischen Wiegen fehlte selten der Drudenfuß als Schutz vor Behexung, bis die Taufe das Kindchen feite.

TAUFE

Seit dem 5. Jahrhundert wird der Säugling in feierlichem langem Kleidchen zur Kirche getragen und getauft. Doch erst das Mainzer Konzil vom Jahre 813 führte die Kindtaufe allgemein ein und gab den jüngsten Christen einen Paten zur Seite. Nun konnte auch das kleine Kind schon seinen Tauftag feiern; den Geburtstag als Fest zu begehen, erschien dem Frühchristentum als heidnische Sitte, und noch bis in unsere Tage fast sagte man in rheinischen katholischen Gegenden »Jet Kalf hat n Geburtstag awer noch lang keen Namenstag«.

Früher wurden auch die protestantischen Kinder nur in der Kirche getauft, später erst goß der Pfarrer das Taufwasser auch im Elternhause über den kleinen Täufling. Der Göd, Got oder Pate hielt das winzige Wesen dabei in seinen Armen. Er holte das Kleine »aus dem Wasser« und »schöpfte« ihm den Namen. Bei einer schwäbischen Kindtaufe waren die Eltern absolute Nebenpersonen. Darum stand der Taufpate mancherorts dem Kinde näher als Blutsverwandte. In Berchtesgaden hatten Patenkinder beim Begräbnis den Vortritt vor den eigenen Kindern. Ja, man glaubte, daß die Eigenschaften des Paten auf das Kind übergehen. »Dä kütt op singe Patt«, heißt es im Rheinland, und in Hildburghausen wußte man ganz genau, daß »der neunte Teil des Kindes dem Paten nachfährt«. So mußte es sehr überlegt

werden, wen man mit einem bunten Gevatterbrief zur Taufe seines Kindes einlud. Man ließ es auch nicht gern bei einem einzigen Paten bewenden. Nach alter Überlieferung soll das Kind neben dem Paten, der ihm den Namen gibt, noch einen zweiten Gevatter anderen Geschlechtes haben. So hoffte man, das künftige Liebes- und Eheglück des Kindes beeinflussen zu können.

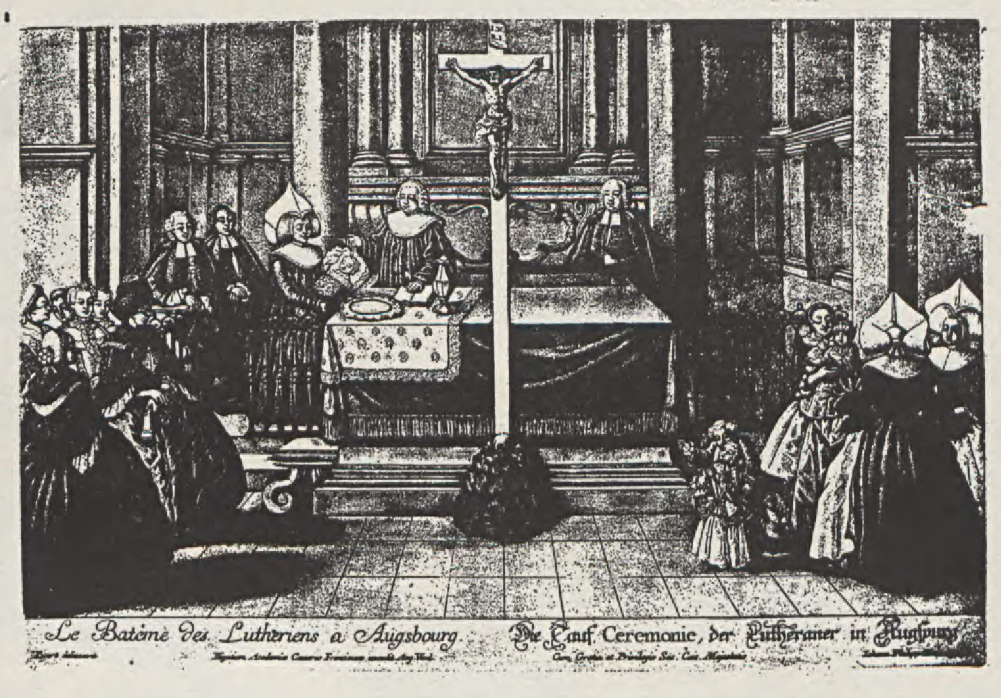
Im westfälischen Minden neigten sich fünf Taufpaten über den kleinen Täufling, und im Sauerland stand manchmal eine ganze Front von mehreren Dutzend Patenonkeln und -Tanten an der Wiege. Zur Freude der Eltern häuften sich die Patengeschenke, die man dem Kleinen mit einem bemalten Patenbrief aufs Kissen legte.

Die Patenschaft durfte nicht ausgeschlagen werden. Wer aber einen Gevatterbrief mit der Einladung zur Taufe bekommen hatte, steckte ihn in Thüringen an die obere Fensterscheibe und tat damit allen werdenden Eltern kund, daß er für dieses Jahr als Taufpate vergeben war, denn

»Vallerstand is'n Ehr för de Lüüd
ober'n Schann för'n Geldbüdel«,

seufzte man in Norddeutschland.

Vor der Taufe durfte der Name des Kindes nicht ausgeplaudert werden. In der Rheinpfalz nannte man darum einen Knaben »Pfannenstielche« und ein Mädchen »Bohnenblättche«, bis sie von den Herren und Frauen Gevattern zur Kirche getragen wurden. Bübchen und Mädchen wurden nicht in demselben Taufwasser getauft, aber beide kniff der Pate sanft ins Ärmchen, um ihnen Glück zu bringen. In Berchtesgaden sind die Taufkerzen besonders groß und dick. Alle Geschwister sollen möglichst beim Schein derselben Kerze zu kleinen Christen werden, damit sie sich später recht gern haben und zusammenhalten. Dafür mußte



sich das letzte in der Geschwisterkette oft nur mit einem Lichtstümpfchen begnügen. Ist der Taufakt zu Ende, eilt der jüngste Pate rasch mit dem Kinde nach Hause, damit es recht schnell laufen lerne.

Daheim war der Taufschmaus schon vorbereitet. In Schlesien saßen sich Frauen und Männer an einer langen Tafel gegenüber, der Pastor sprach das Tischgebet und der Lehrer trug die Suppe auf. Der Kindvater war Kellermeister, und man machte sich einen Spaß daraus, ihn nie zum Sitzen kommen zu lassen und »trocken« zu trinken. Überhaupt hatte sich der Vater des Kindes über alle Maßen zurückzuhalten. So mußte er sich im niedersächsischen Schöppenstedt abseits auf einen Holzklotz setzen, indessen die Gäste am Tische schmausten und tranken. In Schlesien war auch das Kindl-Bier üblich. Ein Bierkegel vor dem Haus verkündete allen: Hier ist ein Kind getauft, hier gibt es kostenlos Bier und Branntwein.

Aber zu einem Kindtauf-Schmaus war gar nicht unbedingt ein Kind nötig. In Westfalen hielten kinderlose Ehepaare

eine »hölzerne Taufe«, die einer echten aufs Haar glich. Einzig das Kind fehlte. In Thüringen heißt die Taufe ohne die winzige Hauptperson »blinde Taufe«. Wenn in Tirol ein Kindchen vor der Taufe starb, legte man es zu Füßen eines Gnadenbildes, rieb das Körperchen immerfort unter Gebeten, bis sich etwas Röte, ein scheinbares Lebenszeichen, einstellte. Dann taufte man es schnell und begrub es anschließend. Bei Nottaufen sprach die Tiroler Hebamme im 18. Jahrhundert die Formel: »Kind, i taff die auf'n Zweifi, hast a Leb'n oder net. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen«. Nur wenn ein kleiner Erdenbürger »buten den hilligen Ehestande getuget« war, zeigten sich Kirche und Nachbarn wenig freundlich. Die Taufe fand nur im Pfarrhause statt, und keine Kerze durfte bei der heiligen Handlung brennen.



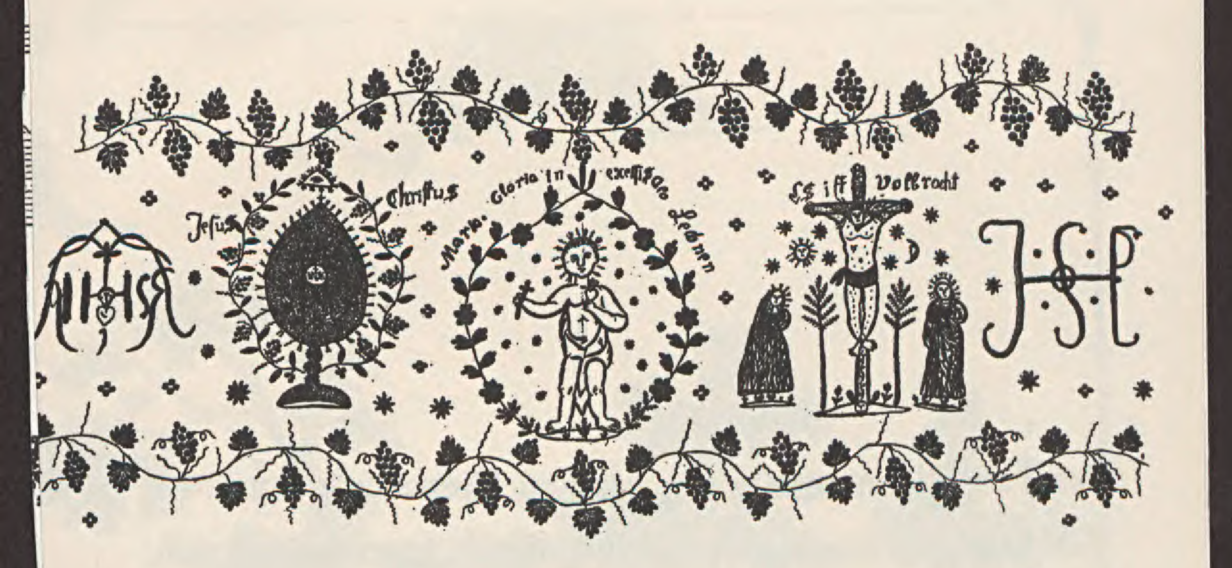
FRONLEICHNAM

Feierliche Prozessionen, die ehemals unheilabwehrenden Flurgänge, haben sich heute meist in die Kirchen zurückgezogen. Aber einmal im Jahr strahlt der Glanz von kirchlichem Gold und Silber, von Damast, Blumen und jungem Grün über Straßen und Wegen, wenn im Licht der Junisonne Naturkult und kirchliche Feier in eins verschmelzen. Fronleichnam, althochdeutsch fron lichnam (Leib des Herrn), soll das Dogma von der Transsubstantiation, der Verwandlung der Hostie in den Leib Christi während des Meßopfers, verherrlichen. Das 700 Jahre alte Fronleichnamsfest geht auf die Vision einer Lütticher Nonne namens Juliana zurück. Papst Urban IV., der aus Lüttich kam, führte auf Grund eines durch Thomas von Aquin verfaßten Offiziums im Jahre 1264 die Feier für die ganze Kirche ein. In Erinnerung an das Abendmahlsfest am Gründonnerstag legte man Fronleichnam auf einen Donnerstag nach dem Dreifaltigkeitsfest.

Seinen großen Glanz entfaltete Fronleichnam aber erst seit dem Mittelalter, als man das Sakrament in einem Meer von Blumen und Grün feierlich zu den vier Evangelienaltären trug. Das ganze Dorf oder die ganze Stadtgemeinde nahm früher daran teil. Arm und reich schritten singend hinter dem »Himmel«, unter dem der Priester in weißem Festgewand die strahlende Monstranz trug. Über Blumen und

Blüten, von kleinen weißgekleideten Mädchen gestreut, geht der Weg an Maienschmuck, rührenden kerzen- und blumenübersäten Hausaltären in Türen und Fenstern vorbei. In Graubünden säumen junge Männer den Weg der Prozession mit Bäumchen und buschigem Strauchwerk, daß es wie eine Allee aussieht, und die Mädchen und Frauen breiten ihre schönsten echten Spitzentücher über aufgespannte Seile an den Seiten der Altäre. Ein schimmernder Akkord aus Glockengeläute, Blumenteppichen, Weihrauchduft und Festgesang legt sich über Felder und Straßen. In Tirol führte man in der Prozession auch einen kleinen Knaben als hl. Isidor, den Schutzpatron der Landleute, mit. Er trug einen grünseidenen Hut mit aufgeschlagener Krempe, einen roten Rock, kurze Lederhose, weiße Strümpfe mit Zwickeln und weit ausgeschnittene Schnallenschuhe. In der Rechten hielt er eine Schaufel als Sinnbild des Ackerbaus.





Die Köln-Mühlheimer zogen in großer Prozession unter dem Ehrengeleite der Schützengilde zum Rhein. Die Gläubigen mitsamt der Geistlichkeit und dem Sanktissimum bestiegen einen fahnen- und wimpelgeschmückten Dampfer und fuhren auf den Strom hinaus. Ein zweiter Dampfer und zahllose Kähne folgten, aus denen die Schützen donnernd und knatternd Salut schossen. Rheinabwärts fuhr die Schiffsprozession wieder zum Ausgangspunkt zurück, wo nach den kirchlichen Feiern das Feld den Krambuden und Bierzelten gehörte.
Ein Volksschauspiel von zartem Reiz ist die Fronleichnamsprozession auf dem Chiemsee. Von der Fraueninsel aus gleiten die Boote wie wandelnde Blumengärten unter Glockengeläut, Böllerschüssen, Singen und Musizieren durch das Wasser.

Seite 3: *Aus einer Vierblattfolge "Die Jahreszeiten". Um 1790/95. Germanisches Museum, Nürnberg.*

Seite 4: *Krug aus dem Museum in Feuchtwangen.*

Seite 7: *Hopfenernte bei Straubing. Bayer. Nationalmuseum, München.*

Seite 15: *St. Michael von Stefan Fögner (Unterinntal). Ferdinandeum, Innsbruck.*

Seite 19: *Ernte. Von Ludwig Richter. Staatliche Graphische Sammlung, München.*

Seite 20: *Flugblatt aus Augsburg. Staatliche Graphische Sammlung, München.*

Seite 23, 24, 26, 29: *Aus einem Münchener Bilderbogen. Germanisches Museum, Nürnberg.*

Seite 27: *Das erste Münchener Oktoberfest 1810. Stadtmuseum München.*

Seite 30: *Schwäbisch-Allemannischer Weinbau um 1700. Germanisches Museum, Nürnberg.*

Seite 33: *Aus dem Buch "Der Hausvater" Anf. 18. Jh.*

Seite 37: *Die St. Georgs-Kirchweih. Kupferstich von Pieter van der Heyden nach Pieter Breughel. Germanisches Museum, Nürnberg.*

Seite 39: *Günzburger Tracht um 1852. Bayerisches Nationalmuseum, München.*

Seite 40/41: *Brautleute-Tracht aus Memmingen um 1675. Aus einer Veröffentlichung des Heimatpflegers von Schwaben in Kempten/Allgäu.*

Seite 42: *Sachsen-Altenburger-Tracht. Bayerisches Nationalmuseum, München.*

Seite 44: *Bauerntanz von Albrecht Dürer. Staatliche Graphische Sammlung, München.*

Seite 47: *Nasentanz nach einem Kupferstich von Hans Sebald Beham (1534?). Germanisches Museum, Nürnberg.*

Seite 49: *Bartholomäus Lämmler: Eimerbödeli (1853).*

Seite 51: *Bartholomäus Lämmler: Jäger. (Aus einer Türfüllung). Sammlung Kurt Zürcher, Teufen AR.*

Seite 53: *Unbekannter Maler: Jagd. Abbildungen Seiten 49, 51, 53 aus: Appenzeller Bauernmalerei von Rudolf Hanhart, Verlag Arthur Niggli, Teufen AR.*

Seite 57: *Votivbild von 1843. Germanisches Museum, Nürnberg.*

Seite 61: *Aus dem Buch "Der Hausvater" Anf. 18. Jh.*

Redaktion: *Dr. Hans und Hedi Lehmann, München*

Gestaltung: *Volkmar Kötter, Lörrach*

Herstellung: *W. F. Mayr, Miesbach/Obb.*

ROCHE **Deutsche Hoffmann - La Roche AG., Grenzach/Baden**

LÄTARE

Wann überläßt schon ein rauher Geselle seinem Gegner kampflos das Feld? Der Winter tut es nicht. Schon vor vielen Jahrhunderten waren die wintermüden Menschen alljährlich Zeuge ausgedehnter Natur-Schlachten. Vielleicht um nachzuhelfen, schlüpfte man in Sommer- und Wintermasken und entschied den Kampf schnell zu seinem Vorteil. So heißt es aus dem alten Augsburg: »An disem Tag hat man an etlichen Orten ein Spihl, das die Bueben an langen Stangen Bretzeln rumtragen in der Statt und zween angthon Man, einer in Syngruen oder Epheu, der heißt der Sommer, der ander mit dem Gemies angelegt, der heißt der Winter. Dise streiten miteinander. Da ligt der Sommer ob und erschlecht den Winter.« Dieser Tag war der Sonntag Lätare, der dritte Sonntag vor Ostern. Sein Name bedeutet »Freue dich«. Mit diesen Worten beginnt nämlich am vierten Fastensonntag das Eingangsgebet der katholischen Meßfeier nach den Versen Jesaias, die Luther so übersetzte: »Freuet Euch mit Jerusalem und seid fröhlich über sie, alle, die ihr sie liebhabt; freuet Euch mit ihr, alle, die ihr über sie traurig gewesen seid«.

Doch nur der Name des Tages trägt kirchliches Gepräge. Die Menschen hatten das Herz voll weltlicher Frühlingssehnsucht. So trug man im Osten Deutschlands den Winter zu Grabe und nannte das »Totaustragen«. Schon acht Tage vor Lätare, am Tage Judica, schleppte man im Riesengebirge eine Strohpuppe auf den Totenstein und sang dazu:

»Teschla, Wä'na, Sensaschmied,
briht met uns a Tud!

Christus brengt mer's Laba mit,
a stiht morn uf vum Tud«.

Schließlich muß die Strohpuppe den Flammen- oder Wassertod erleiden. Dann hieß es Reißaus nehmen, denn den letzten holte der Tod noch ein. Die Angst vor der Totenpuppe war allgemein groß, und die Träger ließen es sich in klingender Münze bezahlen, daß sie den »Tod« nicht ins Fenster gucken ließen.

Das »Totaustragen« war der düstere Teil der Lätare-Feiern. Er trat im Laufe der Zeit immer mehr zurück hinter dem fröhlichen Spiel des Sommereinholens. Der »Eisenacher Sommergewinn« hat eine Jahrhunderte alte Überlieferung. Ein bunter Festzug setzte sich am Mittag in Bewegung. Als Osterhasen, Frühlingsvögel, Maikäfer, Fröschlein und Schmetterlinge verkleidet sangen die Kinder mit geschmückten Frühlingsstäben in den Händen:

»Nun han den Tod wir ausgetrieben
und bringen den lieben Sommer wieder,
hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
so wär er dies Jahr wohl hinne blieben«.

Mitten unter ihnen fuhren die beiden schweren Festwagen. Auf dem Wintergefährt stand der riesige Winter mit weißem Haupt und ellenlangen, herausragenden Beinen. Ihn überstrahlt Frau Sonne, von blumengeschmückten Kindern umringt. Voran ritt als Wahrzeichen des Festes der Kickelhahn. In Heidelberg ziehen Hunderte von Kindern im Sommertagszug, den Sommertagsstecken (eine veilchengeschmückte Haselgerte mit Eiern, Äpfeln und Brezeln daran) in der Hand. Die Sommertagslieder sind uralt. Man kennt eines aus Griechenland, das schon im Jahre 200 v. Chr. aufgezeichnet wurde. Es ist aber sicher viel älter. Kinder von der Insel Rhodos haben es gesungen.



In Breslau hielten die Kinder einen Schmackoster, wie man den bunten Stecken dort nennt, in den Händen, wenn sie mit Heischeliedern umherzogen.

Mit Ofengabeln, Dreschflegeln, Getreidewinden über der Schulter und in Pelzröcke gemummt treten in der Steiermark die Burschen als Winter gegen ihre Sommergegner an, die ihrerseits mit Sensen, Sicheln und Heugabeln rasseln. Im Schweizer Appenzell schlagen sich Winter und Sommer beim Wechselgespräch kräftig auf die Schulter, daß es kracht.

Ganz anders empfangen Nachbarn im Westen den Frühling an Lätare. In den belgischen Städten gab es eine prächtige Auferstehung des Karnevals. In den flämischen Familien Brabants träumen die Kinder und jungen Leute in der Nacht vom »Graf von Halbfasten«, vom »sinte Greef«, der mit seinem Diener auf einem Schimmel über die Dächer reitet. Den Kleinen legt er Süßigkeiten ins aufgestellte Körbchen. Verliebte Mädchen warten auf den »Greef« aus Pfefferkuchenteig oder Marzipan, den der Lieb-

ste schicken wird. Je mehr »Greefs«, desto mehr Anbeter. Ein verschmähter Liebhaber rächt sich gern mit einem »Greef« aus Gerstenbrot oder Ton.
Endlich werden die Abende wieder länger. Da schickt man im Schweizer Islikon das unnütz gewordene Licht »bachab«. Auf einem Brett wird aus verzierten Stäben und buntem Papier ein kleiner Turm errichtet und ringsum mit Transparenten beklebt. Sie tragen Mond und Sterne als Symbol der Nacht. Im Abenddämmer stößt man das erleuchtete kleine Boot bei Kerzenschein vom Ufer. Die Musik rings auf den Tanzböden reißt jäh ab, alles stürzt zum Bach, und unter dem Ruf »Füürio, de Bach brönnt!« fährt das Schiffchen schnell gen Holland.
Ganz reizend feierten die Schulkinder aus dem Thüringer Mühlhausen ein Brunnenfest am Sonntag Lätare. Mit geringelten, blumengeschmückten Sommerstäben, die Mädchen mit Kränzen auf dem Kopf, wanderten sie zum Popperöder Brunnen, versenkten Stecken und Kränze auf dem Grund der blauen Quelle, so daß der Wasserspiegel wie ein Blumenbeet leuchtete, und der Frühling aus der Tiefe heraufsah.



NAMENSFESTE
im Frühling

Frühlingsbrauchtum ist älter als der Name Frühling. Er hieß in altdeutschen Schriften Meientit und erinnerte an Laub und Gras. Der Süden Europas unterschied schon seit alters zwei Frühlingszeiten, primavera und verano, ebenso wie einen großen und einen kleinen Sommer. In Deutschland kannte man nur zwei Jahreszeiten. Es gab Johanni Mitsommer (24. Juni) und Johanni Mitwinter (27. Dezember). Aber man feierte Frühlingsfeste, und der Götterhimmel der Germanen gab den Anlaß dazu. Die Christianisierung, besonders unter Papst Gregor dem Großen (590 bis 604 auf dem Stuhl Petri), der die weise Forderung aufstellte, »daß man die Feste der Heiden allmählich in christliche verwandeln und in manchen Stücken nachahmen muß«, ließ Feste Feste sein und deutete nur ihren Inhalt um. Ja, einer der beiden größten Feiertage der Christenheit, - Ostern - behielt sogar den heidnischen Namen bei, denn in der vorchristlichen Zeit wurde an diesem Tage ein Fest zu Ehren der Göttin Ostara gefeiert. Aber meist rückten die Heiligen des christlichen Kalenders auf den Platz ihrer heidnischen Vorgänger und wurden liebevoll ins Brauchtum des Volkes aufgenommen.

Petri Stuhlfeier am 22. Februar ist ein vorzeitiges Frühlingsnamensfest, aber im warmen Südtirol ging man an diesem Tage schon zum ersten Male zur Frühjahrsarbeit in den Weinberg. Die ostfriesischen Kinder brachten allen denen, die Peter hießen, einen »Binde-Brief« und erhielten dafür kleine Geschenke. In Westfalen war es für die Kinder der Tag des frühjährlichen Ungeziefer-Austreibens, bei dem sie

mit einem Hammer umherzogen, an die Türpfosten klopften und drollige Verse hersagten.

Drei Tage später feierten die westfälischen Schweinehirten mit Peitschenknallen und Tanzgelagen am »Tigges-Tag« ihren Patron Matthias, der ihnen den Frühling brachte, denn »Matheis bricht's Eis«.

Der Apostel Matthias ist als einziger Apostel in Deutschland, in Trier, begraben. Man liebte ihn besonders im Westen Deutschlands, wo die Zahl der »Matthiasse« als Tauf- oder



Familienname Legion war. Der Apostel starb den Märtyrertod. Er wurde mit einer Axt enthauptet, und so wählten ihn u. a. die Metzger zu ihrem Patron. Düster orakelte man in Köln an seinem Namenstage: In eine Schüssel mit Wasser wurde für jedes Familienmitglied ein Efeublatt gelegt; fand man eines am anderen Morgen schwarz oder durchnäßt, so bedeutete es den Tod.

Der Februar geht zu Ende, und bald heißt es am 3. März:

»Kunigund, macht warm von unt«.

Die ersten Sonnenstrahlen dringen in die Erde. Die heilige Kunigunde war die Gemahlin Kaiser Heinrichs II. Sie war eine wahrhaft königliche Frau und starb 1033 in dem von ihr gestifteten Kloster Kaufungen bei Kassel. Der große Tilman Riemenschneider vollendete 1513 ihr vielbewundertes Grabmal.

Sehr schnell geht es dann zu:

»Gregori macht
den Tag gleich der Nacht«.

Dies Sprichwort vom Gregori-Tag am 12. März weist zurück ins 16. Jahrhundert, als die Frühjahrs-Tagundnachtgleiche nicht wie heute auf den 21., sondern auf den 12. März fiel. Wohl stand auch damals das Äquinoktium am 21. März im Kalender, aber während es heute tatsächlich durchschnittlich an diesem Tage eintritt, fiel es vor der durch Gregor XIII. unternommenen Kalenderreform in je 128 Jahren um einen Tag früher. Im 16. Jahrhundert war es bis zum 12. März vorgerückt.

Die Tage werden länger. Die Erde bricht auf und will gegraben sein. Die beliebteste Frühlingsheilige feiert am 17. März ihren Tag:

»Gertrud mit der Maus
treibt die Spinnerinnen raus«.

In ganz alten Bauernkalendern findet man St. Gertrud mit einem Spinnrocken abgebildet, an dem zwei Mäuse hinauflaufen. Die Legende sagt, der Teufel habe sie in Mausgestalt vergeblich zur Ungeduld beim Spinnen versucht. Sie ist die Patronin gegen die Mäuseplage, aber ihr Attribut will auch sagen, daß die Arbeit im Hause aufhört und die Feldarbeit beginnt. Nach der Überlieferung war Gertrud von Nivelles, eine Tochter Pipins des Älteren (626 - 659), als Äbtissin die erste Gärtnerin. Sie ist die Patronin des Hausgartens geblieben. Jede gute Hausfrau begann von alters her am Gertruden-Tag mit dem Garteln. Aber auch die Meerfahrer und Reisenden stellten sich unter St. Gertrudens Schutz. Nach frommem Kinderglauben gab sie den abgeschiedenen Seelen auf dem Wege zum ewigen Richter in der ersten Nacht eine sanfte Herberge. Für die zweite Nacht war nach solcher Vorstellung St. Michael zuständig. Auf Gertrud folgt der heilige Josef am 19. März. Der »Nährvater« Jesu war lange Zeit nur eine Gestalt am Rande. Erst im Ausgang des Mittelalters erinnerte man sich seiner, und seit 1621 wird sein Namensfest gefeiert. Er ist ein Patron der Familie und Helfer in Wohnungsnot, der in den letzten zwanzig Jahren ein weites Feld zu bearbeiten hatte. Aber auch der Zimmerleute nimmt er sich besonders an. In Schlesien gab der gute Heilige den Kindern Gelegenheit zum lärmenden »Josefsgeklimper«, das ihnen leckere Gaben ins Körbchen einbrachte.

Nun ist der Frühling nicht mehr aufzuhalten. Die Schwalben kommen wieder zu Mariä Verkündigung am 25. März. Es ist eines der ältesten Marienfeste, wird seit dem 5. Jahrhundert gefeiert und ist so beliebt, daß es selbst im protestantischen Sachsen noch lange über die Reformationszeit hinaus begangen wurde und in dem protestantischen Dorf





Rosenthal in der Mark Brandenburg noch 1934 als halber Feiertag galt.

St. Georgs-Tag schließlich, am 23. April, steht mitten im Frühlingsrauschen. Die Weidezeit beginnt bald. In den Alpen wird das Vieh ausgeklöckt, das seit Martini im Stalle stand. Die Kinder dürfen barfuß gehen, und das Wasser ist nicht mehr giftig, denn »das Gift geht nun in die Frösche und Schlangen«, wie man im Isergebirge sagt. Im Inntal ziehen die Burschen hemdsärmelig und in kurzer Hose, mit großen und kleinen Schellen behängt, auch zu den entferntesten Höfen. Man nimmt sie gern auf und bewirtet sie aufs beste, denn »wohin die Grasausläuter kommen, da wächst das Gras gut, und das Getreide bringt gute Frucht«.

PALMSONNTAG

ist ein Freudenfest und erinnert mit seiner Palmenweihe an den umjubelten Einzug Jesu in Jerusalem. Darum ist der Dominica palmarum getrennt von der stillen traurigen Karwoche, die erst mit der feria secunda am folgenden Montag beginnt.

Der rauhe Norden nimmt statt der Palmzweige früh grünende Sträucher, Saalweide, Hasel-, Birken- oder auch immergrüne Zweige von Eibe, Buchsbaum und Stechpalme, um das Palmfest zu feiern. In der Umgebung von Basel laufen die Buben schon acht Tage vorher in den Wald, um Stechpalmenzweige, möglichst mit roten Beeren, für das üppige Palmbäumchen zu holen. Die Tiroler bemalen einen langen entrindeten Haselstamm spiralenförmig in Blau und Rot und verstecken das Grün der aufgebundenen Buchsbaumzweige unter raschelnden Seidenbändern, Goldflitter, Brezeln und Äpfeln. Der »Gemeindepalm« aus einem Fichten- oder Föhrenstamm stößt in manchen Dörfern bis an die Kirchendecke.

Der alten Palmeselprozession machte die Aufklärung den Garaus. Vor dem Gottesdienst zog man eine hölzerne Christusfigur auf einem Esel unter lauten Gesängen in feierlicher Prozession durch das Dorf und um die Kirche. Manchmal ging auch ein »Judas« aus Stroh mit, den man am Turm ablieferte, damit er am Karsamstag bei der Feuerweihe verbrannt werde. In Bregenz ist eine solche Prozession schon 1445 erwähnt. Manchmal ritt auch, stellvertretend, ein Priester auf einem richtigen Esel am Ende des Zuges mit. Von daher stammt wohl der Titel »Palmesel« für den Langschläfer, der an diesem Tage zuletzt aufsteht oder sich mit seiner Palme in der Kirche verspätet.



Die Imster zogen wie ein wandelnder Wald mit ihren Palmbuschen aufs nahegelegene Kalvarienbergl. In einem Wagengestell schoben sie ihr Christusbild auf einem hölzernen Esel mit hinauf. Einmal soll dabei ein kleines Malheur passiert sein, das unerwartete Folgen hatte. Der Palmesel verlor einen Fuß, der den Berg hinabsauste, so geschickt, daß er just durch den Schornstein eines kleinen Hauses am Dorfrand flog und mitten im Suppentopf landete, der auf dem Herd brodelte. Schnell verbreitete sich die Kunde da-

von in ganz Imst, und alle Dorfbewohner kamen, um von der »geweihten Suppe« zu holen.

In der Münchner Peterskirche hielt sich die Prozession trotz aller Behördendrohungen, bis im Jahre 1806, 14 Tage vor Palmsonntag, ein Polizist in der Peterskirche erschien und dem geliebten hölzernen Esel einfach den Kopf absägen ließ. Ein neuer Esel war so schnell nicht zur Stelle. Damit hörte auch in Münchens ältester Kirche der alte Brauch auf.

Die geweihten Palmbuschen, die man aus der Kirche mit heimbrachte, verwahrte man als Schutz gegen allerlei Unheil. Die silberweißen, wolligen Blütenkätzchen der Palmweide taten in Deutsch-Böhmen auch inwendig ihre gute Wirkung. Auch in der bayerischen Oberpfalz aß der Hausherr, der nüchtern blieb, bis die Leute aus der Kirche kamen, stellvertretend für die ganze Familie drei dieser Kätzchen.

Im Schwarzwald, in der Gegend von Rippoldsau, vergrub man nach der Weihe seinen Palm, der hier eine hohe Stange mit flatternden roten Verzierungen in Form eines Kreuzes war, unter frommen Zeremonien in der Nähe seiner Wohnung. Mancher Acker trägt ein geweihtes Zweiglein in der Erde, um vor Hagel geschützt zu sein.

Nach altem Glauben spiegelt sich die Sonne noch einmal den ganzen Tag lang im Wasser, denn nun muß sie trauernd ihr Antlitz fünf Tage lang in den Wolken verbergen.

KARWOCHE

Montag und Dienstag der Karwoche übergeht der Volksbrauch. Erst der *Krumme Mittwoch,* an dem sich Judas erhängt haben soll, hat seine Riten. Die Westfalen »läuten der Fasten den Hals ab«. Kinder aus dem Kreise Herford aber dachten nur an den Frühling. Sie hingen Kringel an frische Weidenzweige und sangen:

»Palm, Palm, Posken
Lot den Kuckuck rosken
Lot die Vüegel singen
Lot de Palmen springen«.

Manche Leute meinen, auch *Gründonnerstag* sei eigentlich ein heidnisches Frühlingsfest, dem Gott Thor oder Donar zugedacht. Grüner Donnerstag aber ist eine Bezeichnung der Kirchensprache. Dies viridium, der Tag der »Grünlinge«, gehörte den losgesprochenen Büßern, die wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen zurückkehrten. So heißt der Tag noch heute in vielen Gegenden Antlass-Tag. Das mittelhochdeutsche antlass bedeutet Entlassung.
In Erinnerung an die Ölbergstunden Jesu hielt man sich von lauter Handwerksarbeit fern und widmete sich intensiv der Säuberung des Hauses, der Kleider und des Leibes. Der Bauer in den Bergdörfern des Eisack- und Etschtals ging zur Stunde der Todesangst Christi »baumbeten«. Er kniete im Obstanger oder auf dem Feld unter einem Baum nieder und verrichtete mit ausgebreiteten Armen ein Gebet. An den demütigen Dienst, den Jesus seinen Aposteln leistete, erinnerte ein schöner Brauch in Klosterkonventen und bischöflichen Domkirchen. Zwölf alten Männern mit langen Bärten, manchmal in den Gewändern der Apostel, bot



man Platz auf einer Bank im Presbyterium der Kirche, und der Abt, Bischof oder weltliche Fürst vollzog an ihnen die biblische Handlung der Fußwaschung.

Gründonnerstag war im Volksmund - und ist es auf dem Lande auch heute noch - der Tag der grünen Speisen. Die ersten Kräuter des Frühlings kamen auf den Tisch in Form von Kräutlsuppe, Spinatkrapfen und Pfannkuchen, mit Schnittlauch gefüllt. Dazu durfte bei keinem Frühstück Honig fehlen. In Böhmen, Hamburg und im Harz heißen die mit Honig gefüllten Brötchen »Judasohren«. Auch die am Gründonnerstag gelegten Eier, die Antlasseier, waren sehr beliebt. Sie galten als heilbringend. Wurden sie ausgebrütet, so wechselten diese Hühnchen und Hähnchen alle Jahre ihre Farbe. Vor dem Läuten beim Gloria der Gründonnerstagsmesse verspeiste man in Berchtesgaden die letzte Milchsuppe und begnügte sich dann bis nach dem Glorialäuten am Karsamstag mit Wassersuppen. Auch die Glocken schwiegen in dieser Zeit. »Sie sind nach Rom geflogen«, erzählte man.



Statt der Kirchenglocken treten die Ratschen und Klappern am *Karfreitag* in Aktion, wovon die Buben, die meist das Geschäft besorgen, ausgiebig während der «Rumpelmetten« Gebrauch machten. Es heißt nicht umsonst in Schwaben »Dui hot e Meul wie e Karfreitigrätsch«.

Früher aß man in Tirol an diesem Tage bis zum Aufgang der Sterne keinen Bissen. Man besuchte fleißig das Heilige Grab, das in naturgetreuer Nachahmung mit Wächtern und Kriegsknechten in der Kirche aufgebaut wurde. Fenster und Türen waren schwarz verhängt, aber um die Grotte des Heiligen Grabes leuchtete ein ganzer duftender Blumengarten, mit funkelnden Glaskugeln und schimmernden Kerzen besteckt. Im Hintergrund stand das leere Kreuz von Golgatha, und darüber schwebten in den Wolken weinende Engel.

Für den Protestanten ist der Stille Freitag ein hoher Feiertag. Musik und Lärm sind verpönt, und in vielen Familien waren Fastenspeisen üblich. Nach dem Volksglauben trauert auch die Natur. Die Sonne scheint nicht, und die Bäume

lassen ihre Blätter hängen. Da soll auch der Mensch still sein, nicht zimmern, schneidern, weben, schustern. Man geht nicht ins Wirtshaus und ißt als Karfreitagsgericht Fische und Fastenbrezeln.

Passion und Frühlingsbeginn bestimmten die Bräuche dieses Tages. Die früheren großen Karfreitagsprozessionen gibt es bei uns nicht mehr. Man muß schon nach Spanien fahren, um noch ein wenig von dem düsteren Rausch vergangener Jahrhunderte zu erleben, wenn beispielsweise in Murcia unter dumpfen, streng rhythmischen Trommelschlägen das riesige Kreuz von Kapuzen-vermummten Gestalten in endlosem Zuge durch die nächtlichen Straßen getragen wird. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zog eine Karfreitagsprozession in der Eifel durch die Gassen und führte die großen biblischen Begebenheiten als lebende Bilder mit sich. Da konnte man Samson sehen, wie er mit des Esels Kinnbacken tapfer auf die Philister losschlug, es gab Jonas im Walfischbauch zu bestaunen, und natürlich zog auch Jesus mit seinen zwölf Aposteln in den Reihen mit. Eines Tages wurde es dem Trierer Kirchenfürsten wohl zu weltlich, und die dramatische Zeremonie wurde abgeschafft. Zum Frühlingsbeginn zeichnet sich Karfreitag durch besonderen Anfangszauber aus: Blumen, heute gesät, werden groß und bunt; Flieder, an diesem Tage geschnitten, erhält gefüllte Nägelein; Haarschneiden am Karfreitag fördert den Haarwuchs — in Kissleg soll es allerdings danach Kopfweh geben. Karfreitagswasser, in dem man ein glühendes Bügeleisen abkühlte, vertreibt die Warzen, und »Wennt an'n Stillen Freedag regent, is dat ganze Jahr gesegent«, prophezeit man in Westfalen.

Mit dem *Karsamstag* ist das Ende der Karwoche gekommen. Die westfälischen Buben versammeln sich um 12 Uhr

nachts, um »den Judas zu jagen«. Sie trampeln auf den Boden, gegen die Bänke, klappern mit ihren Holzrasseln und jagen mit Geheul zur Tür hinaus. In Schlesien löschte der Glöckner die letzten Kerzen am Morgen vor dem Gottesdienst. Er kam dabei als »Judas« in roter Weste und wurde von den Kindern im Tumult aus der Kirche vertrieben.
Vor der Türe des Gotteshauses wird am frühen Morgen ein jungfräuliches Feuer aus Stahl und Stein geschlagen. Das Ewige Licht und die Osterkerze werden gelöscht und mit dem neuen Feuer neu entzündet. Mitgebrachte Scheite tragen das neue Feuer auch in den heimischen Herd. In den Tiroler Kirchen versinkt beim »Allelujah« der aufgebahrte Leichnam im Grabe, der schwarze Vorhang zerreißt und über dem blumengeschmückten, lichterstrahlenden Hochaltar des Presbyteriums erscheint der Auferstandene als Sieger über Tod und Grab mit Purpurmantel und weißer Osterfahne. Vom Chor schmettern Posaunen, Orgelton bricht auf, und im Jubel des Tedeum laudamus schwingt das Geläut aller Glocken.
In schönem christlich-heidnischem Gefühl aber nagelte man in der Lüneburger Heide unbeschadet ein glückbringendes Hufeisen an die Tür, denn am Karsamstag, da Christus zur Hölle abstieg, sind alle bösen Geister zu seiner Predigt dort unten versammelt.



OSTERN



Das Osterfest geht zurück auf das jüdische Pesach oder Passah, die Gedächtnisfeier an den Auszug der Kinder Israels aus Ägypten. Die romanischen Sprachen sind bei der hebräischen Bezeichnung Passah für das Osterfest geblieben, und noch in Köln wünschte man sich »Jlöcksillige Poschdaach«. Die Germanen haben den angelsächsischen Namen Ostern beibehalten, der auf die Frühlingsgöttin Ostara zurückgeht, wie der gelehrte angelsächsische Mönch Beda Venerabilis es im 7. Jahrhundert aufzeichnete.
Der genaue Zeitpunkt dieses ältesten großen christlichen Festes war lange unbestimmt, bis das Konzil von Nicäa (Kleinasien) es im Jahre 325 auf den Sonntag legte, der dem ersten Vollmond nach der Frühlings-Tagundnachtgleiche folgt. Da Sonnen- und Mondlauf nicht übereinstimmen, wechselt der Ostertag von Jahr zu Jahr.
Ostern ist das große Freudenfest der Auferstehung. Laut schallte früher in allen Kirchen das Lachen wider den Tod, das risus paschalis, wenn der Priester von der Kanzel lustige Osterspäße, ja selbst Zoten (obscoenae et omnis generis nugae) erzählte. Johann Mathesius, ein Freund Luthers, berichtet eines dieser naiven kleinen Ostermärlein: »Da der Sohn Gottes in der Vorburg der Hölle ankam und mit seinem Kreuz anstieß, haben zwei Teufel ihre langen Nasen zu Riegeln vorgestreckt; als aber Christus anklopfte, daß Tür und Angel mit Gewalt aufging, hab er den zwei Teufeln ihre Nasen abgestoßen«.
Konstantin der Große, der sich erst auf dem Totenbett

(337) taufen ließ, aber ein Freund der Christen war, ließ in der Nacht vor Ostern gewaltige Freudenfeuer anzünden. In Deutschland sind die Osterfeuer wohl Reste alter Kultriten zur Wiederkehr des Frühlings. Man rollte Feuerräder und Feuerscheiben zu Tal und trug die angekohlten Scheite auf die Felder, um sie fruchtbar zu machen. »Poskefür« hießen in Westfalen die Osterfeuer. Nach gutem alten Brauch wurde das Holz dazu aus dem Walde gestohlen, um die Segenskraft des Feuers zu vergrößern. Kirchliche Osterfeuer sind seit dem 9. Jahrhundert bekannt.

Für die Kinder ist die Hauptattraktion des Festes der Osterhase, der die bunten Eier bringt. Schon 1682 heißt es in einer zu Heidelberg gedruckten medizinischen Abhandlung: »In Oberdeutschland wie in der Pfalz, im Elsaß und den angrenzenden Gebieten nennt man diese Eier die Haseneier auf Grund der Fabel, mit der man einfältigen Menschen und Kindern weismacht, der Osterhase lege solche Eier...« Die Fabel ist den kleinen Kindern bis heute Wirklichkeit geblieben wie das Christkind und der Nikolaus. In Schwaben macht man dem Osterhäsle ein Hasengärtle aus Weidenruten und Moos. Vereinzelt bringt die bunten Eier auch der Kickelhahn (Oberbayern und Österreich), manchmal auch der Storch (fränkisches Thüringen), der Fuchs (Hannover) oder auch Kuckuck (Bad Salzungen), Kranich und Auerhahn.

Wer sie auch bringt, die bunten Eier, sie sind hochwillkommen. Und nicht nur bei den Kleinen. Je mehr man von ihnen ißt, desto mehr Vorteile hat man davon. So verzehrten die Knechte in Niedersachsen so viele »Pascheier«, wie es ihnen nur möglich war. Die Eier gehörten zu den verbotenen Fastenspeisen, und so waren sie am Festtag auch ein besonderer Leckerbissen.

Das Ei galt den alten Deutschen wie vielen Völkern des Altertums als Sinnbild der Fruchtbarkeit. Die Kirche behielt den Kult bei und segnete diese Osterfestgabe, die dadurch besondere Heilskraft entfalten sollte.

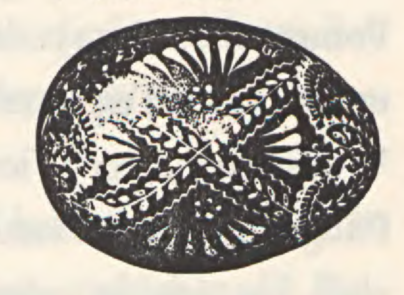
Junge Mädchen schenkten ihrem Schatz, je nach dem Grad ihrer Zuneigung, zu Ostern eine bestimmte Anzahl Eier. In Kirchweiler bei Daun in der Eifel waren zum Beispiel zwei Eier »eine Schande«, drei Eier »eine Erkenntlichkeit«, vier Eier »ein Staat«, fünf Eier brachten »eine Freiat« und sechs Eier »eine Heirat«. Waren diese Liebespfande aufgegessen, schenkten die Ostereier weiteres Herzensglück. Man sagte sich seine Liebe sozusagen durch das Osterei. In Schweden verehrten sich die Liebesleute ausgeblasene, mit Blumen bemalte Ostereier, in denen lange, mit Wünschen, Versen und Liebesworten beschriebene Papierstreifen verborgen waren.

In Ostfriesland sammelten die Kinder ihre Ostereier schon in der Karwoche. Sie zogen mit einem Rummelpott herum und sangen dazu:

»Dideldumdei, dideldumdei
leef Oomke, leff Möke geft mi'n Paaske-Ei:
Nix is nix, een is watt,
twe geft mi, dann ga'k min Pad«.

Hatte man am Ostersonntag vor dem Frühstück seine Ostereier gefunden, so wurde mit ihnen erst einmal »teufeln und engeln« oder »Rück- und Spitz« gespielt. Bei diesem Ostereierspicken stößt man mit seinem hartgekochten Ei, nachdem man die größere Festigkeit des einen oder des anderen Pols ausprobiert hat, auf das seines Gegners, bis eines einknickt. Der Besitzer des härteren Eies ist der Sieger. In Schwaben hielt man sich ans Eierlesen. In Böhmen ließ man seine Eier einen Hügel hinabrollen. Die Aleman-

nen vergnügen sich noch heute mit Eierspringen, bei dem eine Partei die andere mit Rutenschlägen am Eiereinsammeln zu hindern sucht. Diese zahllosen Eierspiele waren meist dem Ostermontag vorbehalten.





Am Ostersonntag wurden nach dem Frühstück ganze Körbe mit »Geweihtem« zur Kirche geschleppt, die einige Dinge des Mittagsmahles bargen: Eier, Brot, Salz und Fleisch. Die Eier schlug man nicht selten ein, damit der Segen auch ordentlich hindurchkönne, aber ein rechter christlicher Bauer war nicht so kleingläubig und meinte: A gute Weich (Weih), die geht durch Stahl und Eisen«. Solch Geweihtes gab es nur einmal im Jahr zu essen, und darum widmete man ihm große Andacht. Die eigentliche Osterspeise sind die Osterbrote in verschiedenen Formen. Es sind runde Laibbrote oder Fladen nach Art der jüdischen ungesäuerten Brote, im Alemannischen der vierteilige »Schild«, bei den Ostfriesen die »Plas-kes«, in Sachsen die »Quarkkeilchen«, in Schwaben »Ostergeigen«, in Oberbayern die »Osterlaibl«; in







Pommern ist seit 1451 der »Osterwolf« überliefert, eine etwas unbestimmte Teiggestalt mit vier Läufen und aufgerissenem Wolfsrachen. Der Wiener Osterkuchen war groß wie ein Pflugrad. Seitdem Paulus Christus mit dem Osterlamm verglich, hat sich die gebratene Lammform aus Fleisch und Blut und auch die gebackene aus Kuchenteig durchgesetzt. Es wurde zu Ostern nicht nur gegessen, es wurde auch geritten. Im Kreise Höxter in Westfalen versammelten sich die jungen Leute zu Pferde bei der Kirche und ritten eine Stunde durch die Feldmark. An einer bestimmten Stelle löste sich ihre Ordnung auf, und ein jeder jagte im vollen Galopp querfeldein, um ein aufgestelltes Kreuz zu erreichen. Der Sieger bekam einen guten westfälischen Stuten zum Geschenk. Osterritte sollten die Felder fruchtbar machen, den entstandenen Flurschaden beachtete man nicht. Berühmt ist der bayerische Georgi-Ritt von Traunstein am Ostermontag. St. Georg auf einem Schimmel steht im Mittelpunkt dieses gemeinsamen Rittes zur Wallfahrtskirche nach Ettendorf. Noch heute ist der Brauch lebendig



in Form einer großangelegten Schau, die Frundsbergs Zeiten mit Rittern, Landsknechten, Herolden und Fanfarenbläsern auferstehen läßt.
Lustig ging es in Oberschlesien auf beiden Seiten des Riesengebirges zu. Am frühen Morgen erschienen die Burschen in den Schlafkammern ihrer Mädchen und peitschten sie mit Ruten aus den Betten. Den Angehörigen erklärten sie: »Glück zu, Glück zu Ostern; ich kumm eier Techterla schmackustrn«. Manchmal durften sie die Mädchen auch mit Wasser bespritzen, aber beides mußte bis Mittag geschehen sein, und es brachte den »Geschlagenen« Glück. Dies »smiggost«, das »Schmackostern«, betrieb man in Schlesien schon seit dem 15. Jahrhundert. Genau so lange ist es auch verboten. In Hinterpommern sammelten Knaben ihre Ostereier mit grünenden Birkenzweigen ein und sangen dazu:

»Stieps, stieps, Osterei!
Gibst du mir kein Osterei,
hau ich dir dein Hemd entwei«

Den Schlag mit der Lebensrute schätzte schon das klassische Altertum. Ovid schildert das sehr drastisch bei seiner Beschreibung der alten Luperkalien (ein Fest am 15. Februar zu Ehren des Hirtengottes Faunus):

»Frauchen, was zauderst du noch?
Nicht werden zur Mutter dich machen
kräftiger Kräutergenuß, Zaubergesang und Gebet.
Biete geduldig dem Schlage dich dar
der befruchtenden Rechten«.

Nicht nur der Zweigsegen, auch das fließende Wasser war ein beliebtes Frühlingsattribut. Das heilsame Osterwasser schöpfte man vor Sonnenaufgang stromabwärts. Man mußte es schweigend tun. »Plapperwasser« nutzte nichts.

In Hildesheim erzählte man sich, Wasser werde in der Osternacht für einen Augenblick zu Wein, und manch einer soll sich, auf dem Bauche liegend, die ganze Nacht lang über ein Bächlein gebeugt haben, die Zunge im Wasserspiegel, um diesen wunderbaren Augenblick ja nicht zu versäumen.
Ostergeschenke gab es eben in mancherlei Gestalt. In Frankreich war es bis ins 18. Jahrhundert Sitte, zu Ostern auf Fürsprache des Erzbischofs von Paris einen Gefangenen freizugeben, und ein Erzbischof von Konstantinopel, Taresius, soll nach beendeter Kommunion den Armen in der Hauptkirche eine Mahlzeit gegeben und sie dabei in vollem Priesterornat mit Speisen und Wein bedient haben.
Ostern war und ist ein Tag der Freude, die man am stärksten spürt, wenn man sie anderen bereitet.



VIEHAUSTRIEB

Wenn aus den zarten Hälmchen ein ordentlicher Grasteppich geworden ist, wird der Tisch fürs Vieh wieder draußen gedeckt. In Böhmen stieß der Hirte am 1. Mai früh um sechs Uhr am letzten Haus des Dorfes dreimal in sein Baumrindenhorn und rief: »In Gotts Nom, der Heitä träbt ös!« Mit geweihten Birkenruten teilten die Dorfleute zum letzten Male ihren Herden freundliche, gefahrabwehrende Schläge aus, und dann blieben die Tiere den Hirten überlassen. Ein prächtiger Kampf zwischen zwei Gemeindebullen bildete das aufregende Schlußspektakel.
Den westfälischen Kälbern stand vor dem Austrieb noch ein besonderes Vergnügen bevor, das »Kalwerquiken«. Mit einem Vogelbeerbaumzweig, der im Morgengrauen auf einen Hieb geschnitten worden war, schlug der Hirte die einjährigen Rinder auf Kreuz, Hüfte und Euter. Hatten sie vorher alle miteinander »Mütsken« oder »Bütken« geheißen, so erhielten sie jetzt klingende Namen: Blesse, Stern, Silwernelle oder Hiätteblume, und die stolze Bauersfrau bewirtete den Hirten mit Eiern, deren leere Schalen man mit bunten Bändern und Butterblumen in den Vogelbeerzweig steckte und über der Stalltür anbrachte. Abends hing der Hirt den Klingerstock (ein hölzerner Schaft mit einem eisernen Bügel, an dem eine Anzahl rasselnder Ringe saßen) und die »Holster« (Tasche) an die Tür des Bauernhauses, an dem die Reihe war, ihn zu verpflegen und rief laut: »Moorn häge den Hairn« (Morgen habt ihr den Hirten). Am nächsten Morgen holte er beides und die gefüllte Brot- und Butterdose wieder ab.
Die Ostfriesländer wählten ihren Hirten alljährlich. Ein

Hirtenhorn rief sie alle zusammen, und der Hirt erhielt nach erfolgter Wahl sein Honorar in Form von Bargeld, Wolle, Milch und Käse. Auch Kleider und Schuhe, seine Dienstkleidung für einen Sommer, bezahlte ihm die Gemeinde. Der so erkorene Hirt war sich seines Wertes bewußt und plauderte mit dem Pastor wie mit seinesgleichen, denn schließlich war dieser als Seelenhirte sozusagen sein Kollege. Nur wenn Ehrwürden über das Evangelium vom Guten Hirten predigte, sagte der »Amtsbruder« bei den Kühen und Schafen zu seinem Hund: »Spitz kum! de Pastor stichelt al weer«.



WALPURGISNACHT

Eine böse Nacht hing man der frommen und sanften Äbtissin Walburga an, die 778 im Kloster Heidenheim bei Eichstätt starb, als man sie an einem 1. Mai heiligsprach. Das alte heidnische Frühlingsfest dieses Tages wurde im mittelalterlichen Inquisitionsrausch zum Hexensabbat erklärt, und Walburga, die Beschützerin vor Zauberkünsten, mußte ihren Namen für eine Nacht des Grauens und Entsetzens herleihen. Goethe hat die Walpurgisnacht im ersten Teil des »Faust« unübertrefflich geschildert und sich dabei mancherlei überlieferter Hexenkünste bedient. Das berühmte »Hexen-Einmaleins« beispielsweise fand er in einem lateinischen Text des englischen Mathematikers John Dee im Codex Casselanus, der ältesten griechischen alchimistischen Handschrift auf deutschem Boden.
Schon das Altertum glaubte an Hexen. Aber das frevelhafte Bündnis mit dem Teufel wies ihnen erst das Christentum nach, das Zauberei und Ketzerei gleichsetzte. Der Name Hexe ist nicht mit Sicherheit zu deuten. Vielleicht ist er mit dem Althochdeutschen »hagezisse« oder »hagezusa« identisch, und die Hexen waren germanische Hain-Priesterinnen, die auch noch nach dem Verbot heidnischer Feste heimlich in der Nacht an ihren alten Feiertagen zusammenkamen und ihre überlieferten Bräuche vollzogen. Als die Kirche den Hexenglauben des Volkes autorisierte, begann die unmenschliche Zeit der Hexenverfolgungen. Es fing damit an, daß die Theologische Fakultät der Pariser Universität im Jahre 1398 die Teufelsbündnisse der Hexen für Tatsache erklärte. Der große Prozeß von Arras (1459) legte schon eine genaue Schilderung eines Hexensabbats vor.

Deutschland versank in einer Flut von Hexenprozessen erst, als Papst Innozenz VIII. im Jahre 1484 in seiner Bulle »Summis desiderantes affectibus« über Hexenzauberei in Deutschland klagte und u. a. auch den Inquisitor Jakob Sprenger herschickte, das Land nördlich der Alpen zu säubern. Dieser Mann machte kurzen Prozeß. Sein »Hexenhammer« (Malleus maleficarum) wurde das Gesetzesbuch in Hexensachen, und bald lag das Gespenst der Hexenfurcht über Dörfern und Städten. Auch der Protestantismus teilte den Hexenglauben. Die sogenannte Hexensalbe spielte in allen Prozessen eine große Rolle und soll, wie alte Akten bezeugen, aus Fett, Nachtschatten, Tollkirschen, Mandragora (eine betäubende Alraunwurzel des Mittelmeergebietes), Opium, Schierling und anderen Pflanzen zusammengerieben worden sein. Mit ihr wurde, nach damaligem Glauben, der ganze Leib bestrichen und machte so zur Hexenfahrt tauglich. Der berühmte und wenig zimperliche Straßburger Domprediger Geiler von Kaisersberg behauptete im 15. Jahrhundert, er könne aus eigener Erfahrung bezeugen, daß sich alte Weiber, die vorgaben, Hexen zu sein, einer solchen Salbe bedienten, in einen Zustand der Betäubung verfielen und, wieder erwacht, vom Hexensabbat erzählten, an dem sie teilgenommen hätten.

Erst dem Gelehrten Christian Thomasius gelang es zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit seiner Schrift »Dissertatio de crimine magiae« (1701) erfolgreich gegen den Wahn anzugehen. 1715 wurde noch eine Hexe nach dem Spruche der Tübinger Juristen-Fakultät zum Scheiterhaufen verurteilt, und erst 1782 fand im deutschen Sprachgebiet die letzte Hexenverbrennung im Schweizer Glarus statt.

Aus dem Volksglauben war die Hexenfurcht nicht so schnell wegzuscheuchen. In Böhmen schlug man vor den Häusern



Bretter auf den Boden und sagte dabei: »Hex geh raus, s'brennt dei Haus«, und wer in der Walpurgisnacht einen Schuß hörte, flüsterte: »Schieß mei Hex a mit«. Im lippischen Dorf Stemmen holten die Burschen Ziegen und Böcke aus ihren Ställen und sperrten sie miteinander ein. Vielleicht sollten die Hexen, die ja bekanntlich auf Böcken reiten und in Ziegen hausen, diese Tiere in den Ställen nicht finden können. Man versteckte die Besen, damit sie nicht zum Luftritt benutzt würden, und legte Kinderstrümpfchen kreuzweise über die Betten der Kleinen, daß die Hexen ihnen nicht schaden sollten. Drei Kreuze über der Tür des Hauses, Stalles und der Scheune schützten ebenso wie ein aufgemalter Drudenfuß und ein verkehrt aufgesteckter Besen auf der Schwelle.

Lärmmachen gilt auch in der Walpurgisnacht als bestes Mittel gegen das Böse. In Brandenburg ritt ein als Hexe verkleideter Bub auf einem Besenstiel zum Tor hinaus, und eine Horde brüllender und schreiender Kinder lief hinterdrein. Im Teutoburger Wald veranstaltete man ein Peitschenknallen gegen die Hexen und nannte das »den Möggedag inkloppen«.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ist der Brocken als höchster Berg von Norddeutschland der berühmteste Hexenversammlungsort. Hierher flogen und ritten die Hexen. Auf des Teufels Geheiß mußten sie auf ihrem Weg von jeder Kirchenglocke ein Stückchen abnagen. Auf dem Brocken tanzten sie zuerst den Schnee weg. Häufig sprang ihnen ein rotes Mäuslein aus dem Munde, woran man sich erkannte. Unter Blitz und Donner brausten sie zum Hexenaltar und der Teufelskanzel, wo der Teufelsdienst abgehalten wurde. Satanas predigte dort, nachdem alle Gäste bei ihm den Pferdefuß-Kuß absolviert hatten. Zuschauer solch schaurigen Treibens konnte nur der werden, der einer Hexe den Zauberspruch ablauschte. Aber ihm verging die Lust auf ein Wiederkommen. Sobald der Hahn krähte, stob die teuflische Gesellschaft auseinander.

Das deutsche Märchen hat Antlitz und Gestalt der Hexe festgelegt: Lange, krumme Nase, zusammengewachsene Brauen, triefende Augen und einen Höcker auf dem Rücken. Noch heute hat manches Dorf im geheimen seine Hexe, die nicht unbedingt der Märchengestalt entsprechen muß und nicht nur in der Walpurgisnacht von ihren Nachbarn geplagt wird. Für das Böse, das Unglück, muß ein Sündenbock herhalten, an dem man sich für unerklärliche Unbill rächen kann.



MAITAG

Nach dem Schrecken der Walpurgisnacht erglänzt der Maitagmorgen in heiterstem Grün. Schon vor Tagesanbruch erläuft man sich im tauigen Grase Gesundheit. Seinem Schatz hängt der Bursche einen »Maien«, junge Birkenzweige mit Rauschgold und künstlichen Blumen, vors Fenster. Die Westfalen schmückten gar ihre Dünghaufen mit frischem Grün. Selbst wenn es regnete, freute man sich, denn dann ging das lästige Unkraut Wegerich zugrunde. »De Erdfloh fritt em op«, sagte man in den Vierlanden bei Hamburg. Die Sommersprossigen sprangen in Anhalt beim Morgengrauen ins Freie, netzten ihre unliebsamen Hautflecken mit Tau und sagten inbrünstig: »Guten Morgen,

Walporgen. Ich bringe dir meine Sommersprossen. Sie müssen in dir bestehen und in mir vergehen«.

Das Maiwasser ist köstlich und wunderbar. Darum müssen die Brunnen seiner würdig sein. In Altenrath an der Agger reinigten die Mädchen und Buben den Dorfbrunnen um Mitternacht und schmückten ihn dann. Am Morgen zogen sie von Haus zu Haus und sangen:

»Bonne gefaech, Bonne gefaech!
E Viedel Eier est och raech!«

In Thüringen holte man sich den Frühling aus dem Wald. Ein Junge versteckte sich im dichten Gehölz, und die Dorfjugend suchte ihn mit fröhlichem Rufen. Hatte sie ihn gefunden, wurde er mit grünem Laub geschmückt und im Triumph ins Dorf zurückgeführt. In Schleswig-Holstein feierte man frühlingsüberschwenglich die Maigräfin mit ihrem Maigrafen; in anderen Gegenden heißt sie auch Maibraut oder Maikönigin.

Ein großer Eichbaum spielt seit sechs Jahrhunderten im Ruhrgebiet eine große Rolle. Das noch heute emsig gefeierte Bochumer Maischützenfest geht in alte Zeiten zurück, als Dortmund noch Reichsstadt war. Damals, im Jahre 1398, soll Graf Engelbert III. von der Mark den Bochumer Junggesellen, die ihn bei seiner Fehde gegen Dortmund erfolgreich unterstützt hatten, aus Dankbarkeit gestattet haben, alljährlich einen Eichbaum aus dem Bockolt bei Harpen zu holen und aus dem Erlös ein Fest zu feiern. Der Umzug der Bochumer Junggesellen mit Schirmmütze und blauweißer Schärpe ist noch heute eine attraktive Volksbelustigung, die aus alter Zeit herübergerettet wurde, als man in Bochum noch nichts von Kohle und Stahl wußte.

Im Mittelpunkt des dörflichen Lebens am 1. Mai stand und steht noch heute der Maibaum. Im Holzland zwischen Gera



und Stadtroda in Thüringen versteigerte man den vorjährigen Baum weit über dem Tagespreis. Die Altbayern suchten den Maibaum schon im Februar aus, entrindeten ihn spiralig und krönten seine Spitze mit einem freischwebenden großen Reifenkranz, den die Mädchen mit Bändern und Blumen zierten. Darunter brachte man allerhand geschnitzte Figuren an. Mit Pech an den Füßen kletterten die Buben den eingewachsten Stamm in die Höhe, um allerlei kleine Preise aus seiner Krone zu holen. Bis zu 30 Figurensprossen trägt so ein stattlicher Maibaum, der über Dächer und Dorflinde hinausragte. Er mußte die ganze Nacht vorher streng bewacht werden, da sich die Gemeinden die Bäume gern einander wegnahmen.

Die ersten Berichte vom Maibaum reichen ins 13. Jahrhundert zurück, und noch im Jahre 1637 versuchte eine oberpfälzische Polizeiverordnung den Maibaum als ein »unflätig, unchristlich Ding« abzuschaffen. Er hielt sich aber über Jahrhunderte aufrecht, und der Tanz um den Maibaum wurde geradezu ein Sinnbild des Frühlings.

Nicht nur der Maitag gehörte dem Spiel fröhlicher Laune. In Antdorf, südlich vom Starnberger See, wird alle drei Jahre am ersten Sonntag des Lenzmonats ein Mailaufen

veranstaltet. Die Mädchen werden »zusammengetrieben« und ziehen am Nachmittag mit Musik auf die Festwiese. Dort nehmen die Burschen, hemdsärmelig und flankiert von zwei Reisigbesen und einer Stallaterne, auf einer Bank Platz, so daß sie den wartenden Mädchen den Rücken zudrehen. Bei einem Signal rennen die Mädchen auf die Bank los, werfen sie im Eifer um und müssen den Burschen bei der Hand nehmen, den sie im allgemeinen Gedränge zu fassen kriegen. Da die Mädchen hierbei nach altem Brauch in der Minderzahl sind, müssen die drei »sitzengebliebenen« Jungen sich mit Reisigbesen und Stallaterne begnügen. Aber im Mai kann man nicht lange traurig sein. Die Sonne steigt höher, Fliederdolden duften, und die Sterne träumen den warmen Sommernächten entgegen.



Seite 2: *»Liebespaar«, Kupferstich, Meister des Hausbuchs. Ende des 15. Jahrhunderts.*

Seite 5: *»Heidelberger Sommertagsfest« um 1860. Germanisches National-Museum, Nürnberg*

Seite 8: *Porträt des Nürnberger Bierbrauers Hanns Franck, der im Jahre 1506 starb. Miniatur aus dem Mendelschen Stiftungsbuch, Stadtbibliothek Nürnberg*

Seite 10: *Münchner Bierbeschau, Holzschnitt. Münchner Stadt-Museum*

Seite 12: *Gambrinus. Bayerischer Brauerbund*

Seite 13: *aus »Bilder und Vignetten« von Ludwig Richter. Staatliche Graphische Sammlung München.*

Seite 19: *Ausgeschnittener Liebesbrief, Würzburg vom 26. Januar 1807. Germanisches National-Museum, Nürnberg*

Seite 21: *Vierländer Brauttuch in Netzstickerei aus dem 18. Jahrhundert. Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg*

Seite 22/23: *Fayence-Teller aus dem Niederrheinischen Landschafts-Museum, Burg Linn*

Seite 26: *Umzug der Metzger beim Sechseläuten von 1854. Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich im Helmhaus*

Seite 28: *»St. Petrus«, Gottfried Bernhard Götz; im Besitz der Staatlichen Graphischen Sammlung, München*

Seite 31: *»St. Georg«, Hinterglasmalerei aus Sandl, Ende 18. Jahrhundert. Salzburg, Museum Carolino Augusteum*

Seite 32: *»Mariä Verkündigung«, Bernhard Richel, aus: Speculum Humanae, Basel 1476*

Seite 34: *»Prozessions-Palmesel« aus dem Jahre 1225, Museum Erding*

Seite 37: *»Fußwaschung«, Hermann-Bungert-Druck aus dem 15. Jahrhundert*

Seite 38: *»Kreuztragung«, Hermann-Bungert-Druck aus dem 15. Jahrhundert*

Seite 41: *»Auferstehung«, Hermann-Bungert-Druck aus dem 15. Jahrhundert*

Seite 42 u. 45: *Ostereier aus Mardorf (Hessen), aus: Erich Meyer-Heisig »Deutsche Volkskunst«, Prestelverlag*

Seite 50: *»Der Hirte«, Bernhard Richel, aus: Speculum Humanae, Basel 1476*

Seite 53: *»Hexe«, (Ausschnitt) Albrecht Dürer nach Hans Baldung Grien*

Seite 55: *Bauerntanz unter der Linde, Holzschnitt von D. Kandel, aus: H. Bock, Kräuterbuch. Straßburg 1546*

Seite 59: *Holzschnitt aus der Schedelschen Weltchronik (gedruckt von Anton Koberger, Nürnberg 1493)*

Redaktion: *Dr. Hans und Hedi Lehmann, München*

Gestaltung: *Volkmar Kötter, Lörrach*

Herstellung: *W. F. Mayr, Miesbach/Obb.*

ROCHE **Deutsche Hoffmann - La Roche AG., Grenzach/Baden**

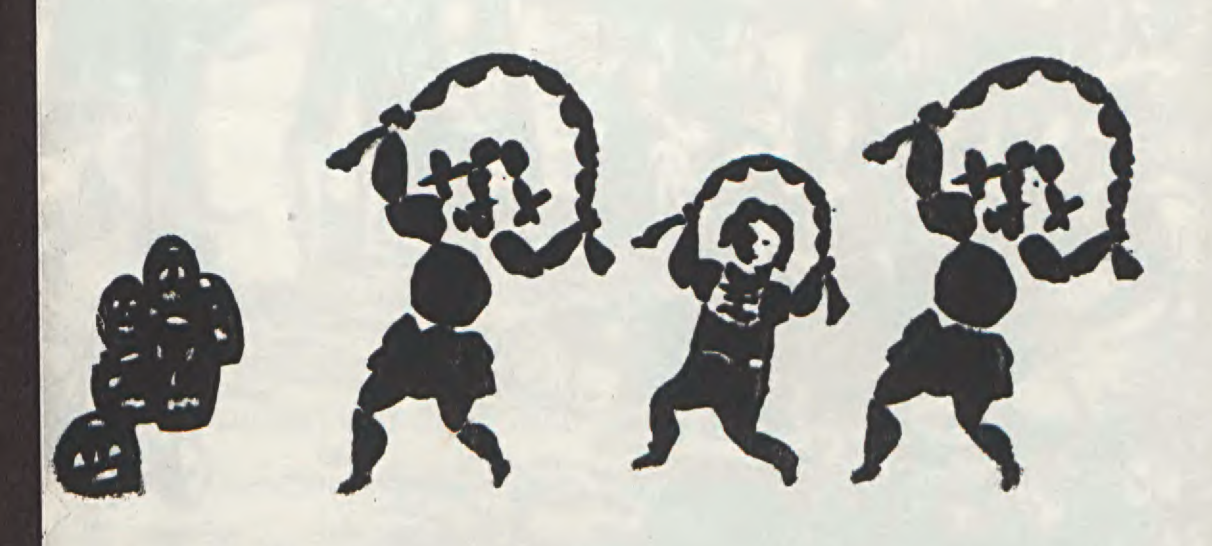
LAMBERTUSTAG

in Münster (Westfalen)

feiern heute nur noch die Kinder. Sie umtanzen eine Pyramide aus »Lammejönkes«- das sind Lampions aus hohlen Runkelrüben mit buntem Papier beklebt - und singen: » . . . O Buur, wat kost Din Hei . . . «

Der hl. Lambertus war der Bekehrer der Maasgegend und wurde im Auftrage von König Pippin um die Mitte des 7. Jahrhunderts ermordet, weil er das Verstoßen der königlichen Ehefrau allzusehr anprangerte. In Münster hat der Heilige seine größte und schönste Kirche, und im Mittelalter fand hier zu seinen Ehren unter großem Gepränge eine Prozession statt. Auf dem Marktplatz flackerten Hunderte farbiger Windlichter auf einer Pyramide, die von Alt und Jung fröhlich umtanzt wurde, bis in einer Beleuchtung der ganzen Stadt das Fest sein eindruckvolles Ende fand.

Lambertitag, der 17. September, ist aber auch Schlußter-



min für die Ernte. Die letzte Garbe des Hafers, der ja am spätesten reift, wird dem Heiligen geweiht. Die Magd, die sie band, wurde von den Schnittern lachend von oben bis unten in Haferstroh gewickelt, anschließend auf den Hof geführt und während des Tanzes nach und nach ihrer stacheligen Hülle beraubt. Man beeilte sich nicht dabei. Das Lied vom »faulen Jochen«, der von seinem Herrn zum Haferschneiden fortgeschickt wird, aber nicht wiederkommt, worauf ihm der Pudel, diesem der Knüppel, dem Feuer das Wasser, dem Ochsen der Schlächter nachgeschickt werden und endlich der Herr selbst geht und alle zurückholen muß, ist die Begleitmusik dazu, während man der Haferbraut gemächlich das kitzlige Haferstroh vom Leibe zupft.

In unseren Tagen hört man nur noch Kinderstimmen aus Höfen und Gärten: „Der Herr, der schickt den Jochen aus...«



CHRISTI HIMMELFAHRT

Am 40. Tag nach Ostern wird auf Grund der Apostelgeschichte das Fest Christi Himmelfahrt gefeiert. Seit alter Zeit beging man diesen Tag im Volksbrauch mit Prozessionen und Umzügen durch die Felder und Fluren. In katholischen Gegenden Schwabens ging die Prozession durch die Gemarkung, hielt an vier Stationen, um aus den vier Evangelien zu lesen und den Wettersegen zu sprechen. Die Protestanten machten am Himmelfahrtstage Ausflüge. Weit bekannt waren die »Herrenpartien« dieses Tages in Berlin. Aber man rechnete durchweg mit Regen und Gewitter. Der fromme Volksglaube erklärte sich den häufigen Regen und Gewitterschlag mit dem am Himmelfahrtstage weit geöffneten Himmel, in den Christus hineinflog. Überdies war ein Donnerstag - wohl noch nach alten heidnischen Anschauungen - ein Gewittertag. Feldarbeit, aber auch das Baden, ließ man darum an diesem Tage besser sein.

Die Himmelfahrt Christi war ein unerschöpfliches und umstrittenes Thema der Bildenden Kunst. Eine der großartigsten mittelalterlichen Darstellungen enthält das Perikopenbuch Heinrichs II.

Ganz bildlich nahmen es bis in unsere Tage hinein die alpenländischen Dörfer mit ihren Himmelfahrtsfeiern. Sie zogen die Gestalt Christi, umgeben von einer Schar jubelnder Engel, hoch in die Kuppel der Kirche. War die Figur den nachblickenden Dörflern entzogen, fiel ein Regen von Blumen und Heiligenbildchen herab. Natürlich erzählen die aktionsfreudigen Tiroler gern Geschichten um ihre

Himmelfahrtssitten. So soll einmal in Hall das Seil gerissen sein, an dem die Christusfigur feierlich unter Trompeten- und Paukenklängen emporschwebte. Die Auffahrtsfeier schien ein jähes Ende gefunden zu haben. Aber der pfiffige Meßner dachte erschrocken: »Auffi muß er«, holte sich einen großen Kübel aus der Sakristei, sammelte die zerbrochenen Stücke des Christusbildes hinein und ließ vor den Augen der Gemeinde den zersprungenen Herrgott im Kübel gen Himmel fahren.



PFINGSTEN

Pfingsten ist das Mai-Fest im Juni. Das Wort entstammt der Kirchensprache, ist griechischen Ursprungs (pentekoste) und heißt »Fünfzigster Tag«, den man nach Ostern zählte. Das Fest der Herabkunft des Heiligen Geistes ist seit fast zweitausend Jahren durch das Bild der schwebenden Taube symbolisiert.

Wie die meisten sommerlichen Kirchenfeste ist auch Pfingsten im Brauchtum fast ausschließlich ein Naturfest, das unwiderstehlich Birken- und Maienduft ausströmt. Die Schlesier setzten ihren Maibaum erst zu Pfingsten. Das junge Grün holte man aus dem Wald und entdeckte dabei ein phantastisch aufgeputztes Wesen, das unter Jubel ins Dorf gebracht wurde. Meist steckte ein junger Bursch unter den grünen Zweigen und den Schilfbündeln mit einer Maske aus Baumrinde vor dem Gesicht, um sich unkenntlich zu machen. In Süddeutschland heißt er Pfingstl, in Thüringen Wilder Mann oder Laubmännchen. Man schleppte ihn dort wohl auch zum nächsten Tümpel, tauchte ihn unter oder begoß ihn mit Wasser. Manchmal hatte er eine Vogelmaske auf und war so der Wasservogel, den in der bayerischen Hallertau zwei Mädchen ordentlich mit Wasser bearbeiteten, bis er seine Arme um die niedlichen Quälgeister legte und sie kurzerhand dreimal unter Wasser tauchte.

Im Harz, in der Goldenen Aue, trug der Maikönig, wie er dort hieß, eine Maske vor dem Gesicht und eine Krone auf dem Kopfe, die mit zahllosen Glöckchen behängt war. Hatte man ihn endlich gefunden, mußte geraten werden, wer sich unter der Maske verbarg. Wurde falsch geraten, schüttelte der Maikönig den Kopf, daß die Glöckchen klangen.

In Großvargula bei Erfurt grub man die grünen Maibuschen, die dem Laubkönig entrissen wurden, in den Flachsacker, um die Ernte zu fördern. In Langensalza in Thüringen hieß der Laubmann Pfingstkarr, in Erinnerung an den alten Brauch, daß die Burschen ihre Mädchen in Schubkarren setzten, um sie im Wettlauf zum Maibaum zu fahren. Meist war der Laubmann ein grün vermummter Knabe, den die Kinder durch den Ort stießen, mit Wasser besprengten und zum Mittelpunkt ihres eigentlichen Anliegens, dem Heischegang, machten. Im schwäbisch-alemannischen Raum zogen die schulentlassenen Buben am Pfingstmontag mit geschwärzten Gesichtern und grünen Kornbuschen auf dem Kopf durchs Dorf. Sie führten ihren »Pfingstklotz« mit sich, den sie auch Pfingstflütteri nannten, da es sich meist um den »Ortslangweiler« handelte und sammelten singend Eier, Speck, Würste, Brezeln und Wein in die mitgebrachten Kübel.

Die etwas ältere Jugend vergnügte sich, bunt herausgeputzt, beim Wettreiten, beim Kranz- und Ringelstechen. Dabei mußte ein Kranz, der an der Ehrenpforte aufgehängt war, im Vorbeireiten mit einem Stock heruntergeholt werden. Der Beste wurde Pfingstkönig, und der Schlechteste hieß Pfingstjunge und brauchte für den Spott nicht zu sorgen. In Thüringen feierten die Mädchen beim Topf- und Hahnenschlagen Pfingsten. Ein Mädchen versuchte dabei, mit

verbundenen Augen einen Topf mit dem Stock zu treffen, und als Hauptgewinn hockte dabei ein Hahn auf der Stange. Pfingsten aber wurde auf dem Lande in vielen Gegenden zum erstenmal das Vieh auf die Weide getrieben. Das erste oder manchmal auch das letzte Tier ist mit Blumenkränzen geschmückt, eben der Pfingstochse. Der Knecht, der zuletzt auf der Weide erschien, mußte sich den Spottnamen Pfingstlümmel gefallen lassen. So suchten sich in Westfalen die Hütejungen in der Pfingstnacht gegenseitig die Stalltüren zuzunageln, um am nächsten Morgen nicht selbst der »Pennbuck« zu sein, der zuletzt mit seiner Herde auszog und in eine riesige Krone aus Grün, Tulpen, Ginster gesteckt wurde und abends auf »dem schwaa Jesel«, einem Holzklotz, im Zuge durchs Dorf geführt wurde.



In Tirol weiß man nichts von Maikönig und Laubmann. Am Vorabend feiert man bei einer großen Portion »Maibutter« (geschaumte Sahne oder halbgeschlagene Butter mit Zucker und Zimt) und knallt anschließend mit Peitschen bis Mitternacht um die Wette. Im pfingstlichen Gottesdienst genoß man das alljährliche Schauspiel der »Herabkunft des Heiligen Geistes« durch die runde Öffnung, das Heiliggeistloch, das man in den meisten Dorfkirchen Tirols beobachten kann. Der sichtbare Heilige Geist ist ein hölzernes Rad, an dessen vergoldeter Fläche eine Taube hängt, die während des »veni creator spiritus« in dem Kirchendach-Loch sichtbar wird und sich langsam auf die Gläubigen niedersenkt. Der trainierte Meßner erreicht durch ständiges Kreisen des Seiles, an dem der »Heilige Geist« befestigt ist, daß der Bogen der niederschwebenden Taube immer größer wird. Früher soll eine lebendige Taube durchs Heiliggeistloch eingeflogen sein, die sich ihrem natürlichen Trieb zufolge hinter den Hochaltar flüchtete. Aber den Stilfsern erging es dabei einmal nicht sehr glücklich. Als man zur bewußten Öffnung in der Kirchenkuppel emporsah und nervös schon zum sechsten Male gesungen hatte »Komm Heiliger Geist . . .«, aber immer noch nichts von ihm zu sehen war, begann die Gemeinde zu murren. Da öffnete sich der Deckel der Luke, das verängstigte Gesicht des Meßners erschien in der Plafond-Öffnung, und seine zitterige Stimme rief herunter: »Singt it (nicht)! Er kimmt it (nicht). Die Katz hat'n gefressa!« Vielleicht ist das Histörchen aber auch nur ein treuherziger Ausfluß derben Tiroler Volkshumors, dem auch bei kirchlichen Anlässen nichts Menschliches fremd ist.

ALLERHEILIGEN-ALLERSEELEN

Wenn der Altweibersommer verweht ist, Regenböen und Schneestürme die frierenden Bäume und Sträucher schütteln, erstrahlen die Friedhöfe und kleinen Gottesäcker in tausendfachem Kerzenschein. Chrysanthemen, Astern und Totenblumen blühen für wenige Tage in letzter bunter Fülle auf den Gräbern. Der erste und zweite November, Allerheiligen und Allerseelen, sind dem Andenken der Verstorbenen geweiht. Ursprünglich beging man beide Feiern an einem einzigen Tage. Ihr Vorbild ist wohl in den Lemurenfesten der alten Römer zu suchen. Die Lemuren waren Seelen der Abgestorbenen, die sich nach dem Volksglauben um die Zeit der Frühjahrs-Tag- und Nacht-Gleiche umhertrieben, um Menschen, Tiere, Gärten und Felder zu schädigen.

Allerheiligen entstand als Märtyrerfest. Zu Beginn des 7. Jahrhunderts weihte Bonifatius IV. der Jungfrau Maria und allen Märtyrern das Pantheon, das ihm der römische Kaiser Phokas geschenkt hatte. Zur Erinnerung an diese Kapellenweihe setzte im Jahre 835 Papst Gregor IV. Allerheiligen auf den 1. November fest. Es leitet noch heute das Fest Allerseelen ein. Schon im Jahre 998 feierten die Benediktinerklöster ein allgemeines »Seelenfest«, das bald im ganzen Frankenlande volkstümlich wurde. Aber erst im 14. Jahrhundert erschien es im römischen Kalendarium, wenn auch ein christlicher Gedächtnistag der Toten schon um das Jahr 1000 nachweisbar ist.

Auf dem Lande begnügte man sich vielerorts nicht mit diesen beiden Tagen. Man feierte eine ganze »Seelen-



woche«, die zugleich auch eine Art Verwandtentreffen darstellte. Wie nach dem Volksglauben die Toten, so kommen auch die Lebenden zu Beginn des Winters gern wieder in ihr Heimatdorf. Gemeinsam zieht man in Prozessionen auf den stillen Gottesacker, um mit Allerseelenlämpchen aus farbigem Glas in der Hand die Toten zu besuchen. Schon am Allerheiligentage mittags um 12 Uhr geht das »Seelenausläuten« an. Die armen Seelen werden frei. Sie steigen nach altem Volksglauben aus dem Fegefeuer zur Erde auf und ruhen für kurze Zeit von ihren Qualen aus. In endlosem schweigendem Zuge, die Kinder in langen Gewändern voran, kehren sie an den Ort ihrer irdischen Tage zurück. Um Mitternacht liest ihnen der tote Pfarrer die heilige Messe. Sie schwärmen über Wege und Wiesen, fahren im Wind und suchen ihre alten Wohnungen wieder auf.

Die Lebenden sind darauf vorbereitet. Man setzt den Toten Speise und Trank vor und heizt in der Nacht tüchtig die Stube ein, damit sie sich von ihrer »kalten Pein« aufwärmen können. Mit Butter oder Fett gefüllte Schälchen stehen bereit zur Linderung der im Fegefeuer erlittenen Brandwunden oder auch kalte Milch, damit die armen Seelen Kühlung finden. Türen und Fenster dürfen nicht heftig zugeschlagen werden, damit ihnen kein Leid geschieht. Seelenwecken, Seelenzöpfe und Seelenbrezel werden von den Lebenden gegessen. Man lebt halb ängstlich, halb in liebender Verehrung mit den Toten, bis die Glocken am Morgen nach Allerseelen zum Abschied läuten.

HErr Artzt jr kundt den leüten
wol sagen
Wie jr den tod wölt von jnen
verjagen
Herr artzt kundt jr ichts vinden
für den todt
Sůcht herfür eüer kunst das ist
eüch nodt
Jr habt annder leüt gesundt ge-
macht
Vnnd doch eüer seelen wenig ge-
acht
Wie mag dann eüer seelen rat
werden
Jr habt verkürtzt manchem men-
schen sein leben

Der Tod

IN aller artzney da kundt jch
rat geben
Auch zůuerlenngen des menschen
leben
Sonnder wider den tod zů di-
ser fart
So vind jch khain kraut das mich
verwart
Ach göttliche barmhertzig-
kait
Mein sünd die seind mir
layd
Dein grnndtlose gůet die pitt
jch
Wann all mein trost vnd hayl
stost an dich

Der Artzt



DER TOD

Niemand weiß um Zeit und Stunde seines Erlöschens. Das schweigende Geheimnis Tod lastet auf den Lebenden. So versuchte man schon in alter Zeit aus allerlei Anzeichen Todesbotschaften herauszulesen. Wenn man ein Pferd nur mit Mühe an einem Hause vorbeibringt, so birgt das Haus bald einen Toten. Die Begegnung eines Schimmels beim Antritt einer Reise, der Ruf des Käuzchens, das »Dengeln« des Holzkäfers im Gebälk des Hauses, das Aufblühen einer einsamen Rose im späten Herbst - das alles waren und sind mancherorts noch Anzeichen baldigen Todes.

Wenn die Todesstunde nahe war, klingelte man in der Eifel mit einer kleinen Schelle, um die bösen Geister von dem Sterbenden fern zu halten. Bäumte sich der Leidende im Todeskampf auf, löste man einen Ziegel aus dem Dache und öffnete das Fenster, »damit die Seele nicht hängenbleibe«, sondern frei zum Himmel aufschweben könne.

War der Todesengel durch das Zimmer geschritten, hielt man die Uhren an, verhängte Spiegel und Fenster, und stellte Lichter rings um ihn her, die aber nicht ausgelöscht werden durften, sollte die Seele ihren Frieden haben. In Schwaben bereitete man dem Toten ein »Seelenbad«. Man stellte ein Glas Wasser, Seife und Handtuch neben ihn, damit die Seele sich reinigen könne, bevor sie vor ihren himmlischen Richter trete.

Auf dem Lande wurde der Tod des Bauern dem Vieh mitgeteilt, damit er nicht etwa eines der Rinder oder Pferde mit sich nähme. Den Dorfbewohnern brachte der Leichen-

bitter die traurige Kunde. Mit weißer Stirnbinde, den Dreimaster auf dem Kopf und einen umflorten Stock in der Hand ging er von Haus zu Haus und lud zum Leichenschmause ein. In den Vierlanden, südlich von Hamburg, teilte früher der Großknecht hoch zu Pferde den Dorfbewohnern mit, daß sein Herr »Feierabend« gemacht habe. Wenn der Tote aus dem Trauerhause getragen wird - um keinen Preis die Treppe hinauf oder gar mit den Füßen nach hinten - , setzt man die Uhren wieder in Gang, fegt die Stube aus, trägt den Kehricht auf den Friedhof und räuchert bei festverschlossenen Fenstern und Türen die Stube aus. Hat der Sarg die Grenze des Hofes verlassen, schüttet man Wasser über den Weg und legt Besen kreuzweise über die Schwelle. Damit er nicht wiederkomme, darf auf den Toten keine Träne fallen und sein Totenhemd nicht an einem Sonntag genäht werden. Die dazu benutzten Nadeln muß man stecken lassen oder ins Feuer werfen. Das Kleid des Toten darf keinen Namen tragen. Kein Gegenstand eines Lebenden darf dem Toten mitgegeben werden, sondern nur seine eigenen ehemaligen Handwerksgeräte, liebgewordene Dinge wie die Pfeife, die Schnupftabaksdose und bei Kindern das Lieblingsspielzeug oder ein Zehrpfennig für die lange Reise.

Junge Mädchen werden oft im Hochzeitskleid begraben. Zum Zeichen ihrer Unberührtheit gab man ihnen zierlich gearbeitete Totenkronen mit. Das waren kleine Holzgestelle in Kronen- oder Diademform, die man mit buntem Papier, Buchsbaumzweiglein, Rosmarin, Stoffblumen, seidenen Bändern und Flittergold schmückte. Sie trugen den Namen der Toten und oft noch einen sorgsam geschriebenen Sinnspruch. Früher legte man sie den Jungfrauen mit in den Sarg; aber als die Kronen prächtiger


LI EW·ES·KIND·FOLGE·MEIN·EN·RA
TH·DAN·DV·WEIST·DAS·DIE·WLT·NIC
HT·GVCHS·AN·HAT·SIE·SVCHT·DICH·ZV·
VER·FIHREN·DVE·DICH·NICHT·VERIHR
EN·DEN·WOHL·LVST·ICH·ENT·GLOF
EN·PIN·VND·GE·DENC·E·DAS·ICH·GENCZ
LICH·MVS·SCHEID·EN·HIN

und kostbarer wurden, gab man ihnen als besonderes Schaustück einen Ehrenplatz auf dem Grabe oder hängte sie in der Kirche auf.

Den Leichenwagen durften in Oldenburg keine trächtigen Pferde ziehen, da sonst eine Fehlgeburt der Stute zu befürchten war. Der Leichenzug sollte sich möglichst schnell bewegen, die Teilnehmer in geschlossenen Reihen gehen und sich auf dem Wege zum Kirchhof nicht umdrehen. Pfarrer und Leichenträger hielten eine Zitrone in der Hand. Auch dem Toten wurde sie als Zeichen der Auferstehung mit ins Grab gegeben. Das Grab selbst mußte in drei Intervallen von demselben Totengräber ausgeschaufelt werden. Bevor das Grab geschlossen wird, wirft auch heute noch jeder Leidtragende Blumen und drei Schaufeln Erde als Abschiedsgruß mit in die Gruft. In Westpreußen nahm man dazu keine Schaufel, sondern das Metermaß des Tischlers, mit dem dieser die Größe des Sarges gemessen hatte. Den Abschluß der Beerdigung bildet immer ein Leichenschmaus oder Leichentrunk im Hause des Verstorbenen oder auch im Wirtshaus.

Im Bayerischen Wald legte man die Toten auf Bretter, sogenannte Totenbretter, die den Namen des Verstorbenen, sein Todesdatum, einige Kreuze und eine meist poetische Widmung enthielten. Nach dem Begräbnis stellte man sie als »Andenken« in der Nähe des Hauses oder einer Kapelle, bei Kruzifixen, an Landstraßen und an vielbegangenen Wegen auf, um die Vorübergehenden aufmerksam zu machen, damit sie ein Gebet für den Verstorbenen zum Himmel schicken möchten. Auf Titel und Stand wurde bei der »Widmung« dieser Totenbretter peinlich genau gesehen. Auch wenn ein lediger Mann hochbetagt starb, hieß er immer noch »tugendreicher Jüngling«. Oft stehen

die schmalen Bretter in dichter Reihe neben der Landstraße. Niemand berührt sie, bis sie zerfallen, umsinken und in der Erde vermodern.

So ernst die Widmungen der Totenbretter lauten, so humorvoll und derb sind manchmal die Inschriften auf den Marterln, den Erinnerungsmalen Verunglückter. Ursprünglich war auf diesen Stein- oder Holztafeln wohl die Marter Christi dargestellt; später änderte man sie in eine Darstellung des jeweiligen Unglücks um. Auf dem Wege zum Kitzbühler Horn begegnet man einem Marterl mit der Aufschrift:

Gedenke in stillem Gebete des am 11. Jänner 1884 beim Taxenziehen verunglückten Sebastian Tagwerker.

Von Adams Erben muß ein jeder sterben,
nur weiß er nicht wo und ob so oder so.
Doch ist es nicht weit in die Ewigkeit.
Um sechs Uhr ging er fort - um acht Uhr war er dort.

Kürzer und despektierlicher klingt ein Marterl auf einer Brücke bei Mötz (Inntal bei Telfs):

Bruckla ganga
Bruckla brocka
Obi gfalla
Und dersoffa.

Es gibt ganze Sammlungen mutwilliger und das Groteske streifender Marterlsprüche, die indes, wie man sagt, manchmal in feuchtfröhlicher Herrenrunde entstanden sein sollen. Aber auch die Leichenschmäuse der Leidtragenden, zu denen auf dem Lande das ganze Dorf zählt, sind manchmal in ihrer lauten Fröhlichkeit kaum von einer Vergnügungsfeier zu unterscheiden. Einzig die Trauerkleider, die im Laufe der Jahrhunderte und auch von Landschaft zu Landschaft in Farbe und Schnitt weit voneinander abwichen,

erinnern an das schmerzliche Ereignis. Den Grabhügel des Verstorbenen bepflanzt man mit Efeu und Immergrün und setzt Lilien und Rosen, Ringelblumen und Rosmarin auf das kleine bißchen Erde, das die Überreste des Toten zudeckt.

Der Seele des Verstorbenen bereitet man zu Hause noch eine Weile einen Platz. In Thüringen hängte man in der Wohnstube ein Handtuch auf, damit der Tote dahintertreten könne. Man ließ ihm bei Tisch einen Stuhl frei und setzte in rührender Einfalt der verstorbenen Wöchnerin nachts Wasser und einen Schwamm an das Bettchen ihres Kindes, damit sie ihren Liebling noch eine Weile waschen und pflegen könne.







KIRCHWEIH ODER KIRMES

gilt auf dem Lande als populärstes Fest des Jahres. Vom Dach bis zur Schwelle wird das Haus gesäubert und für den zu erwartenden zahlreichen Verwandtenbesuch hergerichtet.

Nach dem Frühstück führt der Weg in manchen Gegenden zunächst in die Kirche. Das Wort Kirmes ist ja aus Kirchmesse, der am Kirchweihtag gelesenen Messe ent-

standen, und der Kirchweihtag war ein Erinnerungstag für die Einweihung einer Kirche. Früher fiel das Fest dementsprechend auf einen beliebigen Sonntag und war an keine Jahreszeit gebunden. Als die Kirchweih zum Jahrmarktsspaß wurde, einigte man sich auf die Zeit nach der Ernte, wenn die Hauptarbeiten beendet sind, und so ist heutzutage Kirmes oft am dritten Sonntag im Oktober. Eine richtige Kirmes ist natürlich nicht nur eine Angelegenheit eines Tages. Mindestens dreimal muß man von früh bis spät ausgiebig feiern bei Kirda-Nudeln, wie man in Bayern sagt, und gehörigen Bierportionen.

In manchen Gegenden begann man schon acht Tage vorher. Der Kirmes-Bitter ging um und lud feierlich ein. Für die Vorbereitungen wurden junge Männer beauftragt, die man in Schwaben Kerkebuben oder Blotzknechte (Blotz = Platz) und in Mährisch-Iglau Kirwä-Knechte nannte. Ihre Gehilfinnen hießen Blotzmagd, Blotzjungfer oder Kirwä-Menscher. Am Rhein holt man eine vergrabene Flasche Wein aus ihrem Versteck und führt sie mit Musikbegleitung ins Wirtshaus. Ein Bursche schwenkt dabei hüpfend eine bänder- und kranzgeschmückte Stange im Takt. Kranz und Flasche werden im Tanzsaal an der Decke befestigt, und darunter wird bis zum Umfallen getanzt, gelacht und getrunken.

Die Kirmes selbst ist ein Jahrmarkt mit Wettreiten, Austanzen, Ringkämpfen, Gauklern, Taschenspielern, Karussells und Schaubuden. Am Mittelrhein wird im Zuge der »Nachkirchweih« die »Kirmes« begraben. Ein geschnitztes Bild vom Zöllner Zachäus, dem Schutzpatron der Kirchweih, verschwindet in der Erde, wird im nächsten Jahre mit Hallo wieder ausgegraben und eröffnet die neue Kirmes auf dem Tanzplatz.

ST. MARTIN

ist ein Fest der Kinder und der Gänse. Die Kinder werden beschenkt und die Gänse liebevoll gebraten und aufgegessen. Die Martinsgans galt als besonders heilkräftig. Schon im 12. Jahrhundert bescherte ein Herr Ulrich von Schwalenberg der Klosterabtei von Corvey eine silberne Gans. Wenn man der Legende glauben darf, so rückten dem Heiligen die Gänse einmal sehr nahe. St. Martin war ein tapferer Kriegsmann unter den byzantinischen Kaisern Konstantin und Julian während der Völkerwanderungszeit. Aber schließlich entsagte er dem rauhen Kriegshandwerk und wurde Christ. Weil er so überaus fromm war, wollte man ihn zum Bischof von Tours machen. In seiner großen Bescheidenheit versteckte er sich in einem Gänsestall. Aber das Geschnatter der Tiere verriet ihn sogleich, man zog ihn hervor und setzte ihm den Bischofshut aufs Haupt. Er gründete 370 bei Poitiers das erste abendländische Kloster und wurde an einem 11. November begraben. Seinen Mantel, den er der Sage nach mit einem Bettler teilte, verehrten schon die merowingischen Könige. Der Aufbewahrungsort dieses Mantels, dieser Cappa, hieß danach in Tours Cappella, und seit dem 7. Jahrhundert ist Kapelle der gebräuchlichste Ausdruck für eine kleine Kirche geworden. Und der Kaplan war einst derjenige, der die Cappa des Heiligen zu bewahren und in der Prozession mitzutragen hatte.

Die Gänse aber werden noch heute zur Strafe für ihr Schnattern zu Martini aufgegessen. Vermutlich aber sind sie ein Opfer des angehenden Winters. Zu Martini müssen sie die Weiden verlassen (»Martini stell ini«). Das Futter für sie war

teuer und der Zinstag für den Bauern ebenfalls fällig. Vor allem die Geistlichkeit bekam ihren Zins vielfach in Form von Gänsen erstattet. Was lag näher, als die Gänse an diesem Feiertag auch zu essen? Zum Schmausen gehört das Trinken — St. Martin soll einmal Wasser zu Wein verwandelt haben — und so ist Martin auch der Patron der Gastwirte. Die Mönche in Württemberg verteilten am 11. November »Martinswein«. In Halle an der Saale stellten die größeren Kinder am Morgen Krüge mit Wasser in die Salinen und sangen dazu: »Marteine, Marteine, mach Wasser zu Weine«. Die Eltern erfüllten die Bitte und legten noch Martins-Hörnchen obenauf.

In protestantischen Gegenden deutete man den Martinstag auf Martin Luther um, ja man verlegte den Tag auf den 10. November, Luthers Geburtstag.

In Böhmen besteckte man die Martinsgans auf dem Tisch mit Lichtern. Licht und Feuer brannte man gern dem Heiligen zu Ehren. Zum Martinsfeuer sammelten die Jugendlichen schon lange vorher Holz, Reisig, Stroh und alte Körbe und bastelte Fackeln aus Rüben und Kürbissen. Mit Musik zog man am Martinstag zum lodernden Feuer, sang Martinslieder, entzündete seine Fackeln an der Glut und kehrte zurück in den Ort. Die Kinder erbettelten dabei in Heische-Versen »Martinswecken«. Die Martinsfeuer sind größtenteils für immer erloschen, aber die Kinder-Laternenumzüge sind geblieben, vor allem im Rheinland und in Niedersachsen.

Im österreichischen Lungau bereitet man St. Martin ein »Kasmanndlfahrn«. Am Vorabend seines Tages jagen die Burschen mit Schellengeklirr, Peitschenknallen und Schreien maskiert durch die Ortschaften und tragen dabei auf hohen Stangen Rüben und ausgehöhlte Kürbisse mit Lich-

tern darin. Sie wollten mit ihrem lärmenden Zug die Fahrt der Geister auf die Alm darstellen, die während des Winters in den verlassenen Hütten der Senner hausen und erst im Frühjahr an St. Georgi mit Peitschenknallen wieder »ausgeklöckt« werden. Im Böhmerwald gingen die jungen Männer am Martinstag nach einem kräftigen Abendessen mit Peitschen und Kuhglocken vors Dorf, den »Wolf auszutreiben«.

Der Herbst ist zu Ende. »Den Vogelin wird wê«. Nach Martini scherzt der Winter nicht.



Silvester
Dreikönig
Fastnacht
Mariä Lichtmeß



SILVESTER

Papst Silvester I., der von 314 bis 335 den Stuhl Petri innehatte, gab dem Neujahrsfest seinen Namen. Die Kirche nahm es erst 813 in ihren Kalender auf.
Schon im Jahre 1494 berichtet Sebastian Brant in seinem »Narrenschiff«, daß Neujahr die Zeit sei für Kugelgießen, Wünschelrutenschneiden, Schatzgraben und ähnliches. Das ist bis heute so geblieben, wenn auch viele Bräuche mit lächelnder Ironie betrieben werden. Fromme Leute stechen noch immer mit einer Nadel aufs Geratewohl in die Bibel oder das Gesangbuch und deuten die aufgeschlagene Seite als Glück oder Unglück. Das klassische Silvester-Orakel ist seit langem in Stadt und Land das Gießen mit flüssigem Blei, das man durch einen alten, ererbten Schlüssel in eine Schale mit Wasser fließen läßt. Aus der entstandenen Bleifigur schließt man auf die Zukunft.
Der fröhlichste Augenblick des Jahres ist die Stunde seines Übergangs ins neue. Auf den Dörfern blies sie der Nachtwächter, mit Laterne, Spieß und Horn ausgerüstet, vom Kirchturm. Andere Neujahrsbläser waren als Hexen verkleidet, wünschten an den Haustüren ein gutes neues Jahr und trieben allerlei Unfug. Das alte Jahr wurde aus- und das neue eingeläutet. Im Isergebirge schloß man in der ersten Hälfte der letzten Jahresstunde alle Türen, durch die das alte Jahr hinausgehen konnte, ließ aber hinten ein Pförtlein offen, damit der Segen des neuen Eingang ins Haus finde. In Bayern löscht man kurz vor Mitternacht das Licht und zündet es Glockenschlag zwölf wieder an. An der Weser wurde eine Strohpuppe als alte Vettel durchs



Dorf geführt und um Mitternacht ertränkt. Die Burschen brachten ein junges, hübsches Mädchen als Neujahrskönigin zurück. Es mußte im gleichen Jahr noch einen Mann finden, wenn es nicht alte Jungfer bleiben wollte. Am Annaberg in Oberschlesien tranken beim Neujahrsläuten alle Tischgenossen aus einem Glas und warfen es anschließend aus dem Fenster. Im sächsischen Erzgebirge stieg beim Klang der zwölf Glockenschläge sogar alles auf Tische und Stühle, um beim letzten Schlag herabzuspringen und dabei zu sagen: »Grüß dich Gott, du neues Jahr! Viel Segen, Freud und Glück, das bringst du doch wohl mit«. Am Niederrhein und in der Steiermark ist das Neujahrsansingen Brauch.

Während man draußen mit Peitschenknallen, Feuerwerk und Silvesterschießen an den uralten Brauch des lärmenden Geistervertreibens und -erschreckens erinnert, sitzt man im Wirtshaus, daheim oder bei guten Freunden noch lange bei Sekt oder Punsch zusammen. Das Wort Punsch soll aus dem hindustanischen Wort pansch = fünf stammen und bedeuten, daß zu einem guten Trunk ursprünglich fünferlei Dinge gehörten: Arrak oder Rum, Wasser, Tee, Zucker und Zitronensaft. Nachdem man zum Abendessen den obligatorischen Silvesterkarpfen gegessen hat, dessen Schuppen man das ganze Jahr in der Börse trägt, damit sie gespickt bleibe, hält man sich beim Punsch an das Neujahrsgebäck, das vor allem in Westfalen von prächtiger Qualität ist. Schließlich gelten hier die Tage zwischen Weihnachten und Dreikönig als »Kokedag«, und an der Domuhr in Münster ist das Neujahrsgebäckbacken geradezu das Sinnbild für den Monat Januar.

In den bayerischen Alpen verbrachte man die Silvesterfeier in Stille und Sammlung zu Hause. Nur die jungen Burschen

begrüßten das neue Jahr lärmend mit Peitschenknallen, Anschießen und Böllern. Doch das Wetter läßt man sich auch dort gern in der Neujahrsnacht durch den berühmten Zwiebelkalender vorhersagen. Dazu teilt man eine Zwiebel in zwölf Teile, bestreut sie mit Salz, ordnet sie in einer Reihe an und wartet nun darauf, welcher Teil viel Wasser ausschwitzt. Das wird ein besonders dicker Regenmonat. Am Morgen des neuen Jahres begegnet man gern zuerst einem Knaben und versucht diesen ersten Tag so zu leben, wie man es das ganze Jahr über tun möchte.





Die 3. Könige.

DREIKÖNIG

Im 4. Jahrhundert wurde Weihnachten vom 6. Januar auf den 25. Dezember verlegt. Trotzdem blieb der 6. Januar als Fest der Erscheinung des Herrn (Epiphanias) und als Dreikönigsfest ein hoher Feiertag. Die Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenlande, die zuerst die frohe Botschaft von der Geburt Christi hörten und dem Stern zur Krippe nach Bethlehem folgten, gibt diesem Tage einen dramatischen Akzent. So war es nicht verwunderlich, daß man die Erzählung in der Kirche mit verteilten Rollen aufführte, nachdem Barbarossas Kanzler, Rainald von Dassel, die Reliquien der heiligen drei Könige im Jahre 1164 aus Mailand nach Köln überführen ließ. In den Kirchen wurde der Platz für das Dreikönigsspiel bald zu eng, es wanderte auf die öffentlichen Plätze und umgab sich mit großen Umzügen und farbenprächtigem Pomp. Kaspar, der dunkelhäutige König, war schon bei diesen Spielen eine Art lustige Person. Es dauerte nicht lange, bis er sich selbständig machte und als Spaßmacher die nach ihm benannten Kasperle-Theater auf den Kopf stellte.

Der Reformation fiel das bunte Dreikönigsspiel zum Opfer. Es blieben nur die Sternsinger übrig, die in Kronen aus Goldpapier und mit dem Stern auf langer Stange singend durch die Straßen ziehen. Aber schon zu Goethes Zeit war das Gabenheischen der Sternsinger wohl bereits wichtiger als das Singen der Dreikönigslegende, denn der Dichter rief ihnen augenzwinkernd nach:

> Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
> sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern.

Die Sternsinger in Sachsen hatten in ihren Stern ein Haus

hineingebastelt, aus dessen Fenster nach einem Fadenzug Herodes herausschaute. Im Harz war es das Vorrecht der Kinder aus den armen Bergdörfern, als »Sterngucker« zu gehen. Am Dreikönigstage weiht die katholische Kirche Salz und Kreide. Die Bewohner des Böhmerwaldes suchen zu diesem Weihe-Gottesdienst gern eine entlegene Kirche auf, »weil ja auch die drei Könige einen so weiten Weg zum Christkind gehabt haben«. Das Salz gibt man dem Vieh bei Krankheit und Gefahr ins Futter. Mit der Kreide schreibt man daheim die Namen der heiligen drei Könige mit einem Kreuz und der Jahreszahl dahinter an die Haustüre. Nach dem Volksglauben bleibt so das Übel ein ganzes Jahr lang diesem Hause fern.

Auch auf der Reise ließ man sich gern vom Segen der weitgereisten drei Könige begleiten. Im 15. Jahrhundert konnte man einen regelrechten Dreikönigssegen mit in die Reisekutsche nehmen. Der Wünschelrutengänger soll sein Werkzeug am Tage der drei Könige schneiden und auf ihren Namen taufen lassen: auf Kaspar, wenn er auf der Suche nach Gold ist, auf Balthasar, wenn er Silber sucht, und auf Melchior, wenn sein Sinn nach neuem Wasser steht. Wie Thomas-, Andreas-, Christ- und Neujahrsnacht gehört auch die Dreikönigsnacht zu den Losnächten, in denen man die Zukunft erforscht. Vielleicht ist auch die Sitte der Bohnenkönig-Wahl an diesem Tage ein geheimer Orakelspruch. Von England kam dieser Brauch über Frankreich zu uns. In den Dreikönigskuchen wird eine Bohne eingebacken, und wer sie in seinem Stück fand, wurde zum Bohnenkönig erkoren, mußte geschwind ein Kreuz gegen allerlei Ungemach an die Stubendecke malen und durfte für den Rest des Tages einen fröhlichen Hofstaat nach Lust und Laune regieren.

Mit Dreikönig gehen die zwölf Rauhnächte zu Ende. Zum letzten Mal zeigen sich die bösen, unheimlichen Mächte. Man setzte ihnen furchtsam Essen vors Fenster und legte für sie Nudeln aufs Dach. Im Alpenland hieß Dreikönig auch »Berchtentag«. Aber in der scheuen Furcht vor dem letzten Ritt des wilden Heeres lag schon die Hoffnung auf ein neues Licht, auf ein neues Grünen und Blühen.

19+KMB+63



Das Fasnachts Roß.

FASTNACHT

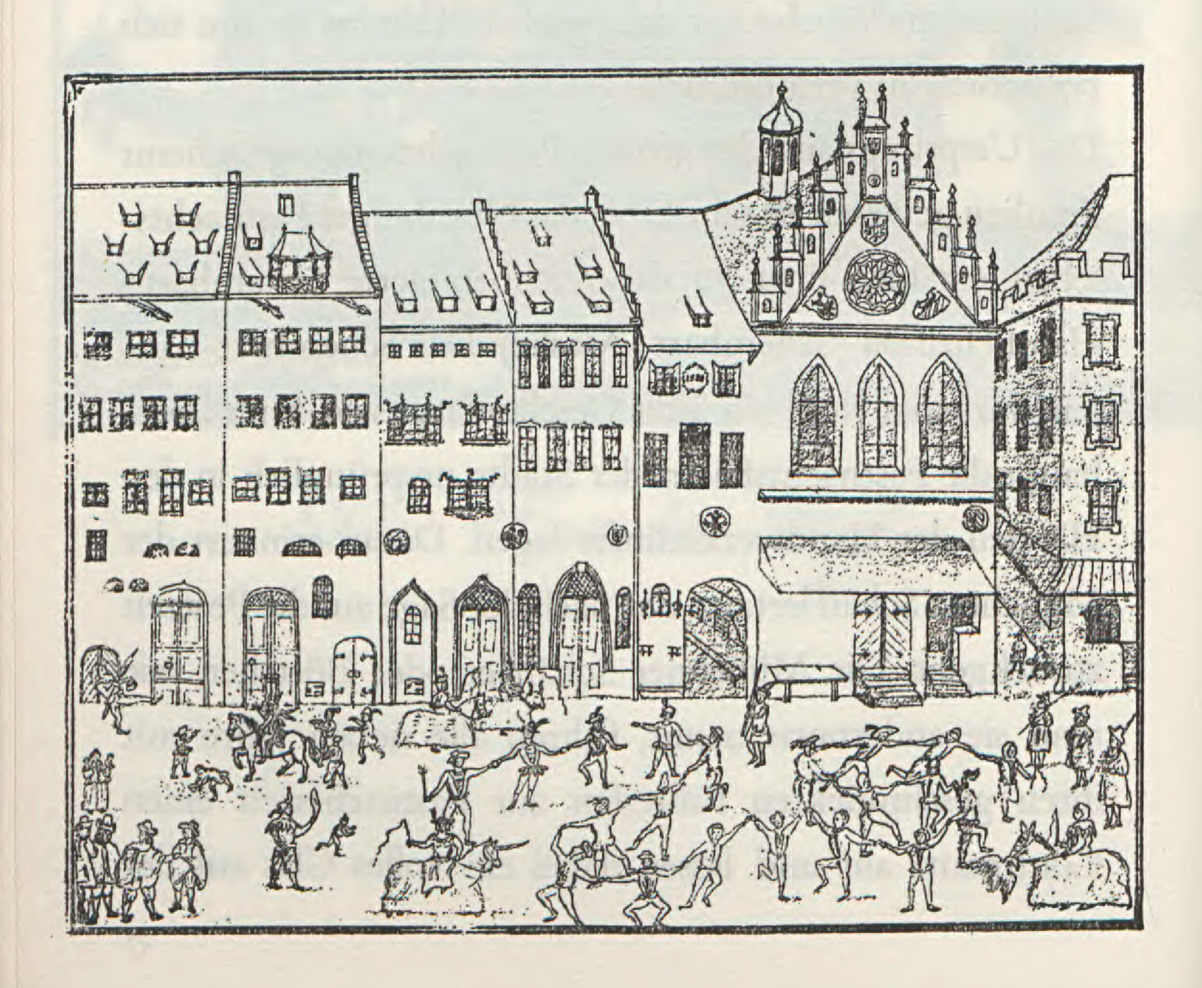
Das uralte Maskenspiel erreicht in den Fastnachtswochen seinen Höhepunkt. Warum die närrischen Wochen Fastnacht und nicht Fastnächte heißen, obwohl die fröhliche Zeit doch etliche Tage und Wochen währt, ist ebenso wenig festzustellen wie der Ursprung des Namens selbst. Die Fachgelehrten streiten darüber wie über die Bedeutung des Wortes Karneval.

Fastnacht feiert man in allen europäischen Ländern. Auf dem Dorfe und in der Stadt gibt man sich mit gleicher Lust dem närrischen Treiben hin. Zwar bestieg in Köln erst im Jahre 1823 zum ersten Male ein Prinz Karneval seinen lustigen Thron, aber der Kölner Karneval selbst ist erheblich älter. Ja, man kann einem Bericht von 1785 sogar entnehmen, daß auch die Klostergeistlichkeit dieser Stadt ihren »Fastelovend« beging, und zwar legten sie Kutten und Schleier eine Woche vor dem großen Kehraus ab, um sich possierlich zu vermummen.

Das Ursprungsland der großen Fastnachtsumzüge scheint Franken gewesen zu sein. Über das Nürnberger Fastnachtsleben erzählen über 70 alte reichbebilderte Schembart-Handschriften (Schembart = Maske). Das Schembart-Laufen war einst wohl ein alter Gesellentanz, wie denn überhaupt die Fastnachtsfeiern der Städte ursprünglich in den Händen der Handwerkszünfte lagen. Daran erinnert der Münchner Schäfflertanz, der nach der Sage auf die Pestzeit zurückgeht. Die Münchner Schäffler oder Böttcher, wie man sie andernorts nennt, führen alle sieben Jahre mit ihren geschmückten Faßreifen zur Fastnachtszeit einen Contretanz auf und lassen dabei ein volles Glas auf der

Innenfläche ihrer Reifen mittanzen. Die Münchner Metzger tauchten ihre Lehrbuben am Rosenmontag unter großen Zeremonien in den Fischbrunnen am Marienplatz, um sie freizusprechen.

Alle diese Handwerkertänze zur Fastnachtszeit haben ihre Legende. So wird der Beginn des Nürnberger Schembartlaufens auf das Jahr 1349 festgelegt, als alle Nürnberger Handwerker, mit Ausnahme der Metzger, gegen den neuen König Karl IV. aufgestanden sein sollen, aber nach einem Jahr schließlich nachgeben mußten und von den Metzgern in einem Schembartlaufen verspottet wurden. Die daraus entstandenen Umzüge wurden von Jahr zu Jahr prächtiger. Seit 1475 führte man in diesen Maskenzügen auch einen Wagen in Form eines Schiffes mit, den man die »Hölle« nannte und in dem eine Schar von Narren ihr Unwesen trieb. Als man nun, übermütig geworden, im Jahre 1539 einen unbeliebten, aber einflußreichen Prediger der St. Lorenz-Kirche namens Osiander in dem »Höllengefährt«



verspottete, erreichte dieser Mann schließlich, daß die Anführer des Zuges eingesperrt und das Schembartlaufen in Nürnberg für alle Zeit verboten wurde.
Mehr Selbstironie haben die Einwohner des badischen Städtchens Stockach seit alten Zeiten mit ihrem berühmten Narrengericht bewiesen. Am Faschingsdienstag versammelt man sich hier auf einer Tribüne. Das Narrengericht reitet dabei gestiefelt und gespornt auf einem angeschirrten und gesattelten Baumstamm, und alle von den Einwohnern begangenen Torheiten werden zur Sprache gebracht. Das Urteil gegen die Angeklagten lautet immer auf »Eintragung in das Narrenbuch«. Beim anschließenden Umzug liest man es ihnen unter dem Jubel aller Beteiligten mit ernster Miene an ihrer Haustüre vor.
Nicht nur die Großstädte wie Köln, Mainz und München sind karnevals- und faschingsberühmt. Auch viele Kleinstädte des süddeutschen Raumes haben ihre Fastnachtstypen weit über die Grenzen ihres Ländles hinaus bekannt gemacht. So sind die badischen Hansele und Narro aus Villingen und Überlingen mit Fuchsschwanz und lächelnder Holzmaske, mit ellenlanger Karbatsche und schellenbehängtem buntem Gewand ein allerliebstes Fastnachtspaar. Ganz anders gibt sich der Fastnachtszauber im dörflichen Alpengebiet. Im Werdenfelser Land um Mittenwald tanzen die Schellenrührer in hemdsärmeliger Gebirgstracht, eine Holzlarve auf dem Kopf und schwere Kuhglocken um den Leib gebunden, die beim Schnacklertanz dumpf und hell durcheinanderklingen, während der Vortänzer mit dem Ochsenfiesel, dem Ochsenschwanz, den Takt dazu schlägt. Die tollsten Vermummungen gibt es in Tirol. Bei den Imster Schemen-Läufern stehen Scheller und Roller im Mittelpunkt. Sie tragen riesige Aufbauten aus künstlichen Blu-



men und ausgestopften Vögeln auf dem Kopfe, so daß sie oft doppelte Mannshöhe erreichen. Um die Hüften baumeln auch dem Scheller große Kuhglocken, während sich der Roller in männlicher Kleidung, aber mit weiblicher Gesichtsmaske, nur mit kleinen Glöckchen hören läßt. Mit ihnen laufen die zahllosen schönen und schiachen Perchtenmasken.

In Aussee in der Steiermark treten am frühen Nachmittag des Faschingsdienstag, wenn die Sonne noch scheint, plötzlich die golden strahlenden »Flinserln« auf. Hinter einer kleinen maskierten Kapelle ziehen sie paarweise in männlichen und weiblichen Masken und hohen goldenen Spitzhüten durch den Ort. Ihr kostbares Gewand ist mit Hun-



derten von kleinen Gold- und Silberplättchen benäht, die bei schönem Wetter betörend in der Sonne schimmern. Von einer Kinderschar umgeben, singen sie mit hoher Fistelstimme:

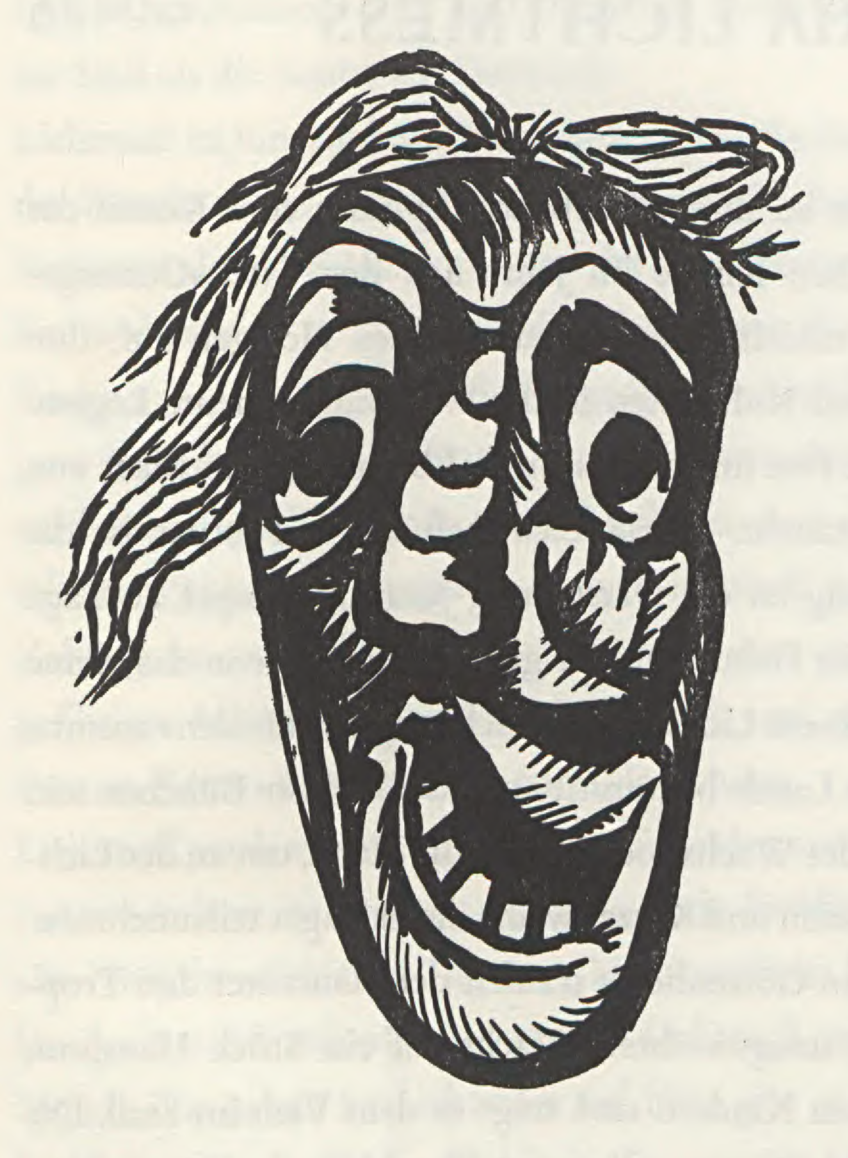
> Faschingstag, Faschingstag,
> kim mir bald wieda,
> wenn ma koa Geld mer ham,
> scherrn ma di nieda.

Die Kinder müssen die Verse laut nachschreien und bekommen aus den weißen Säckchen der Flinserln Nüsse. Mit der untergehenden Sonne sind auch die Flinserln so plötzlich verschwunden, wie sie gekommen sind, und nur die komischen und wilden Masken beherrschen das Feld.

Manche Masken tauchen in allerlei Variationen in den verschiedensten Landstrichen auf. So sind die Wilden Männer, von denen noch heute manch gutbürgerliches Gasthaus zeugt, seit altersher immer wieder zu finden. Historisch lassen sich die zahllosen Tier-, Toten-, Geister-, Dämonen-, Karikatur- und Scherzmasken nur noch selten erfassen. Auch das Gewerbe des Maskenschnitzers ist bis auf einige wenige Meister ausgestorben. Die schönsten Masken hängen heute in den städtischen und bäuerlichen Museen. Aber die Narrheit zur Karnevalszeit hat nicht abgenommen. Erst wenn die Fastnacht in Form von Hering, Branntweinflasche oder Strohpuppe verbrannt und vergraben ist und der Aschermittwoch allem Unsinn den Garaus macht, geht man, wie in München, zum Brunnen und wäscht seinen leeren Geldbeutel aus.

Früher behängte man dann die leuchtende Pracht der Altäre mit leinenen Tüchern, und wenn die Gläubigen am Aschermittwoch bei der Frühmesse ihren Altar also verhängt sahen, dann wußten sie, daß nun die Zeit des Fastens und Büßens angebrochen sei und flüsterten sich zu: »Das Hungertuch hängt«. Von diesem Brauch soll der Ausspruch »Am Hungertuche nagen« herkommen.

Aber nicht für alle war mit dem Aschermittwoch die Herrlichkeit vorbei. Die Zünfte feierten an diesem Tage noch große Feste, und ein Feuerzauber mit brennenden Rädern, Scheibenschlagen und prasselnden Scheiterhaufen schloß am nächsten Sonntag, dem Funkensonntag, die närrische Fastnachtszeit endgültig ab.



Einzig die Basler beginnen ihre dreitägige Fastnacht am Montag darauf. Um vier Uhr früh erlischt alles Licht der Innenstadt, und die hundert Fastnachtsgesellschaften ziehen mit Trommel- und Pfeifenton, grotesk maskiert, durch die engen Straßen, nur von riesigen Laternen beleuchtet, die in ironischen Lokal-Karikaturen schwelgen. Man stärkt sich an Mehlsuppe und Zwiebelwähe und durchtanzt maskiert die letzte Nacht bis zum grauen Morgen.

MARIÄ LICHTMESS

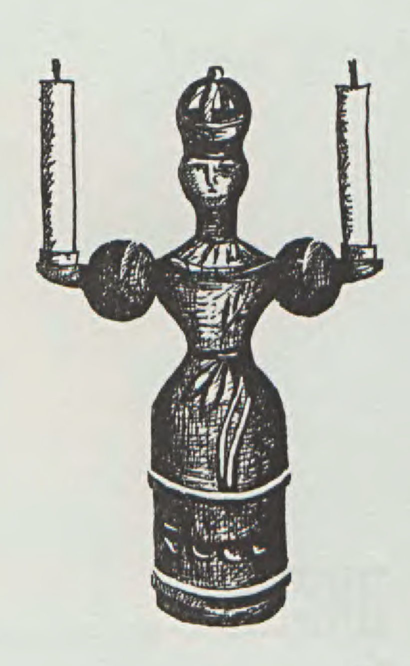
Als Maria an ihrem Sterbeorte Ephesus vom Konzil der katholischen Kirche im Jahre 431 den Titel »Gottesgebärerin« erhielt, stieg sie zur größten Heiligen auf. Ihre Altäre und Kultstätten in der Welt zählen heute Legion. Das erste Fest im Jahr zu ihren Ehren ist in ein Meer von Licht getaucht. Mariä Lichtmeß am 2. Februar ist die Erinnerung an die Darstellung Jesu im Tempel, 40 Tage nach seiner Geburt, als der greise Seher Simeon das kleine Jesuskind »ein Licht zur Erleuchtung der Heiden« nannte. Auf dem Lande bekommt auch das kleinste Bübchen sein brennendes Wachsstöckchen in die Hand, um an der Lichterprozession und Kerzenweihe dieses Tages teilzunehmen. Nach dem Gottesdienst träufelt der Hausvater drei Tropfen vom neugeweihten Wachs auf ein Stück Hausbrot, gibt es den Kindern und zeigt es dem Vieh im Stall. Die geweihten Kerzen sollen vor Krankheit und Tod, Blitz und Hagelschlag schützen. Am Lech formte man aus einem roten Wachsstock kleine Kreuze und brachte sie auf allerlei Geräten, ja selbst auf den Hüten an. Wenn Mariä Lichtmeß auf einen Sonntag fällt, ist die Segens- und Schutzkraft der Kerzen besonders groß. Lichtmeßgeborenen Kindern sagt man Hellsehergaben nach. Im Inntal zündet man am Abend vor Lichtmeß der Mutter Gottes zu Ehren für die ungetauften Kinder und die armen Seelen im Fegefeuer drei Kerzen an, die man auf den Tisch, darunter und auf das Weihwasserkrüglein stellte.

Aus der Flamme der Kerzen deutet man allerlei Zukunftsweissagungen. Auch das kommende Wetter läßt sich schon zu Mariä Lichtmeß erkennen: »Lichtmeß im Klee -

Ostern im Schnee« oder »Zu Lichtmeß lieber den Wolf im Stall als die Sonne am Himmel«.

Lichtmeß ist Einstand und Abgang der Dienstboten. Wenn der Knecht sagte: »Bauer, wir zwei machen Lichtmeß«, so bedeutete das die Kündigung, und der Hausherr setzte sich hin und schrieb umständlich die überlieferte Formel ins Zeugnis: » ... hat treu und fleißig gedient und bepflog eine gute Aufführung ... «. Hatte man die Dienstbotenfrage an diesem Tage hinter sich gebracht, durfte man nicht die fälligen Zahlungen vergessen, denn Lichtmeß war auch Zahltag. Im westfälischen Münster nennt man einen vergeßlichen Schuldner geradezu »Lichtmeß« und gratuliert ihm an diesem Tage ironisch zum Namenstag.

Lichtmeß, auch wenn es nach dem Kalender vor Aschermittwoch liegt, ist aber vor allem das Ende der Winterzeit. »Bis Neujahr wächst der Tag einen Hahnenschritt, bis Dreikönig einen Hirschensprung und bis Lichtmeß eine ganze Stund«. Die Arbeit bei Licht hört auf. Nun gibt es auf dem Lande wieder die fünfte Mahlzeit, die man im Herbst zu Martini eingestellt hatte. Die Winterschrecken sind vorbei. Es wird Frühling.



Seite 1: *Aus einer Vierblattfolge »Die Jahreszeiten«. Um 1790/95. Germanisches National-Museum, Nürnberg.*

Seite 2: *Winter in einer Landschaft. Radierung von Moritz von Schwind. Staatliche Graphische Sammlung, München.*

Seite 4: *Miniatur aus dem Sacramentarium Fuldense. Universitäts-Bibliothek, Göttingen.*

Seite 6: *»Der Tod« aus dem Mainzer Totentanz Ende des 15. Jh.*

Seite 9: *Totenbrett. Germanisches National-Museum, Nürnberg.*

Seite 12: *»Amme und Kind« und »Der Tod« aus dem Lübecker Totentanz von 1489.*

Seite 16: *Bauern beim Schlachten. Kupferstich von Peter von der Heyden. Germanisches National-Museum, Nürnberg.*

Seite 20: *Andachtsbild. Stadtmuseum, München.*

Seite 24: *Knecht Ruprecht. Radierung von J. F. de Götz, 1784. Stadtmuseum, München.*

Seite 26: *Der Winter als Weihnachtsmann, von Moritz von Schwind. Germanisches National-Museum, Nürnberg.*

Seite 31: *Dresdner Striezlmarkt, von Ludwig Richter.*

Seite 32: *Weihnachtsabend um 1830. Germanisches National-Museum, Nürnberg.*

Seite 38: *Butzenbercht. Radierung von J. F. de Götz. Stadtmuseum, München.*

Seite 41: *Das wilde Heer. Aus den »Münchner Bilderbogen«. Germanisches National-Museum, Nürnberg.*

Seite 46: *Die drei Könige. Radierung von J. F. de Götz. Stadtmuseum, München.*

Seite 50: *Das Fastnachts-Roß. Radierung von J. F. de Götz. Stadtmuseum, München.*

Seite 52: *Tanz der Schönbartläufer vor dem alten Nürnberger Rathaus. Federzeichnung aus dem 17. Jh. (Aus: Mummenschanz der Handwerker). Germanisches National-Museum, Nürnberg.*

Seite 54/55: *Wilder Mann aus »Mascarade d'Ourson et de Valentin« von P. Bruegel d. Ä., 1566. Staatliche Graphische Sammlung, München.*

Seite 57: *Nach einer Maske aus dem Germanischen National-Museum, Nürnberg.*

Seite 59: *Leuchter aus dem Erzgebirge.*

Seiten 15, 22, 29, 36, 43, 45: *Illustrationen.*

Redaktion: *Dr. Hans und Hedi Lehmann, München*

Gestaltung: *Volkmar Kötter, Lörrach*

Herstellung: *W. F. Mayr, Miesbach/Obb.*

ROCHE **Deutsche Hoffmann - La Roche AG., Grenzach/Baden**

Feste und Bräuche

Bäuerliche Feste

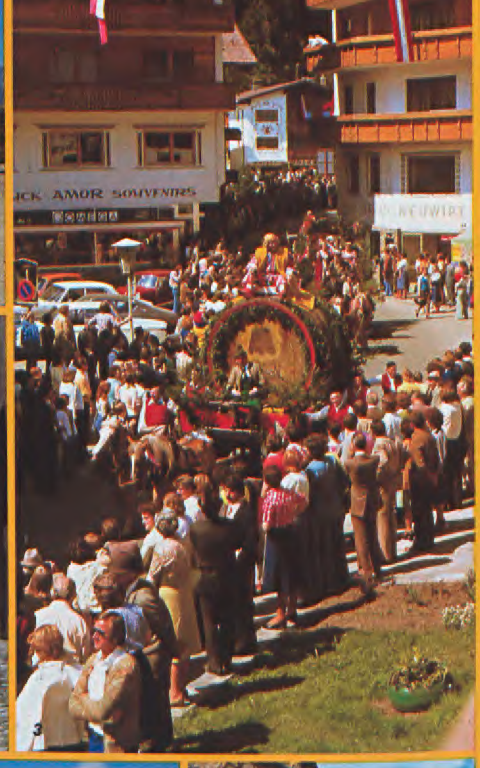
16

Bäuerliche Feste im Wandel der Zeiten

Titel, Beim Schäferlauf in Markgröningen
1. Beim Almabtrieb trägt die Leitkuh den prächtigsten »Schwingbuschen«
2. Mittelpunkt des Schäferlaufes zu Markgröningen
3. Das Gauderfest in Zell a. Ziller zieht alljährlich viele Besucher an
4. Wird eine von ihnen diesjährige Schäferkönigin?
5. Im Festzug wird das gekrönte Siegespaar durch Markgröningen geleitet
6. Almabtrieb im Berchtesgadener Land
7. Die »Ladenpfeifer«
8. Fanfarenzug beim Markgröninger Schäferlauf
9. Eine herrliche Kulisse für das Fest bildet der Marktplatz mit seinen Fachwerkbauten (hier das Rathaus)
10. Farbenprächtig geschmückt: Die Kühe beim alljährlichen Almabtrieb


1


2



3


4


5

Die Viehwirtschaft war in Bergländern meistens die wichtigste Erwerbsquelle. Im altüberlieferten Brauchtum spielen deshalb Weidetiere oft eine besondere Rolle, wie zum Beispiel bei den zu Beginn der Weideperiode veranstalteten Tierkämpfen.
Der eigentliche Anlaß zu diesen Kämpfen liegt im natürlichen Trieb der Tiere, untereinander eine Rangordnung zu schaffen. Die Herde braucht ein Leittier. In Österreich und in der Schweiz sind die Tierkämpfe ein festliches Ereignis, zu dem sich die Bauern und Sennen in ihren alten Trachten treffen.
Die Tiere werden zum Kampf in einem Ring aneinander gegenübergestellt. Sie scharren mit den Hufen, beschnuppern sich, tänzeln, senken plötzlich die Hörner, und mit dumpfem Schlag prallen die Schädel aufeinander. Die Muskeln sind straff gespannt, die Augen weit geöffnet, die Nüstern gebläht. Jetzt beginnt das Schieben. Wer ist der Stärkere? Unvermittelt lösen sich die Tiere, stoßen erneut aufeinander und schieben, bis schließlich der Schwächere aufgibt.
Derartige Tierkämpfe sind uralt. In der Antike war der Stier Apis Symbol der Fruchtbarkeit und die trächtige Kuh galt als heilig. Der Stierkult kam über Kleinasien nach Europa. Man hat versucht, die Verwendung des Hornes als Helmzier und als Trinkgefäß aus dem Glauben zu erklären, die Kraft des Tieres stecke in den Hörnern und gehe auf den Träger bzw. den Trinker über. Mit den Tierkämpfen entstanden auch Hirtenspiele, wie der in der Schweiz und in Österreich unter Sennen und Bauernburschen ausgetragene Ringkampf, der mit speziellen Griffen nach festen Regeln abläuft.
Auch das bekannte Fingerhakeln ist ein typisches Hirtenspiel. In einigen Orten hat sich auch der alte Brauch der Widderprozession erhalten, so in Virgen, Kals, Ötting und Lavant. Bei diesen Prozessionen wird ein frischgewaschener Widder in die am Wege gelegenen Häuser geführt, wo man ihn mit Blumen und bunten Bändern schmückt.
Beim Almabtrieb im Herbst werden den Kühen Glocken mit manchmal zweihundert Jahre alten Lederbändern umgehängt. Die Leitkuh trägt den prächtigsten »Aufstecker« oder »Schwingbuschen« zwischen den Hörnern. Der aus Fichten- oder Zirbenzweigen geflochtene Bogen, besteckt mit Papier- oder Spanrosen und umwunden mit farbigen Bändern wurde in wochenlanger Der farbenprächtige Zug ist Erntedank und zugleich Ausdruck der Freude über die Heimkehr von Sennen und Vieh.


6

Markgröningen



Der »Schäferlauf« zu Markgröningen ist Baden-Württembergs ältestes Volksfest. Die erste geschichtliche Spur findet sich in einer Rechnung des Markgröninger Spitals aus dem Jahre 1443. Es heißt da, daß der Spitalmeister »nach Gewohnheit des Hauses am Bartholomäustag den Konventualen, Knechten, Mägden und dem ganzen Gesinde« Säckel, Messer und Nestel kaufte. Man kann also annehmen, daß die Anfänge des Schäferlaufes noch in viel früherer Zeit liegen, wahrscheinlich sogar in der Zeit der staufischen Kaiser. Die Sage berichtet indes, das Fest sei einst zu Ehren des »treuen Schäfers Bartel« gestiftet worden.

Wie dem auch sei – der alljährlich im August stattfindende Schäferlauf vereint Schäfer und Schäferinnen aus ganz Baden-Württemberg sowie Tausende von Zuschauern in der festlich geschmückten malerischen Stadt. Der Höhepunkt des Festes, der berühmte Schäferlauf selbst, wird auf einem Stoppelfeld ausgetragen. Wie die Tradition verlangt, treten die Schäfer und Schäferinnen barfuß zu dem Wettlauf über das 300 Schritt lange Feld an. Der Sieger und die Siegerin werden zum »Schäferkönig« und zur »Schäferkönigin« gekrönt und mit einem figurenreichen Huldigungstanz geehrt.



8



9

Um diese Feier rankt sich ein buntes Programm festlicher Umzüge und echter Volksbelustigung. Am Festzug nehmen auch die Reit- und Fahrvereine, Winzer und Handwerker in mittelalterlichem Kostüm teil. Die Altstadt von Markgröningen ist eine einzige große Gartenwirtschaft, sogar das Rathaus ist für zwei Tage Wirtshaus. Hammelbraten am Spieß und das Viertele Wein erquicken die Festteilnehmer.

Besondere Leckerbissen im Programm sind aber auch das Leistungshüten des Schafzuchtverbandes, bei dem Schäfer und Hund beweisen müssen, wie gut sie mit einer fremden Herde umgehen können, und das Festspiel »Der treue Bartel«, das am Schäferlauf-Wochenende aufgeführt wird.

Auskünfte: Bürgermeisteramt, D-7145 Markgröningen, Tel. (07145) 8041.

Berchtesgaden

Anfang Oktober wird das Vieh von den Hochalmen um den Königssee abgetrieben. Zum Teil sind die Weidegründe nur über den See zu er-



10

reichen, und so fährt man die Tiere zusammen mit dem Hausrat, den die Sennerin auf der Alm braucht, in den »Plätten«, das sind flache Schiffe, im Frühjahr hinaus und holt sie im Herbst wieder zurück. Der »Landesteg« liegt am Obersee. Beim Almabtrieb werden nun die Tiere nicht auf der Alm, sondern erst nach der Seefahrt »gekranzt«. Das Schauspiel des Schmückens lockt viele hunderte Zuschauer an.

Zum »Kranzen« nimmt die Sennerin als Gerüst einen Fichten- oder Lärchengipfel, dessen Äste zu einer Krone gebunden werden. Mit aus Holzspänen gefertigten und buntgefärbten Zitterröserln besteckt, sind diese »Fuikl« oft richtige Kunst-

11. u. 12. *Prächtige Festwagen sind anläßlich des Gauderfestes in Zell a. Ziller zu sehen*
13. *Auf dem Weg zur Kirche von Obermauern*
14. *Außer in Virgen gibt es vielerorts in Osttirol noch sogenannte Widderprozessionen*

werke, für deren Herstellung Sennerin und Hütebub wochenlang in ihrer Freizeit gearbeitet haben.
Das Bekränzen der Kühe ist ein schwieriges Unternehmen. Da die ungeschmückten Tiere anscheinend auf die geschmückten neidisch sind, müssen sie so lange voneinander getrennt sein, bis alle ihre Fuikl tragen. Der Leitkuh gebührt der schönste Schmuck.
Manchmal wird auch der Stier mit einer bis zu 15 m langen, aus Lärchenzweigen geflochtenen Girlande geschmückt, den man vom Kopf bis zum Schwanz über den ganzen Leib des Tieres zieht und mit Rosetten besteckt. Selbst Pferde und Schafe bekommen ein Sträußerl angesteckt.
Im heimatlichen Stall angekommen, werden die Fuikl »abgeräumt«. Man bringt sie am Stallgiebel an, stellt sie aufs Feld und schmückt damit den Herrgottswinkel in der Bauernstube.
Auskünfte: Kurdirektion Berchtesgaden, Postfach 240, D-8240 Berchtesgaden, Tel. (08652) 5011.

Zell a. Ziller

Das Gauderfest in Zell am Ziller währt drei Tage: am Freitag beginnt es mit dem Gauderschießen, am Samstag kündigen Böllerschüsse mit dröhnendem Echo den Anstich des starken Gauderbieres an und am Nachmittag des ersten Sonntags im Mai schließlich trifft sich das Volk zum fröhlichen Feiern auf der Festwiese. Den Auftakt bildet ein prächtiger Festzug mit einer Vorreitergruppe und den »Grasausläutern« in bäuerlicher Tracht. Sie haben geschminkte Gesichter und tragen an breiten Gurten Glocken, die sie mit ruckartigen Schritten zum Klingen bringen. Festwagen zeigen in lebenden Bildern Szenen aus dem Volksleben oder aus der Geschichte, Musikkapellen in bunten Trachten sorgen für festliche Klänge.


11


12

Beliebt sind die Wettkämpfe auf der Festwiese: das Widderstoßen und – im Mittelpunkt – die Ringer, die sich zum »Ranggeln« treffen. Sie tragen Hemden und Hosen aus grobem Leinen und sind barfuß. Der Kampf verläuft nach überlieferten Regeln. Alle Griffe haben eigene Namen. Der Gegner wird beim Ranggeln durch Beinstellen oder Würfe zu Fall gebracht, Sieger ist, wer den Geworfenen mit beiden Schultern auf den Boden bringt.
Ein ähnliches Kraftspiel ist das Schweizerische »Schwingen«, bei dem sich die Kämpfer gegenseitig aus dem Stand zu heben und dann niederzuwerfen versuchen. Das Ranggeln kann man heute noch in Deutschland in Kleinpienzau, Landkreis Miesbach, und in Österreich auf dem Hundstein in der Gemeinde Maria Alm am Steinernen Meer erleben.
Aukünfte: Verkehrsverband, A-6280 Zell am Ziller, Tel. (05282) 2281.

Virgen

Der Brauch der Widderprozession von Virgen in Osttirol reicht in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurück. Eine Sage berichtet, daß während der Pestzeit ein Bauer aus Niedermauern einen weißen Widder gegen den Tod kämpfen gesehen habe. Der Widder überwand den Tod, und die Pest habe aufgehört.


13


14

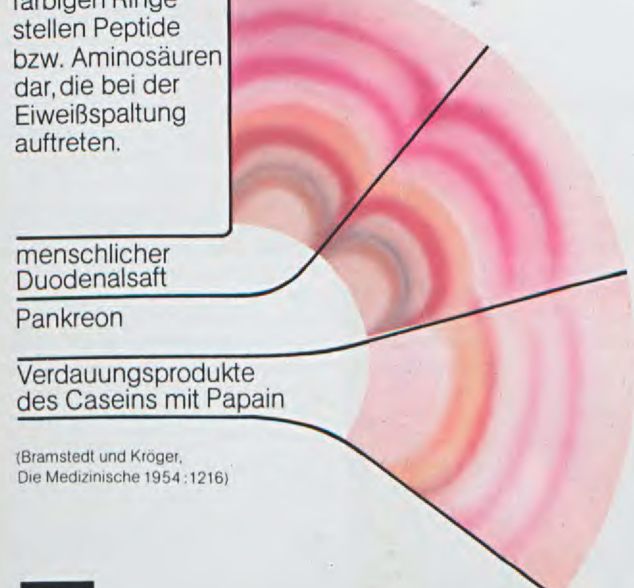
Aus Dankbarkeit für die Erlösung von der Pest gelobten die Bewohner von Virgen und Prägraten, alljährlich mit einem Widder nach Lavant zu wallfahren.
Heute spenden die beiden Gemeinden abwechselnd einen weißen Widder. Am »Weißen Sonntag«, dem Sonntag nach Ostern, zieht die Prozession mit dem Widder an der Spitze zur Kirche von Obermauern. Für die Prozession wird das Tier gebadet und gestriegelt, so daß es vollkommen rein ist. Früher schmückten es die Wallfahrer über und über mit bunten Bändern, bis vom weißen Fell kaum noch etwas zu sehen war. Der Widder wird in der Wallfahrtskirche von Obermauern dreimal um den Altar geführt und am folgenden Tag nach dem Hauptgottesdienst versteigert. Außer in Virgen findet man diesen Brauch in Kals und Ötting, wo er am Karfreitag und in Nörsach, wo er im Herbst gefeiert wird. In seinem Kern reicht er sicherlich in heidnische Zeit zurück.
Auskünfte: Verkehrsbüro, A-9972 Virgen, Tel. (04874) 210.

Pankreon® forte

Pankreon forte spaltet Eiweiß wie menschlicher Duodenalsaft

Die Enzyme im Pankreon – – Amylase, Lipase, Proteasen – spalten die Nahrung wie menschlicher Pankreassaft. Durch Magen-, Darm-, Leber- oder Pankreaserkrankungen ausgelöste Maldigestion wird mit Pankreon normalisiert.

1 Dragee pro Mahlzeit genügt im allgemeinen.



(Bramstedt und Kröger, Die Medizinische 1954 : 1216)



370

KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

Übersicht
Feste und Bräuche
im Wandel der Zeiten

Eine Serie in 16 Folgen

Titel, Volksfesttanz in Südtirol
1. Hocketse
2. Aulendorfer Fasnachtsmaske
3. Südtiroler Schuhplattler

Feste und Bräuche im Wandel der Zeiten

Übersicht

In einer Zeit, die auf Veränderung und Fortschritt baut, werden überlieferte Lebensformen, in Jahrhunderten gewachsene Bräuche und Sitten oft allzu leichtfertig als Ballast über Bord geworfen. Gleichzeitig jedoch wächst die Ansicht, daß diese Entwicklung eine Verarmung bedeute. Auch in früherer Zeit wurde hart gearbeitet; man wußte aber auch zu feiern. Die Feste im Jahresablauf gaben den Mühen und dem Schweißvergießen einen Sinn, der ursprünglich, und so ist es auch heute noch bei vielen kirchlichen Festen, religiöser Art war: Man opferte den Göttern und flehte ihren Segen herab.

Mit der Serie »Feste und Bräuche im Wandel der Zeiten« wird ein umfassender Überblick über verschiedene Festarten und alte Bräuche im frei zugänglichen deutschen Sprachraum gegeben, vom Schützenfest über Zunftfeste bis zu den Erntedank- und Weinlesefesten. Die Serie ist eine kleine Bestandsaufnahme alten Brauchtums, das in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und in der Schweiz von der einheimischen Bevölkerung gepflegt wird.

Die wenigsten dieser Feste sind reine Kulturveranstaltungen für den Touristen, wenngleich die Gefahr einer entsprechenden Vermarktung droht. Vor allem im ländlichen Bereich sind die Feste und Bräuche noch fest in der einheimischen Bevölkerung verwurzelt. Sie haben sich oft über mehrere Jahrhunderte nur wenig



verändert, wenn auch häufig der ursprüngliche Sinn verlorenging.

Es ist ein unvergeßliches Erlebnis, ein jahrhundertealtes Ereignis wie die prachtvolle Seeprozession von Hallstadt, das große historische Schauspiel des Biberacher Schützenfestes oder einen Samson Umzug in Kärnten zu sehen und mit den Einheimischen zu feiern.

Die vorliegende Serie informiert Sie über die ungefähren Festtermine soweit sie bekannt sind, gibt einen Überblick über den Ablauf des jeweiligen Festes und will nicht zuletzt durch die Darstellung der historischen Hintergründe zum tieferen Verständnis alter Feste und Bräuche beitragen.

Es würde uns freuen, wenn diese Serie auch Ihr Interesse wecken, ja, Sie sogar zur aktiven Unterstützung motivieren könnte. Und da bei Brauchtumsfesten zumeist auch deftig und reichlich gegessen wird, möchten wir Ihnen zugleich unser Enzym-Präparat Pankreon® forte empfehlen.

Viel Freude beim Lesen, viel Spaß beim Mitmachen, wünscht Ihnen

KALI-CHEMIE PHARMA GMBH

730145

Vorgestellte und erwähnte Feste und Bräuche

1. Neujahrsfeste

Bocklaufen
Im Solling, Silvester

Rummelpottlaufen
Nordseeküste Schleswig-Holstein, in den Tagen um Silvester

Silvesterfeier
Kronenburg, Silvester

Silvesterumzug, Patrollmänner
Schiltach, Silvester

Silvesterklausen
Kanton Zürich, Neujahr

2. Dreikönigsbräuche

Glöcklerlauf
Ebensee, 5. Januar

Sternsingen
Heiligenblut, 6. Januar

Perchtenjagen
Unteres Gailtal, Rauristal, Pongau, 5. Januar

Dreikönigsspiel
Wiler, 5. Januar

3. Fastnachtsfeiern

Hahnbeer in Heide
Heide, 12., 19. und 26. Februar

Fastnacht in Laufenburg
Laufenburg, 25.–27 Februar 1979

Karneval
Köln, 26. Februar

Imster Schemenlauf
Imst, 18. Februar 1981

Kinderschemenlauf
Imst, 11. Februar 1979

Faschingsrennen
Krakaudorf, Alle 2 Jahre Rosenmontag

4. Palmsonntag Osterfest

Palmeselprozession
Thaur/Inntal, Palmsonntag

Osterräder
Lügde, Ostersonntag

Eierkette
Bernsfesd/Hessen, Ostersamstag/-sonntag

Eierkette
Waitershain, Ostersamstag/-sonntag

Palmprozession
Berchtesgaden, Palmsonntag

Palmeselprozession
Hall i.T., Palmsonntag

5. Maitag Walpurgisnacht

Junggesellenfest
Bochum, Freitag vor dem 1. Mai

Mädchenversteigerung
Linnich-Körrenzig, 30. April

Schnook
Heidenrod, ★

Der Maimann von Hermershausen
Hermershausen, ★

Maibaum
Seeshaupt, 1. Mai

Walpurgisnacht
Braunlage, Nacht zum 1. Mai

6. Prozessionen Fronleichnam

Samsonumzug
Krakaudorf, Fronleichnam

Drachenstich
Furt im Walde, Fronleichnam

Prangstange
Zederhaus, Fronleichnam

Samsonumzug
Tamsweg, 14. Juni

Wallfahrt nach Telgte – Bevergern
Telgte, 1. Sonntag im Juli

Schiffsprozession
Köln-Mülheim, Fronleichnam

Fronleichnamsprozession–Herrgottsgang–
Hüfingen, 14. Juni

Wallfahrt »mit der langen Stang«
Bogen, Pfingstsonntag

Seeprozession
Hallstadt, Fronleichnam

Seeprozession
Traunkirchen, Fronleichnam

7. Johannistag

Sonnwendfeier
Conneforde, 24. Juni

Johannisfest
Claustal-Zellerfeld, 24. Juni

Johannisfest
Eschwege, 1. Wochenende im Juli

Brunnenfest
Wunnsiedel, Samstag vor dem 24. Juni

8. Schützenfeste

Schützenfest mit Fahnenschwingen
Krempe, Montag nach dem 24. Juni

Scheibenschießen
Nienburg, 1. Montag nach dem 24. Juni

Schützenfest
Biberach/Riß, 30. Juni–8. Juli 1979

Tanz der Jacobischützen
St. Jakob am Thurn, Sonntag nach dem 25. Juni

9. Erntedankfeste

Hammeltanz
Crailsheim-Onolzheim, 22. Oktober 1979

Weinhütereinzug
Perchtoldsdorf, ★

Stoppelmarkt
Vechta, Mitte August ★

Allerheiligenkirmes
Soest, Erster Mittwoch nach Allerheiligen bis zum darauffolgenden Sonntag

Hahnentanz
Bräunlingen, ★

Törggelen
Brixen, Mitte Oktober bis Anfang November

Erntedank der Winzer
Eltville, 1. Sonntag im Dezember

10. Weinlesefeste und Winzerfeste

Winzerfest, Weinlesefest
Kaub, 1. Wochenende im September, 2. Wochenende im Oktober

Dürkheimer Wurstmarkt
Bad Dürkheim, 8.–11. und 14.–17. Sep. 1979

Fränkisches Weinfest
Volkach, 10.–13. August

Fest der Federweißen
Landau/Pfalz, Ende September bis Ende Oktober

Heilbronner Herbst
Heilbronn, 31. August–3. September 1979

Weinbrunnenfest
Vellberg, 1. Wochenende im Juli

11. Martinstag

St. Martinsfest
Düsseldorf, 10. November

Martinsfest
Daun, 11. November

Krapfenbetteln
Pfunders, 12. November

St. Martin
Sursee/Kt. Luzern, 12. November

12. Nikolaustag

Nikolausmarkt
Siegburg, 6. Dezember

Buttnmanndllaufen in Loipl
Berchtesgadener Land, 1. u. 2. Adventssonntag

Klausentreiben
Oberstdorf, 6. Dezember

Klaubaufgehen in Matrei
Matrei/Osttirol, 4. bis 6. Dezember

730146

13. Pferdebräuche

Eulogiusritt
Aftholderberg, 2. Sonntag im Juli

Georgiritt
Limpach, *

Blutritt
Weingarten, *

Blutritt
Bad Wurzach, jährl. am 2. Freitag im Juli

Leonhardifahrt
Bad Tölz, 6. November

Georgiritt
Traunstein, Ostermontag

Kötztinger Pfingstritt
Kötzting, Pfingstmontag und -dienstag

14. Erinnerungsfeste

Dr. Eisenbart-Festwoche
Oberviechtach, *

Schwedengang
Kronach, *

Tänzelfest
Kaufbeuren, 22./23. Juli 1979

Fruunsbeer
Nordhasted, alle drei Jahre an einem Sonntag um Johannis (Ende Juni)

Kinderzeche
Dinkelsbühl, 13.–22. Juli 1979

Oktoberfest
München, *

Fürstenhochzeit
Landshut, für 1982 geplant

Englmarisuchen
St. Englmar, Pfingstmontag

15. Zunftfeste

Metzgersprung
Rattenberg/Inntal, *

Sechseläuten
Zürich, 22./23. April 1979

Schembartlaufen
Nürnberg, *

Schaffermahlzeit
Bremen, 2. Freitag im Februar

Gautschen
Mainz, Wochenende nach dem 24. Juni

Salzsiedertanz
Schwäb. Hall, Samstag vor Pfingsten bis Pfingstmontag

Schwörmontag, Nabada, Fischerstechen
Ulm, vorletzten Sonntag im Juli

Reiftanz
Hüttenberg, Sonntag nach Pfingsten

16. Bäuerliche Feste

Schäferlauf
Markgröningen, 25./26. August 1979

Almabtrieb am Königsee
Berchtesgaden, Anfang Oktober

Gauderfest
Zell am Ziller, 1. Wochenende im Mai

Widderprozession
Virgen, Sonntag nach Ostern

Widderprozession
Kals, Karfreitag

Widderprozession
Ötting, Karfreitag

* Diese Termine lagen bei Redaktionsschluß noch nicht vor!

Bildnachweis

Übersicht
Fuchs-Mauffen, Bozen (Titel), Werner H. Müller, Stuttgart (1), Stadt Aulendorf (2), Landesfremdenverkehrsamt Südtirol (3).

1. Neujahrsfeste
Werner H. Müller, Stuttgart (Titel), Schweizer Verkehrszentrale, Zürich (1,3), Walter Fiedler, Bredstedt (2, 5, 6), Dr. Kurt Struve, Westerland (4, 7), Kasenbacher, Schramberg (8), Giegel, Appenzell (9), R. Giger, Zürich (10).

2. Dreikönigsbräuche
Landesbildstelle Baden, Karlsruhe (Titel, 3), Dr. Kurt Struve, Westerland (1), Bachmann (2), Verkehsamt Oberdrauburg (4, 10), Pfarrer Josef Huber, Kriens (5, 11), Albrecht Dürer (6), Fremdenverkehrsverband Ebensee (7), Verkehrsverein Heiligenblut (8), Wintschnig Friedrich, Heiligenblut (9).

3. Fastnachtsfeiern
Landesbildstelle Baden, Karlsruhe (Titel, 4), Christl Reiter, München (1), Fremdenverkehrsverband Imst (2, 10, 11), Keitsch, Bozen (3), Gragnato, Stuttgart (5, 8, 9), Bachmann, Heide (6), F. Damm, Köln (7), Fremdenverkehrsverein Krankendorf (12).

4. Palmsonntag, Osterfest
Landesbildstelle Baden, Karlsruhe (Titel, 1) Ernst Baumann, Bad Reichenhall (2), Markowitsch, Wien (3), Barke, Clausthal-Zellerfeld (4, 6), Kreisbildstelle Lippe, Lemgo (5), Kurdirektion Berchtesgaden (7), Fremdenverkehrsverband Hall i. Tirol (8)

5. Maitag, Walpurgisnacht
E. Baumann, Bad Reichenhall (Titel, 5), Barke, Clausthal-Zellerfeld (1, 4), Stadt Bochum (2, 8, 9), Ostfriesische Landschaft, Aurich (3), Junggesellenverein Körrenzig (6, 10, 11), Piccola, Seeshaupt (7, 13, 14), Gemeinde Heidenrod (12)

6. Prozessionen, Fronleichnam
Hasenfratz, Hüfingen (Titel), W. Fischer, Bozen (1), Verkehrsamt Hüfingen (2, 3, 12), Verkehrsamt der Stadt Köln (4, 11), Landesverkehrsamt Salzburg (5), Christl Reiter, München (6), Fremdenverkehrsverband Lungau, Tamsweg (7), Verkehrsamt Telgte (8), Dalchow, Köln (9), Dr. Erhard Schlieter, Köln (10), Nach einem Gemälde von A. Hilmer (13), Stadt Bogen (14), Fremdenverkehrsverband Hallstatt a.S. (15).

7. Johannistag
Heimatverein Conneforde (Titel, 1, 5, 7), Verkehrs- und Kulturamt Wunsiedel (2, 12, 13), F. Fischer, Eschwege (3, 9, 10, 11), Barke, Clausthal-Zellerfeld (4, 6), A. Humm, Clausthal-Zellerfeld (8).

8. Schützenfeste
Christl Reiter, München (Titel, 2, 5), R. Leser, Bad Waldsee (1, 8), Stadt Nienburg (3, 7), Verkehrsverein Hannover (4), Dr. Kurt Struve, Westerland (6), Markowitsch, Wien (9), Denzel, Wien (10).

9. Erntedankfeste
Roland Mohr, Stuttgart (Titel), Fuchs Hauffen, Bozen (1, 10), Städt. Verkehrsamt Soest (2, 6, 7), Landesbildstelle Baden, Karlsruhe (3, 8, 9), Werner H. Müller, Stuttgart (4), Wolfgang Meilscher, Wittmund (5), Fischer, Bozen (11).

10. Weinlesefeste und Winzerfeste
Günter Beck, Birkenfeld (Titel), Toni Schneiders, Lindau (1), Stadtverwaltung Bad Dürkheim (2, 9), Verkehrsamt Wimmingen (3), A. Gäbele (4), Stadt Offenburg (5), Niederösterreichische Fremdenverkehrswerbung (6), K. H. Hinterwälder, Kaub (7), Fremdenverkehrsamt Volkach (8), Böhm, Bad Dürkheim (11), Städt. Verkehrsamt Heilbronn (12), Ebert, Vellberg (13), Stadt Vellberg (14), Kupferstich aus Meißners »Schatzkästlein« (10).

11. Martinstag
Landesbildstelle Rheinland, Düsseldorf (Titel), Landesbildstelle Baden, Karlsruhe (1), Verkehrsamt Bregenz (2, 3), Verkehrsverein Pfunders (4, 8), unbekannt (5), Stadt Düsseldorf (6), Nieder, Daun (7), B. Meier (9, 12), Verkehrsverein Sursee (10, 11).

12. Nikolaustag
E. Baumann, Bad Reichenhall (Titel, 5, 6), Verkehrsamt Hauzenberg (1), G. Klaffke, Norden (2), Giegel, Zürich (3), Verkehrsamt Oberdrauburg (4), Alter Kupferstich (7), Ammon, Berchtesgaden (8), Kurverwaltung Oberstdorf (9), Fremdenverkehrsverband Matrei i. Osttirol (10).

13. Pferdebräuche
Stadt Traunstein (Titel, 14, 15), Ikone, Reproduktion (1), Städt. Kurverwaltung Bad Tölz (Löbl) (2, 12, 13), Christl Reiter, München (3, 4), Stadt Kötzting (5, 16, 17), Kuramt Kreuth (6), Dr. Kurt Struve, Westerland (7), A. Dammhorn (8), J. Mosbach, Herdwangen (9, 10), Medard Varsany, München (11).

14. Erinnerungsfeste
W. Spitta, Regensburg (Titel, 11, 12, 13), Christl Reiter, München (1, 6, 9, 10), T. Ott, Landshut (2), R. Harnisch, Hamburg (3), Stadt Kaufbeuren (4), R. Metz, Landshut (5), Städt. Verkehrsamt, Dinkelsbühl (7, 8).

15. Zunftfeste
Walter Storto, Leonberg (Titel), Stadtarchiv Ulm (1, 11, 12), Dr. Kurt Struve, Westerland (2), E. Baumann, Bad Reichenhall (3), Christl Reiter, München (4), Nürnberger Maler (5), Franz Scheper, Bremen (6), Landeshauptstadt Mainz (7), Verkehrsverein Bremen (8), Stadt Schwäbisch Hall (9, 10), Marktgemeindeamt Hüttenberg (13).

16. Bäuerliche Feste
Walter Storto, Leonberg (Titel, 4, 8), Kurdirektion Berchtesgaden (Baumann) (1), Stadt Markgröningen (2, 5, 7, 9), Binder, Zell a. Ziller (3), Christl Reiter, München (6, 10), Fremdenverkehrsverband Zell a. Ziller (11, 12), Fremdenverkehrsverband Virgen (13, 14)

An dieser Stelle bedankt sich die Redaktion für die Mitarbeit und die zahlreichen Empfehlungen seitens vieler Fremdenverkehrsverbände, Kreisverkehrsverbände, Verkehrsämter und -vereine vieler Städte und Gemeinden, sowie den Kurverwaltungen von Bädern. Insbesondere bei der Beschaffung von Bild- und Textmaterial hat sich die enge Zusammenarbeit bewährt.

Gesamtherstellung: Mairs Graphische Betriebe, Stuttgart
Redaktion und Gestaltung: HEMO GmbH, 7053 Kernen-Stetten

Pankreon® forte

730147

Physiologischer Abbau der Nahrung

„Digestive Potenz", in vitro gemessen, bedarf der Bestätigung durch die klinische Prüfung in vivo. Pankreon forte beweist seine Verdauungskraft im Bilanzversuch am Menschen.





383

KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

Feste und Bräuche

Pferdebräuche




1

Pferdebräuche im Wandel der Zeiten


2


3


4



5


6


7

8

Das Pferd war durch Jahrtausende wertvollster Besitz des Menschen. Die hohe Stellung, die diesem Tier von jeher zukam, spiegelt sich auch in dem bäuerlichen Spruch: »Weibersterben, koa Verderbn. Roßverrecka tuat Bauern schrecka«. Bei den antiken Völkern war der Sonnengott Mithras, wie fast alle Götter, beritten; bei den Germanen kam Odin, Wotans Sohn, auf weißem Lichtroß und beendete die Finsternis des Winters. Die tief im Leben des Volkes verwurzelten alljährlichen Umritte könnten aus dem Odinskult entstanden sein. Auch nach der Einführung des christlichen Weihnachtsfestes feierte die bäuerliche Bevölkerung weiterhin am zweiten Weihnachtstag, dem Stephanstag, einen Tag des Pferdes. Die Pferdeumritte, Pferdeweihen und Pferdesegnungen am »Roßtag« sind möglicherweise Nachklänge der Schimmelopfer in germanischer Julzeit.

Am Roßtag wurde der Hafer für die Pferde geweiht und das »Stephanssalz« gesegnet. In diese Zeit fielen auch zahlreiche Pferdemärkte, bei denen Stephanirennen abgehalten wurden. Wegen der rauhen Jahreszeit verlegte man sie später auf den 23. April, den Georgitag.

St. Georg, ein in römischen Diensten stehender Reiterhauptmann, starb am 23. Tag des Ostermondes unter Diokletian den Märtyrertod. Der Georgstag war außerdem ein »Lostag« d. h. ein Zins- und Gesindetag. Auf den meisten Höfen ruhte am Tag des Gesindewechsels die Arbeit und man feierte.

In Süddeutschland feiert man vielerorts noch heute den Georgitag, allerdings finden die Umritte meist am darauffolgenden Sonntag statt.

Auch die Mairitte dürften auf das St. Georgsfest zurückgehen. Als Konkurrent St. Georgs ist in Bayern St. Leonhard zu erwähnen. Er gilt als Patron des Viehs und der Landwirtschaft. An seinem Tag, dem 6. November, werden in Bayern mehr als 80 Leonhardiritte abgehalten. Auch in mehreren österreichischen Orten ist dieser Brauch lebendig geblieben.

Ursprünglich mag es sich bei den Reiterprozessionen um Fruchtbarkeitsritte gehandelt haben. Später legte man beim Ritt um die Gemeindefluren die Grenzen fest. Am Stephanitag, an Martini und anderen »Lostagen« mußten sich zudem die Leibeigenen den Grundherren »weisen«, das heißt, die Rechte der Herrschaften bestätigen. Später wurde aus diesem Ritt zum Wohnsitz des Grundherrn ein einfacher Umritt um die Kirche.

Aus höfischen Turnieren entwickelten sich hingegen die Kampfspiele, wie der Ritt gegen den Spielroland oder das Ringstechen.

Titel, Historischer Georgiritt zu Traunstein
1. St. Georg
2. Bäuerinnen auf einem der reich geschmückten »Truhenwagen« bei der Tölzer Leonhardifahrt
3. u. 4. Im Mittelpunkt stehen die Pferde wie man sieht
5. Die Spitzengruppe des Kötztinger Pfingstrittes
6. Kreuther Leonhardifahrt
7. Ringreiten in Langenhorn
8. Reitergruppe: Teilnehmer am Georgiritt in Traunstein
9. Reitergruppe mit Standarte
10. Auf dem Sammelplatz vor dem Ritt nach Aftholderberg
11. Nicht nur das männliche Volk (wie vielerorts üblich) ist Teilnehmer an der Tölzer Leonhardifahrt

Aftholderberg

Am 2. Sonntag im Juli feiert Aftholderberg, heute ein Ortsteil der Gemeinde Großschönach im Landkreis Sigmaringen, den Eulogiusritt. Der Legende nach war Eulogius ein Schmied, der den Pferden einen Fuß abnehmen und wieder ansetzen konnte. Auf alten Abbildungen sieht man ihn oft mit einem Pferdefuß. Seit altersher wird Eulogius als Pferdepatron von der bäuerlichen Bevölkerung verehrt.
Am Tag der Prozession ist Aftholderberg festlich geschmückt. Die Reiter der benachbarten Orte versammeln sich am Morgen des Festtages mit ihren Standarten und mit Musik-


9

zügen auf dem Platz im Sohl. Eine Goldborte am Zylinder, die badische Schärpe mit zwei Quasten um den Leib und eine rotgelbe Schleife auf der Brust kennzeichnen den alle sechs Jahre neu zu wählenden Rittmeister als Anführer. Auch die Reiter tragen schwarze Röcke und Zylinder. Vom Sammelplatz reiten sie nach Aftholderberg, wo der Geistliche sie am Ortseingang erwartet. An der Spitze der Prozession geht die Musikkapelle, gefolgt von den Geistlichen und Ministranten mit der Büste des hl. Eulogius und den Reitern. Die Prozession hält am Marktplatz, wo eine Kanzel für die Festpredigt aufgestellt wurde. Nach der Predigt gehen Reiter und Gläubige zu Fuß zur Kirche, um am Festgottesdienst teilzunehmen. Es heißt, der Eulogiusritt werde bereits seit 800 Jahren gefeiert. Wie die Reiterprozessionen in der Umgebung, der Georgiritt in Limpach, die Blutritte in Weingarten und Bad Wurzach, hat er wahrscheinlich denselben Ursprung wie der Leonhardiritt in Bayern.
Ausküfte: Bürgermeisteramt, D-7799 Herdwangen-Schönach, Tel. (07557) 225.


10

Bad Tölz

Die Tölzer Leonhardifahrt zu Ehren des Roß- und Viehpatrons gilt als größte Wallfahrt ihrer Art in Bayern. Sie ging aus einem alten Leonhardiumritt hervor, den der Ortspfarrer von Tölz im Jahre 1856 zu einer geschlossenen Prozession umgestaltete. Bei der Leonhardfahrt, die alljährlich am 6. November zum Leonhardifest stattfindet, kommen die Reiter und die prächtig herausgeputzten bäuerlichen Pferdegespanne aus allen Orten in der Nachbarschaft von Bad Tölz zusammen. Die farbenfrohen Lüftlmalereien der Truhenwagen, Girlandenschmuck, bunte Schleifen und Papierrosen, mit denen Roß und Wagen geschmückt sind, dazu die schönen Trachten der auf den Wagen einherfahrenden Bauern und Bäuerinnen – das alles vereint sich zu einem unvergleichlichen Bild ›festlicher Tradition.
Ziel der Leonhardireiter und -fahrer ist die Leonhardikapelle neben der Heilig-Kreuz-Kirche auf dem Kalvarienberg. Zum rechten Verständnis des Festes muß man wissen, daß die Kapelle von Tölzer Zimmerleuten versprochen wurde, wenn sie aus dem Spanischen Erbfolgekrieg



11

12. *Typischer Truhenwagen bei der Tölzer Leonhardifahrt*
13. *Begrüßung der Teilnehmer*
14. *Lebendiges Wahrzeichen der Stadt und der Teilnehmer am Traunsteiner Georgiritt der »Linde«*
15. *Brunnenfigur und Wahrzeichen der Stadt der »Linde«*
16. *Reitergruppe auf dem Rückweg nach Kötzting*
17. *Reiterprozession im blühenden Zellertal.*

wohlbehalten zurückkehren würden. Da sie ihren Patron, St. Josef, nicht verprellen wollten, nahmen sie ihn als Nebenpatron. Zugleich waren die Zimmerleute jedoch auch Landwirte, und so war St. Leonhard bald der Hauptheilige, der mit Prozessionen geehrt wurde.


12


13

Besonders bei der Rückfahrt lassen die mitziehenden »Brettlhupfer« über den Köpfen der Wageninsassen ihre Peitschen knallen. Bei der Einfahrt in die Marktstraße steigert sich das Knallen, »Leonhardidreschen« genannt, zu einem weithin hallenden, rhythmischen Spektakel, der wie Büchsengeknatter die Luft erschüttert.
Auskünfte: Städt. Kurverwaltung, D-8170 Bad Tölz, Tel. (08041) 9515.

Traunstein

Am Ostermontag gegen neun Uhr reitet in Traunstein der prunkvoll mittelalterlich gekleidete Stadtherold auf den Hauptplatz und ruft: »Hie gut alleweg alten Brauches Pfleg. / Nach Ettendorf wir reiten, / wie zu der Väter Zeiten!«
Auf dieses Zeichen haben alle Versammelten gewartet: Landsknechte, Bauern, Stadtvolk und hohe Herren. Der Georgiritt beginnt. Zu den in festlicher mittelalterlicher Tracht gekleideten Reitern der Stadt gesellen sich die Bauern aus der Umgebung auf prächtig herausgeputzten Pferden, denen in Schweif und Mähne Stroh und Bänder in den Farben des Heimatortes eingeflochten wurden.
Dem Zug, an dem alljährlich an die 400 Pferde teilnehmen, folgen auf geschmückten Wagen Bäuerinnen

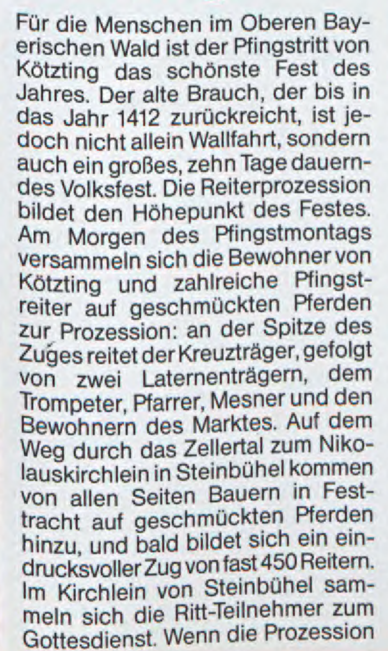

14

15

und Bauern in der Landestracht. Im Zug reiten St. Georg in der Aufmachung eines römischen Hauptmanns, Hans v. Schaumburg, herzoglicher Stadtpfleger von 1526, reiten Fanfarenbläser und Ritter in eiserner Rüstung. Im Anschluß an den Georgiritt führen die Schwerttänzer in Landsknechtstracht auf dem Stadtplatz ihren alten Tanz auf. Er stellt nach germanisch-heidnischem Brauch den Kampf des Frühlings mit dem Winter dar.
Auskünfte: Städt. Verkehrsamt, Bahnhofstraße 16a, D-8220 Traunstein, Tel. (0861) 65273.



Kötzting



Für die Menschen im Oberen Bayerischen Wald ist der Pfingstritt von Kötzting das schönste Fest des Jahres. Der alte Brauch, der bis in das Jahr 1412 zurückreicht, ist jedoch nicht allein Wallfahrt, sondern auch ein großes, zehn Tage dauerndes Volksfest. Die Reiterprozession bildet den Höhepunkt des Festes. Am Morgen des Pfingstmontags versammeln sich die Bewohner von Kötzting und zahlreiche Pfingstreiter auf geschmückten Pferden zur Prozession: an der Spitze des Zuges reitet der Kreuzträger, gefolgt von zwei Laternenträgern, dem Trompeter, Pfarrer, Mesner und den Bewohnern des Marktes. Auf dem Weg durch das Zellertal zum Nikolauskirchlein in Steinbühel kommen von allen Seiten Bauern in Festtracht auf geschmückten Pferden hinzu, und bald bildet sich ein eindrucksvoller Zug von fast 450 Reitern. Im Kirchlein von Steinbühel sammeln sich die Ritt-Teilnehmer zum Gottesdienst. Wenn die Prozession


16



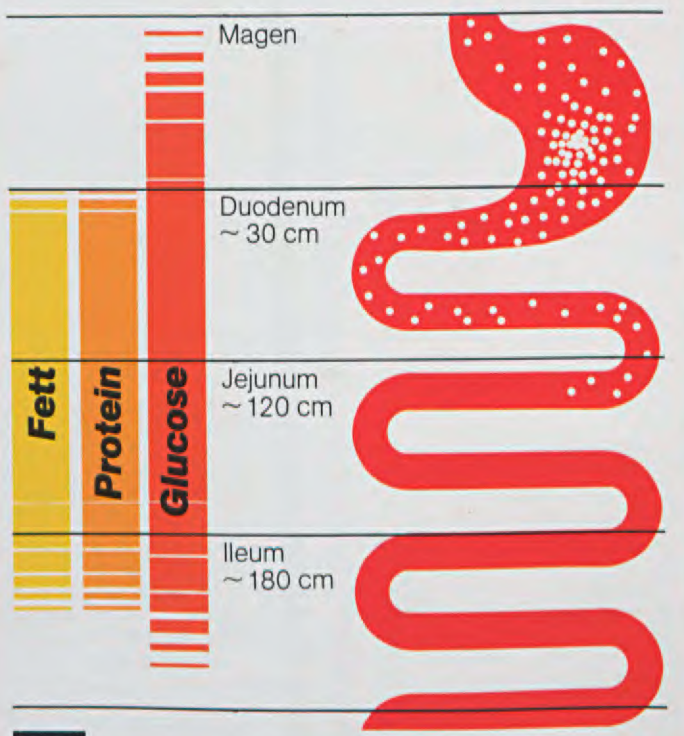
gegen Mittag nach Kötzting zurückgekehrt ist, reitet der Pfarrer in die Mitte des Marktplatzes und ruft den Pfingstbräutigam auf, das »Tugendkränzchen«, das während des Rittes um die Monstranz gewunden war, in Empfang zu nehmen. Der Burschen- und Brautzug am Spätnachmittag des Pfingstmontags leitet die traditionelle »Pfingsthochzeit« ein. Dabei wird der Pfingstbräutigam symbolisch mit einer Pfingstbraut vermählt, was sicher auf einen alten Fruchtbarkeitsbrauch zurückgeht. Der Brautzug und die Pfingsthochzeit werden am Pfingstdienstag wiederholt. Zum Programm des Pfingstrittes gehört auch das Festspiel »Pfingstrittehr«, das am Samstag, Sonntag und Montag aufgeführt wird.
Auskünfte: Verkehrsamt, D-8493 Kötzting, Tel. (09941) 8921.

Pankreon® forte

730151

Pankreon forte wirkt während der ganzen Verdauung

Pankreon forte gibt die Enzyme bereits im Magen ab. Sie vermischen sich dort mit dem gesamten Speisebrei. Deshalb sind sie im Duodenum sofort verfügbar. Und zwar in jeder Chymusportion, die den Magen verläßt. Pankreon forte wirkt somit auf die gesamte Mahlzeit.





371

KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

Feste und Bräuche

Neujahrsfeste

1

Titel, Das Neue Jahr wird gebührend begrüßt
1. Küssnachter Kläuse
2. Rummelpottläufer in Bredstedt
3. Sylvesterkläuse im Appenzeller Land
4. »Rummelpott« in Holstein
5. Rummelpottsänger im Nordfriesischen
6. Beim »Rummelpott-Rühren«
7. Rummelpott-Musikanten in Morsum/Sylt

Neujahrsfeste im Wandel der Zeiten

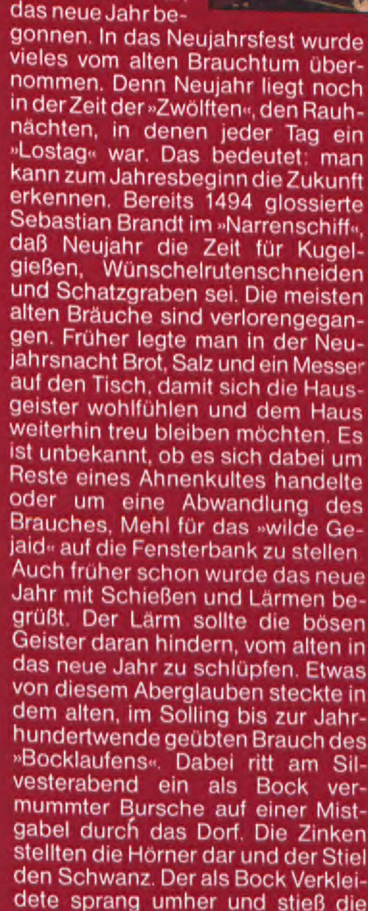


1



2

3





4

»Neujahr«, der 1. Januar, wird als allgemeiner Festtag bei uns noch nicht sehr lange gefeiert. Papst Innozenz III. bestimmte ihn 1691 als ersten Tag des neuen Jahres. Vorher hatte man mit dem Dreikönigsfest, das zugleich Weihnachtsfest war, das neue Jahr begonnen. In das Neujahrsfest wurde vieles vom alten Brauchtum übernommen. Denn Neujahr liegt noch in der Zeit der »Zwölften«, den Rauhnächten, in denen jeder Tag ein »Lostag« war. Das bedeutet: man kann zum Jahresbeginn die Zukunft erkennen. Bereits 1494 glossierte Sebastian Brandt im »Narrenschiff«, daß Neujahr die Zeit für Kugelgießen, Wünschelrutenschneiden und Schatzgraben sei. Die meisten alten Bräuche sind verlorengegangen. Früher legte man in der Neujahrsnacht Brot, Salz und ein Messer auf den Tisch, damit sich die Hausgeister wohlfühlen und dem Haus weiterhin treu bleiben möchten. Es ist unbekannt, ob es sich dabei um Reste eines Ahnenkultes handelte oder um eine Abwandlung des Brauches, Mehl für das »wilde Gejaid« auf die Fensterbank zu stellen. Auch früher schon wurde das neue Jahr mit Schießen und Lärmen begrüßt. Der Lärm sollte die bösen Geister daran hindern, vom alten in das neue Jahr zu schlüpfen. Etwas von diesem Aberglauben steckte in dem alten, im Solling bis zur Jahrhundertwende geübten Brauch des »Bocklaufens«. Dabei ritt am Silvesterabend ein als Bock vermummter Bursche auf einer Mistgabel durch das Dorf. Die Zinken stellten die Hörner dar und der Stiel den Schwanz. Der als Bock Verkleidete sprang umher und stieß die Zuschauer. Das bedeutete Glück. »No, hätt deeck de Niejahrsbock äauck estott?«, fragte man sich am Neujahrsmorgen gegenseitig. Auf heidnische Zeiten geht auch der alpenländische Brauch zurück, im neuen Jahr Schweinernes zu essen. Der Zusammenhang mit den Rauhnächten ist dabei ziemlich eindeutig, denn der Eber war als Wotans Tier heilig. Weit verbreitet ist das Neujahrssingen. In der Neujahrsnacht gehen Erwachsene in Gruppen von Haus zu Haus und bringen ein Neujahrsständchen dar. Für die Kinder fällt dieser Brauch auf den Neujahrstag. Dabei handelt es sich um Heischegänge. In Westfalen führten die Erwachsenen eine Gabel mit, an der die geschenkten Würste aufgehängt wurden. War ein Hausbewohner knauserig, so sang man: »Ratten und Mäuse, Ratten und Mäuse in diesem Haus, wir wünschen euch, euch wünschen wir ein glückseliges neues Jahr.« Eine wichtige Rolle spielt überall das Horoskop. Bleigießen, Hutgreifen, Pantoffelschleudern, Scheiteziehen – jeder möchte in die Zukunft sehen. Makaber ist das »Lichterschwimmen«, bei dem Kerzen in Nußschalen aufs Wasser gesetzt werden. Jeder bekommt ein Lichterboot, und wessen Kerze zuerst erlischt, der soll eines baldigen Todes sterben. Ein böses Omen ist es auch, wenn ein altes häßliches Weib als erste »ein gutes Neues Jahr« wünscht. Lebenslust und Lebensfreude herrschen dagegen in der Silvesternacht überall. Um Mitternacht läuten die Glocken, Musikkapellen begrüßen das neue Jahr, Raketen zischen und Feuerwerkskörper knallen. »Prosit Neujahr!«

Kreis Nordfriesland und Dithmarschen

In den Tagen um Silvester gehen an der Westküste Schleswig-Holsteins die Kinder beim Rummelpottlaufen von Haus zu Haus. Sie sind lustig verkleidet, haben bemalte Gesichter und tragen einen Topf in der Hand. Über den Topf ist eine Schweinsblase gezogen und in deren Mitte ein Rohr eingebunden. Die Kinder reiben oder drehen das Rohr, so daß ein schnarrendes Geräusch entsteht. Man nennt das »den Rummelpott rühren«. Dazu singen die Kinder Rummelpottlieder. Bekommen sie eine Gabe, so folgt

5

ein Dankeslied, gibt es nichts oder zu wenig, wird ein Spottlied gesungen.
Die Rummelpott-Musikanten tragen manchmal auch einen Stern mit und haben sich Kronen aufgesetzt. Ist damit ein Hinweis auf die Dreikönige gegeben? Das Dreikönigssingen war früher ebenfalls ein Heischegang zum Weihnachtsfest und zum Neuen Jahr, die beide am Dreikönigstag gefeiert wurden.
Mit dem Rummelpottlaufen stehen auch die Altjahresumritte auf den Friesischen Inseln in Verbindung, die sogenannten »Utj tu Keknin« oder »Hulken«. Bei diesen Umritten sind die Heischenden ebenfalls vermummt und bitten unter Musikbegleitung mehr oder weniger deutlich um Gaben. Für ihre Glückwünsche zum neuen Jahr verlangen die Reiter allerdings keine »Kinjeskoken«, das selten gewordene Weihnachtsgebäck aus Mehl, Zucker, Wasser, Fett und Hirschhornsalz, sondern einen scharfen Trunk.
Auskünfte: Kreis Nordfriesland, Abt. Kreisentwicklung Kreishaus, D-2250 Husum, Tel. (04841) 671 oder Kreis Dithmarschen Kreisverkehrsamt, D-2240 Heide, Tel. (0481) 971



6



7

Kronenburg

Wie in den meisten ländlichen Gegenden haben sich Neujahrsbräuche auch in der Eifel erst verhältnismäßig spät verbreitet. Besondere Brauchtumsformen haben sich hier nicht entwickelt. Der Dreikönigstag war noch lange Zeit nach der Einführung des Neujahrstages zum 1. Januar der eigentliche Beginn des neuen Jahres.
Wie in anderen Eifelorten kommen auch in Kronenburg die Männer zum Jahreswechsel in den Gaststätten zusammen. Man vertreibt sich die Zeit mit Kartenspielen, bei dem ein Eierkranz, Kuchen, Brezeln und Würste zu gewinnen sind. Wenn das neue Jahr beginnt, wird das Spiel durch das laute »Prus Neujohr-Rufen« unterbrochen.
Die heiratsfähigen Burschen fehlen in dieser Männerrunde. Wer auf Freiersfüßen geht, zieht unter das Fenster der Liebsten und bringt ein Ständchen dar. Schlag 12 Uhr ertönen die Glückwünsche zum neuen Jahr. Die Angebetete läßt darauf den jungen Mann in das Haus ein und bedankt sich mit einem Eierkranz, einer Brezel und einem Schnaps.
Am Neujahrsmorgen versuchen Freunde und Bekannte, einander mit dem Glückwunsch »Glück zum Neujahr! Lang zu leben, selig zu sterben!« zuvorzukommen. Man nennt dies »das Neujahr abgewinnen«. Wem es zuerst gelingt, der erhält einen Weck. Einen Neujahrsweck, ein Neujährchen, erhalten auch die Kinder, wenn sie sich mit dem scherzhaften Wunschreim vorstellen: »Prosit Neujoar, de Kopp voll Hoar, de Moul voll Zängg, adjüs Marjänn.«
Auskünfte: Erholungsgebiet Oberes Kylltal e.V., Auelstraße Haus am Park, D-5531 Stadtkyll, Tel. (06597) 2878

8. Silvesterzug in Schiltach
9. Urnäscher Kläuse im Appenzeller Land
10. Wollishofer Kläuse im Kanton Zürich



8

Schiltach

Uralter Brauch ist im Schwarzwaldstädtchen Schiltach der historische Silvesterumzug. Nach dem Schlußgottesdienst am letzten Abend des alten Jahres läutet um 22 Uhr die Glocke und die Bürger der Stadt strömen mit großen und kleinen Laternen zu dem von Fachwerkhäusern eingerahmten Marktplatz. Machtvoll ertönt der alte Choral: »Nun danket alle Gott«; gegen 23 Uhr setzt sich die Menge zum Laternenmarsch in Bewegung. In den Häusern, an denen der Zug vorbeigeht, werden Lichter und Lampions angezündet und die Weihnachtsbäume an die Fenster gerückt. Beim Pfarrhaus singt man dann gemeinsam das Lied »Ehre sei jetzt und mit Freude«, und vom Eckfenster hält der Pfarrer zum Ausklang des Jahres eine Ansprache. Unter Glockengeläut und Gesang zieht der Festzug danach zum Rathaus weiter, wo der Bürgermeister über das politische und kommunalpolitische Geschehen des vergangenen Jahres spricht und Pläne für das kommende erläutert.

Der Silvesterzug in Schiltach soll auf ein Gelöbnis aus der Pestzeit während des Dreißigjährigen Krieges zurückgehen. Historisch nachweisbar ist diese Überlieferung jedoch nicht. Vermutlich handelt es sich bei dem Silvestersingen um einen protestantischen Brauch, der - wie auch in anderen Orten - hier in der Barockzeit eingeführt wurde.

In Schiltach hat sich noch ein anderer Silvesterbrauch erhalten: Um Mitternacht treffen sich die jungverheirateten Paare beim Glockenturm, um das neue Jahr einzuläuten. Die Ehemänner erhalten einen weißen Hakenstecken; man erkennt sie daran als »Patroll-Männer«, die für Ruhe und Ordnung zu sorgen haben. Und am Neujahrsmorgen kann man den monotonen Gesang eines älteren Mannes hören, der von Haus zu Haus geht und ein glückliches neues Jahr wünscht: »Wohlauf im Namen des Herrn Jesu Christ, das alte Jahr vergangen ist. Lobet Gott den Herrn, und jetzt wünsch ich dem Herrn und seiner Frau und seinen Kindern ein glückliches Neujahr, und was ich wünsch, das werde wahr. Lobet Gott den Herrn!«

Auskünfte: Bürgermeisteramt, D-7622 Schiltach, Tel. (07836) 310.

Zürich

Im Kanton Zürich sieht man um die Neujahrszeit die »Silvesterklausen« durch die Straßen der Orte ziehen und von Haus zu Haus gehen. Der Klaus trägt ein rotes Wams, weiße Hosen und schellenbehangene Holzringe um die Hüften. Auf dem Kopf sitzt ein hoher, mit Sprüchen verzierter und im Dunkeln von innen beleuchteter Lichthut, der sogenannte »Stuuchel« oder »Narrenangli«. Der Klaus wird vom »Gurri« oder »Haagen« begleitet. Der Gurri war ursprünglich eine Schreckgestalt. Er ist heute in ein weißes Tuch gehüllt, aus dem oben ein Eselskopf mit klappernder Kinnlade herausschaut. Man nimmt an, daß es sich beim Gurri um den Nikolausesel handelt, der hier als Altjahresesel wieder auftaucht. In dem Ort Wald südöstlich von Zürich ziehen vormittags acht solcher Paare zu den fünf Außenwachten, den außerhalb liegenden Schulgemeinden. Nachmittags besuchen die Silvesterklausen Familien im Dorf, und abends ziehen sie gemeinsam durch die Straßen.



9

Bei diesem Brauch handelt es sich offensichtlich um eine Nikolausvariante. Der Klaus ist der Nikolaus und der Gurri stellt Knecht Ruprecht dar. Während der Reformation wurde der Heischetermin aus der Nikolauszeit auf das Ende des Jahres verlegt. Er schlief jedoch bald ein und wurde erst 1931 auf Initiative des Verkehrsvereins wiederbelebt.



10

In größeren Gruppen treten die Silvesterklausen in Stäfa auf. Zu den vier Kläusen gesellen sich vier »Sennschellenbögen«, ein Eselsführer und ein Eselsreiter. Die vier Kläuse tragen ebenfalls hohe Lichthüte. Sie tanzen, singen und sagen ihre Neujahrswünsche auf. Die Geldspenden nimmt der Gurri in Empfang.

Auskünfte: Schweizerische Verkehrszentrale, Postfach, CH-8027 Zürich, Tel. (0041) 12115377

Pankreon® forte

730155

Der Erfolg jeder Pankreas-Enzym-Substitution hängt von zwei Faktoren ab:

1. von der Verwendung physiologischer Enzyme in ausreichender Konzentration.

2. von der biologischen Verfügbarkeit der Enzyme am richtigen Ort zur richtigen Zeit.

Pankreon erfüllt diese Bedingungen einer optimalen Enzymtherapie.

1 Dragee zur Mahlzeit genügt im allgemeinen.

372



KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

Feste und Bräuche

Dreikönigsbräuche



2

Titel Dreikönigssingen in Haslach im Kinzigtal
1. Perchten im Gasteiner Tal
2. Dreikönigssingen im Triestingtal/Niederösterreich
3. Mit geweihter Kreide wird der Haussegen geschrieben
4. Oberdrauburger Perchtenmaske
5. Dreikönigsspiel in Wiler/Lötschental – Schweiz
6. Anbetung der Heiligen Dreikönige
7. Glöcklerlauf in Ebensee/Salzkammergut

Dreikönigsbräuche im Wandel der Zeiten



1



2



3



4



5

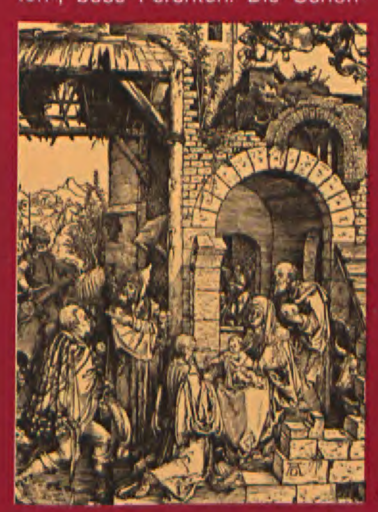
Dreikönige ist der letzte Tag der zwölf Rauhnächte. Mit diesem Tag, dem 6. Januar, beginnt die Fastnachtszeit. Bis zum 4. Jahrhundert war der Dreikönigstag zugleich Weihnachten und Jahreswechsel. Die Nacht vor dem Fest galt als die gefährlichste der zwölf Rauhnächte. Unholde und Dämonen gingen dann um. Zur Abwehr der bösen Geister wurde das Haus mit Karsamstagskohle, einer Mischung von 19 Kräutern des Kräuterwisches von Mariä Himmelfahrt und Palmkatzerln ausgeräuchert. Den Tieren mischte man Dreikönigssalz ins Futter.

Der Dreikönigstag ist im Süden des deutschen Sprachraumes zugleich der »Perchtentag«. Vermummte Perchtenläufer, die Dämonen darstellen, treiben mit Lärm ihr Wesen. Die Perchten sind älter als die christlichen Dreikönige, und es mag scheinen als handele es sich bei den Dreikönigen um getaufte Perchten.

In Bayern und in Österreich treten die Perchten in unterschiedlicher Gestalt auf. Es gibt Schönperchten, gute Perchten, und »schiache Perchten«, böse Perchten. Die Schönperchten symbolisieren das Gute, die Sonne, die schiachen Perchten mit ihren furchterregenden Tier- und Teufelsmasken das Dunkle, das Böse, den Winter.

Bei der Winteraustreibung wird der Percht aus dem Dorf und vom Gemeindegebiet gejagt. Es heißt, daß Äcker und Weiden gut gedeihen, über welche die Perchten oder die Dreikönige gegangen sind. Zusammen mit den Perchten zieht die Sagengestalt der Perchta, eine germanische Frühlingsgöttin, helfend oder Schaden stiftend durch die Lüfte.

Brauchtum dieses Alters läßt sich nur schwer deuten. Wie lebendig es vielerorts noch ist, zeigt sich beim Glöcklerlauf im Trauntal, beim Pechtrajagen im unteren Gailtal oder beim Perchtenlauf im Pongau. Beim Sternsingen ziehen am Dreikönigstag die Dreikönige von Haus zu Haus. Sie sind in festliche Gewänder gekleidet und singen alte Dreikönigslieder. In vielen der Heischelieder findet sich der Vers: »Ich bin ein kleiner König, gebt mir nicht zu wenig«. Oft sprechen die Sternsinger auch ein Gebet und schreiben mit geweihter Kreide die Buchstaben C + M + B über die Haustür, die oft fälschlich als Anfangsbuchstaben der Namen Caspar, Melchior und Balthasar gedeutet werden. Es handelt sich jedoch um die Segensformel »Christus Mansionem Benedica« (Christus segne dieses Haus), die seit dem 12. Jahrhundert, als Reinhard von Dassel die Gebeine der Heiligen von Mailand nach Köln hat überführen lassen, gültig ist.



6

Pankreon® forte

verdaut wie
Duodenalsaft

Dreikönigssingen in Deutschland

Fast überall in Deutschland hat sich der Brauch des Sternsingens erhalten oder wurde neu belebt. Am Dreikönigstag, oder auch schon einige Tage vorher, ziehen vier als die Heiligen Drei Könige und als Sternträger verkleidete Jungen von Haus zu Haus. Dort, wo man sie einläßt, stimmen sie ein Lied an, sprechen Segenswünsche zum Neuen Jahr und schreiben die Initialen der Drei Könige, C + M + B, über die Eingangstür. Nach altem Brauch bitten sie um eine Gabe. Das so beim Sternsingen gesammelte Geld wird heute für den Bau von Schulen und anderen Institutionen für junge Menschen in den Ländern der Dritten Welt verwendet.



Ebensee

In der Glöcklernacht, dem 5. Januar, findet alljährlich der »Glöcklerlauf« statt. Ebensee dürfte das Ursprungsgebiet dieses rund 300 Jahre alten Brauches sein, der im ganzen Trauntal verbreitet ist. Möglicherweise liegen die Wurzeln im heidnisch-kultischen Bereich, in der Furcht vor Bestrafung durch Wotan und Odin. Der Sage nach waren in den Rauhnächten Geister und Dämonen unterwegs. Schellengeläut und Lichterkappen sollten die Geister fernhalten. Noch heute sind Glocken und Kappen die Hauptausstattung der Glöckler.
Die Kappen werden in wochenlanger Arbeit zu Beginn des Winters selbst angefertigt. Es gibt verschiedene Ausführungen: Sturmhaube, Stern, Fünfzack und Siebenzack. Man schneidet bei der Herstellung in die Pappe Figuren, die mit buntem Seidenpapier beklebt und auf ein Holzgestell gespannt werden. Kerzen erleuchten die bis zu 15 Kilo schweren und bis 3,5 Meter hohen Kappen. Die Glöcklerläufer sind in weiße Hemden und Hosen gekleidet, halten einen Stock in der Hand und tragen an einem Gurt schwere Kuhglocken.
Eine Glöcklergruppe, Passen genannt, besteht aus 10 bis 14 Mann. 20 Passen laufen in Ebensee durch die Straßen. Nach dem Gebetläuten am Abend kann man weithin das dumpfe Glockengeläut hören, wenn die Glöckler in Spiralen und Kreisen zur Mitte des Ortes laufen. Unterwegs werden sie mit Krapfen und Getränken bewirtet, als Dank für die guten Wünsche der Glöckler.
Auskünfte: Fremdenverkehrsverband, A-4802 Ebensee a. Traunsee, Tel. (06133) 7055.

Heiligenblut

Dem Sternsingen begegnet man in Österreich in verschiedenen Spielarten: die Dreikönige ziehen zu Pferde einher oder sie kommen im Schiff. Meist aber gehen sie zu Fuß von Haus zu Haus.
Im malerischen Gebirgsdorf Heiligenblut in Kärnten hat sich wohl einer der schönsten Sternsingerbräuche erhalten. Um zu den einzelnen, im Winter von der Umwelt abgeschnittenen Höfen zu gelangen, müssen hier die Sternsinger oft stundenlang durch den Schnee stapfen. Die fünf Rotten, wie die Gruppen heißen, werden vom Sternträger und von Musikanten begleitet. Jede Rotte nimmt ihren vorgeschriebenen Weg. Der buntbemalte Stern ist das einzige Attribut, das an die Dreikönige erinnert,

denn für den beschwerlichen Weg braucht man derbe Winterkleidung. Beim Hof angelangt, singen die Männer ihr Sternsingerlied und drehen dabei den leuchtenden Stern. Erst dann werden die Sternsinger in die Stube gebeten und bewirtet. An der Weihnachtskrippe singen sie noch einige Lieder mit den Hausbewohnern und ziehen schließlich weiter zum nächsten Hof. Erst im Morgengrauen kommen die Sternsinger wieder ins Dorf zurück und treffen sich in der Frühmesse mit ihrem Stern an der Krippe.


8

Wie sehr die Bevölkerung den Brauch des Sternsingens schätzt, zeigt sich auch daran, daß man sich in Heiligenblut statt des üblichen Neujahrswunsches »Prosit Neujahr« zuruft: »Und daß du die Sternsinger wieder hörst!«
Auskünfte: Verkehrsverein, A-9844 Heiligenblut, Tel. (04824) 2002.


9

Gailtal Rauristal Pongau

Am Vorabend des Dreikönigstages flammen im Unteren Gailtal an Wegkreuzen Stroh- und Wacholderfeuer auf. Junge Mädchen und Burschen eilen herbei, um drei Vaterunser und drei Ave Maria zu beten. Kaum ist das letzte Amen verklungen, springt ein als altes Weib verkleideter Bursche aus der Dunkelheit. Er stellt, errschreckend hergerichtet mit zerzausten Haaren, geschwärztem Gesicht und der drohend erhobenen Backofengabel, die Pechtra dar. So schnell wie sie auftauchte, verschwindet sie nach einem Satz über das Feuer wieder in der Nacht. Mit lautem Geschrei und Geklingel jagen die Burschen ihr nach, quer durchs Dorf und bis zur Ortsgrenze.
Es ist ein alter Glaube, daß böse Geister, Unheil und Krankheit keine Macht haben soweit der Klang der Glocken reicht.
Zur selben Zeit wie das Pechtrajagen findet im Rauristal das Umhergeistern der Schnabelperchten statt. Einzeln oder zu zweit ziehen sie leise von Haus zu Haus, dringen in die Häuser ein und suchen nach unversponnenen Flachs, Kehricht und Abfällen. Die vermummten Gestalten tragen auf dem Kopf einen aus zwei Leinentüchern und einigen Stäben geknüpften Schnabel, der sicb mit dem Unterkiefer bewegen läßt.
Ihre Verkleidung besteht aus einem alten Weiberrock, gestreiften Strümpfen und Strohschuhen. Auf dem Rücken tragen sie einen Buckelkorb, aus dem zwei Kinderbeine ragen, in den Händen halten sie riesige Holzscheren oder einen Besen.
Die Schnabelperchten klopfen an Tür und Fenster und erschrecken


10

mit ihrem leisen Quaken die Kinder. Um sie freundlich zu stimmen und zum Abzug zu bewegen, werden ihnen von den Hausbewohnern kleine Geschenke und eine Wegzehrung durch den Türspalt gereicht.
Im Pongau dagegen treten die Perchten in großen Gruppen auf. Der bunte Zug besteht aus 50 bis 80 Gestalten, voran der Rößlreiter auf einem Steckenpferd, gefolgt von Musikanten, Lustigmachern, Hexen, Waldmandln, Hanswursten, Körblweibln, Klaubaufn mit Mistgabel, denen schließlich der Hauptmann mit gezogenem Säbel und einer Reihe von Schönperchten folgt. Häßliche, »schiache« Perchten, Wildperchten und andere Gestalten beschließen den Zug, der durch den Schnee zu den Bauernhöfen zieht, wo getanzt wird und der Hauptmann Glück- und Segenswünsche überbringt.


11

Wiler

Am Vorabend des Dreikönigstages tauchen in den Dörfern des schweizerischen Lötschentales in schillernde Gewänder gehüllte Reiter auf Steckenpferden auf. Bunte Seidenbänder, Papierblumen und glitzernder Straß schmücken die Gewänder; auf dem Kopf tragen die Reiter goldene Kronen. Pferd und Reiter sind eins, das heißt von der Hüfte abwärts ist das Gewand über das Pferdegestell gezogen, so daß vorne nur der Kopf des Steckenpferdes und hinten ein spärlicher Schweif herausschauen. Jeder Reiter wird von einem »Goigglär« begleitet, einer Gestalt halb Clown, halb Knappe. Er knallt mit der Peitsche und läutet mit der Schelle. So hüpft die Schar durch die Orte, verhält plötzlich und singt Neujahrslieder. Eine Verbindung zu den Heiligen Drei Königen besteht bei diesem Brauch, der lange Zeit ruhte, indes nicht mehr.
Auskünfte: Verkehrsverein Lötschental, CH-3903 Kippel, Tel. (028) 491388 oder Gemeindeverwaltung, CH-3903 Wiler.

Pankreon® forte

Pankreon stimuliert und aktiviert die Verdauung

Pankreon wird bereits im Magen wirksam, so daß auch dort schon die ersten Spaltprodukte anfallen. Ihr Kontakt mit der Darmschleimhaut stimuliert die Freisetzung der Steuerungshormone (CCK), die wiederum das Pankreas zu stärkerer Ausschüttung und die Gallenblase zur Kontraktion anregen.

Pankreon forte enthält alle zur Verdauung notwendigen Enzyme.



373

KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

Feste und Bräuche

Fastnachtsfeiern



3

Titel, Lenzkircher »Dengele«
1. Münchner Fasching: Tanz der Marktfrauen
2. Die Maskenherstellung erfordert viel Kunsthandwerkliche Fertigkeit
3. Südtiroler Hexen
4. Triberger Federeschnabel
5. Nicht zuletzt die »Laufenburger Masken« trugen mit zum Bekanntheitsgrad der Laufenburger Fasnacht bei
6. Einkehr ins Rathaus
7. Kölner Altweiberfasnacht
8. Gruppenbild der Bruderzünfte

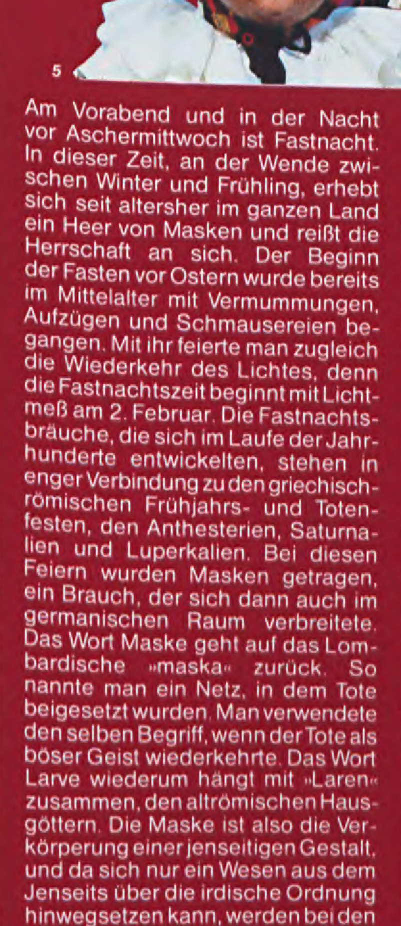

1




3


4

Fastnachtsfeiern im Wandel der Zeiten


5

Am Vorabend und in der Nacht vor Aschermittwoch ist Fastnacht. In dieser Zeit, an der Wende zwischen Winter und Frühling, erhebt sich seit altersher im ganzen Land ein Heer von Masken und reißt die Herrschaft an sich. Der Beginn der Fasten vor Ostern wurde bereits im Mittelalter mit Vermummungen, Aufzügen und Schmausereien begangen. Mit ihr feierte man zugleich die Wiederkehr des Lichtes, denn die Fastnachtszeit beginnt mit Lichtmeß am 2. Februar. Die Fastnachtsbräuche, die sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelten, stehen in enger Verbindung zu den griechisch-römischen Frühjahrs- und Totenfesten, den Anthesterien, Saturnalien und Luperkalien. Bei diesen Feiern wurden Masken getragen, ein Brauch, der sich dann auch im germanischen Raum verbreitete. Das Wort Maske geht auf das Lombardische »maska« zurück. So nannte man ein Netz, in dem Tote beigesetzt wurden. Man verwendete den selben Begriff, wenn der Tote als böser Geist wiederkehrte. Das Wort Larve wiederum hängt mit »Laren« zusammen, den altrömischen Hausgöttern. Die Maske ist also die Verkörperung einer jenseitigen Gestalt, und da sich nur ein Wesen aus dem Jenseits über die irdische Ordnung hinwegsetzen kann, werden bei den Fastnachtsbräuchen wie in vorchristlicher Zeit Masken getragen.

Es ist überliefert, daß in den normannischen Gebieten Frankreichs im 11. Jahrhundert Umzüge mit Vermummten das Seelenheer der wilden Jagd versinnbildlichten. Von dort verbreitete sich der Brauch über Frankreich bis Paris unter dem Namen »familia Herlechini« (dem späteren Harlekin), wobei vom Lärmen bis zur Rügejustiz alle Elemente des Maskenbrauchs enthalten waren. In Süddeutschland und in den Alpen »laufen« während des Fastnachtstreibens bestimmte Masken: Roller und Scheller in Imst, Hansele in Überlingen, Schembartläufer in Nürnberg u.a. In anderen Gegenden wurde unter dem Einfluß höfischer und bürgerlicher Kreise seit dem späten Mittelalter das freie Maskenlaufen durch feste Spielprogramme ersetzt. Das Fastnachtsbrauchtum entwickelte sich in eine adelig-bürgerliche und eine volkstümliche Richtung. Wo die Maske ihren ursprünglichen Charakter verlor, entstand der gesellschaftliche Karneval. Der schon von den Fürstenhöfen bekannte Narr durfte dabei Mißstände geißeln; man nahm ihn selten für voll, weil er selbst meistens kein voller Mann war.

Heide

Fastnachtstreiben nach süddeutscher und rheinischer Art wird man in Schleswig-Holstein kaum erleben. Das fröhliche Treiben ging hier wie in anderen Landesteilen mit der Reformation zurück. Erhalten hat sich jedoch mit dem »Hahnbeer«-Fest in Heide ein Fastnachtsbrauch, hinter dem das alte »Faslaventshaen« – der Fastnachtshahn – steht, das fast überall zur Fastnacht gehört.

»Hahnbeer« wird in den drei Ortsteilen Heides, den »Eggen«, in einwöchigem Abstand jeweils an einem Montag vor Fastnacht gefeiert. Im Mittelpunkt des »Faslaventshaen« stand früher ein Hahn, der in einer Tonne eingesperrt war. Man warf mit Knüppeln nach der Tonne, und wer sie zuerst zerschlug, war Sieger. Beim heutigen Fest ist der Hahn aus Holz, man sieht ihn bunt bemalt auf Bierfässern im Umzug mitfahren; Hahnenbildnisse schmücken die Fahnen und die Wagen mit dem Hahnbier. Ist der Festzug zu Ende, beginnt mit dem Leeren der Fässer ein feucht-fröhliches Feiern, bei dem die sonst so bedächtigen Heider vergessen lassen, daß man sich nicht im Rheinland befindet. Auskünfte: Fremdenverkehrsbüro, D-2240 Heide, Tel. (04 81) 2015.


6


7

Köln

»Häste nit jet Jeckes?«, fragt mancher Kölner zur Fastnachtszeit bei Freunden und Bekannten an. Denn im Gegensatz zum alemannischen Raum gibt es im Rheinland keine festen Kostümierungsregeln. Omas Nachthemd, eine alte Handtasche, eine Tünnesnase – das genügt zumeist. Lässig und selbstbewußt zieht man los, nicht nur zu den Schull- oder Veedelszög, auch zum Rosenmontagszug.

Ein anderer Höhepunkt des Kölner Karnevals ist die Altweiberfastnacht. Da hat das »schwache Geschlecht« die Hosen an, und wenn sie sich in Gruppen zusammentun, eine wogende, drängende Masse bilden, werfen selbst Unternehmer, Behördenchefs und Bürgermeister das Handtuch und behelfen sich mit der Parole »man moß mitmache«. Das leichte und lustige Treiben während der Kölner Fastnacht spiegelt sich in dem Sprichwort: »Fastelovend e Spillche, Allerheilige e Bildche«. Aber daß die Zahl der Geburten nach Dreivierteljahresfrist besonders hoch sei, ist zumindest heute eine Mär.

Die großen Festveranstaltungen sind mehr auf die Fremden zugeschnitten. Um Kölner Art kennenzulernen, sollte man zu den Veranstaltungen der Vereine und der kleinen Gruppen gehen. Da merkt man, daß Fastnacht eine Art Ventil im Jahresrhythmus ist.

Auskünfte: Verkehrsamt, D-5000 Köln, Tel. (0221) 2211.

Laufenburg

Seit 1803 ist die Stadt Laufenburg am Hochrhein zweigeteilt. In Laufenburg/Baden und Laufenburg/Schweiz. Der Rhein trennt als Grenze beide voneinander. Aber einmal im Jahr wird Laufenburg mit Laufenburg wiedervereint: bei den drei Wochen andauernden Fasnachtsfeiern. Das närrische Treiben beginnt zweieinhalb Wochen früher als in den anderen Hochburgen der Fasnacht. Schon an den drei »faißen« Donnerstagen treffen sich die »Narronen«, die Träger der historischen Narrenkleider und Masken, frühmorgens bei den Stadttoren zur berühmten »Tschättermusik«. Unter dem ohrenbetäubenden, aber


8

rhythmischen Lärm der Pfeifen, Trommeln, Schellen und anderer Instrumente marschiert der Zug gemessenen Schrittes zur Rheinbrücke, wo man sich mit der Narrenzunft der Nachbarstadt vereinigt. Den 80 Narronen folgt in langem Zug die badische und schweizerische Einwohnerschaft und beteiligt sich mit Topfdeckeln, Waschbrettern, Trompeten, Signalhörnern und anderen Lärminstrumenten an der Tschättermusik.

9. »Narronen« beim Narrolaufen am Fasnachtsdienstag
10. Inster Scheme
11. Laggeroller (links) und Laggescheller (rechts) in Aktion
12. Krakaudorfer Faschingsrenner

730162

Der Höhepunkt der närrischen Tage ist das Narrolaufen am Fasnachtsdienstag. Da sieht man, wie die bungekleideten, maskentragenden Narronen Würste, Wecken, Orangen und Nüsse unter die Kinder werfen, angefeuert durch ringsum gesungene Narrenverse:
S'hocke drei Narre ufs Hanselis Charre,/ wie lache die Narre, Narri-Narro!
In Laufenburg sind nur schöne, freundliche Masken zu sehen. Die ältesten stammen aus der Mitte des



18. Jahrhunderts. Wer sie tragen will, muß Mitglied der Narro-Altfischerzunft sein.
Auskünfte: Städt. Verkehrsamt, D-7887 Laufenburg/Baden, Tel. (07763) 7025.

Imst

Im Laufe der Jahrhunderte haben sich die uralten Perchtenläufe des Winters immer mehr in die Faschingszeit verschoben. Zu den bekanntesten Fastnachtsbräuchen in Tirol gehört der »Imster Schemen-



lauf«. Schemen sind Masken; zu den ältesten Gestalten des Imster Schemenlaufes zählen die »wilden Männer« und die »Majen«. Sie symbolisieren den Kampf des Sommers mit dem Winter. Seit dem Barock und Rokoko traten jedoch die »Scheller« und »Roller« in den Vordergrund und wurden schließlich zu den Hauptgestalten des Brauchs. Der Scheller trägt eine geschnitzte, bärtige Maske und eine prachtvoll mit Blumen geschmückte Haube, in deren Mitte ein Spiegel befestigt ist. Der Spiegel soll die Dämonen abwehren, sie vor ihrem eigenen Bild erschrecken lassen. Am Ledergurt trägt der Scheller große Glocken (Schellen). Er verkörpert die Sonne, und der »Roller«, der ihn mit bimmelnden Schlittenglöckchen an breitem Gurt umtänzelt, stellt den Mond dar. Beide Gestalten tragen Stäbe oder Wedel in der Hand, an deren Spitze eine Brezel als Erinnerung an einstigen Fruchtbarkeitszauber befestigt ist. Im Zug der Scheller und Roller hüpfen und springen »Mohren«, »Spritzer« und »Kübele-Majen«. Sie spritzen als Zeichen des Wachstums Wasser unter die Zuschauer. »Sackner« und »Sacknerinnen« versuchen für Ordnung zu sorgen, Hexen geistern im Zug herum, »Laggeroller« und »Laggescheller« parodieren in derbkomischer Aufmachung die Scheller und Roller. Im Imster Schemenlauf wirkt uralter kultischer Zauber fort, der die unter Eis und Schnee erstarrte Erde zu neuem Grünen und Blühen wecken sollte.
Auskünfte: Fremdenverkehrsverband, A-6460 Imst, Tel. (05412) 6460.



11

Krakaudorf

Auch im steirischen Krakaudorf ruft man mit einem alten heidnischen Brauch die Fruchtbarkeit des neuen Jahres herbei. Das »Faschingrennen« ähnelt dem Imster Schemenlauf. Alle zwei Jahre ziehen schon früh am Morgen des »Damischen Montags«, dem Faschingsmontag, zum Teil als Mädchen verkleidete Burschen in buntem Zug von Haus zu Haus und treiben mit Glockenläuten und Singen die Winterunholde aus. Mit einem langen Besen eilt der »Wegauskehrer« dem Zug voran. Hinter ihm kommen die »Schellfasching«, in kurzer Lederhose, weißem Hemd, Trachtentüch-



12

lein um die Schultern und hohem spitzen Hut auf dem Kopf. Um den Leib tragen sie einen Schell- oder Glockenrollkranz. Vier »Glockenfasching«, gekleidet wie die »Schellfasching«, jedoch mit steirischem Hut, Schäferstecken und großen Kuhglocken, werden vor jedem Haus von den »Schellfasching« umtanzt.
Lärmend zieht der Aufmarsch der bunten Gestalten durchs Dorf. Im Zug wird ein lendenlahmes Roß mitgeführt, dem ein k.u.k Roßhändler, ein Schinder und deren Weiber folgen. Ein als Geier verkleideter »Hühnergreifer«, ein »Eiergreifer« und ein »Schottenstreicher«, der die Zuschauer mit Farbe bespritzt, gehören ebenfalls zum Troß. Das »Faschingrennen« zieht sich oft den ganzen Tag und bis spät in den Abend hin, denn der Weg von Hof zu Hof ist lang und die Zahl der unterwegs aufgeführten lustigen und derben Späße groß.
Auskünfte: Fremdenverkehrsverein, A-8854 Krakaudorf, Tel. (03535) 282.

Pankreon® forte

730163

Feste und Bräuche

Osterfest Palmsonntag



Physiologischer Abbau der Nahrung

„Digestive Potenz", in vitro gemessen, bedarf der Bestätigung durch die klinische Prüfung in vivo. Pankreon forte beweist seine Verdauungskraft im Bilanzversuch am Menschen.

	ohne Pankreon	mit Pankreon
Fett-Gewicht pro Tag	77,0 g	23,1 g
Stickstoff-Gewicht pro Tag	8,45 g	2,33 g
Stuhl-Gewicht pro Tag	685 g	200 g

Verbesserung der Fett- und Eiweißresorption mit 12 Dragees Pankreon forte täglich nach totaler Pankreatektomie. (Prof. Beck, Wiesbaden, Dissertation Grossehelleforth, Freiburg 1971)



374

Titel Palmsonntagsfeier in einer Schwarzwälder Kirchengemeinde
1. Palmstangen kennzeichnen den Palmsonntag im Schwarzwald
2. Palmbuschen-Bub bei Bad Reichenhall
3. Palmeselumzug in Thaur
4. Osterfeuer im März
5. Dieses hölzerne Rad stammt aus der »Stadt der Osterräder«–Lüdge
6. Osterräderrollen und Osterfeuer
7. Palmsonntag mit Palmbusch'n im Berchtesgadener Land

1



2



3



4

Osterfest im Wandel der Zeiten

Ostern, das höchste kirchliche Fest, steht im Mittelpunkt des Kirchenjahres. Mit ihm wird die Auferstehung Christi gefeiert; zugleich sind mit dem Osterfest zahlreiche alte Volksbräuche verbunden. So wird am Abend des ersten Ostertages das Osterfeuer angezündet. Die Menschen glaubten, daß es sie vor Unheil schützen könne. Germanischen Ursprungs ist auch der Brauch, zu Ehren der Göttin Ostara, von der das Osterfest seinen Namen hat, Feuerräder den Berg hinabzurollen. Das Osterwasser, schweigend vor Sonnenaufgang geschöpft, soll Gesundheit spenden und das Osterreiten, ein Flurumritt, der jungen Saat Schutz und Kraft geben.

Ein besonderes Brauchtum hat sich auch um den Palmsonntag, den Sonntag vor Ostern, gebildet. An diesem Tag, der nach dem Palmenstreuen beim Einzug Christi in Jerusalem benannt ist, stehen die sogenannten Palmen im Mittelpunkt der Feierlichkeiten. Bei diesen Palmen, die botanisch nichts mit den gleichnamigen Pflanzen des Volkes von Jerusalem gemein haben, handelt es sich um Abbilder des alten, magischen Lebensbaumes oder der Lebensrute. Die bei uns üblichen Palmen können mehrere Meter hohe Bäume sein, aber auch ein bescheidenes Sträußchen kurzer, mit Kätzchen bedeckter Weidenruten. Im Rheinland ist der Palmwisch oder Palm ein Buchsbaumzweig, im Schwarzwald stehen dagegen oft 8 bis 10 Meter hohe Stangen, in Kreuzform als geweihte Palmen vor den Häusern. Sie sind mit flatternden Bändern oder den Buchstaben A und M (Ave Maria) aus den Beeren der Stechpalme verziert. Auch Haselgerten, Wacholderzweige, Zweige der Silberpappel, dienen als Palmen. In den Alpenländern findet man den Gemeindepalm, einen mehrere Meter hohen, entästeten Fichtenbaum. Alle diese verschiedenen Ausführungen des Palms symbolisieren den Lebensbaum.

In einigen Gegenden geht der Bauer am Ostertag allein oder mit der Familie über die Felder und Wiesen und steckt geweihte Palmen in der Form eines Andreaskreuzes in den Boden. Sie sollen ebenso wie die über dem Eingang von Haus und Stall angebrachten Palmen Fruchtbarkeit bringen und Segen. Im Gebiet zwischen Inn und Salzach trug der Bauer früher den Palm in weitem Bogen um das Haus. Er zog so einen Bannkreis, der das Federvieh vor Raubzeug schützen sollte, einen magischen Kreis, der wahrscheinlich einstmals auch gegen Unholde gedacht war.

Selten geworden ist der Brauch des Palmeselumzugs, bei dem ein geschnitzter Esel mit der Reiterfigur des Heilands in Erinnerung an den Einzug in Jerusalem auf einem Fahr- oder Tragegestell durch die Straßen geführt wird. Palmeselprozessionen kann man heute allerdings nur noch in Hall und Thaur im Inntal sehen.

5



Lüdge

»Stadt der Osterräder«, nennt sich das malerische alte Städtchen Lüdge in Westfalen. Hier hat sich nämlich der alte germanische Brauch erhalten, am Abend des Ostersonntags brennende Osterräder den Berg hinabzurollen.
Träger des Brauchtums sind die »Dechen«, die sich in einem Verein zusammengeschlossen haben. Im Dechenhaus, einem Heimatmuseum, sind die Osterräder das ganze Jahr über zu sehen. Die mächtigen, sechs bis sieben Zentner schweren Eichenräder haben einen Durchmesser von beinahe 2 Metern. Einige Tage vor Ostern bereiten die Dechen sie für das Fest vor, das heißt, in die Räder wird eine ganze Fuhre Stroh geflochten. Dank einer Stange, die durch die Nabe gesteckt wird, können die Feuerräder gerollt werden.
Ein dröhnender Böllerschuß kündet am Abend des Ostersonntags den Beginn des »Räderlaufens« an. Die Dechen entzünden das Stroh der Räder am Osterfeuer, und brennend und funkenstiebend rollen nacheinander die Feuerräder ins Tal, wo sie vom Tusch der Kapelle und dem Jubel der Menge begrüßt werden.
Auskünfte: Verkehrsamt, Rathaus, D-3283 Lüdge, Tel. (05281) 70 11 und 1012.

Bernsfeld Hessen

Was wäre das Osterfest ohne das Ei!? Eine Augenfreude sind die reich bemalten bunten Ostereier, und ein freudiges Ereignis ist auch das Ostereiersuchen der Kinder. Das Ei wird als Symbol der Fruchtbarkeit mit Ostern in Verbindung gebracht. Wahrscheinlich hat aber nicht dieser Symbolcharakter, sondern die einstige Abgabepflicht zur Sitte des Eierschenkens geführt.
Auch in Bernsfeld am Vogelsberg schenkt man sich zu Ostern Eier, doch hat sich daraus ein besonderer Brauch entwickelt: Am Abend des Ostersamstages besuchen die ledigen Burschen Familien mit jungen Mädchen, klopfen gackernd und krähend an die Türen und werden bereitwillig empfangen. Als Dank für ihren Besuch erhalten sie jeweils sechs bis zehn Eier zum Geschenk. Die so gesammelten Eier werden in großen Körben ins Wirtshaus getragen und vorsichtig ausgeblasen. Wer ein Ei zerbricht, muß Strafe zahlen. Während die Wirtin aus den Eiern Kuchen bereitet, fertigen die Burschen aus den ausgeblasenen Schalen eine lange Kette mit rund zweihundert aufgezogenen Eiern. Ist das Werk fertig, wird die Kette vorsichtig aus dem Fenster des ersten Stocks herabgelassen und mit dem anderen Ende am Giebelfirst des Backhauses gegenüber dem Wirtshaus befestigt. Am Ostersonntag, nach dem Kirchgang, dürfen die Kinder die quer über die Straße gespannte Eierkette mit gezielten Steinwürfen zerstören.
Dieser eigenartige Brauch, dessen Entstehung unbekannt ist, findet sich außer in Bernsfeld nur noch im benachbarten Waitershain.
Auskünfte: Info/Zimmer: Alfred Schneider, D-6315 Mücke-Bernsfeld, Tel. (06634) 782.



Berchtesgaden

Beim Berchtesgadener Palmsonntag ist es das Vorrecht der Buben, die Palmbosch'n zur »Weich in die Kuich«, zur Weihe in die Kirche zu tragen. Dabei werden nach der Winterpause auch zum erstenmal wieder die kurzen Lederhosen aus dem Schrank geholt. Doch weit wichtiger als die heimische Tracht sind die prächtigen Palmbosch'n, die Palmbäume. Sie bestehen aus einem möglichst stark verästelten Weidenzweig. In die oberen dünnen Äste, die man schlitzt, werden Buchs- oder Zedernsträußerl gesteckt, möglichst vom eigenen Baum, denn ihm schreibt der Volksglaube die Kraft zu, Blitze, böse Geister und böse Wünsche abzuwehren. Als österlicher Putz werden auf den Palmbaum buntbemalte Holzspäne, die »Gschabertbandln« und handgemalte Ostereier gehängt. Die Palmbosch'n gibt es zwar zu kaufen, aber die Bauern und vor allem die Buben fertigen sie am liebsten selbst an.
Hat der Bauer keine eigenen Kin-

der, gibt er bei einem Buben drei Palmbosch'n in Auftrag. Der größte und prächtigste kommt aufs Feld, ein weiterer in den Herrgottswinkel und der dritte unter den Dachfirst. Sie sollen Glück bringen und Unheil abwenden.
Die Buben bekommen für ihren »Palmsonntagsauftrag« vom Bauern ein Geldgeschenk und von der Bäuerin die ersten Ostereier. Bei der Einladung zur Brotzeit sind sie der Mittelpunkt und wenn die Palmbosch'n ins Feld gesteckt worden sind, gehen die Palmbuben am Nachmittag mit der ganzen Familie zum »Palmbosch'nschau'n«.
Auskünfte: Kurdirektion, Postfach 240, D-8240 Berchtesgaden, Tel. (08652) 5011.

Hall i. Tirol

In vielen Pfarreien wurden früher Ereignisse der biblischen Geschichte in lebenden Bildern dargestellt. Auch bei dem mittelalterlichen Brauch, am Palmsonntag den triumphalen Einzug Christi in Jerusalem darzustellen, dürfte ursprünglich ein Mensch auf einem lebenden Esel geritten sein. Hölzerne Palmesel, auf denen eine Christusfigur sitzt, sind aus dem 13. bis 15. Jahrhundert erhalten. Auch die Stadt Hall in Tirol besitzt einen solchen Palmesel. Das gotische Kunstwerk stammt aus der Zeit um 1420. Es wurde am Palmsonntag mit Brot ausgefüllt, das bei der Prozession über die holperigen Pflastersteine herausfiel und von den Armen aufgesammelt wurde. Der 1820 verbotene Brauch wurde 1968 vom Dekan wieder eingeführt. Wenn am Palmsonntag vor der alten Pfarrkirche von Hall die Palmen geweiht worden sind, beginnt die Prozession, bei der auch der Palmesel sowie alte Zunftstangen mit Abzeichen mitgeführt werden. Auch im benachbarten Thaur finden Palmeselprozessionen statt.
Bei dieser seit Jahrhunderten ununterbrochenen Tradition zieht die Prozession durch Wiesen und Felder hinauf zum Romedi-Kirchlein, in der die Kopfreliquie des Thaurer Patrons St. Romedius aufbewahrt wird. Nach kurzer Andacht setzt sie ihren Weg zur Pfarrkirche von Rum fort und kehrt von dort zurück nach Thaur.
Auskünfte: Fremdenverkehrsverband Hall in Tirol - Mils - Absam, Wallpachgasse 5, A-6060 Hall in Tirol, Tel. (05223) 6269.

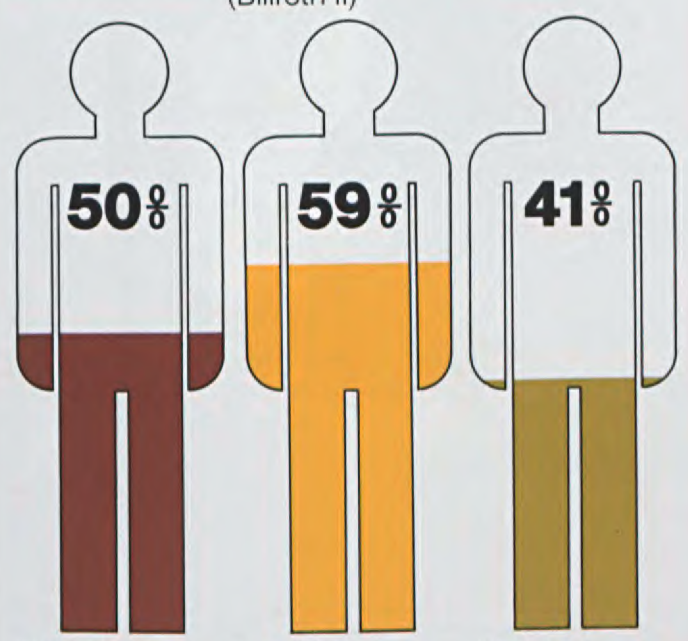

8

Pankreon® forte

Therapiemöglichkeiten

„In hohem Prozentsatz erkranken Magen, Duodenum, Pankreas und hepatobiliäres System gleichzeitig".
(Wanke, Med. Welt 1969: 765).

Eine eingeschränkte Pankreasfunktion fand man



(Goebell u. Mitarbeiter, Acta hepatosplenol 1971: 437).

(Forell u. Mitarbeiter, Dtsch. Med. Wschr. 1969: 1097).

(Kunz, Med. Klin. 1971: 243).

375




KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

Feste und Bräuche

Maitag Walpurgisnacht

5

Titel, Typisch oberbayerischer Maibaum (Hier Aufham)
1. Hexen an Walpurgis im Harz
2. »Schluck aus dem Birkemeier«
3. Ostfriesischer Maibaum
4. Walpurgis
5. Maibaum-Aufstellung in Aufham
6. Maibrauch in Linnich-Körrenzig
7. Der Maibaum ist gesetzt
8. Beim Bochumer Junggesellenfest
9. Traditionelles einpflanzen der Eiche im Bochumer Stadtpark
10. Selbstverständlich gehört der Maibaum mit zur Partie


1


2


3 4 5 6

Maitag im Wandel der Zeiten

Zu allen Zeiten war die Sehnsucht nach dem Frühling, die Freude über das Erwachen der Natur und das Ende des Winters Anlaß zum Feiern. Die germanischen Feste zu Ehren des Gottes Freyer, die Floralien im alten Rom und das Hulifest in Indien waren die Vorläufer unseres heutigen Maitages.

Der Mai gilt im Volksglauben als Beginn der Sommerszeit. In diesen Monat fallen zahlreiche Feste, werden alte Sitten und Bräuche lebendig. Da gibt es das eigentliche Maifest mit dem Maibaum am 1. des Monats. Beim Maifeuer wird das Mailehen, eine Versteigerung von Mädchen, ausgerufen. Man findet Maikönigin und Maikönig, holt den Laubmann oder den Graskönig ein und hält Maiandachten ab.

Doch der Winter gibt sich nicht so leicht geschlagen. »Vor den Feiertagen geht der Teufel auf Stelzen«, sagt ein altes Sprichwort.

Die neun Tage vor dem 1. Mai sind die Walpurgistage. In wilden Schlachten ringen die Dämonen mit den neuen Wachstumskräften um die Herrschaft. Die letzte Aprilnacht ist die Walpurgisnacht. In dieser Nacht treiben die Hexen ihr Unwesen, man glaubt, daß sie dann besondere Macht über Haus, Menschen und Vieh haben. Sie versammeln sich auf dem Hexentanzplatz und reiten auf Besen durch die Lüfte. Fast jede Landschaft hat ihren Hexenplatz: den Brocken im Harz, bekannt durch Goethes Faust, den Ringberg am Tegernsee, den Kniebis im Schwarzwald, den Bechelberg in Hessen, den Staffelstein in Franken...

Gegen die Hexen gibt es altüberlieferte Abwehrmittel. In Österreich hilft man sich mit dem Hexenpatschen, man schlägt mit der Rute, der Lebensrute, um sich; in Bayern kehrt man den Besen um, damit die Hexen nicht auf ihm reiten können, im Harz knallt man mit Peitschen. Auch das Ausräuchern mit geweihten Kräutern, das Läuten der Wetterglocke und die Schutzfeuer auf den Feldern sollen die Macht der bösen Geister brechen. Der Maibaum gilt am folgenden Tage dagegen als Symbol des Lebens, als Spender der Fruchtbarkeit, ja sogar als Phallussymbol. Er wirkt günstig auf den Fortbestand der Sippe und auf das Gedeihen der Frucht.

7

Der Maibaum wird auf dem Dorfplatz aufgerichtet. Dabei haben sich in den einzelnen Landschaften unterschiedliche Riten entwickelt. In Altbayern wird schon im Februar eine Fichte ausgesucht, in einer Scheune geschmückt und nachts bewacht, da die Burschen der Nachbarorte versuchen, den Baum zu stehlen. In anderen Gegenden wird der Baum erst in der Walpurgisnacht aus dem Wald geholt. Man entfernt sogleich die Rinde, damit sich keine Hexen darunter verstecken können. Neben den Girlanden und Zunftzeichen hängen im Wipfel des Maibaumes oft Würste, Geldstücke und andere Belohnungen für Baumkraxler.

Um den zumeist jungen Burschen das Klettern zu erschweren, wird der Stamm des Maibaumes geglättet und zuweilen noch zusätzlich eingeseift, so daß mancher Anlauf mit einer Rutschpartie endet.

Bochum

Als Stifter des Bochumer Maiabendfestes gilt Graf Engelbert III. von der Mark. Er erlaubte den Bochumer Junggesellen als Belohnung für ihren Beistand in einer Fehde, sich alljährlich aus dem Harpener Gemeindewald die beste Eiche auszusuchen, sie zu verkaufen und mit dem Erlös ein Fest zu feiern. Die Bochumer halten seit 1388 an diesem Brauch fest; noch immer steht die Ausgrabung der Junggesellen-Eiche im Mittelpunkt des Maiabendfestes. Darüber hinaus ist es der Anlaß für alle Bochumer und viele Besucher, mitzufeiern. Schon drei Sonntage vor dem ersten Mai zieht ein Trommler- und Pfeiferkorps durch die Straßen und fordert die Junggesellen auf, sich in die Liste der Junggesellenkompanie einzureihen. Am Freitagabend vor dem 1. Mai beginnt dann das Maiabendfest mit dem Zapfenstreich.

Die ganze Stadt ist festlich mit Fahnen und Grün geschmückt. Dem Fackelzug voran reitet der »Junggesellenhauptmann« im traditionellen dunklen Rock. Die Offiziere tragen einen Frack zu weißer Hose, blau-weißer Mütze, Schärpe und Degen. Von friedlichen Absichten künden die Blumen im Lauf des Holzgewehrs. Dem Zapfenstreich folgt ein kurzer Umtrunk. Zeitig am folgenden Morgen wird Reveille geblasen. Alle Teilnehmer treten auf dem Rathausvorplatz an, und nach der Begrüßung durch den Oberbürgermeister maschiert der Zug nach Harpen, früher einem Dorf, heute ein Stadtteil von Bochum. Dort wird, wie in alten Zeiten, die Junggesellen-Eiche ausgegraben, man feiert fröhlich und zieht am Nachmittag mit der Eiche nach Bochum zurück, wo die Eiche im Stadtpark wieder eingepflanzt wird. Vorher wird der Kompanie auf dem Rathausplatz von einem Vertreter der Stadt ein Betrag von 8 Talern auf der Trommel ausgezahlt.



8

9

Den Abschluß des Maiabendfestes bildet ein großer Ball in der Ruhrland-Halle.

Auskünfte: Verkehrsverein, D-4630 Bochum, Tel. (0234) 13031.

Linnich-Körrenzig

Wie bei Mailehen in alten Zeiten werden noch heute am Vorabend des 1. Mai in dem niederrheinischen Dorf Körrenzig die Mädchen versteigert. Die Pflege dieses alten Brauches ist Sache des eigens zu diesem Zweck im Jahre 1843 gegründeten Junggesellenvereins. Wie es die Satzungen vorschreiben, muß sich jeder Junggeselle gegen Entrichtung einer Gebühr in das Junggesellenbuch eintragen lassen, wenn er an der Versteigerung teilnehmen will. Die Mitglieder des Vereins treffen sich schon einige Wochen vor dem 1. Mai in Gaststätten und wählen auf diesen Versammlungen den »Jongvadder« und den »Ueßklöpper«, den Versteigerer.

Bei der Versteigerung bietet der Ueßklöpper zuerst die Maikönigstelle an. Das Höchstgebot ist entscheidend, ebenso bei den angebotenen Dienerstellen. Der Maikönig und die Diener können nun frei unter den über 16 Jahre alten Mädchen des Ortes wählen. Die so Auserwählten sind die Maikönigin und deren Dienerinnen. Erst dann folgt die Versteigerung der anderen Mädchen, die eingewilligt haben, an diesem Brauch teilzunehmen. Manchmal geht es recht hitzig zu, vor allem, wenn zwei Bewerber ein und dasselbe Mädchen ersteigern wollen. Junggesellen von außerhalb haben es besonders schwer. Bei ihnen wird der Preis künstlich hochgetrieben – zum Wohle der Vereinskasse.

»Im Sack« landen alle bei der Versteigerung übrigbleibenden Mädchen. Der »Sack« wird dann meistens vom Jongevadder für ein paar Mark ersteigert.

Nach der Versteigerung machen sich die Junggesellen auf den Weg, um am Hause ihrer Maibraut den »Mai« anzubringen, ein mit bunten Papierrosen und Bändern geschmücktes Tannen- oder Birkengesteck. Am 1. Mai werden die Mädchen schriftlich benachrichtigt, welchen Burschen sie zum Maischatz haben. Der Maischatz oder Maimann stellt sich dann persönlich vor und lädt die Maibraut zum


10

11. Er hat seine Maibraut ersteigert
12. Mittelpunkt des Maibrauches in Heidenrod, der »Schnook«
13. Maibaum in Seeshaupt
14. Eine Trachtenkapelle darf beim Maibaum aufstellen selbstverständlich nicht fehlen

Umzug und Maiball ein. Es ist die Pflicht der Maibraut, ihren Maimann anzuerkennen; früher hätte eine Weigerung einen Dorfskandal heraufbeschworen. Der Maimann führt seine Maibraut an jedem Sonntag im Mai aus, dann endet das Maibündnis. Wenn nicht, was oft vorgekommen sein soll, daraus ein Bund fürs Leben wurde.
Auskünfte: Stadtverwaltung, Postfach 1227, D-5172 Linnich, Tel. (02462) 606466.


11

Heidenrod

In der Gemeinde Heidenrod im Taunus wird ein Maibrauch, genannt »Schnook«, ausgeübt. Seine Herkunft kennt man nicht, sicher ist aber, daß er für alle Zeiten nicht mehr wiederholt werden darf, wenn er einmal unterbrochen wird. Der Schnook symbolisiert die Winteraustreibung und zugleich den Frühlingsanfang. Er wird von einem Schüler der 6. Grundschulklasse verkörpert, den seine Kameraden aus ihrem Kreis auswählen. Sie schmücken ihn mit erstem Frühlingsgrün und Farnen; über den Kopf bekommt er einen Halbkreis aus Grün gebunden. Früher soll dieser Kopfschmuck in Kreuzform gewunden gewesen sein.
Zwei Mann führen den »laufenden Frühlingsstrauß« durch die Gemeinde Heidenrod-Laufenselden. Die


12

diesen Zug begleitenden Kinder sammeln Eier, Schinken, Speck und Geld. Die Naturalien erhält der Schnook für seine beschwerliche Aufgabe, während das Geld von allen Kindern der Schulklasse beim gemeinsamen Ausflug zum Kemeler Markt am Dienstag nach Pfingsten ausgegeben wird.
Den Schnook findet man in abgewandelter Form als Maimann in Hermershausen, Landkreis Marburg. Hier fangen die Schulkinder zwischen 7 und 14 Jahren am 1. Mai im Wald den Mai, das heißt, sie schneiden Buchenreiser und verkleiden damit einen Jungen als »Maimann«. Beim Umzug durch das Dorf sitzt die grüne Gestalt auf einem Handwagen. Auch hier bekommen die Kinder zum Lohn Eier, Speck und Wurst. In Rittershausen im Dillkreis, wo dieser alte Maibrauch ebenfalls noch existiert, behängt man den Maimann auch mit Ketten aus ausgeblasenen Eiern und mit Seidenbändern. Offensichtlich handelt es sich um einen Fruchtbarkeitsritus.
Auskünfte: Gemeindevorstand der Gemeinde Heidenrod, Rathausstr. 9, D-6209 Heidenrod-Laufenselden, Tel. (06120) 8076-8

Seeshaupt

In Seeshaupt am Starnberger See ist die Spitze des Maibaumes mit einem Karpfen geschmückt. Damit soll daran erinnert werden, daß der Ort früher vom Fischfang lebte. Der Baum ist natürlich, wie es der Brauch im Bayernland vorschreibt, »geringelt«, das heißt, weiß-blau bemalt. Er trägt eine Tafel mit der Inschrift: »Der Alten Rat, der Jugend Tat, des Volkes Mut, ist immer gut«. Die Kraft von dreißig Mannsbildern ist vonnöten, um den mächtigen Maibaum aufzurichten. Man benutzt dabei sogenannte Schwaibeln, mit Seilen zu einer Art Zange verbundene Holzstangen.
Am Nachmittag findet der Wettlauf der Jungen statt. Dabei gilt es, über ein Seil zu springen und eines der in einiger Entfernung in einer Reihe aufgestellten Mädchen zu erreichen. Dieses Mädchen führt der Bursche zum Maitanz. Einer der Läufer aber muß übrigbleiben, für ihn gibt es kein Mädchen. Stattdessen erhält er einen Besen.
Auskünfte: Tourist-Information, Fremdenverkehrsverband Pfaffenwinkel, Postfach 40, D-8920 Schongau, Tel. (08861) 7773 und 3071.



13


14

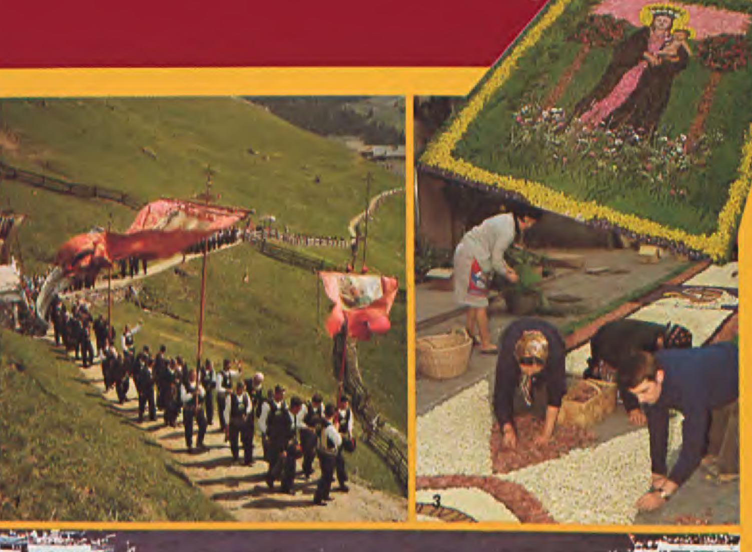
Feste und Bräuche

Prozessionen Fronleichnam

6

Prozessionen im Wandel der Zeiten

2



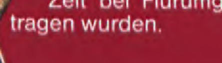
3





5 6

Feierliche Umzüge gab es schon in heidnischer Zeit. Ursprünglich waren sie ein Hinführen der Gläubigen zu dem von Priestern gehüteten Ort der Mysterien. Später wurden Heiligtümer in Prozessionen mitgeführt, zur Verehrung und um Segen zu erflehen, so sollten die Flurumgänge Fruchtbarkeit bewirken. Aus diesen Umzügen entstanden Triumphzüge. Statt einer Gottheit wurde der Triumphator bejubelt. Die kirchlichen Prozessionen knüpfen an diese Traditionen an. Vor allem bei der Fronleichnamsprozession verbindet sich mit der Feier der Eucharistie beides, die Bitte um Segen, die Anbetung und der Triumph. Fronleichnam war ursprünglich die österlich-freudige Feier des Abendmahlgedächtnisses, die aufgrund einer Vision der Lütticher Nonne Juliana von Papst Urban IV. 1264 als Fest für die ganze katholische Kirche angeordnet wurde.
Die Fronleichnamsprozessionen waren im 15. Jahrhundert so populär, daß die Zünfte genaue Anweisungen über die Abwicklung verfaßten. Zu höchster Blüte gelangten sie im Barock und Rokoko. Schon früher bildeten sich um die Prozessionen szenische Gruppen mit Gestalten aus der Helden- und Heiligenlegende: Adam und Eva wurden mitgeführt, Abraham und Moses, Samson, der die Philister erschlug, Sankt Georg, die heilige Margareta... Zu einer Prozession konnten bis zu hundert solcher Bildgruppen gehören. Viele Elemente aus den Prozessionen früherer Zeiten haben sich verselbständigt; sie bilden heute eigene Feste, wie den Samsonumzug in Krakaudorf oder den Drachenstich zu Furth im Walde. Es entstanden Prozessionen auf dem Wasser, wie die Seeprozession in Hallstatt oder die Schiffsprozession in Köln-Mühlheim. In feierlicher Prozession werden in Zederhaus die Prangstangen getragen. Die über und über mit Blumen verzierten, bis 8 Meter hohen Stangen haben sich aus dem uralten Symbol der Lebensrute, dem Zeichen der Fruchtbarkeit entwickelt.
Die beim Samson-Umzug im österreichischen Tamsweg am Nachmittag des Fronleichnamsfestes mitgeführte, fast 6 Meter hohe Puppe weist ebenfalls auf uraltes Brauchtum hin. Solche Riesengestalten finden sich auch bei Festen in Frankreich, Belgien, Spanien und Sizilien. Bronzezeitliche Felsbilder in Südschweden lassen darauf schließen, daß Riesen schon in heidnischer Zeit bei Flurumgängen mitgetragen wurden.





7

Titel, Herrliche Blumenteppiche werden zur Hüfinger Fronleichnamsprozession gelegt
1. Fronleichnamsprozession in Durnholz-Sarntal – Südtirol
2. Hüfinger Blumenteppich
3. Viel Fingerfertigkeit gehört zum Auslegen der Blumenteppiche
4. Schiffsprozession auf dem Rhein
5. Prangstangen in Zederhaus
6. Fronleichnamsprozession in Oberbayern
7. Dem »Samson« begegnet man im Salzburger Land
8. Die Wallfahrtskapelle in Telgte
9. Die »Mülheimer Gottestracht«
10. Um die Jahrhundertwende wurden Grüße von der Gottestracht so übermittelt
11. Festliche Schiffsprozession



8

Telgte

Es gibt berühmte Wallfahrtsorte wie Altötting oder Mariazell, zu denen alljährlich Hunderttausende von Pilger ziehen. Wer dennoch glaubt, die Zeit der Wallfahrten sei eigentlich vorbei, der sollte am 1. Sonntag im Juli in die Landgemeinde Bevergern im Kreis Tecklenburg kommen. Bevergern ist Ausgangspunkt einer Wallfahrtsprozession, die seit 300 Jahren zur Wallfahrtskapelle nach Telgte zieht. Früh um 4 Uhr, nach der ersten Messe, sammeln sich die Pilger in Bevergern zum langen Marsch. Wer im Zug der Pilger mitgewandert ist, wird den Weg durch die langsam erwachende Natur, durch Wald und Feld nie mehr vergessen, so wenig wie den frommen Wechselgesang der Litaneien, die unterwegs immer wieder angestimmt werden.
Nach 14 Kilometern erreicht die Prozession Saerbeck, wo in der Kirche der Segen erteilt wird. Dann geht es weiter, über den schnurgeraden Saerbecker Damm, der früher durch Heide, heute Felder und Wiesen, führt. In der Bauernschänke Landskron hat man alles zur Stärkung der Wallfahrer vorbereitet. Weiter führt der Weg zur Ems nach Ems; und bald begrüßen die Glokken von Telgte den Pilgerzug. Betend und singend zieht man durch das Städtchen zur Wallfahrtskapelle. Nach dem feierlichen Gottesdienst erholt man sich von dem weiten Weg und stärkt sich zugleich für den Heimmarsch nach Bevergern. Wer fußmüde ist, braucht indes nicht noch einmal acht Stunden auf den Beinen zu sein; er wird von Traktoren aufgenommen, die den Wallfahrern mit Anhängern folgen. Glockengeläut vom beflaggten Kirchturm begrüßt die Heimkehrenden, die nach dem Schlußsegen endlich die Schuhbänder lösen können.
Auskünfte: Verkehrsamt, D-4404 Telgte, Tel. (02504) 13327.



9

Köln-Mülheim



10

Am Fronleichnamstag findet in Mülheim, einem Stadtteil von Köln, eine festliche Schiffsprozession auf dem Rhein statt. Diese »Mülheimer Gottestracht« reicht bis in das 16. Jahrhundert zurück, doch sie hat, wie so viele kirchliche Prozessionen, ihren Ursprung in den Flurumgängen. Hier allerdings war es der Strom, der den Einwohnern Mülheims Arbeit und Brot gab, und so wurde er in die Bitte um den Gottessegen einbezogen.
Die Gottestracht lockt die Menschen von nah und fern herbei. Vom Rheinufer aus sieht man, wie das mit Kreuz, Girlanden und Wimpeln geschmückte Prozessionsschiff bei St. Clemens in Mülheim seine Fahrt beginnt und, von zahlreichen Begleitbooten umschwärmt, auf den Rhein hinausfährt. Die auf dem Hauptschiff angestimmten Gesänge und Gebete werden von den Menschen auf den Segelschiffen, Kähnen und Motorbooten aufgenommen. Vom Ufer dröhnt das donnernde Krachen der Böller und mischt sich mit dem Gewehrgeknatter der Sebastianer Schützen in ihren Booten. Langsam fährt die Prozession zur alten Mülheimer Stadtgrenze und läßt sich dann im Strom zurückgleiten. In St. Clemens angekommen, erteilt der Pfarrer vom Altar des Prozessionsschiffes aus den Segen über Stadt und Strom. Anschließend treibt die Flotte zur alten Stammheimer Grenze und kehrt schließlich nach St. Clemens zurück.
Auskünfte: Verkehrsamt der Stadt Köln, Am Dom, D-5000 Köln, Tel. (0221) 2213340.



11

12. *Tausende von Blüten zieren diesen Blumenteppich*
13. *Darstellung der Wallfahrt in Bogen nach einem Gemälde von A. Hilmer*
14. *Die Pfingstkerze, auch »lange Stange« genannt*
15. *Die Hallstätter Seeprozession*



Hüfingen

»Herrgottsgang« nennt man die Fronleichnamsprozessionen im Schwarzwald. Grünes Buschwerk, gelb- und blauweiße Fähnchen, auf den Prozessionsweg gestreute Blumen und Ehrenbögen schmücken die Straßen fast überall. Doch so kunstvoll und farbenprächtig wie in Hüfingen auf der Baar dürfte der Schmuck sonst nirgendwo sein.


12

Der Ort ist seit rund einem Jahrhundert berühmt für seine Blumenteppiche, der auf 600 Metern Gehstrecke Millionen von Blumen und Blüten zu einem verschwenderischen Mosaik vereint, mit einer Fülle von Formen und christlichen Symbolen wie Kreuz und Lamm Gottes, der Initialen der Mutter Gottes und anderen Zeichen. Seinen Straßenschmuck verdankt Hüfingen den Brüdern Xaver und Lucian Reich. Die beiden Künstler brachten die Anregung aus Italien mit; und bald verbreitete sich der Brauch im Schwarzwald, ja bis nach Norddeutschland.
Wie das Volk beim Einzug Jesu in Jerusalem seine Kleider auf dem Weg ausbreitete, damit der Heiland nicht durch den Staub der Straße reiten mußte, so soll Christus in der Monstranz, vom Priester getragen, über den Blumenteppich schreiten.
Auskünfte: Fremdenverkehrsstelle der Stadt Hüfingen, D-7713 Hüfingen, Tel. (0771) 61288 und 61331.


13

14

Bogen

Seit mehr als 500 Jahren ziehen am Pfingstsonntag Wallfahrer »mit der langen Stange« zur Marienkirche auf dem Bogenberg bei der Stadt Bogen, um der Mutter Gottes für ihren Beistand in schwerer Zeit zu danken. Sie tragen auf dem zweitägigen Marsch von ihrem Heimatort Holzkirchen bei Vilshofen eine 13 Meter hohe »Pfingstkerze« mit sich, eine mit Wachs überzogene Fichtenstange, die immerhin 1 Zentner wiegt. Auf ihrem Weg zum Bogenberg begleiten zahlreiche andere Pilger die Kerzenträger. Wenn sie am Fuße des Berges ankommen, nehmen kräftige Männer die Kerze und tragen die schwankende Stange, sich einander abwechselnd, zur Wallfahrtskirche hinauf und um die Kirche herum. Dann wird die Kerze der Gnadenmutter geopfert. Die Herkunft dieses Brauches wird der Verwüstung der Wälder von Holzkirchen durch den Borkenkäfer im Jahr 1462 zugeschrieben, bei der die Bewohner des Dorfes Unsere Liebe Frau auf dem Bogenberg um Beistand anflehten und versprachen, bei einer Dankwallfahrt eine Kerze zu opfern, wenn ihnen geholfen werde. Die Plage verschwand, und in seltener Treue haben die Holzkirchener bis zum heutigen Tag ihr Gelübde gehalten.
Auskünfte: Stadtverwaltung Bogen, D-8443 Bogen, Tel. (09422) 1661.

Hallstatt

In Österreich gibt es zwei Orte, in denen die Fronleichnamsprozessionen auf dem See abgehalten werden: Hallstatt und Traunkirchen. Die 350 Jahre alte Prozession von Hallstatt wurde seit jeher auf dem See begangen, da er wegen des steilen Ufergeländes immer ein wichtiger Verkehrsweg war und sich zudem eine prunkvolle Prozession in den engen Gassen des Ortes nicht richtig entfalten konnte. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde die Seeprozession als »immerwährende Stiftung« festgelegt; die Saline übernahm das Patronat.
Die Prozession hat vier Stationen. Sie zieht nach dem Hochamt zur Dreifaltigkeitssäule am Marktplatz, der ersten Station, begleitet von Mädchen in weißen Kleidern, Frauen in alten Trachten mit dem Goldhäubchen, Knappen mit alten Zunftfahnen und zahlreichen Gläubigen. Die zweite und die dritte Station werden auf dem See gehalten. In der »Himmels«- oder »Sakramentsfuhre« fährt der Priester mit der Monstranz, in einer zweiten Muze (altes Salzschiff) nimmt die Knappenkapelle Platz. Begleitet von zahlreichen kleinen Booten, fahren die Prozessionsschiffe hinaus, bis der Salzberg sichtbar wird. Bei einer Insel ist die dritte Station, von wo die Prozession zurückfährt, um vor der Rückkehr in die Kirche beim Kriegerdenkmal der Verunglückten in Berg und See und aller Kriegsopfer zu gedenken.
Mag sich auch die äußere Form der Seeprozession im Laufe der Jahre verändert haben, geblieben ist doch die barocke Pracht der Fahnen und Gewänder, der mit Girlanden und Blumen geschmückten Schiffe.
Auskünfte: Fremdenverkehrsverband, A-4830 Hallstatt, Tel. (06134) 208.


15

Pankreon® forte

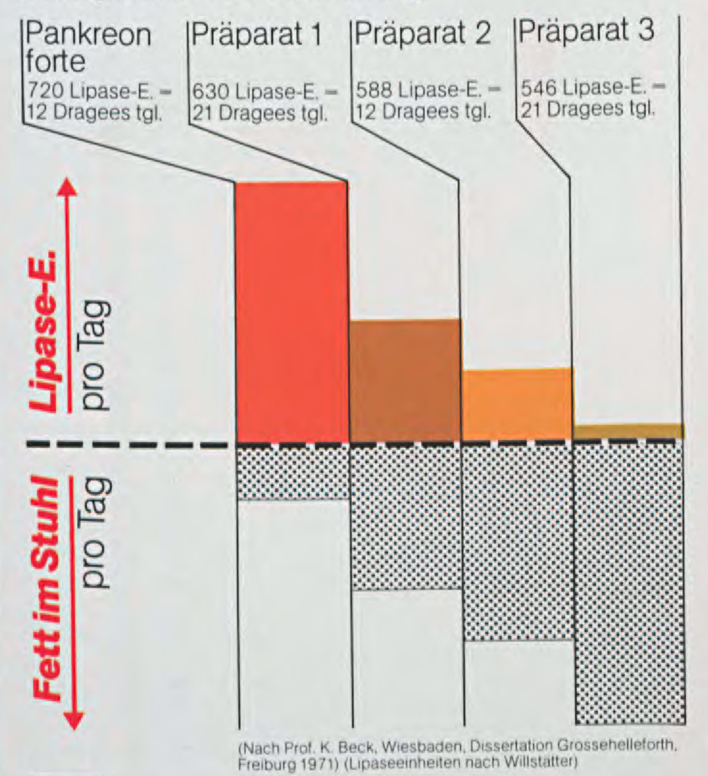
Feste und Bräuche

Johannistag

Pankreon forte verdaut physiologisch – wie Duodenalsaft

Der Beweis: Die Wirksamkeit beim Kranken

Die klinische Wirkung von Pankreasenzym-Präparaten ist wesentlich von Ihrem Lipasegehalt abhängig. Je höher die Lipasemenge, desto niedriger die Fettausscheidung.



(Nach Prof. K. Beck, Wiesbaden, Dissertation Grossehelleforth, Freiburg 1971) (Lipaseeinheiten nach Willstätter)



377

KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

7

Titel, Johannisfeuer
1. Johannisräder in Conneforde
2. Einer der herrlich geschmückten Brunnen in Wunsiedel
3. Johannisfestzug in Eschwege
4. Johannistanz
5. Festtanz bei der Sonnwendfeier in Conneforde
6. Kinder stehen vielfach im Mittelpunkt am Johannistag
7. Tanz der Sonnenrose
8. Johannisbaumtanzen in Clausthal-Zellerfeld
9. »Johannis« in Eschwege

Johannistag im Wandel der Zeiten


1


2


3


4


5

Von Johannes dem Täufer hat der am 24. Juni gefeierte Johannistag seinen Namen. Wie manches andere kirchliche Fest knüpft der Johannistag, auch Johannisfest oder Johannisnacht, an heidnisches Brauchtum an. Denn er fällt in die Zeit, in der bei Germanen und Kelten die Sonnenwende gefeiert wurde.

Die Sonne steht zum Fest der Freya am höchsten. Als Gemahlin Odins war die germanische Göttin der Schönheit, der Liebe und der Ehre auch die Mutter Donars, in dessen Macht es lag, die Frucht des Feldes durch Hagelschlag und Gewitter zu zerstören. Nach altem Volksglauben gehen am Johannistag die Überirdischen um. Hexen, Druden und Irrlicht, Tod und Teufel bedrohen Mensch, Vieh, Haus und Hof. Im römisch-heidnischen Abendland feierte man am 21. Juni die Sonnenwende (Solstitium aestivum). Die Kirche bekämpfte diese Sonnenwendfeiern. So wetterte der Kirchenlehrer Augustinus in einer Predigt: »Gestern brannte die ganze Stadt nach heidnischer Weise voll stinkender Feuer...«.

Doch auch als der Johannistag ein kirchliches Fest geworden war, blieben viele Volksbräuche aus vorchristlicher Zeit erhalten, wie Johannisfeuer, Johannistänze und Johanniskränze, das Feuerrad und Scheibenschlagen. Am Vorabend von Johanni brannten überall Feuerstöße, und das ganze Dorf zog hinaus, um im Schein der Flammen zu feiern. Auch heute noch stößt man auf diesen Brauch. So leuchtet zum Beispiel in den österreichischen Alpen vom Kitzsteinhorn bis zu den Leoganger Steinbergen von den Höhen ein Kranz heller Feuer. Auch in Bayern, Westfalen, in fast allen deutschen Landschaften werden Johannisfeuer angezündet. Zuweilen kann man auch das Scheibenschlagen noch erleben. Als Sinnbilder des Sonnenrades brennt man mit Pech oder Teer bestrichene Räder und Scheiben im Johannisfeuer an und läßt sie an Haselstecken kreisen oder katapultiert sie hinaus in die Nacht. Die Scheiben erhalten eine Widmung, die meist der Geliebten gilt. Früher sprangen Burschen und Mädchen durch das Johannisfeuer, um im Kontakt mit den Flammen die Dämonen, das Kranke im Körper zu verbrennen. Man durfte sich aber nicht versengen, das hätte Unglück bedeutet.


6

Die Asche und die Kohlen des Feuers wurden mit nach Hause genommen. Man streute sie auf die Felder, um Hagel und Ungeziefer fernzuhalten.

In das Brauchtum wurde auch das Wasser einbezogen. Johannisbäder galten als heilkräftig. Der Ursprung dieses Brauches liegt wahrscheinlich im Sonnenkult des Orients. Die Christen übernahmen ihn und symbolisierten damit die Johannestaufe.

Im Volksglauben gilt die Johannisnacht auch als »besonders geeignet zum Schätzeheben«. Wünschel- und Zauberruten haben dann besondere Kraft, vor allem in der Hand von Sonntagskindern.

Conneforde

In dem oldenburgischen Dorf Conneforde südlich der Stadt Varel wurde die Sonnenwende zum erstenmal 1920 wieder mit einem großen Feuer gefeiert. Damals ließen Studenten des Lehrerseminars in Varel diesen jahrtausendealten Brauch wieder aufleben, der alljährlich vom Heimatverein Conneforde veranstaltet wird. Das Besondere an diesem Fest ist nicht allein die große Zahl von Besuchern, sondern die Tatsache, daß die Feier in plattdeutscher Sprache gehalten wird. Zur Sonnenwende kommen Volkstanzgruppen mit insgesamt mehr als 200 Tänzern aus dem Raum Oldenburg-Ostfriesland und aus dem benachbarten Holland. Sie zeigen alte Tänze wie Polka, Quadrille, Schottisch, Heidjer und Schipperdanz.


7

Nach dem großen Volksfest am Nachmittag zieht man mit Fackeln zur Sonnenwendfeier auf den nahen Heinenberg. Eine Tanzgruppe führt vor dem Feuer den 'Sünnros', den Tanz der Sonnenrose, auf. In der Feuerrede werden Probleme von Heimat und Volk angesprochen. Zum Gedenken der Toten wird ein Eichenkranz in das Feuer geworfen, und als Abschluß der Feier rollt ein Feuerrad in die Wapelniederung hinab.
Auskünfte: Heimatverein Conneforde, Postfach 1211, D-2910 Westerstede, Tel. (04981) 2816.

Clausthal-Zellerfeld


8

Ein eigenartiger Brauch, der mit Bergleuten aus dem Erzgebirge in den Oberharz gekommen ist, wird am Johannistag in Clausthal-Zellerfeld begangen. Beim Johannisfest entzündet man nicht wie an anderen Orten ein Feuer, sondern man tanzt unter dem Johannisbaum. In früheren Zeiten hatten die Bergleute am Fest Johannes des Täufers frei und feierten diesen Tag mit Gesang, Tanz und Umzügen. Im Mittelpunkt der Feier stehen auch heute noch Reigen und Gesang unter dem 10 Meter hohen, mit Papierschlangen, Girlanden und langen Ketten buntbemalter Eier geschmückten Baum. Der Johannisbaum ist bis auf eine Krone aus Zweigen entästet und geschält; unter der Krone hängt der Johanniskranz an sechs bunten, mit Fichtenreisig geschmückten Bändern. Er mißt rund 2 Meter im Durchmesser und ist ebenfalls mit farbenfrohen Schleifen verziert.
Es sind zahlreiche Volkslieder und alte Texte überliefert, die von den Kindern unter dem Johannisbaum gesungen werden. Wie aus mundartlichen Berichten aus der Zeit vor der Jahrhundertwende hervorgeht, scheint früher das Singen sogar wichtiger gewesen zu sein als das Tanzen. Die Melodien haben sich fortwährend gewandelt, so daß die alten Texte oft nicht mehr zu den heute gesungenen Melodien passen. In seiner Art erinnert das Johannisfest von Clausthal-Zellerfeld stark an die Feiern, die in anderen Landschaften unter dem Maibaum stattfinden.
Auskünfte: Kurverwaltung, D-3392 Clausthal-Zellerfeld, Tel. (05323) 73288.

Eschwege

Durch die Straßen der alten Stadt Eschwege im Werratal wogt am Johannistag ein grüner Wald. In dichtgedrängtem Zug tragen die Kinder der Stadt den 'Maien', mächtige Birkenbüsche, durch die Straßen, und alle feiern mit. Bunte Fahnen und Wimpel spannen sich über die Straßen. Im Festzug sieht man mittelalterliche Stadtherolde zu Pferde, Mädchen in luftigen Biedermeierkostümen, Volkstanzgruppen und Spielmannszüge.
Das Johannisfest von Eschwege ist rund 500 Jahre alt. Bereits 1594 schrieb der Stadtchronist: »daß unsere Schulmeister und Schüler jehrlichs...ann Schühlersbergk jenseits Grebendorff gangen und meyenpüsche oder Ruten geholet,


9

10. *Hauptsächlich ein Kinderfest »Johannis in Eschwege«*
11. *Historischer Landsknechtszug*
12. *»Brunnenputzen« nennt man das Schmücken der Brunnen in Wunsiedel*
13. *Viele fleißige Hände wirken beim Ausschmücken mit*

die von Grebendorf jetzo ihnen dasselbige zu verweigern unterstehen...«.
'Johannis' in Eschwege ist bis heute hauptsächlich ein Kinderfest. In früheren Zeiten war es den männlichen Einwohnern vorbehalten, seit 1803 dürfen aber auch die Mädchen mitfeiern. Trotzdem kommen auch die Erwachsenen nicht zu kurz, wenn das Fest am 1. Juliwochenende beginnt. Dann treffen sich am Freitagnachmittag die Nachbarschaften beim fröhlichen Umtrunk.



10

In Hinterhöfen und auf Plätzen sind kleine Wirtschaften mit eigenen Bierständen eingerichtet, und auch der Fremde wird da schnell zu einem Freibier eingeladen.
In manchen Jahren kommen zum Johannisfest mehr als 50000 Besucher in das 26000-Seelen-Städtchen. Im Anschluß an den Festzug der Kinder beginnt auf dem Rasen des Werdchens, einer Werrainsel, der Tanz der Kinder, der bis zum Montagabend dauert – solange, wie der Festtrubel im Rund der Wirtszelte, Schaubuden, Karussells und Würstchenstände.
Auskünfte: Verkehrsamt der Stadt, D-3440 Eschwege, Tel. (05651) 30041.



11



12

Wunsiedel

Am Samstag vor Johanni feiert man in Wunsiedel im Fichtelgebirge das 'Brunnenfest'. Es beginnt bei Einbruch der Dunkelheit. Sänger und Musikanten ziehen zu den dreiundzwanzig, mit Blumen und Lichtern festlich geschmückten Brunnen in allen Teilen der Stadt und bringen jedem Brunnen ein Ständchen dar. Mit den Sängern wandern Bürger und Gäste: man schlendert durch die Straßen, besucht die einzelnen Brunnen und erfreut sich am Zusammenklang von Wasser, Blüten und Licht.

Das Alter des Wunsiedler Brunnenfestes ist nicht belegt. Seine Geschichte ist jedoch alt. Der Sage nach sollen dereinst in einem heißen Sommer die Röhrenbrunnen der Stadt versiegt gewesen sein, so daß Menschen und Tiere große Not litten. Als die Brunnen wieder zu fließen begannen, habe man sie zum Dank mit Kränzen geschmückt. Hinter der Sage steht jedoch ein alter heidnischer Brauch: einst schmückte man in verschiedenen Landstrichen die Brunnen mit Blumen und Grün, Kränzen und Girlanden, um die Quellnymphen günstig zu stimmen. Bräuche wie der Quellgang und nächtliche Johannisbäder waren überall bekannt. So berichtete Petrarca 1330 aus Köln, daß Frauen, geschmückt mit wohlriechenden Kräutern, ihre Arme und Hände im Rhein wuschen und dabei ihm unverständliche Worte murmelten. Wahrscheinlich sollten diese Bäder vor Unglück schützen.
Das Schmücken der Brunnen, 'Brunnenputzen' genannt, war der Obrigkeit in Wunsiedel häufig ein Dorn im Auge. Man versuchte, es zu verbieten, doch es bildeten sich 'Brunnengemeinschaften', die am alten Brauch festhielten.
Auskünfte: Städt. Verkehrsamt, Postfach 140, D-8592 Wunsiedel, Tel. (09232) 3531.



13

Pankreon® forte

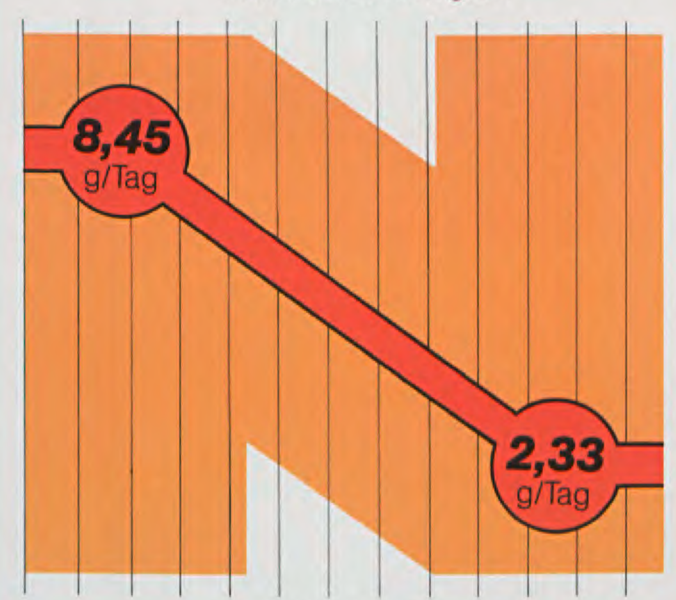
Feste und Bräuche

Schützenfeste

Pankreon stimuliert und aktiviert die Verdauung

N-Ausscheidung

Verbesserung der Eiweißresorption bei einem Patienten ohne Pankreas mit 12 Dragees Pankreon forte täglich



(nach Prof. K. Beck, Wiesbaden, Dissertation Grossehelleforth, Freiburg 1971)

1 Dragee zur Mahlzeit genügt im allgemeinen



378

KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

8

Titel, Oberbergische Gebirgsschützen
1. Festumzug der Biberacher Schützen
2. Oberbayerischer Meisterschütze
3. Festgäste beim Nienburger Scheibenschießen
4. Das wohl bekannteste Schützenfest findet in Hannover statt
5. Trachtenfest in Unterwössen
6. Kremper Fahnenschwenker
7. Erfolgreiche Nienburger Scheibenschützen

Schützenfeste im Wandel der Zeiten


1


2


3

Die Tradition der Schützengesellschaften reicht bis ins hohe Mittelalter zurück. Im 13. Jahrhundert entstanden in Belgien (Brüssel 1213) und Frankreich unter kirchlichem Einfluß sogenannte Bruderschaften. Ihre Aufgabe war es, für die Bestattung ihrer Mitglieder und das Wohl der Hinterbliebenen zu sorgen. In Pestzeiten nahmen sie sich darüberhinaus aller Toten der Gemeinden an. Manche Bruderschaft benannte sich deshalb nach St. Sebastian, dem Pestheiligen. In Deutschland bildeten sich im 14. Jahrhundert derartige Bruderschaften. Wie wichtig die Totenbestattung war, läßt sich daraus ersehen, daß eine Schützengesellschaft im westfälischen Münster bis ins 19. Jahrhundert schwarze Umhänge trug. Andere Verpflichtungen kamen im Laufe der Zeit hinzu, wie Beistand in Notzeiten, bei Krankheit oder Feuer. Als die Zünfte in den mittelalterlichen Städten sich gegen Übergriffe des Adels und der Patrizier schützen mußten, schlossen sie sich zu Schützengilden zusammen. Auch ihre Statuten enthalten sozialkaritative Forderungen.

Die Mitglieder der Schützengilden waren wie jeder Bürger der Stadt verpflichtet, das Gemeinwesen im Ernstfall mit der Waffe zu verteidigen. Treffsicherheit war, besonders mit dem Aufkommen der Armbrust, nur durch Übung zu erreichen. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts traf man sich in den Schützengesellschaften zu wöchentlichem Schießen und zu Exerzierübungen. Da auch die Landesherren Interesse an ausgebildeten Schützen hatten, verordneten sie Schützenfeste, die gewöhnlich im Mai auf dem Schützenanger veranstaltet wurden und sich bald zu Volksfesten entwickelten.

Beim Schützenfest wurde anfänglich auf den Vogel geschossen, weshalb man vom Vogelschießen sprach. Volkskundler deuten das Schießen auf den Vogel als ein Schießen auf den Adler, das Symbol der Kaiser. An die Stelle des Vogels trat mit dem Aufkommen des Gewehrs immer mehr die Schießscheibe.

Das sich verstärkende Nationalbewußtsein führte mit dem Beginn des 19. Jh. zur Gründung zahlreicher Schützenvereine. Vorbilder waren die Jägerkorps, deren Uniformen auf süddeutsche Trachten zurückgehen.

Militärische Bedeutung erlangten die Schützen in den Hussitenkriegen, im Kampf der Niederländer gegen die Spanier und beim Befreiungskrieg der Tiroler gegen Napoleon. Das starke Traditionsbewußtsein der Gebirgsschützen in Tirol und Oberbayern geht auf diese Zeit zurück.

Das Schützenfest, wie es heute gefeiert wird, ist mit zahlreichen alten Bräuchen verbunden. So hat fast jeder Ort sein eigenes Fest. Zum Beispiel wird beim 'Löffelschießen' in Grömitz auf ein Löffelbrett in Form eines Vogels geschossen. Auf dem Brett sind silberne Löffel als Schießpreise befestigt. In Krempe und in Wilster treten beim Schützenfest Fahnenschwenkergruppen auf und als Zeichen bedeutender Schützentraditionen sind viele Häuser in Niedersachsen, Bayern und Tirol mit oftmals künstlerisch wertvollen Schießscheiben geschmückt. Diese Scheiben weisen gute Treffer auf und künden von der Königswürde, die der Besitzer des Hauses sich erschoß.

Krempe

In Krempe, der kleinsten Stadt Schleswig-Holsteins, feiert man am Montag nach Johanni (Ende Juni) ein großes Schützenfest. Die »Kremper Stadtgilde von 1541« verwandelt an diesem Tag das Städtchen in eine mittelalterliche Szene. Dem Einheimischen wie dem Besucher bietet sich ein farbenprächtiges Schauspiel, wenn die Fahnenschwenker wie zu Landsknechtszeiten mit ihren grün-gelben Seidentüchern Räder schlagen, Waagen bilden, die Fahnen in die Luft werfen und den Degen ziehen. Ein rasantes Spiel, bei dem sich die Fahnenschwenker mit Sprüngen, kunstvollen Schulter- und Hochwürfen gegenseitig zu übertreffen trachten.

Die Kremper Stadtgilde wurde in den Notjahren des 16. Jahrhunderts gegründet, als die Dänenkönige ihr



6

Reich nach Süden auszudehnen versuchten. In dieser Zeit entstand die Brandgilde, die bald darauf auch Wehrgilde war. Während die Brandgilde dafür zu sorgen hatte, daß die Vorschriften für die Feuersicherheit von jedem Kremper Bürger eingehalten wurde, schützte die Wehrgilde den Ort vor umherstreifenden Marodeuren.

Das Fest beginnt im Rathaus mit dem Königsempfang, bei dem Portwein und Eiermahn (Mohnkuchen) gereicht werden. Danach zieht der Gildekönig mit Gefolge zum Marktplatz, wo die Fahnenschwenker ihre Kunststücke zeigen. Am Mittag wird der alte König entthront und das Schießen um den neuen König beginnt.

Auch der Gaumen kommt beim Gildefest nicht zu kurz: In den Gaststätten gibt es Matjes vom Faß, Erdbeerbowle und eisgekühlten Gildebitter.

Auskünfte: Stadtverwaltung, Am Markt, D-2209 Krempe, Tel. (04824) 816.



Nienburg

Das Fest des »Scheibenschießens« wird alljährlich am 1. Montag nach Johanni (Ende Juni) in Nienburg gefeiert. Um 8 Uhr ertönt der Generalmarsch. Er ist das Zeichen für die Bevölkerung der Weserstadt, sich mit den Bürgerkompanien beim Rathaus einzufinden, um am Marsch zum Scheibenplatz teilzunehmen. Jeder Einwohner, der sich daran beteiligt, kann sich auch zum Schießen melden.

Das Nienburger Scheibenschießen mit seinen verschiedenen Bräuchen geht auf die Wehrordnung der Stadt aus dem 13. Jahrhundert zurück. Man nannte es damals »Papageienschießen«. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde daraus das Schießen nach der Scheibe. Aus der Zeit des Papageienschießens stammt der älteste Königsschmuck, der 'silberne Papagei' an langer Kette, den der letzte Graf von Hoya im Jahre 1581 stiftete.

Um die Schützentradition machte sich in Nienburg besonders der



7

Bürgerkapitän Quaet-Faslem verdient. Er stiftete eine besondere Ehrenkette als Königsschmuck für »Scheibenschießen-Dienstag und -Sonntag« und legte den Scheibenplatz, heute Nienburgs Festplatz, an. Beim Ausmarsch zum Scheibenplatz ertönen die alten Kommandos und die alten Märsche, nach denen schon die Vorfahren der heutigen Schützen exerzierten. Da heißt es »Dubiliertritt-marsch« und »Cadenciertritt«, man hört die »Reveille« und das »Lau-dit-dit«. Voran flattert die 300 Jahre alte Fahne, die Herzog Christian Ludwig den Bürgern einst stiftete. Die Blaue Garde gibt als Wahrerin des Scheibenschießens dem Zug das Geleit. Mancher Bürger trägt den schwarzen Rock und Zylinder; Rose und Eichenblatt schmücken sein Gewehr.

Beim Schießen winken neben Ehren und Würden handfeste Preise. 'Das wählige Rott', wie der erste Preis heißt, ist mit 800 Mark dotiert. Angesichts der Unkosten, die für einen König mit dem Fest verbunden sind, ist das nur ein kleiner Beitrag, aber für sparsame Niedersachsen sicher eine Starthilfe.

Zum fünftägigen Fest des Scheibenschießens gehören auch der Bürgerball und das Pellkartoffel-Essen der Blauen Garde, bei dem das Tanzvergnügen nicht zu kurz kommt.

Auskünfte: Verkehrsamt, D-3070 Nienburg a. d. Weser, Tel. (05021) 87355.

Biberach

In Biberach läuft das Jahr nach stadtgemachter Zeitrechnung ab. Denn ums »Schützenfest« dreht sich hier (fast) alles. So nennt man das erste Halbjahr bis zu den großen Ferien die Zeit »vor der Schützen« und die zweite Jahreshälfte »nach der Schützen«. Das Loch in der Mitte, Anfang Juni, ist schlicht das »Schützenfest«. Es dauert eine Woche. Man muß schon über die Grenzen Oberschwabens blicken, um ein historisches Volksfest von

8. Trachtengruppe im Festumzug
9. Jakobischützen mit ihren Prangstutzen
10. Tanz der Jakobischützen



8

ähnlicher Pracht und Größe zu finden. Doch nicht nur mit der Festwoche steht Biberach unter den Städten des südlichen Baden-Württemberg einzig da. Die Bürger der Stadt mit den vielen Barockbauten verdanken nämlich dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 noch eine andere Zweiteilung besonderer Art: Da man seinerzeit den katholischen Bürgern die gleichen Rechte wie den evangelischen zugestand, wurde jedes öffentliche Amt zweimal besetzt. So gibt es nicht nur zwei Bürgermeister, sondern auch fast jeder Verein, einschließlich der »Schützengilde« ist zweimal zu finden. Beim Schützenfest aber feiert man gemeinsam. Da werden die großen und kleinen Ereignisse aus der langen Stadtgeschichte wieder lebendig: man begegnet den Staufern, die einst Biberach gründeten, Bauern mit Ochsengespannen aus der Zeit der Bauernkriege, dem Räuber Schwarz-Veri mit seinen Spießgesellen, Schweden und Kaiserlichen, die im Dreißigjährigen Krieg die Stadt belagerten, den Mitgliedern der mittelalterlichen Zünfte, den Webern, Färbern oder Gerbern, ferner bunt uniformierten Musikkorps und natürlich den Schützen. Wer da mitfeiert, muß sich auf kurze Nächte gefaßt machen. Schom um 5 Uhr früh erklingen die ersten Ständchen und auch nach dem abendlichen Stundenruf und dem Lied des Nachtwächters ist für manchen der Festtag noch nicht zu Ende. Auskünfte: Städt. Kulturamt, Wielandstr. 27, D-7950 Biberach an der Riß, Tel. (07351) 51247.

St. Jakob a. Thurn

Südlich von Salzburg liegt die reizvolle alte Siedlung St. Jakob am Thurn. Hier feiert man zum Erntebeginn am Jakobitag, dem Sonntag nach dem 25. Juni, den »Tanz der Jakobischützen«. Man nimmt an, daß dieser eigenartige Brauch auf einen uralten Kult zurückgeht. »Jakobi bringt Brot oder Hungersnot«, lautet eine alte Bauernregel, und in einer anderen Redewendung heißt es, daß »Jakobi einen toten Mann« brauche. Es ist möglich, daß dieser Spruch in eine Zeit zurückweist, in der man dem Wettergott Menschenopfer darbrachte. Der »Tanz der Jakobischützen« indes entstand erst nach dem 16. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Wallfahrt nach St. Jakob am Thurn. Eine Bruderschaft übernahm die Tänze und Traditionen der Männerbünde aus jener Zeit. Aus der Bruderschaft ging die Schützengilde hervor. Sie schlug sich wacker in den Türkenkriegen. Man nennt sie »Rote Schützen« wegen der prächtigen roten Uniformröcke zu schwarzen Hosen und weißen Westen. Eindrucksvoll sind auch die mächtigen 'Prangstutzen', mit denen die Schützen »bewaffnet« sind. Die


9

mächtigen Stutzen wiegen bis zu 25 Kilo, bei einem Kaliber von 20 bis 40 mm! So ein Vorderlader verschlingt pro Schuß rund 125 Gramm Pulver. Man nennt diese Böller »Prangstutzen«, weil ihre Läufe reich ziseliert sind.
Am Vormittag des Jakobifestes ist Flurumgang. Dabei wird die Statue des heiligen Jakobus mitgeführt. Auch die Jakobischützen nehmen am Flurumgang teil, und wenn der Pfarrer die Saaten segnet, schießen sie mit ohrenbetäubendem Krachen ihre Prangstutzen ab. Der Pulverrauch der Salve hüllt die Schützen in dichten Rauch. Um den starken Rückstoß ihrer Böller abzufangen, haben die Jakobischützen übrigens eine besondere Technik entwickelt: sie drehen sich im Moment des Schusses nach rechts und nehmen so dem Rückstoß die Gewalt.
Der eigentliche Tanz, nach dem das


10

Fest seinen Namen hat, beginnt am Nachmittag auf dem Dorfplatz. Die von etwa 20 Schützen getanzten Figuren in der Art einer pantomimischen Quadrille sollen an die Abwehr der Türken erinnern. Da werden »Der Turm« und »Zur Wehr« gezeigt, der »Schlangltanz« und »Streckt das Kreuz«. Beim Schreittanz dröhnt wieder das Krachen der Prangstutzen.
In anderen Orten Österreichs feiert man das Jakobifest mit dem »Jogaßngehen«. Burschen und Mädchen wandern auf eine Alm, wo die Sennerin ein Festessen bereitet hat. Das mit Gesang und Tanz begangene Fest zu Ehren des Heiligen drückt urwüchsige Lebensfreude aus.
Auskünfte: Verkehrsverein Puch, A-5312 Puch, Tel. (0043) 6245 4166.

Erntedankfeste

9

Titel, Festlich geschmückter Erntedankaltar
1. Törggelen in Südtirol
2. Soester Allerheiligenkirmes
3. Erntedank in St. Peter im Schwarzwald
4. Erntekronen und festlich geschmückte Wagen-Symbole für den Erntedank
5. Kirmes und Erntedank gehören zusammen
6. Zur Allerheiligen-Kirmes gehört traditionell auch der »Pferdemarkt« (heute Viehmarkt).
7. Rund um den Soester Patrokli-Dom scharen sich Jahrmarktstände und Vergnügungsanlagen

Erntedankfeste im Wandel der Zeiten



1



2



3



Die Erntedankfeste reichen bis in vorgeschichtliche Zeiten zurück. In ihnen leben heidnisches Brauchtum, Fruchtbarkeitszauber und der Glaube an den Korngeist fort. In fast allen deutschen Landschaften finden sich bei Erntedankfesten Anklänge an vorchristliche Zeiten. Da wird die letzte Garbe, mit bunten Bändern geschmückt, auf den Hof gebracht, wo sie bis zur nächsten Aussaat stehen bleibt; einen Teil der Körner mischt man der neuen Saat bei. Oder man läßt bei der Ernte einige Halme stehen – »für die Häschen«. In heidnischer Zeit waren sie für Wotans Pferde bestimmt. In Niederbayern war es üblich, der letzten Getreidehocke Hörner aufzusetzen; man nannte das den »Gehörnten Bock«.

Den Erntekranz oder die Erntekrone kennt man fast überall. Sie sind aus den Ähren aller Getreidearten gebunden, mit Blumen und bunten Bändern geschmückt. Der Bauer fährt sie mit dem letzten Fuder nach Hause und hängt sie über der Tenne oder in der Scheune auf. In manchen Gegenden setzt man einen Hahn, das Symbol der Fruchtbarkeit, über den Kranz. Der Hahn spielte von jeher eine besondere Rolle im Erntebrauchtum. Sein Blut sollte der Erde neue Kraft geben. Wahrscheinlich wollte man in heidnischer Zeit damit auch Donar opfern, dem altnordischen Gott, dessen Hammer der Erde und den Geschöpfen Fruchtbarkeit gab.

Erntedankfeste waren früher nicht an einen festen Termin gebunden. Man feierte sie zwischen Mariä Himmelfahrt (15. August) und St. Martin (11. November). Da meistens auch die Kirchweih in diese Zeit fiel, verband man beide Feste. Später wurde das Erntedankfest in der evangelischen Kirche auf einen einheitlichen Termin gelegt, meistens den Sonntag nach Michaelis (29. September). In der katholischen Kirche begeht man das Erntedankfest an verschiedenen Sonntagen. Über das allgemein übliche kirchliche Erntedankfest hinaus hat sich leider nur an wenigen Orten noch ein spezielles Brauchtum erhalten, wie etwa der Hammeltanz in Crailsheim oder Weinhütereinzug in Perchtoldsdorf bei Wien. Auch die herbstlichen Volksfeste in unseren Städten, in denen sich Kirmes und Erntefest miteinander verbinden und manche Winzerfeste zählen zu den Erntedankfesten.

Vechta

In der kurzen Ruhepause, die für den Bauern in der Zeit zwischen Getreide- und Hackfruchternte liegt, wird in der oldenburgischen Kreisstadt Vechta seit alten Zeiten der Stoppelmarkt gehalten. Dieser historische Markt, dessen Anfänge bis in das Jahr 1298 zurückreichen, gilt als eines der größten Volksfeste in Norddeutschland. Rund eine halbe Million Besucher kommt Mitte August zu diesem Fest.

Geleitbriefe vom Jahre 1298 bis ins 15. Jahrhundert, die im Staatsarchiv von Osnabrück verwahrt werden, belegen die Bedeutung des Stoppelmarktes seit seinen Anfängen. In diesen Geleitbriefen garantieren die Landdroste den fremdem Besuchern auf ihrem Gebiet Sicherheit. Sie trugen so dazu bei, daß Kaufleute und Händler auch aus Brabant und Italien kamen.



5

Der Name Stoppelmarkt kam um 1577 auf. Damals mußte man den Markt wegen der Pest auf das freie Feld nördlich der Stadt, auf die sogenannten Stoppeln, verlegen. Da der Markt immer Mitte August abgehalten werden sollte, die Ernte sich



Jan un Libett
up Stoppelmarkt

jedoch nicht nach festen Terminen zu richten pflegt, rückte er schließlich auf die Westerheide, wo er noch heute seinen Standort hat.

Wie in alten Zeiten wird beim Stoppelmarkt auch der traditionelle Pferde- und Viehmarkt abgehalten. Auf dem riesigen Marktgelände mit einer Frontlänge von 5 Kilometern findet man außerdem alle Einrichtungen, die zu einem Festmarkt gehören. Mit mehr als 400 Ständen werden die verschiedensten Waren von Textilien bis zum Schmuck angeboten, es gibt Imbiß-, Wurst- und Losstände, Karussells, Autoskooter und Mondkapseln. In zahlreichen Bier- und Restaurationszelten wird für das leibliche Wohl der Besucher gesorgt.

Ein historischer Festzug steht im Mittelpunkt der feierlichen Eröffnung. Er geht von der Stadtmitte hinaus zum Festplatz auf der Westerheide. Im Zug marschieren die Herren des Festausschusses, angetan mit Zylinder und Gehrock. Auch Jan und Libett, die Traditionsfiguren in ihrer bäuerlichen Sonntagstracht, sind alle Jahre wieder dabei. Der letzte der drei Festtage bietet Festfreuden zu ermäßigten Familienpreisen. Ein Brillant-Feuerwerk setzt am Abend den funkelnden Schlußpunkt.

Auskünfte: Stadt Vechta, Kapitelplatz 3, D-2848 Vechta 1, Tel. (04441) 3011 u. 6011.

Soest

In der einst reichsten Stadt Westfalens feiert man seit 1417 die Allerheiligenkirmes. In früherer Zeit war sie ein Kirchweih- und Erntefest, zu dem die Bewohner der umliegenden Dörfer und Städtchen herbeikamen. Auf die lange Tradition verwies schon vor 150 Jahren der Bürgermeister von Soest, der in einer Einladung schreibt: »Wenn die Feldfrüchte abgeerntet sind und der Landmann Zeit und Geld hat, beginnen mit dem Allerheiligenmarkt, wie seit Jahrhunderten, die winterlichen Veranstaltungen in der Stadt.« Auch die große wirtschaftliche Bedeutung des Marktes wurde hervorgehoben: dank der bedeutenden Schafzucht in der Börde konnte 1823 für 150000 Taler Wolle gehandelt werden.

Wenn heute die Allerheiligenkirmes zwischen dem ersten Mittwoch nach Allerheiligen bis zum darauffolgenden Sonntag Tausende von Besuchern anlockt, ist von Wolle nicht mehr die Rede. Rund um das stattliche Patrokli-Münster sind die Stände des Krammarktes aufgebaut. Da kann man sehen und kaufen, was an Tellern, Tassen, Töpfen, Pfannen im Haushalt gebraucht wird, da drehen sich die Riesenräder, heulen die Geisterbahnen, surren die Karussells. In den Rummel auf dem Kohlbrink mischt sich



6

der Duft gebratener Würstchen und frischer Kräuterbonbons.

Am Donnerstag ist der Tag der Bauern. Bedächtig gehen sie auf der Gräfte beim Osttor zwischen Pferden, Rindern und Schafen, prüfen mit fachkundigem Blick und kurzem Griff. Wer sich handelseinig geworden ist, besiegelt das Geschäft mit einem Händedruck. Er gilt hier auch heute noch so viel wie andernorts der notarielle Vertrag.

Auskünfte: Städt. Verkehrs- und Kulturpflegeamt, Rathaus, D-4770 Soest, Tel. (02921) 103323.



7

Eltville

Als Dank für einen guten Weinherbst treffen sich die Weinbauern des Rheingaues alljährlich im alten Kloster Eberbach zur Erntedankfeier. In der Basilika des Zisterzienserklosters wird ein Dankgottesdienst abgehalten; um den Altar stehen die oft sehr alten Erntefahnen der verschiedenen Weingüter. »Bei Brot und Wein« findet danach die weltliche Feier im Versteigerungssaal des 800 Jahre alten Klosters statt. Dabei wird auch die St. Urbans-Spende der Rheingauer Winzer gesammelt, die in Form etlicher tausend Flaschen Wein an Altenheime verschenkt wird.

Auskünfte: Verkehrsamt, Postfach 89, D-6228 Stadt Eltville am Rhein, Tel. (06123) 6891.

8. *Der Hahn als Symbol für neue Kraft und Fruchtbarkeit*
9. *Hahnentanz oder »Sichelhänke« in Bräunlingen*
10. *Törggelen im Etschtal*
11. *Bauernspeck, Kastanien, Obst und Wein gehören zur fröhlichen Törggelenrunde*

Bräunlingen

Ein selten gewordener Erntebrauch ist der Hahnentanz. Der Hahn spielte von jeher eine große Rolle bei den Erntefesten, galt er doch als Symbol der Fruchtbarkeit. Beim Erntefest, der Kilbig mit dem Schätzelemärt, in Bräunlingen am südlichen Schwarzwald kann man noch den Hahnentanz, der früher im ganzen Schwarzwald und in vielen anderen Landschaften üblich war, erleben. Einst war die Scheune der Tanzplatz. Auf dem Heuboden saßen die Musikanten, die sogenannten 'Brotisgiger'. Auf der Tanzfläche stand ein Galgen, auf dem ein Hahn im Korbe saß. Auf einem Querbalken des Galgens stand ein Brettchen mit einem Glas Wasser. Beim Tanz mußte nun die


8

Tänzerin ihren Burschen hochheben, so daß er das Glas Wasser herunterstoßen konnte. Das Paar, dem dieses Kunststück dreimal gelang, erhielt den Hahn, der gemeinsam verzehrt wurde. Den Hahnentanz kann man in seiner ursprünglichen Form heute kaum noch sehen. Statt in der Scheune wird er im Freien getanzt, und der lebende Hahn wurde durch einen hölzernen ersetzt. Seit Jahrhunderten unverändert aber sind die schönen Trachten, die man beim Erntedankfest in Bräunlingen sehen kann: wie in anderen Orten, tragen die Mädchen, angetan mit ihrem schönen bunten Kopfschmuck, dem »Schäppel«, Erntegaben vor den Altar der Kirche.
Auskünfte: Städt. Verkehrsamt, D-7715 Bräunlingen, Tel. (0771) 61900.


9

Brixen

In die Zeit der Weinlese fällt in Südtirol das Törggelen. Darunter versteht man nicht allein das Verkosten des »sueßen«, später »nuien«, Weines. Törggelen – das Wort leitet sich von torculum = Weinpresse und torquere = pressen her – ist ein Brauch, zu dem mehr als das Zechen gehört. Beim Törggelen wandert man in Gruppen zu abseits gelegenen Buschenschenken und Weingasthöfen, die neben dem Wein noch andere Gaumenfreuden bieten: Trauben, frische Nüsse, die sich noch schälen lassen, Feigen, gebackene Kastanien, Bauernspeck, Schweinsrippchen mit Kraut, Selchwurst, Fladenbrot und andere Spezialitäten des Landes. Und da der Südtiroler selten zur Schwermut neigt, stellt sich in der


10

Törggelerunde schnell eine fröhliche Stimmung ein, wird gelacht, gesungen und musiziert.
Der Ursprung dieses Brauches dürfte im Erntefest liegen. Im Weinkeller hat es unter den Weinbauern angefangen. Hier hatte man nach getaner Arbeit, nach dem Lesen und Pressen der Trauben, Gelegenheit, in Muße den neuen Wein zu verkosten, seinen Zuckergehalt zu bestimmen, Besonderheiten festzustellen, etwa, wie stark die Kohlensäure im Sauser moussiert, und über seine Zukunft zu spekulieren. Und da Wein allein, vor allem der junge, nicht ungefährlich ist, sorgte man mit den deftigen Landesspezialitäten für die notwendige Unterlage. So entwickelte sich das Törggelen zu einem echten Volksbrauch, der heute mehr und mehr auch den fremden Besucher erfreut. Bei den Törggelepartien, zu denen übrigens auch das Studium


11

des alten Weines gehört, erlebt man die Schönheiten der Südtiroler Landschaft vielleicht am intensivsten. Einwöchige Törggelefahrten werden von den lokalen Verkehrsämtern von Mitte Oktober bis Anfang November veranstaltet.
Auskünfte: Kurverwaltung, Bahnhofstraße 9, I-39042 Brixen, Tel. (0472) 22401.

Pankreon® forte

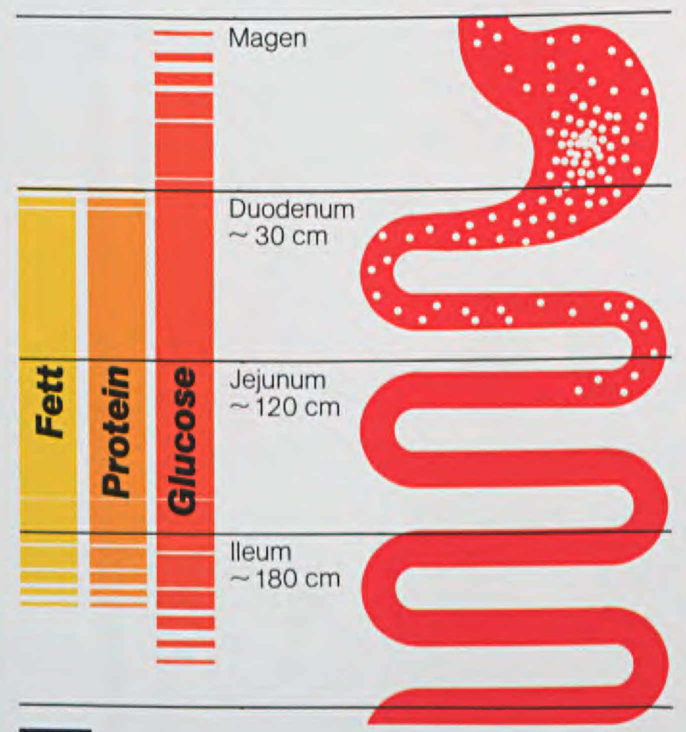
730187

Feste und Bräuche

Weinlesefeste und Winzerfeste

Pankreon forte wirkt während der ganzen Verdauung

Pankreon forte gibt die Enzyme bereits im Magen ab. Sie vermischen sich dort mit dem gesamten Speisebrei. Deshalb sind sie im Duodenum sofort verfügbar. Und zwar in jeder Chymusportion, die den Magen verläßt. Pankreon forte wirkt somit auf die gesamte Mahlzeit.





380

KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

10

Titel, Die Zeit der Weinfeste ist gekommen
1. Römisches Weinschiff in Neumagen
2. Vielbesucht: Der »Dürkheimer Wurstmarkt«
3. Die historische Zinntafel in Winningen
4. Winzer bei der Weinlese
5. Weingärten an der Badischen Weinstraße bei Offenburg
6. In einem Weinkeller in Straß/Niederösterreich
7. Tanzvorführungen beim Kauber Winzerfest
8. Wie hier in Volkach wird in vielen Weinorten Frankens gefeiert
9. Festlich geschmückte Gespanne beim »Dürkheimer Wurstmarkt«

1

4

5

Weinlesefeste im Wandel der Zeiten

Weinfeste sind so alt wie die Weinkultur. Bis in vorgriechische Zeit reichen die Überlieferungen von orgiastischen Feiern zu Ehren des Gottes Dionysos zurück. Im Rausch suchten die Menschen die Nähe der Gottheit. Seit frühester Zeit wird Wein als Ersatz für Blut gespendet und bei kultischen Handlungen sowie zur Besiegelung eines Bundes getrunken. Auch bei der Weinlese wurden häufig religiöse Feste gefeiert. In der christlichen Kunst ist der Weinstock das Symbol Christi und des ewigen Lebens.

Nach Deutschland kam der Weinbau im 2. Jahrhundert nach Christus mit den Römern. Unsere Wein- und Winzerfeste wurzeln also in jahrhunderte-, ja jahrtausendealter Tradition. In der Rheinpfalz wird seit altersher alljährlich zur Zeit der Weinlese die Weinkerwe (Kirchweih) gefeiert. An Mosel, Saar und Ruwer nennt sich das Fest Weinkirmes, wobei Schutzheilige wie St. Laurentius und St. Rochus darüber wachen, daß die religiöse Tradition bei aller Volksbelustigung nicht verlorengeht. Auch aus ländlichen Märkten haben sich Weinfeste entwickelt, die als Weinmessen und Weinmärkte im Laufe der Zeit eine überregionale Bedeutung erlangt haben. So durchzieht ein bunter Reigen von Veranstaltungen, angefangen bei den Weinfrühlingsfesten und Sängerfesten, Trachtentreffen bis hin zu Weinlese-, Winzer- und Erntedankfesten von April bis Dezember das deutsche Winzerjahr. In unserer Zeit sind Weinfeste, finden sie nun in der Pfalz, in Rheinhessen, Franken, Württemberg, Baden, an Mosel, Ahr, Nahe oder hessischen Bergstraße statt, vor allem fröhliche Volksfeste, die von der einheimischen Winzerschaft gestaltet werden. Im Mittelpunkt der festlichen Veranstaltungen steht vielerorts die Proklamation der Weinkönigin, bunte Umzüge bewegen sich durch geschmückte Städtchen und malerische Weinorte, Winzerinnen und Winzer tanzen in ihren alten Trachten auf dem Marktplatz, man schunkelt fröhlich an blanken Holztischen, und aus Weinbrunnen und in Festzelten fließt der vergorene Rebensaft.


6

Kaub a. Rhein

Am Mittelrhein liegen namhafte Weinorte wie Bacharach, Unkel, Oberwesel und Kaub. Schon im Mai/Juni feiern seit altersher die Winzer Weinblütenfeste und von August bis November Weinlese- und Erntedankfeste. Berühmt ist am Mittelrhein nicht nur der Bacchus von





Bacharach oder die Weinhex von Oberwesel, sondern auch das Elslein von Kaub, das alljährlich im Mittelpunkt des Kauber Winzerfestes steht. Das Elslein von Kaub ist indes keine Weinkönigin im üblichen Sinne, sondern ein Kind der Historie, das dank einer mutigen Tat unsterblich geworden ist.
Wie es zumeist in Geschichten aus dem Volk zuzugehen pflegt, waren dabei Liebe und Gefahr im Spiel: Im Jahre 1504, als Kaub von den Hessen belagert wurde, befreite das Elslein zusammen mit ihrem Freier die belagerte Stadt. Beim Winzerfest, das mit Böllerschüssen und Glockengeläut von den Kirchtürmen beginnt, wird das Elslein, dargestellt von einem hübschen Mädchen, im Schein der Fackeln von der Pfalz im Rhein abgeholt und zur feierlichen Proklamation auf dem Kirchplatz durch die illuminierte Stadt geleitet.
Rings um den Tanzboden haben Winzer und Metzger gemütliche Lauben aufgebaut, in denen sich das Volk zum Schmausen und Zechen versammelt. Am folgenden Tag werden nach einem Frühschoppenkonzert die Weinhex von Oberwesel und der Bacchus von Bacharach vom Elslein und den Festteilnehmern empfangen.
Das Winzerfest von Kaub am Rhein findet am 1. Wochenende im September und das Weinlesefest am 2. Wochenende im Oktober statt.
Auskünfte: Städt. Verkehrsamt, Schulstraße 33, D-5425 Kaub am Rhein, Tel. (06774) 222.

Volkach

Seit rund 1200 Jahren wird in Franken Wein angebaut. In die typischen Bocksbeutelflaschen abgefüllt, ist er das Ergebnis uralter Weinkultur, einer Weinkultur, die sich in den malerischen Winzerorten am Main und in den Festen widerspiegelt, mit denen die Weinbauern Rebblüte wie Lese feiern. Größtes Weinfest Frankens ist das »Fränkische Weinfest in Volkach«, der alten Frankenweinstadt. Dabei ist allen Weinbaugemeinden in der großen Mainschleife alljährlich Gelegenheit gegeben, ihr Heimatfest zu feiern, zu dem Besucher aus allen Teilen des Landes herbeiströmen. In der heutigen Form wird das »Fränkische Weinfest in Volkach« seit rund 30 Jahren gefeiert. Es spielt sich auf einem großen Festgelände unter freiem Himmel ab. Am Eröffnungstag wird feierlich die Weinkönigin empfangen, und zünftige Blasmusik bringt die Besucher in Stimmung, wobei Gelegenheit gegeben ist, Weine der besten Qualitäten aus den umliegenden Orten zu kosten. Aber auch in den anderen berühmten Weinorten Frankens werden fröhliche Weinfeste gefeiert: in Eibelstadt, Sulzfeld, Randersacker und Hammelburg, in Eschenburg, Großheubach und natürlich auch in Würzburg, der alten Residenz- und Weinstadt. Insgesamt sind es rund 60 fränkische Weinorte, die von Mai bis Oktober zu Winzerfesten einladen.
Auskünfte: Stadtverwaltung, Rathaus, D-8712 Volkach, Tel. (09381) 557;
»Frankenwein-Frankenland e. V.«, Postf. 5848, D-8700 Würzburg 1, Tel. (0931)12093.



8

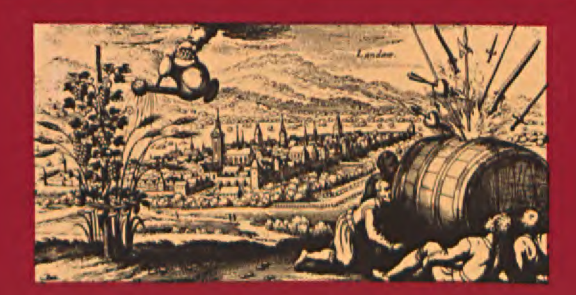
Bad Dürkheim

Der »Dürkheimer Wurstmarkt« gilt als größtes Weinfest der Welt. Seinen Ursprung hat das fast 600 Jahre alte Fest im Michelsmarkt, der aus einer Wallfahrt am Michaelstag zur Kapelle auf dem Michelsberg über der Stadt hervorgegangen ist.
Im Jahre 1449 verlegte man den Markt, bei dem nicht nur gefeilscht und gehandelt, sondern auch tüchtig geschmaust und gebechert wurde, ins Tal.
Die Schubkarchstände, die heute als kleine, allseitig offene, überdachte Weinschenken mit schmalen Tischen und Bänken zum Zechen einladen, erinnern an die Schubkarren des Mittelalters, mit denen die Winzer den Wallfahrern Proviant und Wein herbeischafften. Der »Dürkheimer Wurstmarkt« dauert 8 Tage und wird alljährlich im September abgehalten. Seinen Namen erhielt das Fest vor 150 Jahren wegen des »ungeheuren Wurstkonsums«. Eigentlich ist es jedoch ein Weinmarkt. Während der Festtage, an denen es keine Polizeistunde gibt, trinken die rund 1/2 Million Besucher durchschnittlich 230000 Liter Wein und verzehren



9

180000 Kilo Fleisch, 45000 Hähnchen und 10000 Haxen. Der Wein wird in 1/2 l-Schoppen ausgeschenkt, aus denen die Zecher in der Runde gemeinsam trinken.
Neben Schubkarchständen, Riesenrad, Geisterbahn und Autoskootern lockt vor allem das berühmte »Dürkheimer Faß« die Besucher an. Mit einem Rauminhalt von 1700000 Litern gilt es als größtes Faß der Welt. Im Innern lagert jedoch kein Wein; hier finden an gemütlichen Holztischen 500 Gäste Platz. Trotz seiner beeindruckenden Dimensionen wurde das Faß zu klein, so daß eine Weinbütt für 250 Besucher angebaut werden mußte. Der »Dürkheimer Wurstmarkt« findet vom 9.–12. und 15.–18. September statt.



10. Weinlese in der Pfalz
11. »Das Kätchen von Heilbronn«
12. Festumzug anläßlich des Weinbrunnenfestes in Vellberg
13. Vellberger Eheleute lustwandeln im Burggraben.



Auskünfte: Städt. Verkehrsamt, Bahnhofsplatz, D-6702 Bad Dürkheim, Tel. (06322) 793276.

Landau

Feste des neuen Weines, des Federweißen, werden besonders in der Pfalz begangen. In Landau, Pleisweiler-Oberhofen, Edenkoben, Gleiszellen-Gleishornbach, Billigheim-Ingenheim fallen die Feste des Federweißen in die Zeit zwischen Ende September und Ende Oktober. Das erste »Fest des neuen Weines« feierte man im Jahre 1953 in Landau anläßlich der »Südpfälzischen Herbsttage«.
Im Volksmund wird der Federweiße wegen seiner stark berauschenden Wirkung auch »Haschmich« genannt. Kein Wunder also, daß es fröhlich und ausgelassen zugeht. Rund um den Rathausplatz von Landau werden Weinlauben aufgebaut, und Lichterketten sorgen für stimmungsvolle Beleuchtung. Es gibt Hähnchen und Bratwürste, vor allem aber die Spezialität »Keschte«, geröstete Kastanien, die man meist zum »kuhwarmen« Federweißen knabbert.
Auskünfte: Städtisches Kultur- und Verkehrsamt, Marktstraße 50, D-6740 Landau i.d.Pfalz, Tel. (06341) 13301.

Heilbronn

Weinfreunden in Süddeutschland ist der Heilbronner Herbst, der alljährlich im September stattfindet, ein Begriff. Das große Traditionsfest gibt jung und alt Gelegenheit, ausgelassen zu feiern und die Erzeugnisse der Winzergenossenschaften im Ländle zu probieren. Beim Kinderherbst, dem speziellen Fest des Nachwuchses, dominieren Gratis-Wurst, gebrannte Mandeln, Schiffschaukel und Karussell, während beim Schlotzermarsch der Erwachsenen Trachtengruppen, Weinwagen, Spielmannszüge und Pferdegespanne für zünftige Feststimmung sorgen. Zu Gast ist dabei auch die deutsche Weinkönigin, die sich im Weinzelt unter Prominenz und Volk mischt.
Auskünfte: Städt. Verkehrsamt, Rathaus, Marktplatz, D-7100 Heilbronn, Tel. (07131) 562270 u. 2271.







Vellberg

Weinfeste und historisches Schauspiel zugleich ist das Weinbrunnenfest, das am ersten Juliwochenende in dem mittelalterlichen Städtchen Vellberg im Hohenloher Land gefeiert wird. Am ersten Abend des Festes trifft wie in alten Zeiten der Weinzehnte aus dem Unterland in Vellberg ein. Dem Pferdegespann, das durch den malerischen Rundbogen des Stadttorturms rollt, folgt die bunte Schar der Landsknechte, Edelleute, Mädchengarden und Musikanten.
Wie der Name des größten Vellberger Volksfestes andeutet, fließt der Wein in Strömen aus dem Marktbrunnen. Hier und in den provisorischen Schänken mit so ansprechenden Namen wie »Löschbunker«, »Keltertenne«, »Torschenke« und »Felsenkeller« werden viele Tausend Viertele von den Zechern geschlotzt'.
Auskünfte: Stadtverwaltung, D-7175 Vellberg, Tel. (07907) 2055.



Pankreon® forte

Der Erfolg jeder Pankreas-Enzym-Substitution hängt von zwei Faktoren ab:

1. von der Verwendung physiologischer Enzyme in ausreichender Konzentration.

2. von der biologischen Verfügbarkeit der Enzyme am richtigen Ort zur richtigen Zeit.

Pankreon erfüllt diese Bedingungen einer optimalen Enzymtherapie.

1 Dragee zur Mahlzeit genügt im allgemeinen.

381

KALI-CHEMIE

KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

Feste und Bräuche

Martinstag



11

Titel. *Der Heilige Martin teilt den Mantel mit einem Bettler. Hier beim Martinzug in Düsseldorf.*
1. *Martinsumzug in Oberkirch im Schwarzwald*
2. *Beim Bregenzer Martinsritt*
3. *Hoch zu Roß der Heilige Martin beim Ritt in Bregenz*
4. *Krapfenbetteln in Pfunders*
5. *Relief mit der Martinsszene*
6. *Getreu nach der Legende übergibt der Heilige Martin den einen Teil des Mantels an den Bettler*
7. *Wie hier in Daun ziehen in vielen Gemeinden der Eifel Kinder mit Laternen durch die Straßen*

1



2



3



4

Martinstag im Wandel der Zeiten

Bei den Angelsachsen trug der November den Namen blótmond, Opfermonat. In dieser Zeit wurden zahlreiche Opferfeste gefeiert. Die Griechen begingen das Dionysosfest, die Römer ihre Meditrinalien. Erntedankfeste waren bei allen Völkern üblich.

In Germanien wurden den Göttern vor allem Widder, Gans und Schwein geopfert. Die Gans war das Tier der Freia, und im Runenkalender hat der Martinstag, der 12. November, eine Gans als Symbol. Geblieben ist die Martinsgans, die seit Jahrhunderten am Martinstag verzehrt wird. Dieser Brauch entwickelte sich wahrscheinlich aus dem Umstand, daß man mit dem Ende der Weidezeit gezwungen war, die Tiere zu schlachten. Wie Urkunden und Berichte belegen, wurde indes die Völlerei am Martinstag so allgemein, daß der Heilige bald mit dem Becher und der Gans im Wapppen dargestellt wurde und selbst als Prasser und deren Patron galt.

Man tat Sankt Martin Unrecht. Der geborene Ungar stand als Reiteroffizier in römischen Diensten, bekehrte sich zum Christentum und gründete das erste gallische Kloster in Marmoutier. Er wurde Bischof von Tours und nach seinem Tode der erste Heilige, den man in der römischen Kirche verehrte. Auf die Merowingischen Könige geht die Verehrung des Mantels zurück, den der heilige Martin der Legende nach mit einem Bettler teilte. Diese Cappa wurde in einer Kapelle aufbewahrt. Der Mann, der sie verwahrte und bei Prozessionen trug, war der Kaplan. Das fromme Wirken bewahrte St. Martin nicht davor, in späterer Zeit vor dem Ruf, ein Trinker gewesen zu sein. Damit der Wein nicht alle werde, zog man bei Prozessionen mit St. Martin durch den Ort und sammelte neue Gaben. Aus den Prozessionen wurden die Heischegänge der Armen, die für den Winter vorsorgen mußten. Diese Sitte lebt im Heischegang der Kinder fort. Manche der dabei gesungenen Lieder lassen sich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Sie beginnen fast alle mit den Versen: Marten, Marten heeren, / de Appel und de Beeren, / de Nütte mag ik geren. Man kann die gleichen Verse heute noch hören, wenn die Kinder abends an den Türen klingeln und mit einem kurzen Lied um Gaben bitten. Im Rheinland und in anderen Gegenden finden Martinsumzüge als Nachfolger der alten Martinsprozessionen statt.

In Österreich werden im Oberen Mühlviertel und im Kufsteiner Gebiet am Martinstag die ersten, an das Perchtenlaufen erinnernden Feste gefeiert.



5

Düsseldorf

Das St. Martinsfest wird in Düsseldorf seit Jahrhunderten festlich begangen, und vor allem die Kinder feiern diesen Tag. Schon bald nach den großen Ferien beginnen sie in den Schulen und zu Hause mit dem Basteln von Laternen. Diese Martinslampen werden ausgestellt und prämiert. Am Vorabend des Martinstages, dem 10. November, sammeln sich an die 50000 Kinder zu einem langen Zug, der durch die Düsseldorfer Altstadt zum Rathaus zieht. Sie sind gekommen, um St. Martin zu sehen. Wie es die Legende berichtet, wird der Heilige von einem frierenden Bettler angesprochen, er zügelt das Pferd, zieht sein Schwert und teilt den Mantel. Nach dem Umzug und der Begegnung mit St. Martin beginnt für die Kinder das »Gripschen«. Mit Tüten und Körben ziehen sie singend von Haus zu Haus. Auf ihrem Gang werden sie reich mit Bonbons und anderen Naschereien belohnt.

In den Schulen verteilt St. Martin seine Gaben, und jedes Kind erhält an diesem Tag die St. Martinstüte. Am Abend beginnt das traditionelle Gänseessen. Es gibt kaum eine Gaststätte in Düsseldorf, ja im ganzen Rheinland, die dieses Gericht am Martinstag nicht auf der Speisekarte hätte.

Auskünfte: Verkehrsverein der Stadt Düsseldorf e.V., Postfach 8203, D-4000 Düsseldorf, Tel. (0211) 350505.


6

Daun

In kaum einem anderen Teil Deutschlands ist St. Martin so volkstümlich wie im Rheinland. Schon in karolingischer Zeit wurde der Heilige im Trierer Sprachraum verehrt. Der 11. November wurde dort allgemein zu einem wichtigen Datum. An diesem Tage endete das alte bäuerliche Wirtschaftsjahr und ein neues begann. Aber auch Zinszahlungen und andere Verpflichtungen wurden fällig, wie ein alter Spruch in der Eifel belegt: »De Lek graulen de Merten«, die Leute fürchten den Martin.

Zugleich aber gab der Vorabend zum Martinstag als Jahresabschluß Anlaß zum Feiern. Man veranstaltete einen »Hofabend«, an dem reichlich gegessen wurde, vor allem Buchweizenkuchen. Und wie schon zu Zeiten der Vorväter freuen sich heute noch die jungen Männer auf das Martinsfeuer. Es ist eines der bekanntesten rheinischen Jahresfeuer und brennt alljährlich fast im ganzen Eifelraum.

Die Jungen beginnen bereits Wochen vor dem Fest mit dem »Schlaafen«, dem Zusammenschleifen der Brennstoffe. Meistens handelt es sich um »Brunnesträh«, dürres Bohnen- und Erbsenstroh, und heute vor allem um Roggenstroh. Auf einer nahen Anhöhe des Dorfes errichtet man daraus Feuerstöße. Für die Sammelaktion gibt es eigene Heischelieder, die heute allerdings nur noch selten zu hören sind.

Nach dem Feuer stärkt man sich oft mit Kartoffelreibekuchen oder »Bokeskuchen«, Buchweizenkuchen. Den großen Martinsschmaus mit gebratener Gans mußten die Bewohner der kargen Eifel schon immer den reicheren Bürgern der Städte überlassen.

Auskünfte: Kur- und Verkehrsamt, D-5568 Daun, Tel. (06592) 2538.


7

Pfunders

»La inna, wenn's Krapfenbettler sein«, sagt die Hausfrau in Pfunders (Südtirol), wenn an Martini eine

8. *Verkleidete »Krapfenbettler« in Pfunders*
9. *»Gansabhauet« in Sursee*
10. *Stangenklettern*
11. *Sackgumpen*
12. *Der Schläger mit Sonnenmaske versucht mit dem Schwert den Kopf der Gans »abzuhauen«.*


9


8

Gruppe oder ein einzelner Vermummter an die Tür klopft. »Bäuerin, bitte gar schön um ein Krapfl!«, so beginnt dann das Zwiegespräch zwischen dem unkenntlich verkleideten Krapfenbettler und den in der Bauernstube Versammelten. Dabei sind der Phantasie der Beteiligten, wer sich hinter der Maske verbergen könnte, keine Grenzen gesetzt. Man versucht, ihn an der Stimme und an den Gesten zu erkennen. Da man im normalen Alltagsleben alle Dorfbewohner kennt, hat das Versteckspiel einen besonderen Reiz. Im Laufe des Gespräches wird dann der Krapfenbettler gefragt, ob er Hunger oder Durst habe. Meist entscheidet er sich für ein Glas Wein, weil die Masken den Verzehr der traditionellen Krapfen erschweren. Am Krapfenbetteln dürfen nur erwachsene Bewohner von Pfunders teilnehmen. Sie beginnen ihren Umzug erst, wenn es tiefe Nacht ist. Wird ein Krapfenbettler erkannt, so lüftet er unter dem Gelächter der Anwesenden seine Maske.
Verabschieden sich die Krapfenbettler, so sagen sie den Dankesspruch: »Vergelt's Gott in den Himmel hinauf, zu tausend mal für die armen Seelen!«

Wie es bei fast allen Bräuchen mehr oder weniger der Fall ist, wurde auch das Krapfenbetteln seines ursprünglichen Sinnes entkleidet. Krapfen und Schmalz waren in Pfunders früher ein Festessen. Immer hat es aber Leute gegeben, deren Mehlkasten und Schmalztopf es nicht zuließen, sich satt zu essen. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß man das Krapfenbetteln einführte, um diesen Menschen ohne Ansehen der Person einmal im Jahr ein Festessen bei den begüterten Bauern zu ermöglichen.
Auskünfte: Verkehrsverein Pfunders, I-39030 Vintl, Tel. (0472) 49826.

Sursee

In Sursee im Kanton Luzern ist aus dem Martinsfest ein Volksfest geworden. Am Tag des hl. Martin wird in dem Städtchen eine neun Meter hohe Kletterstange mit einem Glückskranz aufgestellt, an dem Schokolade, Käse, Würstchen und die berühmten »Surseer Honiggänse« hängen. Mancher Junge versucht, sich etwas von den süßen Dingen zu holen, doch wenn er die Stange hinaufgeklettert ist und nach den Leckereien am Glücksrad greift, rutscht er wieder abwärts, weil er sich mit einer Hand an dem glatten Stamm nur schwer festhalten kann. Während dieses Spiels wird auf einer Holzbühne eine Gans an einem über die Straße gespannten Drahtseil aufgehängt. Das Los bestimmt, wer an dem nun folgenden Brauch teilnehmen darf. Der Bewerber tritt vor. Ihm wird ein Mantelumhang angelegt und eine Maske mit goldener Sonne aufgesetzt. Blind betritt er die Bühne, tastet nach der Gans, ihrem langen Hals - und schlägt mit dem Schwert zumeist in die Luft. Nur ein Streich steht jedem zu. Der nächste Kandidat versucht sein Glück. Schließlich fällt der Kopf der Gans doch und der Gewinner trägt das - allerdings schon vor dem »Gansabhauet« getötete - Tier davon.
Der alte Brauch war bereits ausgestorben, ehe er vor einiger Zeit wiederbelebt wurde. Der Mantel, der dem Schlagenden umgehängt wird, mag an den Mantel des hl. Martin erinnern; die goldene Sonne hingegen soll ein keltisches Symbol sein. In Sursee hält man sie indes allgemein für ein Abbild des »Martini-Sömmerli«, der dieser Landschaft im November noch milde Sonnentage beschert.


10


11


12

Der Sage nach kommt der Brauch des »Gansabhauet« aus dem St. Urbans-Kloster. Dorthin mußten die Bauern um Sursee ihren Zehnt am Zinstag St. Martin abliefern. Es heißt, daß die Mönche, zur Kurzweil der zusammengekommenen und wartenden Bauern, eine Gans spendeten und das »Gansabhauet« einführten.
Auskünfte: Verkehrsverein Sursee Postfach 44, CH-6210 Sursee, Tel. (0041) 211977

Feste und Bräuche

Nikolaustag



Titel, »Drauß' vom Walde komm' ich her...«
1. Vorweihnachtlicher Höhepunkt, das Fest des Heiligen Nikolaus
2. Hoch zu Pferde – St. Nikolaus in Aurich/Ostfriesland
3. Lichterkläuse in Küssnacht am Rigi/Zentralschweiz
4. In Kärnten und in vielen anderen Gegenden Österreichs begleiten Perchten den Heiligen Nikolaus
5. »Buttenmandl« in Winkl bei Berchtesgaden
6. In vielen Kirchen findet man Darstellungen des Hl. Nikolaus
7. Alter Kupferstich von Siegburg
8. Gruppe von Buttnmandlläufern mit St. Nikolaus

Nikolaustag im Wandel der Zeiten


1


2


3


4


5


6

Am 6. Dezember ist Nikolaustag. Die Kinder stellen einen Schuh vor die Tür, und in der Nacht kommt Nikolaus und füllt ihn mit seinen Gaben. Doch nicht nur der Nikolaus ist dann unterwegs; in vielen Dörfern spuken Anfang Dezember dämonenhafte Schreckgestalten, die mit dem freundlichen Nikolaus, wie wir ihn kennen, wenig gemeinsam haben. Man hat versucht, die mancherorts den Nikolaus begleitende Schreckgestalt des Krampus als Verkörperung des von Nikolaus gebändigten Teufels, als Gegensatz von Gut und Böse, zu deuten.

Einleuchtender ist jedoch die Erklärung, daß der heilige Nikolaus der erste verkleidete christliche Percht war, also eine Gegenfigur zu den heidnischen Dämonen des Lebens und des Wachstums, die als Perchtenläufer in Oberbayern und den österreichischen Alpenländern umherziehen. Angetan mit furchterregenden Masken, bekämpfen die Perchten die Fruchtbarkeit behindernde, von Toten verkörperte irdische Elemente.

So sind etwa in Loipl im Berchtesgadener Land seit heidnischer Zeit sogenannte Buttmandl unterwegs, die in ihrer Verkleidung mit Stroh, Fell und Tierkopf den Nikolaus begleiten und dabei mit Ketten und Kuhglocken einen Höllenlärm veranstalten. Wenn dann Nikolaus das Zimmer verläßt, beginnen sie es »auszuräumen«. Im Allgäu begleitet der Rumpelklas als schreckender Begleiter den Nikolaus. Er ist in Kuhhaut gekleidet, trägt Hörner und lärmt mit Schellen. In Balingen kennt man den Nikolaus in Stroh eingebunden, als Parallele zum Mitterdorfer Nikolospiel in der Steiermark und wohl auch zu den Buttmandln. Einen Klausenpieker gibt es in Steinach im Kinzigtal, der als weißgekleidete Gestalt mit großem Schnabel auftritt. In anderen Orten kennt man den Bullemann, Böllenmann oder Böllemann, das Schreckgespenst für unartige Kinder, das wortgeschichtlich von einem Nikolausbegleiter abgeleitet zu sein scheint.

Knecht Ruprecht, Perchten und Krampus – sie alle waren und sind Vollstrecker der Strafen, die der Nikolaus verhängte.

Die im Morgen- wie im Abendlande gleich hoch verehrte Gestalt des Nikolaus knüpft an den Bischof Nikolaus von Myra an, der im 4. Jahrhundert lebte und zu den bekanntesten Heiligen der morgenländischen Kirche gehört. Seit dem 10. Jahrhundert kennt man den Nikolauskult auch in Deutschland. Die Legende erzählt, daß der Heilige über das Meer fuhr, um Nahrung für hungernde Kinder zu beschaffen und drei Mädchen die Mitgift besorgte, damit sie das Geld dazu nicht als Dirnen verdienen mußten. Auch die Rettung von Schiffern aus Seenot wird ihm zugeschrieben, weshalb er unter anderem als Patron der Schiffer gilt. Bis zur Reformation war St. Nikolaus der einzige Gabenbringer. Doch heute vermag der standardisierte, zu mietende Nikolaus kaum noch Kinderherzen mit froher Erwartung zu erfüllen. Es ist abzusehen, daß er eines nicht zu fernen Tages mit der Gestalt des unpersönlichen Weihnachtsmannes verschmelzen wird.

Siegburg

Seit mehr als drei Jahrhunderten findet in Siegburg der Nikolausmarkt statt. Einst befreite der Abt Wilhelm von Hochkirch alle »Krämer und Kaufleute«, die daran teilnahmen, »von Accisen und Ungelt«. Im Kalender ist der Nikolausmarkt in Siegburg wohl der letzte Markt im Rheinland. Im Gegensatz zu vielen anderen Märkten, die im Laufe der Zeit zu Volksfesten wurden, blieb der Markttag in Siegburg immer mit dem 6. Dezember, dem Nikolausfest, verbunden. Wie in alten Tagen duftet es rund um das Rathaus nach Lebkuchen, sieht man den Nikolaus, wie er bedächtig durch die Gassen geht und nachsieht, ob auch alles nach dem Rechten steht. Der Markt ist ein Paradies für Kinder, mit Mandelröstern, Spielwarenbuden, Losverkäufern und Karussells.

Wenn am Eröffnungstag der heilige Nikolaus und Knecht Ruprecht erscheinen, schlagen die Herzen höher. Es gibt 'Kammellen', Schokolade und Nüsse. Und wie immer wecken die vielen Spielsachen in den Buden und Ständen Wünsche und Zweifel. Man verwirft und begeistert sich aufs neue. So betrachtet ist der Nikolausmarkt, zumindest für die Kinder ein wirklicher Weihnachtsmarkt, eine Vorfreude auf das nahe Fest.

Auskünfte: Verkehrsamt, D-5200 Siegburg, Tel. (0 22 41) 10 23 83.



7



8

Berchtesgadener Land

An den beiden ersten Adventssonntagen laufen in Loipl und Winkl im Berchtesgadener Land die Buttnmandln. Dabei wird der Nikolaus in Winkl vom Nikoloweibl, einem verkleideten Burschen in Mädchentracht, und zwölf Buttnmandln begleitet. Das freundliche Nikoloweibl verteilt Geschenke an die Kinder, doch die wilden Buttnmandln verbreiten Schrecken. Sie sind in Tierfelle gehüllt, um die handgedroschenes Stroh gebunden ist, sie tragen fratzenhafte Masken und auf dem Rükken scheppern Kuhglocken. Verläßt St. Nikolaus nach der Bescherung der Kinder den Raum, springen die Buttnmandln in die Stube und werfen alles, was nicht niet- und nagelfest ist, durch die offenstehenden Fenster und Türen. Das 'Stub'nausräumen' geschieht indes nicht ohne Genehmigung: jeder Bauernhof rechnet es sich als Ehre an, wenn bei ihm ausgeräumt wird. Burschen und Dirndln werden dabei von den Buttnmandln hart in 'die Reißn' genommen, aber die Kinder und alle, die auf der Eckbank hinter dem Tisch sitzen, bleiben verschont. Das Lärmen und das Vertreiben der nicht am Tisch Sitzenden galt einst den schädlichen Hexen und Geistern. Auch in dem Dorf Loipl lärmt der unheimliche Zug der Buttnmandln. Statt des Nikoloweibes begleitet ein Engel den Nikolaus. Auch ein Krampus oder 'Ganggerl' hat sich in den Kreis der zwölf Buttnmandln eingeschlichen. Bei diesem mit Ketten rasselnden Wesen handelt es sich um niemand anderen als den Leibhaftigen.

Auskünfte: Fremdenverkehrsverband des Berchtesgadener Landes, Postfach 240, D-8240 Berchtesgaden, Tel. (0 86 52) 5011.

9. Oberallgäuer Brauch: das »Wilde-Klausen-Treiben«
10. Um Mitternacht hat St. Nikolaus alle Klaubäufe vor sich versammelt.

Oberstdorf

Johlend und tobend jagt am Abend des Nikolaustages die Schar der Wilden Klausen durch die Straßen von Oberstdorf. Die in Tierfelle gehüllten rauhen Gesellen tragen Hirschgeweihe oder Ochsengehörn auf dem Kopf. Glocken scheppern und Ketten rasseln. Langhaarige Zuschauer beiderlei Geschlechts riskieren eine kräftige Abreibung im Schnee. In früherer Zeit fand sich sogar mancher Vorwitzige im eiskalten Wasser des Dorfbrunnens wieder. Es gab Zeiten, da wagte sich kein Mensch auf die Straße, wenn die Wilden Klausen ihr Wesen trieben. Im Schutz der anonymen Verkleidung trieb es mancher wilde 'Klöüs' so arg, daß


9

man das Treiben verbieten mußte. Aber immer wieder setzte es sich durch. Heute wacht der Gebirgstrachten- und Heimatschutzverein darüber, daß keine Auswüchse vorkommen.
Der Brauch des Wilde-Klausen-Treibens ist uralt. Schon im Dreißigjährigen Krieg wurde darüber berichtet. Man hat versucht, ihn mythologisch zu deuten und darin Überreste germanischen Heidentums gesehen. Vermutlich ist er mit dem Nikolausbrauch der 'Buttnmandln' im Berchtesgadener Land verwandt. Es kann aber auch sein, daß das Wilde-Klausen-Treiben eine Form der Rügejustiz ist, die man in manchen Gegenden kannte und die in anderen Gebieten der Alpen als 'Haberfeldtreiben' bekannt ist.
Auskünfte: Kurverwaltung und Verkehrsamt, Postfach 1320, D-8980 Oberstdorf/Oberallgäu, Tel. (08322) 1014.

Matrei i. Osttirol

Eine alte Tradition haben in Matrei die Niggla- und Klaubauftage, die in die Zeit vom 4. bis 6. Dezember fallen. In den Familien wird der 5. Dezember als Generalprobe für das bevorstehende Weihnachtsfest angesehen. Die jungen Leute fehlen dabei meistens. Nach Einbruch der Dunkelheit lärmen Buben als Klaubäufe verkleidet durch die Straßen. Eingehüllt in selbstgenähte Schaffellmäntel, umgürtet mit starkem Lederzeug, an dem Glocken hängen, und maskiert mit holzgeschnitzten wilden Larven (Masken), sammeln sich die ungeheuerlich Aussehenden und bilden eine Gruppe, die bisweilen über vierzig Klaubäufe umfaßt.
Die Glocken sind oft, um eine besondere Klangfarbe zu erreichen, handgeschmiedet und die Holzlarven beweisen die Phantasie und die Kunstfertigkeit des Schnitzers in der Gestaltung furchterregender Grimassen. Ein Klaubauf kann bis zu 2,50 Meter groß sein. Mit fürchterlichem Schrei stürmen die Gestalten mit ausgebreiteten Armen auf Passanten und Zuschauer los. Der 'Angegriffene' wird am Arm gepackt, im Kreis getrieben und auf den gefrorenen Boden oder in den Schnee geworfen.


10

Später wird dann 'Zusammengeglogget': der Nikolaus versammelt die wilde Schar um sich. Damit beginnt der Zug von Haus zu Haus. St. Nikolaus wird in viele Häuser eingelassen, und während er sich ernst oder gütig mit den Familienmitgliedern unterhält, teilen die 'Bedienten' die Gaben aus. 'Lotter' und 'Litterin' erbetteln eine Spende und tanzen zum Dank nach der Musik des begleitenden Spielmannes.
Nun sollten, dem alten Brauch folgend, die Klaubäufe in das Haus eingelassen werden. Doch die wilden Gesellen sind aus der guten Stube oder der Küche verbannt worden, da sie wohl zuviel Schaden angerichtet haben. Bei einigen Bauern und Marktfamilien hat sich das 'Klaubauf-Hereinlassen' erhalten. Dort wird dann noch um den Stubentisch gerauft.
Bis um Mitternacht scheppern die Glocken, schallt das Geschrei und Gekreische, bimmelt der Nikolaus mit seinem Glöcklein, wenn er alle Klaubäufe um sich versammelt haben will.
Das Klaubaufzeug ist in vielen Fällen vom Vater auf den Sohn, vom größeren Bruder auf den kleineren, vom Onkel auf den Neffen übergegangen. Wer es sich neu anschaffen will, muß tief in die Tasche greifen, denn insbesondere die handgefertigten Masken sind eine teure Angelegenheit. Eine alte Sitte im Zusammenhang mit den Klaubauftagen ist das 'Toiflimahl', bei dem das gesammelte Geld verbraucht wird. Zuvor hat man jedoch den größeren Teil der Summe für karitative Zwecke abgezweigt. Auskünfte: Fremdenverkehrsverband A-6143 Matrei, Tel. (05273) 278.

Feste und Bräuche

Nikolaustag





Titel, »Drauß' vom Walde komm' ich her...«
1. Vorweihnachtlicher Höhepunkt, das Fest des Heiligen Nikolaus
2. Hoch zu Pferde – St. Nikolaus in Aurich/Ostfriesland
3. Lichterkläuse in Küssnacht am Rigi/Zentralschweiz
4. In Kärnten und in vielen anderen Gegenden Österreichs begleiten Perchten den Heiligen Nikolaus
5. »Buttenmandl« in Winkl bei Berchtesgaden
6. In vielen Kirchen findet man Darstellungen des Hl. Nikolaus
7. Alter Kupferstich von Siegburg
8. Gruppe von Buttnmandlläufern mit St. Nikolaus

Nikolaustag im Wandel der Zeiten



1



2



3



4



5



6

Am 6. Dezember ist Nikolaustag. Die Kinder stellen einen Schuh vor die Tür, und in der Nacht kommt Nikolaus und füllt ihn mit seinen Gaben. Doch nicht nur der Nikolaus ist dann unterwegs; in vielen Dörfern spuken Anfang Dezember dämonenhafte Schreckgestalten, die mit dem freundlichen Nikolaus, wie wir ihn kennen, wenig gemeinsam haben. Man hat versucht, die mancherorts den Nikolaus begleitende Schreckgestalt des Krampus als Verkörperung des von Nikolaus gebändigten Teufels, als Gegensatz von Gut und Böse, zu deuten.

Einleuchtender ist jedoch die Erklärung, daß der heilige Nikolaus der erste verkleidete christliche Percht war, also eine Gegenfigur zu den heidnischen Dämonen des Lebens und des Wachstums, die als Perchtenläufer in Oberbayern und den österreichischen Alpenländern umherziehen. Angetan mit furchterregenden Masken, bekämpfen die Perchten die Fruchtbarkeit behindernde, von Toten verkörperte irdische Elemente.

So sind etwa in Loipl im Berchtesgadener Land seit heidnischer Zeit sogenannte Buttmandl unterwegs, die in ihrer Verkleidung mit Stroh, Fell und Tierkopf den Nikolaus begleiten und dabei mit Ketten und Kuhglocken einen Höllenlärm veranstalten. Wenn dann Nikolaus das Zimmer verläßt, beginnen sie es »auszuräumen«. Im Allgäu begleitet der Rumpelklas als schreckender Begleiter den Nikolaus. Er ist in Kuhhaut gekleidet, trägt Hörner und lärmt mit Schellen. In Balingen kennt man den Nikolaus in Stroh eingebunden, als Parallele zum Mitterdorfer Nikolospiel in der Steiermark und wohl auch zu den Buttmandln. Einen Klausenpieker gibt es in Steinach im Kinzigtal, der als weißgekleidete Gestalt mit großem Schnabel auftritt. In anderen Orten kennt man den Bullemann, Böllenmann oder Böllemann, das Schreckgespenst für unartige Kinder, das wortgeschichtlich von einem Nikolausbegleiter abgeleitet zu sein scheint.

Knecht Ruprecht, Perchten und Krampus – sie alle waren und sind Vollstrecker der Strafen, die der Nikolaus verhängte.

Die im Morgen- wie im Abendlande gleich hoch verehrte Gestalt des Nikolaus knüpft an den Bischof Nikolaus von Myra an, der im 4. Jahrhundert lebte und zu den bekanntesten Heiligen der morgenländischen Kirche gehört. Seit dem 10. Jahrhundert kennt man den Nikolauskult auch in Deutschland. Die Legende erzählt, daß der Heilige über das Meer fuhr, um Nahrung für hungernde Kinder zu beschaffen und drei Mädchen die Mitgift besorgte, damit sie das Geld dazu nicht als Dirnen verdienen mußten. Auch die Rettung von Schiffern aus Seenot wird ihm zugeschrieben, weshalb er unter anderem als Patron der Schiffer gilt. Bis zur Reformation war St. Nikolaus der einzige Gabenbringer. Doch heute vermag der standardisierte, zu mietende Nikolaus kaum noch Kinderherzen mit froher Erwartung zu erfüllen. Es ist abzusehen, daß er eines nicht zu fernen Tages mit der Gestalt des unpersönlichen Weihnachtsmannes verschmelzen wird.

Siegburg

Seit mehr als drei Jahrhunderten findet in Siegburg der Nikolausmarkt statt. Einst befreite der Abt Wilhelm von Hochkirch alle »Krämer und Kaufleute«, die daran teilnahmen, »von Accisen und Ungelt«. Im Kalender ist der Nikolausmarkt in Siegburg wohl der letzte Markt im Rheinland. Im Gegensatz zu vielen anderen Märkten, die im Laufe der Zeit zu Volksfesten wurden, blieb der Markttag in Siegburg immer mit dem 6. Dezember, dem Nikolausfest, verbunden. Wie in alten Tagen duftet es rund um das Rathaus nach Lebkuchen, sieht man den Nikolaus, wie er bedächtig durch die Gassen geht und nachsieht, ob auch alles nach dem Rechten steht. Der Markt ist ein Paradies für Kinder, mit Mandelröstern, Spielwarenbuden, Losverkäufern und Karussells.

Wenn am Eröffnungstag der heilige Nikolaus und Knecht Ruprecht erscheinen, schlagen die Herzen höher. Es gibt 'Kammellen', Schokolade und Nüsse. Und wie immer wecken die vielen Spielsachen in den Buden und Ständen Wünsche und Zweifel. Man verwirft und begeistert sich aufs neue. So betrachtet ist der Nikolausmarkt, zumindest für die Kinder ein wirklicher Weihnachtsmarkt, eine Vorfreude auf das nahe Fest.

Auskünfte: Verkehrsamt, D-5200 Siegburg, Tel. (0 22 41) 10 23 83.





8

Berchtesgadener Land

An den beiden ersten Adventssonntagen laufen in Loipl und Winkl im Berchtesgadener Land die Buttnmandln. Dabei wird der Nikolaus in Winkl vom Nikoloweibl, einem verkleideten Burschen in Mädchentracht, und zwölf Buttnmandln begleitet. Das freundliche Nikoloweibl verteilt Geschenke an die Kinder, doch die wilden Buttnmandln verbreiten Schrecken. Sie sind in Tierfelle gehüllt, um die handgedroschenes Stroh gebunden ist, sie tragen fratzenhafte Masken und auf dem Rükken scheppern Kuhglocken. Verläßt St. Nikolaus nach der Bescherung der Kinder den Raum, springen die Buttnmandln in die Stube und werfen alles, was nicht niet- und nagelfest ist, durch die offenstehenden Fenster und Türen. Das 'Stub'nausräumen' geschieht indes nicht ohne Genehmigung: jeder Bauernhof rechnet es sich als Ehre an, wenn bei ihm ausgeräumt wird. Burschen und Dirndln werden dabei von den Buttnmandln hart in 'die Reißn' genommen, aber die Kinder und alle, die auf der Eckbank hinter dem Tisch sitzen, bleiben verschont. Das Lärmen und das Vertreiben der nicht am Tisch Sitzenden galt einst den schädlichen Hexen und Geistern. Auch in dem Dorf Loipl lärmt der unheimliche Zug der Buttnmandln. Statt des Nikoloweibes begleitet ein Engel den Nikolaus. Auch ein Krampus oder 'Ganggerl' hat sich in den Kreis der zwölf Buttnmandln eingeschlichen. Bei diesem mit Ketten rasselnden Wesen handelt es sich um niemand anderen als den Leibhaftigen.

Auskünfte: Fremdenverkehrsverband des Berchtesgadener Landes, Postfach 240, D-8240 Berchtesgaden, Tel. (0 86 52) 50 11.

9. Oberallgäuer Brauch: das »Wilde-Klausen-Treiben«
10. Um Mitternacht hat St. Nikolaus alle Klaubäufe vor sich versammelt.

Oberstdorf

Johlend und tobend jagt am Abend des Nikolaustages die Schar der Wilden Klausen durch die Straßen von Oberstdorf. Die in Tierfelle gehüllten rauhen Gesellen tragen Hirschgeweihe oder Ochsengehörn auf dem Kopf. Glocken scheppern und Ketten rasseln. Langhaarige Zuschauer beiderlei Geschlechts riskieren eine kräftige Abreibung im Schnee. In früherer Zeit fand sich sogar mancher Vorwitzige im eiskalten Wasser des Dorfbrunnens wieder. Es gab Zeiten, da wagte sich kein Mensch auf die Straße, wenn die Wilden Klausen ihr Wesen trieben. Im Schutz der anonymen Verkleidung trieb es mancher wilde 'Klöüs' so arg, daß



9

man das Treiben verbieten mußte. Aber immer wieder setzte es sich durch. Heute wacht der Gebirgstrachten- und Heimatschutzverein darüber, daß keine Auswüchse vorkommen.
Der Brauch des Wilde-Klausen-Treibens ist uralt. Schon im Dreißigjährigen Krieg wurde darüber berichtet. Man hat versucht, ihn mythologisch zu deuten und darin Überreste germanischen Heidentums gesehen. Vermutlich ist er mit dem Nikolausbrauch der 'Buttnmandln' im Berchtesgadener Land verwandt. Es kann aber auch sein, daß das Wilde-Klausen-Treiben eine Form der Rügejustiz ist, die man in manchen Gegenden kannte und die in anderen Gebieten der Alpen als 'Haberfeldtreiben' bekannt ist.
Auskünfte: Kurverwaltung und Verkehrsamt, Postfach 1320, D-8980 Oberstdorf/Oberallgäu, Tel. (08322) 1014.

Matrei i. Osttirol

Eine alte Tradition haben in Matrei die Niggla- und Klaubauftage, die in die Zeit vom 4. bis 6. Dezember fallen. In den Familien wird der 5. Dezember als Generalprobe für das bevorstehende Weihnachtsfest angesehen. Die jungen Leute fehlen dabei meistens. Nach Einbruch der Dunkelheit lärmen Buben als Klaubäufe verkleidet durch die Straßen. Eingehüllt in selbstgenähte Schaffellmäntel, umgürtet mit starkem Lederzeug, an dem Glocken hängen, und maskiert mit holzgeschnitzten wilden Larven (Masken), sammeln sich die ungeheuerlich Aussehenden und bilden eine Gruppe, die bisweilen über vierzig Klaubäufe umfaßt.
Die Glocken sind oft, um eine besondere Klangfarbe zu erreichen, handgeschmiedet und die Holzlarven beweisen die Phantasie und die Kunstfertigkeit des Schnitzers in der Gestaltung furchterregender Grimassen. Ein Klaubauf kann bis zu 2,50 Meter groß sein. Mit fürchterlichem Schrei stürmen die Gestalten mit ausgebreiteten Armen auf Passanten und Zuschauer los. Der 'Angegriffene' wird am Arm gepackt, im Kreis getrieben und auf den gefrorenen Boden oder in den Schnee geworfen.



10

Später wird dann 'Zusammengeglogget': der Nikolaus versammelt die wilde Schar um sich. Damit beginnt der Zug von Haus zu Haus. St. Nikolaus wird in viele Häuser eingelassen, und während er sich ernst oder gütig mit den Familienmitgliedern unterhält, teilen die 'Bedienten' die Gaben aus. 'Lotter' und 'Litterin' erbetteln eine Spende und tanzen zum Dank nach der Musik des begleitenden Spielmannes.
Nun sollten, dem alten Brauch folgend, die Klaubäufe in das Haus eingelassen werden. Doch die wilden Gesellen sind aus der guten Stube oder der Küche verbannt worden, da sie wohl zuviel Schaden angerichtet haben. Bei einigen Bauern und Marktfamilien hat sich das 'Klaubauf-Hereinlassen' erhalten. Dort wird dann noch um den Stubentisch gerauft.
Bis um Mitternacht scheppern die Glocken, schallt das Geschrei und Gekreische, bimmelt der Nikolaus mit seinem Glöcklein, wenn er alle Klaubäufe um sich versammelt haben will.
Das Klaubaufzeug ist in vielen Fällen vom Vater auf den Sohn, vom größeren Bruder auf den kleineren, vom Onkel auf den Neffen übergegangen. Wer es sich neu anschaffen will, muß tief in die Tasche greifen, denn insbesondere die handgefertigten Masken sind eine teure Angelegenheit. Eine alte Sitte im Zusammenhang mit den Klaubauftagen ist das 'Toiflimahl', bei dem das gesammelte Geld verbraucht wird. Zuvor hat man jedoch den größeren Teil der Summe für karitative Zwecke abgezweigt. Auskünfte: Fremdenverkehrsverband A-6143 Matrei, Tel. (05273) 278.

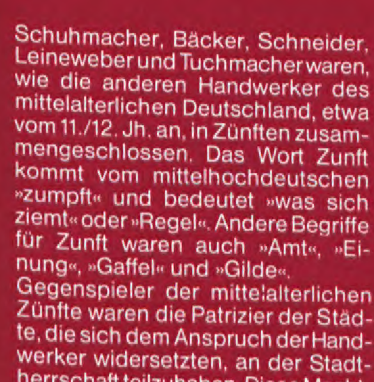
Feste und Bräuche

Zunftfeste

15

Titel, Kuchen- und Brunnenfest der Salzsieder in Schwäbisch Hall
1. Szene aus dem Fischertanz beim Ulmer Fischerstechen
2. Plünderung der Girlanden bei der Holmer Beliebung
3. Bergknappen aus Achthal – Neunkirchen
4. Schäfflertanz in München
5. Nürnberger Handwerker
6. Anläßlich der Schaffermahlzeit wird diese Fahne am Bremer Rathaus gehißt
7. »Gautschen« auf dem Gutenbergplatz in Mainz
8. Die Schaffermahlzeit
9. Böllerschüsse zeigen den Beginn des Festes am Pfingstsonntag an

Zunftfeste im Wandel der Zeiten





1



2



3



4

Schuhmacher, Bäcker, Schneider, Leineweber und Tuchmacher waren, wie die anderen Handwerker des mittelalterlichen Deutschland, etwa vom 11./12. Jh. an, in Zünften zusammengeschlossen. Das Wort Zunft kommt vom mittelhochdeutschen »zumpft« und bedeutet »was sich ziemt« oder »Regel«. Andere Begriffe für Zunft waren auch »Amt«, »Einung«, »Gaffel« und »Gilde«.

Gegenspieler der mittelalterlichen Zünfte waren die Patrizier der Städte, die sich dem Anspruch der Handwerker widersetzten, an der Stadtherrschaft teilzuhaben. Diese Machtkämpfe dauerten Generationen, ehe die Zünfte eine Art Mitbestimmung erwirken konnten. In den Zünften herrschten strenge Regeln. Den Mittelpunkt des Zunftlebens bildeten oft Zunfthäuser. Wer in der Stadt einen Beruf ausübte, sei es der eines Maurers, Künstlers oder auch Bettlers, mußte einer Zunft angehören. Neben dem eigenen Wappen hatte jede Zunft auch ihre besonderen Bräuche, die sich im Laufe der Zeit bildeten. Zum Teil sind diese Zunftbräuche bzw. -feste bis in unsere Zeit erhalten geblieben.

Das Gautschen bei den Druckern etwa (siehe unter Mainz) läßt die Zeit des Meisters Gutenberg wieder lebendig werden. Verwandt mit diesem Brauch ist der Metzgersprung im österreichischen Rattenberg/Inntal. Dort werden die Metzgergesellen nach dem Leeren einiger Gläser Weins in einen Brunnen gestoßen und müssen anschließend, wie die Neulinge bei den Druckern, den Altgesellen einen Freitrunk spendieren.

Auch das bekannte Zürcher Volksfest Sechseläuten oder das Nürnberger Schembartlaufen geht auf altes Zunftbrauchtum zurück. Man feiert heute die Zunftfeste mitunter nur in bestimmten Zeitabständen; so wird der Münchner Schäfflertanz, bei dem die Schäffler (Böttcher) einen Contretanz aufführen, nur alle sieben Jahre begangen.

Die Herkunft mancher Bräuche ist bis heute ungeklärt. Vom Schwertertanz etwa meinen manche Volkskundler, daß er ebenfalls von den Zünften, und zwar von den Schwertfegern (Waffenschmieden) herkomme. Andere Wissenschaftler datieren ihn bis in die Urzeit zurück. Wie dem auch sei – Zunftfeste leben nicht nur im deutschen Sprachraum fort, sondern in allen Ländern mit alter Zunfttradition und bilden in unserem technisierten Zeitalter lebendige Erinnerungen an eine einst reiche städtische Kultur.



5

Bremen

In der bremischen Geschichte spielen, wie es sich für eine alte Hansestadt geziemt, Traditionen eine besondere Rolle. Hier ist nicht nur Roland der Riese ein Zeugnis ruhiger Standfestigkeit. Lebendiger Beweis für solides Traditionsbewußtsein ist auch die alljährlich am zwei-


6

ten Freitag im Februar stattfindende »Schaffermahlzeit«. Sie wird seit 1545 abgehalten, nur unterbrochen von den Kriegsjahren. Auch der Speisezettel ist der gleiche wie vor mehr als 430 Jahren: Bremer Hühnersuppe, Stockfisch in Krebstunke, Braunkohl und Pinkel, Kalbsbraten, Rigaer Butt, Käse, Obst und Kaffee. Dazu gibt es Schafferwein und das eigens gebraute Seefahrtsbier.
Die Bremer Schaffermahlzeit steht in direkter Nachfolge der einstigen »Großen Kost«, des jährlichen Brudermahls der Schiffergilden. An ihr nehmen Reeder und Schiffer teil; und jeder ist nur einmal eingeladen. Das Ganze dauert vier Stunden. Getafelt wird im ehrwürdigen Rathaus, wo in der oberen Halle lange Reihen festlich gedeckter Tische aufgestellt sind. Die Damen werden in einem anderen Saal verköstigt;


7


8

erst nach dem Mahl dürfen sie sich zur Herrenrunde gesellen.
Auskünfte: Verkehrsverein, Bahnhofsplatz 29, D-2800 Bremen, Tel. (0421) 3218 55.

Mainz

Die Mainzer Johannisnacht ist als jährlich wiederkehrendes Ereignis ein junges Fest; es wurde vor zwei Jahrzehnten zum erstenmal gefeiert. Das Gautschen indes, das man dabei erleben kann, ist ein alter historischer Zunftbrauch der Buchdrucker. Und daß er in Mainz im Mittelpunkt eines Volksfestes steht, hat seinen besonderen Grund: hier schuf vor mehr als 500 Jahren Johannes Gutenberg den Buchdruck mit beweglichen, gegossenen Lettern. Er ist denn auch sozusagen der Patron der Mainzer Johannisnacht, sieht man von St. Johannis ab, der den Termin, das Wochenende nach dem 24. Juni, bestimmte. Auf dem Gutenbergplatz zwischen Dom und Theater erlebt man den Höhepunkt des dreitägigen Festes, wenn junge Burschen in der Tracht der Buchdruckerlehrlinge die höhere Weihe ihrer Zunft erhalten: sie werden gegautscht. Ein derber Brauch, wie damals so auch heute! Kräftige Fäuste packen die Lehrlinge und tauchen sie einen nach dem anderen in den randvoll gefüllten Wasserbottich. Ein Gautschmeister führt die Aufsicht und übergibt nach überstandenem Bad den Gautschbrief, ohne den kein Druckergeselle in seiner Zunft anerkannt ist.
Auskünfte: Verkehrsverein Mainz e.V. Bahnhofsplatz 2, D-6500 Mainz, Tel. (06131) 28371-74.

Schwäbisch Hall


9

Die ehemalige Reichsstadt Schwäbisch Hall im Kochertal verdankt dem Salz Entstehung und Reichtum. Bereits 1306 lebten seine Bürger und Salzsieder vom »weißen Gold« (heute dient die Salzquelle nur noch therapeutischen Zwecken). Das »Kuchen- und Brunnenfest«, das die

10. *Formation zum Siedlertanz auf dem Grasbödele*
11. *Ulmer Trachten beim Fischerstechen*
12. *Fischerstechen auf der Donau*
13. *Der Reiftanz Hüttenberger Knappen*

Haller Sieder zu Pfingsten feiern, knüpft an diese Tradition an und geht bis ins hohe Mittelalter zurück. Der Überlieferung nach sollen bei einem Stadtbrand im Jahr 1376 die Salzsieder unter Lebensgefahr die Dorfmühle gerettet haben. Als Dank stiftete der Müller jeweils zum Pfingstmontag einen großen Kuchen. Aus diesem Ereignis entstand das Kuchen- und Brunnenfest. Nach alter Tradition bitten die Sieder jedes Jahr den Magistrat der Stadt um die Genehmigung zum Kuchenfest und stellen einen Versuchskuchen auf dem Marktplatz zur Schau. Nach alter Regel holen die Söhne der Salzsieder den Kuchen und tragen dabei die alte Tracht: farbenprächtige Wamse, weiße Kragen, schwarze Pluderhosen, grüne Strümpfe,



dazu das Degengehänge. Am Fest dürfen nur Unverheiratete teilnehmen, die mit einer Siederstochter erscheinen. Der sogenannte Große Siedershof wird von 15 Paaren gebildet, hinzu kommen die Spielleute, Lanzen-, Fahnen- und Kuchenträger. Am Samstag vor Pfingsten beginnt das Fest mit dem Tanz auf dem Grasbödle, einer Kocherinsel. Am Pfingstsonntag erteilt der Magistrat die Genehmigung zum Fest, und nach dem Tanz um den 2 m messenden Kuchen wird auf dem Marktplatz der reichsstädtische Gerichtstag abgehalten. Am Nachmittag zieht der malerische Brunnenzug mit Troß, Wagen und Schützenkompanie auf das Grasbödle zum Siederstanz. Das Fest klingt am Pfingstmontag mit alten Tänzen und Darbietungen der Siederskapelle aus.
Auskünfte: Städt. Fremdenverkehrsamt, Am Markt, D-7170 Schwäbisch Hall, Tel. (0791) 751216.

Ulm

Auf das Jahr 1397 geht die »Schwörmontagsfeier« zurück, mit der die Ulmer Bürger am Montag nach Stephanus, dem vorletzten Sonntag im Juli, ihr größtes Fest begehen. Mit dem Schwörbrief wurden vor beinahe 600 Jahren die langen Kämpfe und harten Auseinandersetzungen zwischen Patriziat und Zünften beendet. Man schwor in dieser Verfassungsurkunde, zukünftig auf demokratische Weise gemeinsam für das Wohl der Stadt zu arbeiten. Auch die Bürger sollten bei wichtigen Entscheidungen gehört werden. Diesen Eid, den die Stände einst untereinander ablegten, erneuert heute symbolisch der Bürgermeister von Ulm, wenn er am Schwörmontag um 11 Uhr auf dem Balkon des Rathauses vor das Volk tritt. Dem historischen Akt folgt ein großes Fest mit Wein, Gesang und dem »Nabada«, dem im letzten Jahrhundert eingeführten allgemeinen Baden in der Donau. Bekannt ist auch das »Ulmer Fischerstechen«, ein mittelalterlicher Zunftbrauch, der zusammen mit dem Schwörmontag, aber in größeren Zeitabständen veranstaltet wird. Bei dem nach uralten Turnierregeln ausgefochtenen Kampf verschiedener Mannschaften in flachen, kiellosen »Ulmer Plätten« oder »Ulmer Schachteln« gilt es, sich gegenseitig mit langen Lanzen vom Kahn zu stoßen.





Dabei stechen der Narr, der Bauer, die Bäuerin und der Weißfischer. Das bunte Treiben, bei dem zur Gaudi des Publikums manches unfreiwillige Bad genommen wird, erfreute schon Kaiser Karl V., als er im Juli 1550 in Ulm weilte.
Auskünfte: Verkehrsbüro, Münsterplatz, 7900 Ulm, Tel. (0731) 64161.

Hüttenberg

Seit rund zweitausend Jahren wird in den Kärntner Eisenwurzen nach Erz gegraben. Zentrum des Gebietes ist der alte Bergbauort Hüttenberg im Görschitztal. Alle drei Jahre feiert man das bekannte Laubhüttenfest; und wer hier am Montag auf den ersten Sonntag nach Pfingsten ohne Bergleder erwischt wird, muß damit rechnen, gepritscht, das heißt mit der Pritsche geschlagen und in die Laubhütte gebracht zu werden. Höhepunkt des Festes ist der Reiftanz der Bergknappen. Man hat den Ort mit Tannengrün, Girlanden und Ehrenpforten geschmückt. Am Mittag des Sonntags nach Pfingsten treffen sich die Knappen an verschiedenen Orten und sammeln sich darauf zu einem mächtigen Zug, um den Bürgermeister, den Berghauptmann und die Reiftänzerbraut abzuholen.
An der Spitze des Zuges marschieren Hans Obernarr und der »Schwoafträger« in ihren Phantasieuniformen, gefolgt von 24 Reifträgern. In eigenartigen Bewegungen, sogenannten Schnecken, windet sich der Zug durch den Ort zum Oberen Markt und zur Laubhütte. Die Reifträger stellen sich in der Mitte des Platzes auf, und wenn Hans Obernarr das Zeichen gibt, lassen sie die grünen Bögen der Reifen nach Pfeifen- und Trommelklängen in die Höhe schnellen, sich in kunstvollen Figuren kreisen und drehen und schließlich eine Kuppel bilden.
Im Reiftanz der Hüttenberger Knappen mischt sich uraltes heidnisches Brauchtum mit erworbenen Privilegien. Wenn er beendet ist, beginnt der Tanz in der Laubhütte, bei der jeder der geladenen Gäste die Reifjungfrau zur Ehrenrunde führt.
Auskünfte: Marktgemeindeamt, A-9375 Hüttenberg, Tel. (04263) 247.

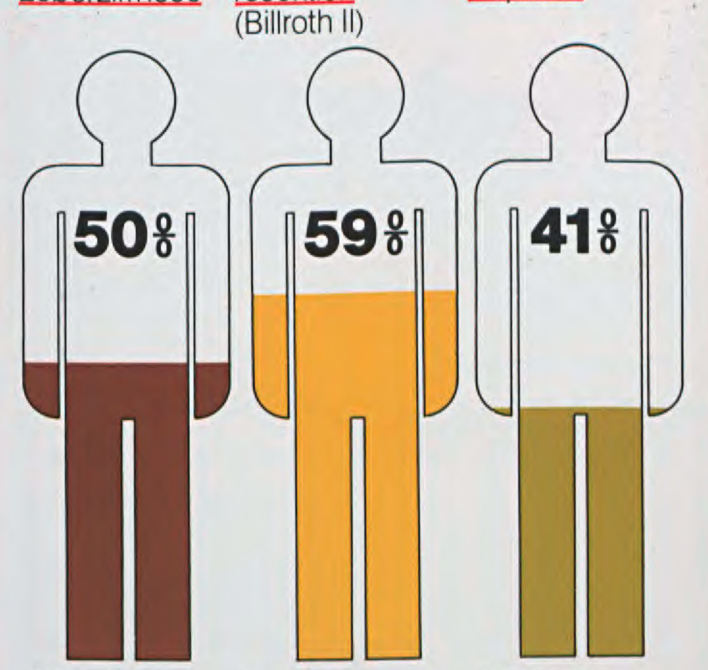


Pankreon® forte

Therapiemöglichkeiten

„In hohem Prozentsatz erkranken Magen, Duodenum, Pankreas und hepatobiliäres System gleichzeitig".
(Wanke, Med. Welt 1969: 765).

Eine eingeschränkte Pankreasfunktion fand man



(Goebell u. Mitarbeiter, Acta hepatosplenol 1971: 437).

(Forell u. Mitarbeiter, Dtsch. Med. Wschr. 1969: 1097).

(Kunz, Med. Klin. 1971: 243).

384



KALI-CHEMIE PHARMA GMBH · HANNOVER

Feste und Bräuche

Erinnerungsfeste



14

Titel, Fahnenschwinger bei der Jubiläumsaufführung der Landshuter Hochzeit 1975
1. Bierführer beim Oktoberfest
2. Landshuter Hofmusik
3. Schwedenlager während der Kinderzech-Festwoche
4. Beim Tänzelfest in Kaufbeuren
5. Auch für's leibliche Wohl wird bei der Landshuter Hochzeit gesorgt
6. Und wo gefeiert wird, darf dies Bild nicht fehlen
7. Der schwedische Obrist mit Lorebub
8. Die Lore hat die Kinder um sich versammelt
9. »Breznstand« auf der »Wies'n«
10. Oktoberfest-Stimmung





2



3



4



5

Erinnerungsfeste im Wandel der Zeiten



6

Freudige Ereignisse wie die Verleihung der Stadtrechte, eine Schenkung oder die Errettung aus einer Not, aber auch traurige Begebenheiten wie Pestzeiten, Stadtbrände oder Naturkatastrophen sind häufig der Anlaß, zur Erinnerung an diese Zeiten besondere Feste zu feiern. Auch Wallfahrten und Prozessionen entstanden oft aus Anlaß eines Versprechens, das in Notzeiten abgelegt wurde. Fast jede Stadt und jede Landschaft hat so eigene Erinnerungsfeste, die sich über Jahrhunderte hinweg erhalten haben. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß die historischen Begebenheiten vielerorts in Vergessenheit geraten sind. Als Folge der Mobilität unserer Gesellschaft schwindet das Bewußtsein, Bürger einer bestimmten Gemeinde zu sein; man wurde nicht in altes Brauchtum hineingeboren. Auch die Zusammenschlüsse der Gemeinden zu größeren Verwaltungseinheiten tragen zu dieser Entwicklung bei.
Um Bürgerbewußtsein zu wecken, den jungen Einwohnern die Vergangenheit ihrer Stadt nahezubringen, auch als Attraktion für fremde Besucher, beginnen heute viele Städte wieder Volksfeste mit historischem Hintergrund zu veranstalten.
In ganz Deutschland bekannte historische Feste sind zum Beispiel die alle drei Jahre stattfindende »Landshuter Fürstenhochzeit«. In Oberviechtach im Bayerischen Wald gedenkt man des berühmten Sohnes der Stadt mit der »Dr. Eisenbart-Festwoche«, während im weiter südlich gelegenen St. Englmar alljährlich am Pfingstsonntag das »Englmarisuchen« gefeiert wird. Zu einer Art Prozession entwickelte sich auch der »Schwedengang« in Kronach, der in Erinnerung an die Bedrohung der Stadt durch die Schweden im Dreißigjährigen Krieg bis heute veranstaltet wird. In Altdorf gedenkt man im August des Feldherrn Wallenstein.
Die Gemeinde Much in Hessen ist einer der vielen Orte, in denen sich religiöses Brauchtum erhalten hat. Der Pilgerfahrt zur Madonna von Werl liegt ein Gelübde während der Pestzeit im Mittelalter zugrunde.
Weitbekannt ist die »Dinkelsbühler Kinderzeche«, die ebenso zur Geschichte der Stadt gehört wie in Biberach das Schützenfest und in Kaufbeuren das Tänzelfest.

Nordhastedt

Mittelalterlich bunt geht es beim »Fruunsbeer« zu, einem historischen Fest, das alle drei Jahre an einem Sonntag um Johannis (Ende Juni) im Dithmarscher Dorf Nordhastedt gefeiert wird. Der Überlieferung nach ist das Fruunsbeer aus einem Dank an die Frauen des Dorfes entstanden, die sich einst in der Schlacht bei Hemmingstedt wacker geschlagen haben. Nach einer anderen Quelle, der man eher Glauben schenken möchte, sollen die Frauen erfolgreich einen räuberischen Überfall auf ihr Dorf abgewehrt haben, als die Männer nicht zu Hause waren.
Der bestandene Kampf berechtigt die Frauen, einen Tag lang das Regiment im Ort zu führen. Als Banner tragen sie beim Festzug auf einem Stock einen Pantoffel als Zeichen der weiblichen Herrschaft. Später wird der Pantoffel im Festsaal an die Decke gehängt. Die Frauen sind nach der Mode des 15. Jahrhunderts gekleidet. Außer dem Pantoffel-Banner tragen sie einen Henkelgrapen, einen Henkeltopf, als Zeichen ihrer häuslichen Pflichten mit sich. Nach dem Umzug wird mittelalterlich getafelt und gefeiert. Die Männer sind als Gäste eingeladen, sie haben sich nach den Anordnungen der Schaffnerinnen zu richten. Und wie es sich an ihrem Ehrentag geziemt, sind es auch die Damen, die zum Tanze bitten.
Auskünfte: Kreisverkehrsamt, D-2240 Heide, Tel. (0481) 971

Dinkelsbühl

Mehr als ein Dutzend Torburgen, eine vollständig erhaltene Stadtmauer mit Wehrgängen und vier Stadttoren und mittelalterliche Straßenzüge machen die ehemalige freie Reichstadt Dinkelsbühl an der Romantischen Straße zu einem städtebaulichen Kleinod. Es erscheint beinahe wie ein Wunder, daß Dinkelsbühl sein altes Gesicht bewahren konnte, denn die Stadt war oft in Gefahr, zerstört zu werden. So kamen in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges auch die Schweden und forderten Übergabe »auf Gnad und Ungnad«. In der Kinderzeche, einem der schönsten historischen Feste in Deutschland, kann man nacherleben, was damals geschah: wie Lore, die Tochter eines Torwächters, die Kinder der Stadt um sich versammelte und in das Lager des Feindes zog. Wie sie den schwedischen Obristen anflehte, die Stadt zu verschonen und wie der Befehl gegeben wurde, nicht zu plündern und zu brandschatzen.
Eine Woche lang feiert Dinkelsbühl Mitte Juli die Kinderzeche. Da sieht man Frauen und Kinder in alten Trachten, Ratsherren und Landsknechte, Bauern und Zunfttänzer. Das Rahmenprogramm umfaßt Tonbildschauen zur Stadtgeschichte, Freilichtaufführungen, historische Tänze wie Zunftreigen, Fahnenschwingen und ein großes Volksfest. Das Treiben vor der mittelalterlichen Kulisse der alten Häuser, Mauern und Türme, in den Gassen der Stadt und im Schwedenlager, dauert bis spät in den Abend, und wenn der Stadtwächter seine Runde geht, wird beim Volksfest auf dem Schießwasen noch fröhlich gefeiert.
Auskünfte: Städt. Verkehrsamt, Marktplatz, D-8804 Dinkelsbühl, Tel. (09851) 3013.



7



8



9

München

Das Oktoberfest auf der Theresienwiese in München gilt als das größte Volksfest der Welt. Seit seinen Anfängen vor 170 Jahren wandelte es sich vom lokalen zum weltweiten Ereignis mit zahllosen Gästen aus aller Herren Länder. Es entstand im Jahre 1810 anläßlich der Hochzeit des bayerischen Kronprinzen und späteren Königs, Ludwigs I. mit Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen und knüpfte an die in Vergessenheit geratene Tradition der »Scharlachrennen« (Pferderennen) an. Schausteller und Bierwirte zogen 1818 zum erstenmal auf der Wies'n auf; und wenn der Pferdefreund seit der Jahrhundertwende auch keine rassigen Rennpferde mehr beim Oktoberfest sieht, so sind doch alljährlich die stattlichen Vierergespanne im Festzug am Eröffnungstag mit dabei. Der Zug rollt samstags um 12 Uhr in der Bierzeltstraße ein, Böllerschüsse dröhnen über den Platz, und der Oberbürgermeister von München zapft nach altem Brauch im Schottenhamelzelt das erste Faß an.
Eine besondere Augenweide ist das Trachten- und Schützenfest am ersten Oktobersonntag, zu dem



10

11. *Ein Turnier zählt zu den Hauptattraktionen während der Landshuter Hochzeit*
12. *Das Prinzenpaar*
13. *Ochsengespann mit Wagen, in dem St. Englmar zu Tal gebracht wird*

Trachtengruppen aus ganz Europa kommen. In festlichem Zug bewegt sich die farbenprächtige Schar vom Maxmonument zur Theresienwiese. Für zünftige Feststimmung sorgen zahlreiche im Festzug mitmarschierende Musikkapellen, die auch in den Bierzelten aufspielen.
Auf der Wies'n wogt die Menschenmenge bis spät in die Nacht beim Lärm der Skooterbahnen, Karussells und zahllosen anderen Volksfestattraktionen. Gegessen und getrunken wird seit eh und je. Aber im Gegensatz zu früheren Zeiten hat man heute Statistiken zur Hand: Rund 4 Millionen Liter Bier werden in die mächtigen Maßkrüge gezapft, mehr als eine Dreiviertelmillion Schweinswürstl und über eine halbe Million Brathendl stärken die Festteilnehmer. Die Stimmung in den Bierzelten aber kann man nicht schildern, man muß sie erleben. Natürlich am besten in einer Clique von Freunden.
Auskünfte: Fremdenverkehrsamt, Rindermarkt 5, D-8000 München, Tel. (089) 23911.

Landshut

Im Jahre 1475 traf nach dreimonatiger Reise die polnische Königstochter Jadwiga in der Hauptstadt des Teilherzogtums Niederbayern ein. Auf der Wiese vor der Stadt wurde sie feierlich von ihrem Bräutigam, Herzog Georg, dem Sohn Ludwigs des Reichen von Bayern-Landshut, empfangen.
Heute kann man diese mittelalterliche Zeremonie wiedererleben: beim größten historischen Fest der Bundesrepublik, der »Landshuter Hochzeit«. Schon im Mittelalter verdiente sich diese Hochzeit den Superlativ, und die erlauchtesten Gäste des Reiches nahmen daran teil: der Kaiser war ebenso zugegen wie


11

25 Fürsten, zahlreiche Bischöfe und Äbte, Adelige und Gesandte der Städte. Die ganze Pracht des späten Mittelalters lebt wieder auf, wenn die Landshuter heute Hochzeit feiern. Über eine Woche ziehen sich die historisch getreuen Veranstaltungen hin. Man sieht außer dem Empfang der Braut den festlichen Tanz vor dem Beilager, den Zug mit der Braut im goldenen Wagen, der zur Pfarrkirche St. Martin durch die


12

festlich geschmückte Stadt führt, das Hochzeitsmahl, die mittelalterlichen Turniere der eisengepanzerten Ritter - das alles dargestellt von mehr als 1000 Landshutern in den Kostümen des Jahres 1475. Darüberhinaus gibt das alle drei Jahre stattfindende Fest dem Musikfreund Gelegenheit, die Originaltöne mittelalterlicher Gamben, Fideln, Krummhörner, Pommern, Lauten und Posaunen kennenzulernen.
Auskünfte: Verkehrsverein, Altstadt 79, D-8300 Landshut, Tel. (0871) 3484.

St. Englmar

In St. Englmar, dem Luftkurort und höchstgelegenen Kirchdorf (800m) des Bayerischen Waldes, findet am Pfingstmontag das traditionelle »Englmarisuchen« statt. Dieser eigenartige Brauch wird in Erinnerung an den legendären Heiligen Englmar begangen. Im Mittelpunkt des Festes steht die Suche nach dem Leichnam des Ortspatrons, so wie es sich vor fast 1000 Jahren zugetragen haben soll.
Englmar, so berichtet die Legende, war ein Schüler des Passauer Bischofs und kam um 1086 in den Bayerischen Wald. Auf dem Gebiet des Grafen von Bogen erbaute er an der höchsten Stelle des Bayerweges eine Einsiedelei. Hier soll Englmar aus Neid von einem Gefährten ermordet und unter Schnee und Reisig verscharrt worden sein. Ein Priester fand die Leiche um die Pfingszeit des folgenden Jahres


13

und brachte den Toten ins Tal. Man errichtete über seinem Grab eine Kapelle, die bald zum Wallfahrtsort wurde. In der Pfarrkirche von Englmar kann man Legendentafeln aus der Barockzeit sehen, auf denen die Geschichte des Heiligen festgehalten ist. Das Englmarisuchen zieht alljährlich Tausende von Besuchern an. Nach dem farbenprächtigen Zug durch das Dorf zum Kapellenberg und der Auffindung der versteckten Statue des Heiligen auf einer Höhe über dem Ort, wird eine Feldmesse gefeiert.
Auskünfte: Fremdenverkehrsamt, 8441 St. Englmar, Tel. (09965) 221.

730207

Spinnstuben

Als an Rundfunk und Fernsehen noch gar nicht zu denken war . . .

Erinnerung an die winterlichen Spinnstuben vergangener Tage

Als an Rundfunk und Fernsehen noch nicht zu denken war, gehörte in unseren Dörfern das Spinnen zu den abendlichen Unterhaltungsmöglichkeiten in den kalten und langen Wintern. Da hörte man fast in jedem Hause das eigenartige Schnurren des Spinnrades und den harten Anschlag des Webstuhles.

Es war eine Freude, der Arbeit zuzuschauen, wenn flinke Mädchenhände sicher und geschickt das Schiffchen durch die Fäden schossen und mit der Kammlade vorschlugen. Eilfertig ging es hin und her, während auf Großmutters Spulrad schnurrend die Spulen volliefen.

Wenn auch das Weben eine mühevolle Arbeit war, so taten das die jungen Mädchen doch gern. War alles gewebt und gebleicht und ein Stück nach dem anderen in die Truhe gelegt, so war die Freude groß; der Vorrat doch für den künftigen Haushalt gedacht. Alles selbst Gearbeitete hatte doppelten Wert für die Besitzerin. Es wurde nach dem alten Sprichwort gehandelt: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabei, ist Bauerntracht."

Noch heute zeugt auf den Bauernhöfen der Leinenreichtum, der Geschlechter hindurch in den schweren Eichentruhen verwahrt wird, von dem Fleiß der Vorfahren.

Das Spinnen war für die Frau in den damaligen Zeiten eine vertraute Kunst und wurde in der Bauernstube ausgeübt. Bei einer Hochzeit stand das geschmückte Spinnrad als Sinnbild häuslichen Fleißes und weiblicher Geschicklichkeit im Vordergrund. Der Leinenschatz war und ist auch heute noch ein Stolz der Bauersfrauen.

In den Wintermonaten nutzten die Frauen damals jede freie Stunde zum Spinnen. Spätestens nach dem Abendessen holte man die Spinnräder hervor, setzte sich im Halbkreis und drehte den Faden, bis gegen 22 Uhr zum Schlafengehen gerufen wurde. Ab und zu stellten sich auch die Nachbarn ein, um gemeinsam zu spinnen. Dann wurde erzählt und so manches schöne Volkslied gesungen.

An den „großen Spinntagen", die abwechselnd in regelmäßiger Folge und wiederum mit Nachbarn und Bekannten stattfanden, hatte die Tochter des Hauses vollauf zu tun. Zur Bewirtung gab es nachmittags Butterkuchen und Kaffee, abends sogar ein richtiges Sonntagsessen.

Nach dem Essen stellten sich bald die jungen Burschen aus dem Dorfe ein. Die Mädchen rückten zu einem Kreis zusammen, und hinter ihnen nahmen die Auserwählten Platz. Wer beim Spinnen außerhalb des Kreises saß, hatte kein Glück in der Heirat.

Die Burschen bewunderten zunächst die mit Blumen, Herzen und Sprüchen bemalten Pappbänder (für die „Wocken" auf den Spinnrädern), die die Mädchen meistens von ihren Jungens geschenkt erhielten und nicht selten deren Gefühle und Hoffnungen verrieten.

Die Tagesneuigkeiten wurden durchgenommen, wobei auch allerlei kleiner Dorfklatsch erörtert wurde. Als anspruchslose Unterhaltungsart spielte auch das Rätselraten eine große Rolle. Es waren Rätsel, die ein treues Bild von Verbundenheit des Bauern mit der Scholle und gleichzeitig echten, gesunden Mutterwitz und Sinn für harmlose Fröhlichkeit erkennen ließen.

Ältere Burschen, die schon mehr zur Kategorie der Junggesellen gerechnet wurden, erzählten allerhand gruselige Geschichten vom „Böxenwulf" u.v.m., so daß den jüngeren Deerns eine Gänsehaut überlief. Zwischendurch belebten Volkslieder mit möglichst schwermütigem Einschlag das anheimelnde Surren der Spinnräder.

An manchen Abenden wurden die Spinnräder vorzeitig in die Ecke gestellt, die Diele mit Häcksel ausgestreut und dann kräftig das Tanzbein geschwungen. Zum Tanz spielte ein Junge mit der „Handörgel".

Spinnen als eine der ältesten häuslichen Arbeiten ist mit dem Volksglauben aus der Heidezeit noch eng verbunden. Die vielen für die Spinnstube verbotenen Tage waren nämlich heidnischen Ursprungs. So durfte zum Beispiel in manchen Gegenden nicht am Donnerstag und am Sonnabend gesponnen werden. Jede Spinnerin mußte am Sonnabend ihren „Wocken" leergesponnen haben, „sonst spinnen am Sonntag die Hexen und der Teufel haspelt". Im Mondschein durfte man ebenfalls nicht spinnen; denn solches Garn hält nicht, oder die Spinnerin spinnt die Leinwand zu ihrem Leichentuch, wurde zugesagt.

Wie man alten Chroniken entnehmen kann, standen die Spinnstuben immer in einem innigen Zusammenhang mit den Leben auf den Dörfern. Inzwischen gehören die Spinnstuben aber fast überall der Vergangenheit an.

Eigentlich sollten die Spinnstuben aber nicht ganz verschwinden. Mögen die dörflichen Evastöchter spinnen oder stricken, häkeln oder sticken – ihr heiteres Lachen ist dem Landleben heute nötiger als je zuvor.

Friedrich Graue

730208

manchem schroffen Fels

Skilaufen in den französischen Pyrenäen

VON PETRA S. HARDT

„Hopp! Hopp! Hopp!" – Unsere Anfeuerungsrufe gelten zwei jungen Französinnen. Keuchend arbeiten sich die beiden durch eine vereiste Loipe. Der kleine Hügel, den sie gerade erklimmen, liegt ganz am Anfang einer einstündigen Rundtour durch den Cirque Gavarnie in den französischen Pyrenäen. Die großartige Kulisse wilder Bergwelt verspricht ein außergewöhnliches Langlauferlebnis. Wir haben Beobachtungsposten an einem sonnigen Plätzchen bezogen, mit Blick auf Loipe und Tal.

Der Cirque Gavarnie liegt im Nationalpark der Pyrenäen. Das mehr als 48 000 Hektar große Gebiet zieht sich entlang der französisch-spanischen Grenze. Neben Langlaufen, Wandern und Bergsteigen sollen künftig die Skiabfahrtsgebiete Urlauber in diese Ecke Frankreichs bringen. Um sie kennenzulernen, haben wir die weite Reise von Deutschland angetreten.

Gavarnie ist ein Zentrum für Langläufer. Das Skigebiet ist, ebenso wie das im Nachbarort Luz-St. Sauveur, etwas für Anfänger und mittlere Skiläufer: kleine Übungsgelände mit ein paar Liften und überwiegend leichten Abfahrten. Ein lockeres Programm für den ersten Tag.

Am zweiten geht es dann richtig auf die Bretter. Mit dem Wagen fahren wir ins 320-Seelen-Dorf Barèges. Im März wärmt die Sonne schon morgens um zehn kräftig. Im Tal unten ist von der weißen Pracht nicht einmal ein schmutziger Rest übrig. Zaghaft sprießen die ersten Krokusse aus den noch braunen Wiesen.

Barèges liegt 1230 Meter hoch und besteht aus einer einzigen Straße. Eine alte Zahnradbahn, moderne Sessel- und Schlepplifte haben ihm den Titel Wintersportzentrum eingebracht. Die heißen Schwefelquellen sprudelten schon früher – zur Linderung und Heilung von Gelenk- und Hauterkrankungen. Heute entspannen sich auch Skifahrer im schönen Thermalbad aus der Zeit der Jahrhundertwende, denn das Skigebiet fordert Steh-



Nichts wurde dem Zufall überlasse[n]

Unsere heutige Tagestour liegt hinter dem „Briefkasten". „La boite aux lettres" ist ein schmaler Spalt in einer Felswand, in der gerade ein Erwachsener Platz hat. Der offizielle Name dieses Kamins lautet „La brèche Aygues Clueses", doch kein Mensch nennt ihn so. Fast senkrecht erhebt sich die Schneewand im Schatten der Felsen. Im Gänsemarsch steigen wir Schritt für Schritt, die Skier auf der Schulter, nach oben. Die ersten beiden leisten Schwerarbeit; sie schlagen mit den Schuhspitzen den Tritt in das gefrorene Weiß. Nur einzeln passieren wir den engen Kanal. Von oben strecken sich hilfreiche Hände entgegen. Dann ist es geschafft. Pause. Luftholen. Aussicht genießen.

Von jetzt an geht es nur noch bergab. Durch das Vallée d'Aygues Clueses schwingen wir in eineinhalb Stunden zurück zum Ausgangspunkt, dem Parkplatz beim Sessellift Caoubere. In ferner

Entspannung am surrenden Spinnrad

730209

Beckedorf/Niengraben (gf). Spinnräder modernster Bauart, made in Holland, surrten kürzlich in der Kaffeestube Hattendorf (Niengraben) in gemütlicher Atmosphäre. Der Beckedorfer „Spinnkreis Auf der Höhe" zeigte, wie man Schafwolle spinnt, zwirnt und aufwickelt. Viele Interessenten schauten ihnen auf die Finger, fragten die Initiatoren des Spinnkreises, Gustav Ahrendt und seine Frau Elfriede, nach Voraussetzungen, Fertigkeiten und Teilnahmemöglichkeiten. Die „Ahrendt-Spinner" – wie sie sich selbst nennen – halfen mit Ratschlägen und praktischer Hilfestellung, „diese längst vergangen geglaubte Handwerk zu meistern", so Gustav Ahrendt.

Man konnte sich ans Spinnrad setzen, das Pedal treten, die Spindel surren lassen und versuchen, den Faden aus einem Bausch Wolle kunstgerecht zu verspinnen „Das ist gar nicht so einfach", seufzte eine Anfängerin, als ihr der Faden unter den Fingern immer wieder abriß.

„Aller Anfang ist schwer", tröstete Gustav Ahrendt, „aber es lohnt sich zu spinnen, zu weben und zu filzen mit den eigenen Händen." Und er fügt hinzu: „Eine bessere Entspannung nach dem Alltags- und Berufsstreß als ein schnurrendes Spinnrad gibt es nicht!"

Die Schafe, die auf der Wiese des Nachbarn friedlich grasten, waren für die Ahrendt-Familie der Auslöser, das Wollespinnen als Steckenpferd zu reiten. Viel Zeit und Energie verwandten beide Eheleute darauf, in Theorie und Praxis dieses außergewöhnliche Hobby zu pflegen.

Ein ausgedienter Plattenspieler wurde zunächst als Spinnrad umfunktioniert. „Es klappte großartig", erinnert sich Gustav Ahrendt, „aber dann kaufte ich doch ein richtiges Spinnrad." Der Preis: 350 bis 500 Mark für ein funktionsgerechtes Exemplar aus Holland, in moderner Ausführung, jedoch den alten gedrechselten Spinnrädern nicht überlegen, sondern „funktionsmäßig gleichwertig", so Gustav Ahrendt.

Die Spinnkreismitglieder, so Ahrendt, machen alles in Eigenleistung: Scheren der Schafe, Waschen der Wolle (nur in Regenwasser), Färben mit pflanzlichen Essenzen nach uralten Rezepten, Kardieren oder Zupfen, Spinnen, Zwirnen, Weben und Stricken.

Hinzu kam die Kunst des Filzens: Fünf Lagen unbehandelter Schafwolle werden mit heißer Seifenlauge begossen, und zwar genau in der Mitte. Die Seifenlauge wird manuell mit kreisenden Bewegungen, vom Mittelpunkt ausgehend, systematisch verrieben, woher der volkstümliche Ausdruck „Filzen" kommt. Nach dieser Behandlung bildet die Wolle einen dichten Filz, der zum Beispiel zu Filzpantoffeln verarbeitet werden kann, die warm und mollig sind. Die Beckedorfer „Spinner" hatten sie zum Anfassen und Hineinschlüpfen mitgebracht.

Der Spinnkreis Beckedorf betreibt das Filzen, Spinnen und Weben jedoch ausschließlich als Hobby: Gustav Ahrendt: „Wir verkaufen die Produkte unseres Hobbywirkens nicht. Sie sind lediglich für den Eigenbedarf bestimmt – und zum Verschenken an gute Freunde."

Ahrendt trinkt einen Schluck Kaffee, löffelt ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte und schiebt eine Anekdote nach: „Kürzlich klingelte bei uns das Telefon. Meine Tochter ging 'ran. Der Anrufer fragte, wo ihr Vater sei. Die Antwort kam prompt: ‚Im Augenblick ist er zu Hause – und spinnt'"! ‚Und wo ist deine Mutter?' ‚Die spinnt auch!' Kurzes Schweigen. Dann nichts mehr. Wer weiß, was sich der Anrufer gedacht hat?"

Gewerkelt wird jede Woche dienstags in Beckedorf, Röntgenstraße 1, in der gemütlichen Spinnkreisrunde, wo neugierige Interessenten und „neue Spinner" immer willkommen sind. Montags ist Kinderspinntag.



Ansicht einer alten Postkarte nach einem Bild von R. Vormschlag: Frauen und Männer sitzen in der gemütlichen „Spinnstube zusammen.

...ippe und die Umgegend von Hannover.

Schaumburg-Lippe fast in jedem Haus
Kreisen Minden, Nienburg, Grafschaft
besonders in den Städten Stadthagen,
...ister, Barsinghausen, Wunstorf u. a.

Bezugspreis pro Monat 30 Rpf. frei Haus einschl. Trägerlohn. Postbezug monatl. 36 Rpf. einschl. Post- und Zustellgebühr. Einzelpreis 10 Rpf.— Anzeigenpreis für die 22 mm breite Zeile 4 Rpf. und für die 67 mm breite Textzeile 35 Rpf. Druck und Verlag: H. Welge, Stadthagen. Fernspr. 268. Postfach 90. Postscheckkonto 17408 Hannover. Verantwortl. Haupt-Schriftleiter Hugo Welge, verantw. Anzeigenl. Heinrich Heitmeyer, beide in Stadthagen. Durchschnittsauflage IV. Vj. 1934: 11376. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 2 gültig.

42. Jahrgang.

von einem katholischen Geistlichen als die Anfangsbuchstaben der Worte des folgenden lateinischen ...



Wer Zeitung liest, ist daheim und in der ganzen Welt zu Hause!

Jubiläumsabzeichen für 25 jährige Mitgliedschaft erhielten Fr. Scheffer, Heinr. Müller, Ernst Möller, Fr. Nolte, Wilh. Maevert, Wilh. Kellermeier, Wilh. Marwell. Jedem einzelnen dankte Kameradschaftsführer Hamelberg für die während der langen Jahre bewiesene Treue und händigte anschließend den besten Schützen des Jahres Diplome aus und zwar für das Winterhilfswerk-Schießen 1935/36 an Fr. Hilgenfeld (1. Pl., 58 Rg.), Heinr. Krug, Karl Albes, Alb. Bradtmöller (je 4. Pl., 55 Rg.), Wilh. Becker (6. Pl., 53 Rg.), Otto Bosse (7. Pl., 52 Rg.). Für den 2. Preis beim Bundesschießen in Schaumburg-Lippe wurde die 2. Mannschaft mit 477 Ring (Albes, Krug, Bruns, Heinz) mit dem 3. Preis, die 1. Mannschaft mit 441 Ring (Bradtmöller, Becker, Bültemeier, Möller) mit dem 7. Preis ausgezeichnet. Als beste Einzelschützen im Bundeswettkampf erhielten Alb. Bradtmöller den 2. Preis (134 Rg.) und Karl Albes den 4. Preis (132 Rg.) Beim Mannschaftsschießen um den Wanderpokal belegten den 2. Platz mit 715 Rg. Krug, Bradtmöller, Albes, Schönbeck, als Einzelschützen den 3. Platz Heinr. Krug (204 Rg.), Alb. Bradtmöller (192 Rg.) Die silberne Ehrennadel des Deutschen Reichskriegerbundes wurde überreicht: Alb. Bradtmöller (154 Rg.), Karl Albes (147 Rg.), Karl Schönbeck ...

Verschollene Milliarden.

Der Drang nach Reichtum hat die Menschen auf die abwegigsten Gedanken gebracht. Mehr als zwei Millionen Menschen sind nach vorsichtiger Schätzung in der Gegenwart damit beschäftigt, alte, vergrabene Schätze zu suchen. Viele dieser Schatzsucher sind Einzelgänger; andere wieder haben sich zusammengeschlossen und regelrechte Gesellschaften gebildet. Die letzte wurde erst vor Jahresfrist in England gegründet. Sie wollte die Schätze der Cocos-Inseln heben, doch kam das Projekt nicht zur Ausführung da die Schatzsuche auf den Cocos-Inseln behördlich verboten wurde.

Seit jeher haben die Menschen die Gewohnheit gehabt, Geld, Gold, Silber, Juwelen und andere Wertgegenstände zu vergraben, wenn die Zeiten unruhig waren. Schätze finden sich daher überall dort, wo unvermutet Revolutionen ausbrachen oder wo Heere durchzogen. Manchmal gelang es später, diese Schätze wieder zu heben. In den meisten Fällen aber waren alle Bemühungen erfolglos. Ungewöhnlich viel Gold und Silber wurden während der Türkenkriege vergraben; nicht weniger während des dreißigjährigen Krieges. Man kann als sicher annehmen, daß in der Umgebung Wiens in den Jahren 1529 und 1683 Werte von mehreren Millionen vergraben wurden. Auch in Oberitalien liegen in der Erde und anderen Orten unermeßliche Werte verborgen. Im Mai 1936 schlug in der Nähe von Brescia ein Blitz in eine in einem Garten stehende Statue, sie zerbrach und aus ihr quollen zahlreiche, vierhundert Jahre alte Gold- und Silbermünzen. Auch in der Nähe der Orte, die im dreißigjährigen Krieg von den schwedischen Truppen berührt wurden, fand man in den letzten Jahrzehnten bedeutende Schätze.

Die Seeräuber der vergangenen Jahrhunderte erbeuteten manchmal reiche Summen an Gold und Silber; bei ihrem unsteten Handwerk zogen sie es vor, ihre Schätze zu vergraben, um sie später zu holen. Sie kamen aber meistenteils nicht dazu, da sie entweder im Kampf getötet oder gehenkt wurden. Diese Schätze sind demnach noch ungehoben. Einer der größten Piraten seiner Zeit war der Spanier Bonito, der nachweisbar zwei riesige Schätze auf der vierhundert Kilometer von der brasilianischen Küste entfernten Insel da Trinidade vergrub. Der Weg zu den beiden Schatzlagern war durch aufgefundene Dokumente bekannt. Zum ersten Schatz gelangt man durch ein Tor, das aus zwei Steinblöcken und einer darüber gelegten Eisenstange besteht; dieses Tor ist heute noch zu sehen. Vom Tor führt der Weg direkt in das Innere. Dieser Weg zum Schatz war mit kleinen Steinsäulen bestanden. Im Jahre 1866 versuchte eine englische Expedition, diesen Schatz zu finden. An der Expediton waren sieben Männer beteiligt. Sie durchforschten die Insel und sollen, so erzählt man sich — den riesigen Schatz auch gefunden haben. Auf dem Rückweg erkrankten sie an Malaria und gelbem Fieber, und die Hitze setzte sich in ihren Hirnen fest. In einem Anfall von Wahnsinn zerstörten sie die Säulen, die den Weg zum Schatz bezeichneten. Da keiner dieser Leute lebend das Ufer erreichte, weiß man nicht, wo der Schatz liegt.

Der Weg zum zweiten Schatz war durch ein menschliches Skelett gekennzeichnet; man mußte in die Richtung gehen, in die der Schädel wies. Darauf lag eine Kupfermünze, auf deren unterer Seite ein Pfeil eingraviert war. Die obere trägt ein Kreuz, dessen vier Balken gleichmäßig mit dem Buchstaben N bezeichnet waren. Es war eine Art Windrose, auf der es aber nur eine Nordrichtung gab. Aus verschiedenen Anzeichen schloß man,

Wockenblätter dienten nicht selten als liebevolles Geschenk

Spinnen – eine einst selbstverständliche bäuerliche Winterarbeit

Wenn im Herbst die Feldarbeit beendet war, holte man in den Dörfern die Spinnräder vom Boden, auf dem sie seit dem letzten Frühjahr gestanden hatten und brachte sie wieder in Gang. Das Spinnen, das von der Winterarbeit der ländlichen Bevölkerung gar nicht wegzudenken war, setzte ein.

Schon lange vor Einbruch der Dämmerung zogen die Frauen und Mädchen mit dem Spinnrad und dem sauber gewundenen Wocken auf dem Arm in einer bestimmten Reihenfolge Abend für Abend in die Häuser des Dorfes. Unter Scherz, Gesang und Erzählung wurde eifrig gesponnen, und nur bei Einbruch der Dämmerung zum Viehfüttern und zum Einnehmen des Abendbrotes kurz unterbrochen. Am Abend dann erschienen auch die jungen Burschen in der Spinnstube, und nun hieß es bei den Mädchen aufpassen. Sobald der Faden riß, nahm zur Strafe dafür ein wachsamer Bursche die „Deiße" weg, und nur gegen einen Kuß als Lösegeld erhielt die Spinnerin sie wieder.

Bei all der Lust und Freude durfte aber die Arbeit nicht vernachlässigt werden. Jeden Tag mußte eine bestimmte Menge Garn gesponnen werden. Sehr geübte Spinnerinnen brachten es zu der Fertigkeit, mit zwei Spindeln zugleich zu spinnen. Erst wenn das Soll erreicht war, konnte die Arbeit ruhen, und auf der Diele durften Tänze den Abend beschließen.

So wurde Abend für Abend mit Ausnahme der Sonnabende und Sonntage gesponnen. Auch in der Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag mußte das Spinnrad ruhen. In den Tagen, den „Zwölften", glaubte man, daß Wode seine Umzüge hielt und den Wokken zerzausen könnte. Aber nach dieser Zeit ging es fröhlich weiter bis etwa zur Mitte des Monats März, wenn die Arbeit im Garten und auf dem Feld wieder begann. Das im Winter gesponnene Garn wurde dann in einem weiteren Arbeitsgang zu Leinen gewebt.

Die Art dieses Spinnens begann etwa um 1530, als Hans Watenbüttel bei Braunschweig eine Verbesserung des vorher gebräuchlichen Spinnens des Flachses mit der Handspindel vornahm. Diese Spindel war ein runder Stab, der am unteren Ende ein Schwungrad aus Stein oder Ton trug, das man Spinnwirbel nannte. Von den verschiedenen Arten der darauf folgenden Spinnräder waren in unserer Gegend überwiegend zwei im Gebrauch, das gewöhnliche „Lange" und das jüngere „Bockrad".

Zum Spinnen jedoch mußte zuerst der Wocken gedreht werden, der den nötigen Flachs auf das Spinnrad brachte. Auf den Wockenstock gesetzt wurde so das sich nach oben zuspitzende Gebilde mit einem Wokkenblatt, einem Ring aus Pappe, zusammengehalten und letztlich noch mit bunten Bändern befestigt. Diese Wockenblätter brachten das Trauliche und Gemütvolle, das der Arbeit des Spinnens anhaftete, zum Ausdruck. In farbenfroher Handmalerei mit Blumenranken und Sprüchen in Goldschrift versehen, diente es gern als Geschenk der Bauernburschen für die Angebetene.

War das Spinnrad jahrhundertelang eine wichtige und sicherlich eine der sinnreichsten Erfindungen unserer Vorfahren, so gehörte auch das Spinnen zur gemütlichen Winterarbeit des bäuerlichen Haushalts, bei dem alles beschäftigt war, was das Rad zu bewegen und den Faden zu drehen imstande war.

Nun ruht das Spinnrad und steht aufgeputzt in manchen Stuben. Wenn es sprechen könnte, würde es uns gar viel von ernster Arbeit und lustiger Kurzweil an langen Winterabenden erzählen. Manfred Radomi

730211

Auf der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land ...

Wenn de Bodderkoken goor is ...

Spinnstubenzeit beginnt nach dem Martinstag

DIE Spinnstube, die in den verschiedenen Landschaften unserer Heimat auch unter der Bezeichnung Spinnkoppel, Rokken-, Kunkel-, Lichtstube, Heimgarten, Lichtkarz, Nahtstubert und Kelte bekannt ist, ist keine Volkssitte mehr im Sinne allgemeiner Verbreitung. Dennoch haben sich bemerkenswerte Reste, vor allem in der Lüneburger Heide, bis auf den heutigen Tag erhalten können. „Wenn de Bodderkoken gor is, fangt de Spinnstuben an!" sagt der Heidmärker und meint damit gemeinhin die Zeit um Weihnachten. Doch sei in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen, daß nicht überall die Weihnachtszeit bestimmend war für ihren Beginn. In manchen Gegenden war es der Martinstag, der einst als Anfang des Winters und eines neuen Wirtschaftsjahres galt. Er war der Termin für allerlei Abgaben. An ihm erst begann man mit dem Lichtanzünden. Das Gesinde wechselte seinen Platz.

Sobald die Spinnstube begonnen hat, gehen Frauen und Mädchen in ihren „Klump". Man achtet wie einst genau darauf, daß die Jugend ihre bestimmte Zahl von Binden, ihre „Tall" (Zahl) abliefert. Kuchenschmausereien kennt man nicht, höchstens wird eine Tasse Kaffee gereicht, zu der die Spinnerinnen ihr Brot essen. In der abendlichen Dämmerstunde kehren Frauen und Mädchen zurück, um das Vesperbrot herzurichten und das Vieh zu versorgen. Danach gehen alle, auch die Burschen, in ihren Klump. Ursprünglich gingen Alter und Jugend zusammen. Heute beschränkt sich der Brauch auf die Jugend. Wo sie sich trifft, räumt ihr der Bauer bereitwillig sein Haus. Vereinzelt hat sich sogar die altüberlieferte Platzordnung erhalten. Danach rücken die Mädchen unter der Lampe zu einem Kreis zusammen, und die Burschen nehmen hinter ihnen Platz, jeder bei seiner Auserwählten. Scherz, Gesang und Spiel beleben das heimelige Surren der Räder.



Wenn der Novemberwind ums Haus fährt und im Ofen singt, dann ziehen die Spinnerinnen reihum im Dorf.

Aufn.: Carl-Mardorf (2)



Das Garn wird auf den Garnbaum des Webstuhles gebracht.

Der Scherz, in Niedersachsen der urwüchsig-derbe, für diese Landschaft vor allen übrigen so bezeichnende, findet seinen Ausdruck in Rätseln, an deren Lösung Mädchen und Burschen gleicherweise teilnehmen.

Besondere Pflege gilt dem Gesang. Allerdings sind die alten, schlichten, sinnigen Liebeslieder mit den oft schwermütigen Weisen fast vollends aus dem Brauch gekommen — leider, kann man sagen. Sie sind entweder durch bekannte Melodien ersetzt oder durch geistlose Schlager verdrängt worden. Einstmals hatte jedes Dorf eine Reihe eigener Spinnstubenlieder, „Dörpsleder" nannte man sie. So sang man in der Heidmark, d. i. die Gegend von Fallingbostel herab bis nach der Unteraller, das folgende Lied, das mir leider nur unvollständig überliefert werden konnte:

„Guden dich, guden Dach,
Wilhelmineken!
Wat heb ik di denn dahn?
Ik schall jo 'ne annere nehm'n,
de noch vael rieker is ...
Wat frag' ik na de Rieken,
wat frag' ik na vael Geld,
ik free'e minesglieken,
en Dern, de mi gefällt!"

Es ist verständlich, daß neben dem Scherz und Gesang auch das Spiel nicht zu kurz kam. Es geht auf germanischen Ursprung zurück. Ihm widmet man stellenweise die überkommene Zeit von neun bis halbzehn. Man geht auf die Diele oder räumt die Stube aus, um nach der Melodie der Handorgel, des Treckebüdels oder Dudelsacks (Bezeichnung für dasselbe Instrument) zu tanzen. Oder man faßt sich paarweise an, stellt die Füße gegeneinander und spricht dazu den urderben Reim vom Herrn Schmidt, der „im Schappe sitt". In der Stube vertreibt man sich die halbe Stunde mit Pfänderspielen. Ein Haupt-

spiel für die Burschen ist der „Beste Bauer". In ihm ist uns ein sehr altes Kartenspiel überliefert, das schon Ernst Moritz Arndt in seinem „Lebensbild in Briefen" erwähnt.

Schmausereien kannte man in den Spinnstuben nicht. Sie sind auch heute selten. Nur eine bemerkenswerte Abhandlung ist mir begegnet. Wenn geschlachtet ist, bringt man hier und da die Knappfanne mit in den Klump. (Knapp oder Knipp wird ähnlich zubereitet wie Rinderwurst.) Hier wird ihr Inhalt unter Zugabe von Branntwein, den die Mädchen stiften, verzehrt. Indes ist an diesem Abend äußerste Vorsicht geboten, denn die Schalkheit eines etwa bestehenden zweiten Spinnklumps kann leicht Veranlassung zum Entwenden der kostbaren Pfanne werden.

Mit Eintritt der Fastenzeit endete einst die Spinnstubenzeit. Heute dehnt sie sich je nach Notwendigkeit mitunter bis tief in den März hinein aus, um dann der Hausweberei Platz zu machen. Am letzten Abend wird fast überall nach Bauernart gefeiert und getanzt.

Die alte Spinnstubenzeit war stark wirtschaftlich gebunden. Wolle und Flachs in den Bauernhöfen, einstmals Haupterwerbsgüter, mußten, soweit sie nicht verkauft werden konnten, verarbeitet werden. Dazumal spannen, strickten und webten nicht nur Frauen und Mädchen, auch die Männer waren dieser Kunst mächtig. Leinen und Tuche gingen in großen Mengen ins Ausland und halfen den Wohlstand daheim mehren. Heute im Zeitalter großer wirtschaftlicher Umwälzungen sind der Schafhaltung sowie dem Flachsbau die natürlichen Grundbedingungen genommen, und wo wirklich diesen Wirtschaftsmöglichkeiten Beachtung geschenkt wird, spielen wirtschaftliche Nöte und bäuerliche Beharrlichkeit die bestimmende Rolle.

So ist das Schwinden der Spinnstube nicht aufzuhalten, trotz aller Romantik, aller Poesie, die ihr Dasein verklärte und den Gemeinschaftssinn in den Dörfern der Heimat mächtig aufleben ließ. Bedauerlich ist nur, daß mit dem Schwinden der Spinnstuben zugleich eine wertvolle Pflegstätte des deutschen Volksliedes in allerhöchster Gefahr steht. Dies wird ein Verlust bleiben, der durch alle andern wohlgemeinten Bemühungen nicht zu ersetzen ist. Denn, wie schon der Name besagt, nur das im Volk lebende Lied ist Volkslied, ein Spiegel deutscher Seele, voll Kraft und blühendem Leben.

Wilhelm Carl-Mardorf.

Vom Singen und Spinnen in alter Zeit

Einst war das Dorf noch eine Welt für sich, erst recht im Winter, wenn alles tief im Schnee steckte und kaum Lärm, kaum noch das Bellen eines Hofhundes die Stille unterbrach. Da hörte man in jedem Haus das eigenartige Schnurren des Spinnrades und den harten Anschlag des Webstuhls. Eifrig wurde von jung und alt beiderlei Geschlechts gearbeitet, einmal zum Verkauf, dann aber auch für den eigenen Gebrauch. Noch heute zeugt auf den Bauernhöfen der Leinenreichtum, wie er Geschlechter hindurch in den schweren Eichentruhen verwahrt wird, von dem Fleiß der Vorfahren.

Die Frauen nutzten jede freie Stunde zum Spinnen aus. Spätestens nach dem Abendessen, das gegen 6 Uhr eingenommen wurde, holte man die Räder hervor, setzte sich im Halbkreis um den Lüchtepahl mit dem Krüsel (Oellampe mit Ständer), den man zuweilen auch auf ein leeres Butterfaß setzte und drehte den Faden, bis um Husmannstid (10 Uhr) zum Schlafengehen gerufen wurde. Fast immer stellten sich auch Nachbarinnen ein, um gemeinsam zu spinnen. Dann wurde erzählt von alter Zeit und manch schönes Volkslied gesungen. Währenddessen bruzzelten auf der Ofenplatte die „Puttappels" und füllten mit ihrem angenehmen Duft die Bauerndönze.

Das junge Volk fand sich ebensogern, jedoch abgesondert, zum gemeinschaftlichen Spinnen zusammen, zu Spinnstuben, Spinnklumps oder Spinnrotts, die der Reihe nach bei den Spinnern umgingen und von Weihnachten bis zur Fastenzeit an allen Werktagen, ausgenommen sonnabends, dem Tag der faulen Spinner, abgehalten wurden. In größeren Orten bestanden natürlich mehrere Spinnklumps, die einander oft in harmloser, scherzhafter Weise hänselten. Schon früh am Nachmittag gingen die Mädchen mit den geputzten Rädern ins Rott,wo dann fleißig gesponnen wurde, denn jeden Tag mußte die Spinnerin ihr „Genannt" schaffen. Gewöhnlich stellte jedes Mädchen an einem Tag ungefähr eineinhalb Stück Garn her. So wurden in einer Woche durchsnittlich 7 bis 8 Stück fertig. In der Dämmerstunde gingen die meisten von ihnen nach Hause, um dort bei der Versorgung des Viehs behilflich zu sein. Wer sich erst am Abend mit dem Rade einstellte, brauchte für Spott nicht zu sorgen. „In der Flucht der Uhlen, röget sek de Fuhlen!" Am Spinntage hatte die Tochter des Hauses voll zu tun. Zur Bewirtung gab es nachmittags Kaffee und Kuchen, in vielen Gegenden sogar abends richtiges Sonntagsessen, bei dem die geschmorten Zwetschen nicht fehlen durften. In der Nacht trug man wieder Kaffee und Kuchen auf. Die Eltern der Gastgeberin waren, wie es sich gehörte, am Spätnachmittag zu Verwandten oder Bekannten zu Besuch gegangen und kehrten erst gegen zehn oder 11 Uhr zurück, was für das Jungvolk das Zeichen zum Aufbruch bedeutete.

In den späten Abendstunden wurde es in den Spinnstuben recht lebendig. Es stellte sich die männliche Dorfjugend ein. Es kamen Bauernsöhne oder Knechte, Brüder und Freunde der Spinnerinnen und spannen hier oft die ersten Liebesfäden. Die Mädchen rückten zu einem Kreis zusammen und hinter ihnen nahmen die „Beschützer" Platz. Wer beim Spinnen außerhalb des Kreises saß, hatte kein Glück im Freien.

Die Burschen bewunderten dann die mit Blumen, Herzen und Sprüchen bemalten neuen Wochenblätter (breite Pappbänder zum Festhalten des Wockenflachses), die die Mädchen meist von ihren Jungen erhielten und nicht selten deren Gefühle verrieten: „Treuer Freundin soll allein dieses Blatt gewidmet sein." – „Mit Herzen soll man nicht scherzen." – „Rosen und Nelken werden verwelken, aber unsere Liebe nicht." – „Unter Blumen und Rosen, da läßt es sich gut kosen." – „Glaube, Liebe, Hoffnung, das Wörtlein in der Mitte ist das, worum ich bitte." – „Mein Herz soll Dir ergeben sein, weil es Dich liebt so ganz allein." – „Ein Kuß der Liebe zeigt innige Triebe."

Im niedersächsischen Bauernleben spielt auch das Rätselraten als Unterhaltung eine große Rolle. Es waren Rätsel, die ein treues Bild von der Verbundenheit des Bauern mit der Scholle gaben und gleichzeitig echten, gesunden Mutterwitz und Sinn für harmlose Fröhlichkeit erkennen ließen: „Wo wiet lopt de Hase in't Holt?" – „Wat gaht in't Holt un lecht Tellers?" – „Et gaht wat dor'n Tun undröget kein'n Twick an." – „Et kam en langen Mann up usen Hoff un sä: Wehret mi juen Hahn, jue Tewe dat mi nix." – „Wat gaht werst in de Kerken?" – „Wat gaht up'n Koppe in de Kerken?"

Ältere Burschen erzählten allerhand gruselige Geschichten von Hexen und „Düwels", vom „Spökenkieker", vom „Böxenwulf", von Mordgeschichten, die sich einst an den Stellen abgespielt haben sollen, wo jetzt die Sühnesteine stehen. Die jüngeren Meikens überlief ein Gruseln. Zwischendurch belebten Volkslieder mit möglichst sentimentalem Einschlag das heimelige Surren der Räder. So wurde in Schaumburg-Lippe gesungen: „Wer lieben will, muß leiden, muß leiden immerzu!" – „Ach hätten meine Augen die Deinen nie gesehn . . . . ." – „Von der Wanderschaft zurück treibt den Jüngling das Geschick" – „An jenem Bache, der rauschend floß, ein armes Mädchen saß. Aus ihren blauen Äuglein floß manch Trän ins grüne Gras." – „Ach, wie sind die Mauern dunkel, ach, wie sind die Ketten schwer. Ach, wie lange wird es dauern, hier ist keine Rettung mehr." Ein humoristisches Lied, das im Schaumburger Land gesungen wurde, lautete:

Fru wolt ter Hochtied gahn, he juchhe!
Mann woll ok miegahn, valderie, juchhe!
Mann moßt to Huse blieben, he, juchhe!
Moßt sek de Tid vertrieben, valderie, juchhe

As de Fru to Huse kamm –
„Mann, wat hest due dahn?"
„Drei Stücke Garn hew ek spunnen,
Twei sind mek weg ekummen."

Namm de Fru den Wockenstock
Schlug den Kerl en Loch in'n Kopp.
Kerl sprung tau'n Finster rut,
Sprung woll in dat Nawerhus. –

„Nawer, wu het't mek ergahn!"
Mek het min Wiew eschlahn!"
„Mek het't nix bäter gahn,
Amtmann säe: Dat is recht!
Warüm sind ji Wiewers Knecht!"

An dieser Stelle sei eingefügt, daß die Männer in Notzeiten wohl oder übel am Spinnen teilnahmen. 1775 führte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe im Amte Hagenburg zur Behebung der Arbeitslosigkeit das Spinnen der Männer ein. Er ließ Listen aller gewerbsmäßig spinnenden Mannspersonen anlegen und erteilte Schuljungen Prämien für fleißiges Spinnen.

Junge Burschen, eben von der Wanderschaft zurückgekommen, brachten wohl auch neue Lieder mit: „Im Frühling ist's auf den Alpen so herrlich, so schön" oder „Die Reise nach Jütland, die fällt mir so schwer." Natürlich hatte jede Gegend einen gewissen Schatz eigener Lieder. So sangen die Steinhuder: „Mein Liebster ist ein Weber." – „In meinem Leben soll's mir nicht gereuen, daß ich ein Weber worden bin". – „Steh nur auf, Du junger frischer Webergesell!"

Wie allgemein üblich, forderte gegen neun Uhr eine Tanzlustige zum Spiel auf: „N, treck mal 'nen Lustigen ran", rief sie dem Harmonikaspieler zu, in dessen Ermangelung man zum „Lusekamm" (Kammblasen) griff. Dann wurden auf der Diele die alten Achttourigen, Schottischen usw. unter lautem Juchzen heruntergetanzt, daß die Röcke flogen.

Nicht selten überschritten die jungen Leute das Tanzstündchen, so daß die Eltern zu früh vom Besuch heimkehrten. Anstandshalber rügte die Mutter mit halbernstem Gesicht das Treiben: „Wenn de Katten nich in'n Huse sind, danzet de Müse up'n Bänken." Waren Kaffee und Kuchen eingenommen und das Abschiedslied gesungen, ging alles heim.

Die Mädchen wurden von ihren Burschen begleitet. Wenn ein Mädchen das Spinnrad von einem Jungen tragen ließ, so hieß das, daß sie ihm nichts mehr versagte. Es war Brauch und Sitte, daß man an einem der Weihnachtsfesttage die Jungen, die ständige Besucher der Spinnstube waren, besonders einlud, und es saß dann bei gutem Kaffee und Butterkuchen alles gemütlich beieinander. Eine Woche darauf, am Neujahrstage, zeigten sich die Burschen wieder erkenntlich, indem sie einen „Süßen" spendierten, der dann häufig seine Runde in diesem frohen Kreise nahm. Seit dem ersten Weltkrieg gehören diese Spinnstuben der Vergangenheit an. Heute wird nur noch davon erzählt. Die älteren Leute zehren von diesen schönen Erinnerungen aus der Jugendzeit. Unvergeßlich ist ihnen die Stätte, wo neben der Arbeit Erholung und Freude in der Familie und in der Gemeinde genossen wurden. Die Spinnstube war die Pflegestätte des Gemeinschaftssinnes, der einstmals das Dorf so stark machte. Sie pflegte das Volkslied, den Volkstanz und alle Volksüberlieferung. „Wir möchten die Alten manchmal um diese Spinnstuben beneiden", schrieb am 31. Januar 1933 ein Einwohner aus Großenheidorn an eine Heimatzeitung.

„Was wurden wir darum geben, wenn uns in diesen Zeiten der Verwirrung und Unruhe, der Zersplitterung und Zerrissenheit solche Stunden beschert würden, wo Einmütigkeit, Harmonie und reine Fröhlichkeit bei nutzbringender Arbeit zu finden wären."

Ut de Spinnstube

Et wör so de Tid mank Wihnachten un Nejahr, as bi use Grotöllern noch de Trankisel brenn', dunn güngen söß ole Fruens nar Spinnstube to Sweens Großmudder, de ganz unnen in Dörp wahnen däd; den Abend wört 'ne bannige Küll, de Snei knirschte unner den hölten Tüffeln, de sik in dicken Kluten drunner fast sett' harr, so datt de olen Mudders Last harren, ut de Stä to kamen mit ehre Spinnräders; se sülbenst wören ja in dicke Wulldeuler rinmanzelt, ordentlich warme Fusthanschen an den Hännen, so kemen se pustens un ganz uter Atem bi öhre olle Spinnkameradin an; for jede stünn all de ut Reed flochtene Spinnstaul parat, un nu künn de Arbeit losgahn. De Kachelaben schien ok sin Freud to hebben an de olen Deerns, denn sin Utsehn würd immer heller un gläuniger, Mudder Sween harr nochmal ordentlich ne Kiepe Fuhrenknasten rinpackt, denn freren schöllen öhre Gäst' doch nich, wert doch im olen Jahr dat letzte Mal, dat se ton Spinnen hier weren, man kunn nich weten, ob im nigen Johr noch alle Spinners tosamen kemen, darum schöllt an düssen Abend nochmal gemütlich bi ehr sin: en groten Pott vull Kaffee harr se ok all warm sett, von ehr Sid schöllt an nix fehlen. Nu gung denn dat Snyrren von de Spinnräders los, dat et ene Lust wer, de olen Mudders daulen ok up un vertellten denn von Löften un Hochtieden un Kindelbiers, wer den schönsten Botterkauken backt un wer de fettsten Swin slacht harr. Da mit eenmal, as se grad im besten vertelln sind, schrigt Meiers Mudder ludhals up: „Oh, Kinnerslüd, wat is dat doch enmal hinnern Finster." Alle segen darhen un kregen binah den Dahlslag, denn dörch dat Finster keek en Gesicht mit gläunige Ogen un harr en witt Dok um den Kopp bunnen, de Kopp ging immer up un dal, un dabi mak he en Getöse, as wenn de Ossen im Stall sick von de Käe losrieten wollen. — Sweens Mudder, sä de en ol Fru, lat uns bäen, dat is 'n Speuk un Vörlad, wat anners helpt da nich bi. Alle harren längst öhre Spinnräders in Rauh sett', un de Gastgebersch fung an to bäen: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir!" alle Verse dörch, bin lezten kek se mal nah Finster, un wenn de Speuk noch immer da wör, füng se den Gesang mit beweriger Stimme von vörn an, so güng dat woll 'ne lütte halbe Stunn dörch, bet de Speuk nu allmählich von dat Bäen genaug harr un mit eenmal verswunnen wör. — De olen Mudders jappen ordentlich up, as de Luft wedder rein wör, jede harr nu ehr eigen Ansichten över dissen Vörfall, tolezt menen se aber, nu wollen se man erst mal Kaffee drinken, denn na Hus ging doch düssen Abend nich ene von ehr, se weren doch to grulich woren. De Uhr güng nu bi lütten up twölw, en ol Deern huhjahn noch mehr as de anner, denn mit sone Verspätung harr doch kene rekt, also wat nu maken? De Vaders in'n Hus wören nu middewil ok unruhig woren, un wollen to Bett gahn un Mudder wer immer noch nich da, so mak sik denn en ol Bur na den annern up den Weg un hal sin Mudder na Hus, unnerwegs möß he denn ümmer de grulische Geschicht von den Speuk mit den gläunigen Gesicht noch anhören.

Un wat wör de Lösung? De beiden Knecht bi Buer Sween harren sick den Spaß makt un ene Kohlreube uthöhlt, en Gesicht herut snäen un en Stummel Talglicht herinsett, un düssen Kopp en witt Snufdok umbunnen, den Spektakel harr de twete makt, indem dat he mit en paar Wagenkedden an de Huswand ümmer up un dal slenker; un um dütt tau verdriewen, davor schall Bäen good sien.

A. W.



730215

„Utstuken."

Ein Bild aus dem niedersächsischen Landleben.

In unseren niedersächsischen Dörfern, besonders in der Heide, tritt das gesellige Leben gegen das in der Familie auch in der Neuzeit noch immer zurück! Noch stets nennen die Dienstboten fast überall die Herrschaften Vater und Mutter, sofern diese ältere Personen sind; junge Bauern und Bäuerinnen heißt man „Du". Man ißt auch zusammen an einem Tische. — Von einem geselligen Leben kann in unseren Dörfern eigentlich nur zur Winterszeit die Rede sein. Dann gehen bei den langen Abenden Verwandte zu Verwandten, Nachbarn zu Nachbarn ins Haus. Das „junge Volk" dagegen trifft sich in den Spinnstuben. Diese Zusammenkünfte, in denen die jungen Mädchen zum Spinnen erscheinen, einerlei, ob Magd oder Haustochter, und die von den jungen Burschen, so Bauernsohn wie Knecht, am Schlusse besucht werden, haben nun oft zu Klagen veranlaßt. Man traf sogar manchmal polizeiliche Maßnahmen gegen sie, da das Treiben in den Spinnstuben arg mit den sittlichen Anschauungen der Bevölkerung in Widerspruch geraten sei. Stellenweise duldete man nur noch die Zusammenkunft von vier Spinnerinnen, während der Besuch der jungen Burschen ganz verboten wurde.

Es ist beklagenswert, daß man in dieser oder ähnlicher Weise gegen die Ausartungen der Spinnstuben hat einschreiten müssen; denn man ist dann vielfach geneigt, den Stab über das ganze Spinnstubenwesen zu brechen, das nun ja im Hannoverlande, da der Flachsbau immer mehr abnimmt, allmählich von selbst aufhören wird. Man berücksichtigt aber in der gerechten sittlichen Entrüstung über die Ausartungen der Spinnstuben nicht die mannigfachen Vorteile, die sie mit sich bringen, wenn sie ordentlich gehalten werden. Die Spinnstuben waren doch in gewissem Sinne die Pflegstätten der Volkstümlichkeit, des Volksliedes, der Geselligkeit und der Gastfreundschaft; sie regten an zum Fleiße und boten den Besuchern Erheiterung und Erholung vom teilweise doch recht harten Abmühen des Tages. An den Ausschreitungen in den „Spinnklümpen" hatten und haben noch immer nur einige wenige, fast stets männliche, Teilnehmer schuld. Es sind meistens verrohte, oft nicht einmal ortsansässige Burschen, die durch ihr herrisches, gewalttätiges Wesen andere mit sich fortreißen und dadurch die Gesellschaft des „jungen Volkes" verseuchen.

Viel seltener kam es vor, daß eine Spinnerin den guten Ton verdarb oder das Einvernehmen in den Zusammenkünften störte. Geschah es einmal, so übten die Kolleginnen allemal Selbstjustiz an ihr, und die wurde sehr gefürchtet, weshalb man sich möglichst in acht nahm. Dieses Selbstgericht war das sogenannte „Utstuken" (Ausschließen). Welcher weiblichen Person unserer Heide- und auch Geestdörfer ist dieses harte Wort wohl nicht bekannt? „Utstuken!" Wer das in eigener Person an sich erfahren mußte, hat es oft zeitlebens nicht vergessen! — Die Gründe zum Utstuken waren verschieden, aber stets solche, die den betreffenden „Klump" in Verruf brachten: War eine Spinnerin träge, schlief oft hinter dem Spinnrade ein, zankte sie sich gern oder klatschte sie im Dorfe über ihre Genossinnen, beschuldigte diese oder jene aus Eifersucht und konnte keinen Scherz vertragen, so fand man eine solche als Mitglied der Gesellschaft ungeeignet. Sie mußte „ausgestukt" werden. Viel seltener kam es vor, daß das betreffende Haus wegen Ungastlichkeit oder dergleichen mit dem Utstuken der Vertreterin bestraft werden sollte.

Gingen die Mädchen nach der Spinnstube auseinander, so war es Sitte, daß dasjenige, welches an der Reihe war, laut zum nächsten Abend einlud: „Morn Abend nah usen Huse!" Sollte jemand aber ausgeschlossen werden, so berieten die andern sich heimlich beim Weggehen oder den andern Tag beim Wasserholen über den Zaun oder sonst, das betreffende Haus zu überschlagen und das dann folgende zu nehmen. Oft war die Sache auch schon tagelang vorher fertig; auch die „Jungens" wußten Bescheid. Manchmal sickerte auch schon für die Betreffende etwas durch, und sie hatte eine bange Ahnung vor dem Kommenden. Dann saß die Gestrafte daher, wartete den Abend vergebens, — niemand kam. Das „Grausame" war geschehen. Im anderen Hause aber waren die gewesenen Genossinnen lustig und guter Dinge, und hell ertönte ihr Gesang: „Sind es nicht vergnügte Stunden, die wir beieinander funden?" Selten fand die Ausgestukte wieder Anschluß an einen anderen Kreis. Aug. Biester.

Am Treffurt'schen Doppelspinnrad konnte beidhändig gearbeitet werden

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte nach verbürgten Nachrichten in Riede, einem Kirchdorf im ehemaligen Amt Syke im Hoyaeschen, ein Pastor Treffurt, der ein Spinnrad erfand, an dem auf zwei Spulen mit beiden Händen zugleich gesponnen werden konnte.

Sein Sohn, der Kammergutspächter Treffurt zu Burlage im Diepholzschen, „ein um die Hebung der Landwirtschaft und des Gewerbefleißes dortiger Gegend verdienstvoller Mann", ließ sich die Verbreitung dieses Rades, auf dem durch geschickte Spinner das Doppelte geleistet werden konnte, als auf dem bisher landüblichen gewöhnlichen Rade, nach Kräften angelegen sein, und es kam zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts über die Grenzen des Hoya-Diepholzschen hinaus in großen Teilen Niedersachsens in Gebrauch.

Im vorigen Jahrhundert jedoch schon war dieses Treffurtsche Doppelspinnrad in den heimischen Dörfern mit ihren Spinnstuben kaum noch anzutreffen. Es war wohl doch zu beschwerlich, an ihm zu arbeiten. Man ging mehr und mehr zu den alten, auch heute noch üblichen Spinnrädern zurück, die nicht so mühevoll zu bedienen waren und mehr Raum ließen für die Geselligkeit, Gemütlichkeit und Romantik der schönen alten Spinnstubenzeit unserer niedersächsischen Heimat mit ihrem Klönsnak, Späßen und mannigfachen Liedern, von der „use Olen" heute noch schwärmen.

Gerhardt Seiffert



Spinnstuben erschienen unberechtigt in romantischem Licht

Beitrag von Friedel Bomhoff zu Ausstellung „Spinnen, Weben, Klöppeln in alter Zeit"

Der Bauer lebte mit seinem Vieh noch unter einem Dach. Schon am frühen Morgen weckte ihn und sein Gesinde das Krähen der Hähne, und bald mischten sich in das Gegacker der Hühner auf der Diele das Brüllen der Kühe und das Wiehern der Pferde. Der Bauer von einst war vor allem Selbstversorger. Seine Einnahmen waren gering; und es wurde verbraucht, was der Hof erzeugte und nur das gekauft, was er nicht selbst herstellen konnte. Dazu trug auch die Bäuerin bei. Zu ihren Aufgaben gehörte, für einen gefüllten Leinenschrank zu sorgen, damit es nicht an Bett- und Leibwäsche fehlte.

Täuschendes Bild

Wir kennen das Bild von der Spinnerin, die im behaglichen Stübchen die Spule schnurren läßt. Wir haben aber vergessen, daß es vieler Arbeitsgänge bedurfte, bis aus den holzigen Stengeln die feinen Fasern gewonnen waren. Zu jedem Hof gehörte ein Flachsfeld, auf dem der eigene Bedarf angebaut wurde. Jetzt wird bei uns Flachs nicht mehr ausgesät. Die meisten Menschen kennen diese blaublühende Pflanze gar nicht mehr. Sie hat ausgedient.

Nach der Flachsreife im August wurden zuerst die an der Halmspitze sitzenden Früchte mit Hilfe eines eisernen Kammes abgerissen und die Stengel für einige Wochen in ein Wasser, die Rötekuhle, gelegt, damit die holzigen Teile abfaulten. Nach dem Trocknen wurden die Halme gedörrt, d. h. sie kamen in einen heiß gemachten Bakkofen, damit sie sich besser brechen ließen. Das geschah mit der Brake.

Die noch an den Fasern haftenden Holzteilchen wurden danach in der Schwinge mit einem schwertförmigen Holzstück abgeschlagen. Zuletzt zog man die so gewonnenen Fasern durch die eisernen Zinken einer Hechel, damit sie eine gleichmäßige Länge erhielten und von der Hede, den kurzen Fädchen, getrennt wurden. Diese Geräte sind in der Spinnstube des Museums ausgestellt. Die Arbeiten zogen sich bis zum November hin und waren zum Teil auch Männerarbeit. Nun konnte der Wocken gebunden werden.

Keine Berufswahl

Man vergißt oft auch, daß es für Mädchen früher keine Berufswahl gab. Sie blieben in der Abhängigkeit des Vaters, der sie, wenn sie auf dem Hofe nicht gebraucht wurden, in den Dienst schickte. Die meisten Mädchen begannen als „Lüttje Magd", sobald sie konfirmiert waren. Ihre Arbeit im Haushalt, im Garten, auf dem Felde und im Stall währte vom frühen Morgen bis zum späten Abend ohne Unterbrechung, und der sonntägliche Kirchgang war für viele eine angenehme Ruhepause.

Erst im späten Herbst, nachdem die Feldarbeit beendet war, konnten sie das Spinnrad hervorholen. Sie spannen natürlich für den Hof. Die Bäuerin paßte auf, daß das Garn fein und gleichmäßig ausfiel und daß die Haspel die erwartete Menge Garn anzeigte. Die jungen Spinnerinnen bekamen ein bestimmtes Quantum ihrer Leistung als Eigentum, damit sie bei ihrer Verheiratung eine gefüllte Leinentruhe vorzeigen konnten.

Man sieht die Tätigkeit des Spinnens oft in einem romantischen Schimmer. Wie lustig ging es zu, wenn die jungen Mädchen sich am Abend in der Spinnstube trafen und die jungen Burschen ihnen folgten. Dann wurde gesungen, gelacht und geschäkert. Aber so war es nicht immer. Die hohe Obrigkeit hatte von Sitte und Anstand ganz bestimmte Vorstellungen und schritt von Zeit zu Zeit mit Verboten und Kontrollen zum Schutz der Moral ein.

Es ist ganz in Vergessenheit geraten, daß es früher keine Altersrente und keine Krankenkasse gab. Die Altenteiler und die auf dem Hofe alt gewordenen Knechte und Mägde gehörten zur Familie des Bauern. Aber es gab auch unverheiratet gebliebene Tagelöhnerinnen und arme Häuslingswitwen. Sie arbeiteten so lange es ging als Lohnspinnerinnen und lebten vom Verkauf ihres gesponnenen Garns.

Teure Spinnschulen

Das Kurfürstentum und spätere Königreich Hannover exportierte nicht unerhebliche Mengen von Leinenwaren und versuchte diesen Export zu fördern, indem es Spinnschulen einrichten ließ. So gab die Regierung 1832 bei der Errichtung einer Spinnschule in Diepholz 400 Taler für die Beschaffung von Spinnrädern. Für diesen Betrag hätte man 20 Kühe kaufen können.

Die Kinder hatten von 14 bis 19 Uhr Unterricht, nachdem sie am Vormittag zur Schule gegangen waren. Die Aufsicht hatte der Pastor in seiner Eigenschaft als Schulinspektor. Auch im benachbarten Steyerberg wurde um diese Zeit eine Spinnschule mit angeschlossener Weberei eingerichtet. Der Staat gab dazu 120 Taler und verpflichtete sich zu einer jährlichen Zahlung von 25 Talern und zur Unterhaltung einer Lehrkraft. Aber diese Schulen hatten keinen Bestand. Die Kaufleute lehnten die Annahme der Ware wegen Minderwertigkeit ab.

Nun war das gesponnen Garn noch kein Endprodukt; es mußte weiterverarbeitet werden. Es gab wohl auf jedem Bauernhof einen Webstuhl. In der eiligen Zeit stand er auseinandergenommen auf dem Boden oder einem Abstellraum. Wenn die Winterruhe eingesetzt hatte, wurde er zusammengesetzt. Es dauerte wohl zwei Tage, bis das Garn so angeordnet war, daß die Arbeit beginnen konnte. Die Technik des Webens ist aus dem Flechten entstanden und wird mit Händen und Füßen ausgeübt.

Das aus dem gesponnenen Garn gewebte Leinen hatte zunächst eine gräuliche Farbe, die unseren Vorfahren nicht gefiel. Deshalb wurde das Leinen zunächst gekocht und dann auf dem Rasen zum Bleichen ausgelegt. Es mußte mehrmals am Tage besprüht werden; dann wandelte sich durch die Sonnenbestrahlung das Grau in die gewünschte weiße Farbe. Es muß noch hinzugefügt werden, daß die Weberinnen auch verstanden, mit farbigem Garn – meistens rot oder blau – gemusterte Stücke zu weben.

Leineweber-Gilde

Nun gab es nicht in jedem Haus einen Webstuhl, sonst hätte es den Beruf des Leinewebers ja nicht gegeben. Im Jahre 1720 lebten in Liebenau 20 Leineweber, die in einer Gilde zusammengeschlossen waren. Der letzte dieses Handwerks brach erst 1892 seinen Webstuhl ab. Seine noch lebende Tochter erzählte, daß er seine Aufträge in einem weiten Umkreis suchen mußte. Er kam dabei bis nach Sulingen, natürlich zu Fuß. Er holte in einem großen Sack das Garn nach Hause und brachte dafür wieder Leinen, Halbleinen und Drell zurück.

Die Erfindung der Spinn- und Webmaschinen ließ die alten Handfertigkeiten allmählich aussterben. Dazu trug auch die vermehrte Einfuhr der billigen Baumwolle bei, die sich dem Körper besser anschmiegt als das kratzige Leinen. Nur in Notzeiten erinnerten sich die Bäuerinnen ihrer Spinnräder und Webstühle. Nach den beiden Weltkriegen war besonders Schafwolle begehrt, die zur Herstellung wärmender Strümpfe und Jacken diente.

Es sei noch erwähnt, daß es um die Jahrhundertwende in Steyerberg eine Webschule gab, in der die jungen Bauerntöchter aus den anliegenden Orten auch das Entwerfen von Mustern lernten. Als letzte Weblehrerin in Steyerberg fungierte Fräulein Asmus, eine gebürtige Nienburgerin.





SCHLACHTFEST

Schlachtfeste beginnen immer mit dem traurigen Ende eines Vierbeiners, der dann gesotten, gebraten und duftend Wiederauferstehung im Kreise fröhlich Essender und Trinkender feiert. Wer von den Nachbarn nicht dabei sein kann, wird reichlich mit schweinernen Gaben beschenkt. Ein bayerisches Schlachtfest beginnt schon am Samstagmittag mit der Metz-Suppe, der das Boandlfleisch folgt. Mitternächtlich geht es an das Blut- und Leberwurstverzehren. Zum Sonntagmittag steht der Schweinebraten auf dem Tisch, und abends gibt es Surfleisch mit

Geräuchertem. Natürlich fehlt auch als angenehme Beigabe das Sauerkraut nicht, das übrigens keine deutsche Erfindung ist. Schon die Antike hatte eine große Vorliebe für Kohl. Er galt als gesundheitsfördernd. In das übrige Europa gelangte er gar als Heilpflanze durch das »capitulare de villis«, jene Anweisung karolingischer Fürsten zum Anpflanzen von Heilkräutern auf den Landgütern. Da zur Zeit der Hausschlachtungen meist auch der Haustrunk trinkreif ist, nutzt man die Gelegenheit, um Magen und Kehle auf das angenehmste zu unterhalten.

In Schweinfurt ist die »Schlachtplatte« ein Vergnügen besonderer Art. Man versammelt sich um einen weiß gescheuerten Ahorntisch. Kleine Löcher in der Tischplatte geben Platz für Salz, andere Gewürze und das Schnapsgläschen. Die Wirtin leert die erste Schüssel auf der Mitte des Tisches, also, daß das gekochte Wellfleisch für jeden erreichbar nackt auf dem Tische liegt. Ihm gesellt sich auf dieselbe Art Kraut und Kartoffelbrei zu. Jeder nimmt sich mit seinem Besteck eine gehörige Portion. Das Essen ohne Teller macht großen Spaß. Der Reihe nach kommen alle sieben Bestandteile des Schweinchens dran und werden aufgegessen bis auf das Schwänzchen, das einem Ahnungslosen mit einer Nadel angehängt wird. »Er hängt!« ruft die ganze Tischgesellschaft, bis es der Arme merkt und unversehens einem anderen ansteckt. Ein ganz Schlauer und Geschickter hing es einmal zum Gaudium der Gäste dem Kapellmeister an den Frack, der zum Schmause aufspielte.

Aber nicht nur gebraten und gepökelt ist das Schwein eine nutzbringende Angelegenheit. Das Säulein ist das Symbol des Glücks, und wenn man »Schwein gehabt hat«, muß man es nicht unbedingt im Magen haben.



ADVENT

Advent sind die letzten Wochen vor Weihnachten. Am Sonntag nach dem 26. November wird das erste Licht des Adventskranzes angezündet. Am 30. November, dem Andreastage, beginnt das neue Kirchenjahr und eine stille Zeit, die sich im Laufe eines christlichen Jahrtausends zur Buß- und Fastenperiode mit Tanz- und Heiratsverboten entwickelt hat. Auch in den protestantischen Gebieten hält man sich von lauten Hochzeiten und Bällen fern.

In der Andreasnacht befragt man gern die Zukunft. Die Mädchen werfen nachts um 12 Uhr von rückwärts einen Pantoffel gegen die Tür. Bleibt er mit der Spitze gegen den Eingang zu liegen, so werden sie nicht mehr lange im Hause sein, denn innerhalb Jahresfrist wird ein Freier kommen. Da vornehmlich Verliebte den Zukunftsschleier durchreißen möchten, sind die Variationen zum gleichen Thema unendlich. Man geht um Mitternacht rückwärts zu Bett und spricht dabei Beschwörungsgebete. Auf dem Herde sitzend muß ein Mädchen das Vaterunser-Gebet von rückwärts hersagen. Schon im 17. Jahrhundert spöttelt der Epigrammdichter Friedrich von Logau:

> Wenn St. Andreas-Abend kümt,
> pflegt jeder, der sich will beweiben,
> auch die, die sich bemannen will,
> ein hitziges Gebet zu treiben.

Ganz neugierige Mädchen gehen in der Andreasnacht ohne Schuhe und Strümpfe zu einem Zwetschgenbaum, schütteln ihn und sprechen:

> Bam, i schüttl di,
> Andre, i bitt di,
> laß mir a Hunderl bellen durt,
> wo mei Buab herkumma tuat.

Ein frommer Kinderbrauch des Advents ist das Spiel des »Frauentragens«, das an die Herbergssuche von Maria und Josef erinnert. Die Kinder des Dorfes tragen eine Marienfigur oder auch eine Gruppe mit Maria und Josef singend in ein Bauernhaus und stellen sie vorsichtig unter Gebeten in den Herrgottswinkel. Am nächsten Abend holen sie die Statue dort wieder ab und tragen sie ins nächste Haus des Dorfes. So geht es weiter bis zum Heiligen Abend. Dann werden Maria und Josef feierlich in die Kirche getragen, wo schon Hirtenfiguren und die vorbereitete Krippe warten. Manche Adventsspiele stellen auch die Zwiesprache von Maria und Josef mit einem unbarmherzigen Wirt dar. Ein Rest dieser Spiele ist noch im Advents- oder Hirtenblasen lebendig, das die Adventszeit einleitet. In Niederdeutschland hallten in der Abendstunde weit und breit Hörnerschall und Knattern der Flinten, die das Herannahen des Weihnachtsfestes verkünden sollten. In der Gegend von Spandau brauchte man dazu noch ein wirkliches Ochsenhorn mit aufgesetztem Mundstück aus Fliederholz. Sehr oft waren es alte Erbstücke. In der Heiligen Nacht erklang ihr Ruf zum letzten Mal, um die Gläubigen zur Christmette zu rufen.

In den ersten Adventstagen, am Fest der heiligen Barbara (4. Dezember), ist es Zeit, Kirschzweige zu schneiden und sie als Barbarazweige in warmes Wasser an den Ofen zu

730223



stellen, damit sie zu Weihnachten ihre Blütensterne öffnen. In Böhmen schnitt man sie rücklings und durfte dabei nur mit einem Hemd bekleidet sein. In Niederösterreich hängt man Zettelchen mit seinem Namen daran, und wessen Zweig zuerst blüht, dem bringt das neue Jahr besonderes Glück. Die heilige Barbara gab ihren Namen vielen Kirchenglocken. Nach der Legende wurde sie von ihrem Vater in einem Turm gefangen gehalten, und als sie sich inniger der christlichen Lehre zuwandte, von ihm hingerichtet. Sie ist die Schutzpatronin der Bergleute, die sich vor dem Tode unter Tage sichern, indem sie am Barbaratage ein Licht im Bergwerk brennen lassen.

Am Vorabend von St. Thomas (21. Dezember) wird das Klötzen-, Kletzen- oder Hutzelbrot gebacken aus getrockneten Birnen (Kletzen), Zwetschgen, Rosinen, Feigen und Nüssen. Mit teigigen Armen geht mitten in der Arbeit die Magd in den Obstgarten und umarmt die Äpfel-, Birnen-, Kirsch- und Pflaumenbäume, damit sie viel Frucht ansetzen, denn auch für Wetter und Wachstum ist St. Thomas zuständig. Das Anschneiden des Klötzenbrotes ist eine Auszeichnung. Wenn ein Mädchen einem Burschen das Brot zum Anschneiden gibt, damit er das Kipfelchen bekommt, so ist das ein Zeichen ihrer Liebe; ja man verspricht wohl schon vorher im Jahr: »Dich laß' ich mein Klötzenbrot anschneiden«.

Die längste Nacht und der kürzeste Tag des Jahres gehören St. Thomas, der ja auch am längsten an der Auferstehung Christi zweifelte. Diese lange Nacht verbringt man nicht allerorten im Bett. In Böhmen, Thüringen und Baden heißt die Thomasnacht die »Durchspinn-Nacht«; man verkürzt sie sich mit Spiel, Tanz, gutem Essen und Trinken. Im böhmischen Riesengebirge spinnen die Mäd-

chen die ganze Nacht, um sich vom Erlös dieser Arbeit einen feinen Weihnachtstag zu machen. Im Gegensatz dazu wurden Spindeln und Rocken in Siebenbürgen von den Burschen zerstört und verbrannt, weil das Spinnen ein Ende haben sollte.

Brachte St. Thomas in der Lüneburger Heide den Kindern Äpfel und Nüsse, so flößte St. Thomas als »Thama mit'n Hama« den Buben und Mädchen des Böhmischen und Bayerischen Waldes Furcht ein.



NIKOLAUS

St. Nikolaus ist eine der eindrucksvollsten Gestalten im Kinderland, die auch heute noch nichts von ihrem Zauber, gemischt aus Furcht und Freude, eingebüßt haben. Trotz der zahllosen Berufs-Nikoläuse in den Warenhäusern ist sein Besuch am Vorabend des 6. Dezember das große Kinderfest vor Weihnachten. In Schleswig-Holstein gibt sich der Nikolaus ein wenig anders als im Rheinland, und seine Begleiter wechseln; einmal heißen sie Buller- oder Pulterklas, ein andermal Pelzmärte und Klaubauf, Knecht Ruprecht, Krampus oder Hans Muff. Manchmal erscheint im Süden sogar eine Nikolausfrau in seiner Begleitung, und oft sind es wahre Schreckgestalten, die lärmend mit ihm durch die Winternacht ziehen. Hier mischt sich christlicher Brauch mit heidnischer Überlieferung.

Die Gestalt des Gabenbringers Nikolaus geht auf zwei historische Persönlichkeiten zurück, deren Legenden so ineinander verwoben sind, daß sie wie eine einzige Heiligengeschichte anmuten. Ein heiliger Nikolaus war um 300 Bischof von Myra in Kleinasien. In der morgenländischen Kirche gehört er zu den bekanntesten Heiligen. In Deutschland kennt man ihn seit dem 10. Jahrhundert, aber da hatte sich sein Bild schon mit der Gestalt des Abtes von Sion vermischt, der 564 gestorben ist. St. Nikolaus war der einzige weihnachtliche Gabenspender der Kinder, bis die Reformation mit der Einführung des Christkinds seine Bedeutung einschränkte. Ist St. Nikolaus für die Kinder auch nicht mehr das strahlende Wunder des weihnachtlichen Bescherers, so gehören die Volks-



bräuche an diesem Tage doch noch zu den lebendigsten unserer Zeit.

Im Elsaß verstecken sich die Kinder, wenn der Nikolaus kommt, und rufen:

> Niki, Niki, Niki,
> hinterm Ofen steck i;
> bring mer Äpfel un Bire,
> so kum i wieder fire.

Kommt der Nikolaus nicht persönlich ins Haus, so erwarten die Kinder doch seine Gaben, wenn sie abends ihre Schuhe oder einen Teller vors Fenster stellen und sagen:

> St. Nikolaus, leg mir ein,
> was dein guter Will mag sein;
> Äpfel, Nuß und Mandelkern
> essen kleine Kinder gern.

Am Morgen ist der Teller immer gefüllt. Die süddeutschen Kinder finden obenauf einen Klausemann, eine in Brotteig gebackene Nachbildung des Nikolaus, und für die Kinder in Friesland legt der Sünnerklas seine Geschenke in die Schuhe, die sie abends in die Nähe des Schornsteins gestellt haben.

Aus dem Bischof Nikolaus wurde mancherorts die neutrale Figur des Weihnachtsmannes im roten Kapuzenmantel und mit wallendem weißen Gottvaterbart, so wie ihn Moritz von Schwind gezeichnet und über die Münchner Bilderbogen weit ins Land verbreitet hat.



Knecht Ruprecht.

28

(29 auf Vorseite überklebt) "Klöppelnächte"

(30 " " ")

WEIHNACHTEN

Mitten in der dunkelsten Zeit des Jahres, wenn Winternot und Wintertod über dem Lande liegen und hoch oben im Norden die Sonne ganz vom »Wolf verschlungen« ist, leuchtet die *Weihnachtsnacht*. Für wenige Stunden tut sich nach dem Volksglauben eine Welt auf, die dem Sterblichen sonst verschlossen ist: Die Berge öffnen ihre Edelsteinpracht, aus den Gewässern tönt der Klang längst versunkener Glocken, aus den Meerestiefen schimmern vergangene Schlösser und Städte herauf, und mitten im Schnee erblüht ein zarter Frühling; Apfelbäume tragen in einer Stunde Knospen, Blüten und Früchte, die Sonne macht um Mitternacht drei Freudensprünge, und wer ohne Sünde ist, kann die Sprache der Tiere verstehen.

Erst seit dem 4. Jahrhundert feiert die Christenheit Weihnachten am 25. Dezember. Vorher war es nicht das Geburtsfest Christi, sondern der Tag seiner Taufe, den man am 6. Januar feierte. Die Kirche richtete Weihnachten wohl am 25. Dezember ein, da dieser Tag den Ägyptern, Syrern, Griechen und Römern als Geburtstag des sol invictus, ihres »unbesiegten Sonnengottes«, heilig war. Auch der persische Lichtgott Mithras hatte am 25. Dezember seinen Geburtstag. So bedurfte es nur der Bedeutungsumwandlung dieses Tages.

Bis heute hat das Weihnachtsfest neben antiken und frühchristlichen auch starke Spuren heimatlichen Brauchtums und Glaubens bewahrt. Aber immer war es ein fröhliches Fest, das die dunkle, bange Winterszeit unterbrach.

Im Mittelalter sang Tannhäuser:

Gegen diesen wînahten

solden wir ein gemehlîchez trahten,
wir swigen al ze lange.
Nu volget mir, ich kan uns vröude machen.
Ich singe wol ze tanze.

Zum ersten Mal taucht das Wort Weihnachten bei dem mittelhochdeutschen Spruchdichter Spervogel um 1170 als »wînahten« auf. Christkind und Bescherung schenkte der Protestantismus dem Weihnachtsfest. Vorher hatte St. Nikolaus den Kindern die Gaben gebracht. Im 16. Jahrhundert noch schickte das Christkind den artigen Kindern seine Geschenke in einem Beutel ins Haus. Eine solche Christbürde mußte fünferlei Dinge enthalten: Spielzeug, Näscherei, ein Geldstück, ein Kleidungsstück und Schulgegenstände, die man kurz Scholastika nannte. Erst als die Christkindgaben immer üppiger wurden und nicht mehr in die Christbürde hineinpaßten, legte man sie auf einen Gabentisch und vergaß auch die Rute nicht, damit die Furcht vor Rutenstrafe bei der Erziehung immer ein bißchen mithelfen sollte. Die älteste bekannte Christbescherung wird aus dem Jahre 1584 berichtet.





Die schönen Sachen für den Gabentisch kaufte man früher nur auf den Weihnachtsmärkten, die in Berlin, Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Köln und Frankfurt große Berühmtheit erlangten. In Hamburg nannte man den Weihnachtsmarkt »Dom«, weil die Buden und Stände ursprünglich auf dem Friedhof, im Kreuzgang und in der Vorhalle des Gotteshauses standen. Der Name »Dom« ist dem Hamburger Markt bis heute geblieben, wenn auch der Platz längst verlegt wurde und ein richtiger Jahrmarkt daraus geworden ist. Es gab auch ausgesprochene Spezial-Weihnachtsmärkte, so den Münchner Kripperlmarkt, auf dem nur Krippen und Einzelfiguren verkauft und den alten Dresdner Striezlmarkt, auf dem ausschließlich Christstollen angeboten wurden.

Die Christstollen sind überhaupt das berühmteste Weihnachtsgebäck. Sie heißen auch Stutenbrot oder Striezl und stammen aus den klassischen Heimatländern dieser süßen Bäckerei, Sachsen und Thüringen. Seit fünfhundert Jahren ist hier von Stollen bzw. von der älteren Bezeichnung Striezl

die Rede, und schon 1474 sind sie urkundlich als Christbrot erwähnt und waren auch damals schon ein lohnendes Handelsobjekt.

Nicht weniger alt ist der Nürnberger Lebkuchen, von dem schon aus dem Jahre 1300 berichtet wird. Wahrscheinlich sind Mönche die Erfinder des Lebkuchens. Zunächst war dieses Gebäck, zu dem man die notwendigen Gewürze aus dem spezereienreichen Venedig bezog, wohl als verdauungsförderndes Mittel gedacht. Sehr bald aber waren sie als Leckerei begehrt. Man formte sie, zuerst mit der Hand, später mit Formen aus Buchsbaumholz, und klebte ihnen manchmal noch Verslein obenauf. Der älteste, erhaltene Spruch dieser Art stammt aus dem Jahre 1562 und lautet: »Desgleichen so nimm auch von mir hin diese stücklein Läpkuchen gut«.

Der Gabentisch, die Bescherung - für Kinder allerdings wohl seit eh und je Mittelpunkt des Weihnachtsfestes - ist heute ohne den kerzenschimmernden Tannenbaum nicht zu denken. Er erscheint uns geradezu als Symbol der Weihnacht. Kein anderer deutscher Brauch hat in der weiten Welt eine solche Verbreitung gefunden.

Dabei wußte das 17. Jahrhundert noch nichts von dieser Sitte. Die Krippe stand im Mittelpunkt der Weihnachtsfeier, seitdem Franz von Assisi im Jahre 1223 im Walde von Greccia in den Alverner Bergen seine erste, berühmt gewordene Krippenfeier abhielt. Aus den ursprünglich einfachen und primitiven Krippen wurden im Laufe der Zeit köstliche Kunstwerke. Das 18. Jahrhundert trieb den prunkvollsten Aufwand. Die Krippenfiguren wurden schon früh lebendig. Schon aus dem 11. Jahrhundert gibt es ausführliche Darstellungen über »Krippenspiele«. Vor allem in Bayern, Ungarn und Österreich betrieb man das Krippen-

schnitzen. Sehr bald wanderte die Weihnachtskrippe aus den Kirchen in das häusliche Weihnachtszimmer, das man schon seit altersher mit grünenden oder blühenden Zweigen, die man zu Barbara geschnitten hatte, schmückte. Angelus Silesius, der 1677 starb, nannte Weihnachten noch die Maienzeit.

Die frühesten Zeugnisse des Weihnachtsbaumes kommen aus dem Elsaß, wo in Straßburg um 1604 von einem »Dannenbaum« die Rede ist, der mit »Rosen aus farbigem Papier, Äpfeln, Oblaten und Zucker behängt« und auf einem »viereckent ramen« aufgestellt war. Aber von brennendem Lichterschmuck wird noch nicht gesprochen. Davon erzählt als erste Liselotte von der Pfalz. In einem Brief, den sie ihrer Tochter aus Frankreich schreibt, berichtet sie aus ihrer Heidelberger Jugendzeit: » . . . Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweig ein Kerzchen; das sieht allerliebst aus, und ich möchte es noch heutzutage gern sehen«. Vom Elsaß wanderte der Weihnachtsbaum nach Mitteldeutschland. Aber erst nach den Freiheitskriegen eroberte er alle deutschen Weihnachtszimmer. Preußische Offiziere führten ihn 1815 in Danzig und die Königin Therese, die der Münchner Oktoberwiese ihren Namen gab, als Gemahlin Ludwigs I. auch in Bayern ein.

Neben dem Weihnachtsbaum war die Weihnachtspyramide Symbol der Weihnacht. Im Gegensatz zum Tannenbaum, der seinen Weg vom weihnachtlichen Familienzimmer auch in die katholische Kirche nahm, wenn auch die Geistlichkeit ihn lange als heidnisches Brauchtum ablehnte, wanderte die Weihnachtspyramide, ähnlich wie die Krippe, von der Kirche in die Weihnachtsstuben. Sie ist ein pyramidenartiges Holzgestell, manchmal mit immergrünen Zweigen besteckt, das allerlei Zierrat und brennende Lich-

ter trägt. Vor allem im sächsischen Erzgebirge blieb man ihr bis heute neben dem Tannenbaum treu. In Sachsen und Schlesien stellte man mit Vorliebe auch figürliche Weihnachtsleuchter auf den Gabentisch. Aus Schweden wanderte der fröhliche Brauch des Julklapp nach Nordostdeutschland. Das Weihnachtsgeschenk wird, überreichlich verpackt, mit dem Ausruf »Julklapp« ins Zimmer geworfen, und der Überbringer muß möglichst unerkannt das Haus wieder verlassen.

Dem Weihnachtsfest haftet verspielt noch viel altes heidnisches Brauchtum an. In der Heiligen Nacht deutet man besonders gern die Zukunft. In Thüringen zog man dazu Stroh aus dem Dach. Fand einer dabei noch Körner, so hatte er im kommenden Jahr Glück. Zwischen elf und zwölf Uhr in der Nacht geht man in den Obstgarten und beklopft die Bäume, damit sie bessere Frucht tragen. Weihnachtswetterregeln beachtet der Bauer mit Vorliebe: »Ist Weihnachten kalt - kommt der Winter hart und der Frühling bald«. In Österreich erscheint am Morgen des Heiligen Abends das Goldene Rössl und wirft den Kindern Geschenke in den Hof. In Schwaben rüttelt man an Essig- und Weinfässern, damit sie immer gefüllt bleiben. In der Nahegegend läßt man ein wenig vom Flachs am Rocken, damit die heilige Jungfrau ihn in der Nacht zum Abtrocknen des Jesuleins benutzen kann. Dieser Flachs ist dann ein Heilmittel gegen allerlei Krankheit von Mensch und Tier. In Tirol stellt man am Christabend der Muttergottes und ihrem Kindchen gar eine Schüssel Milch ans Fenster und legt zwei Löffel dazu. Die Gottesmutter soll am guten Essen des Weihnachtstages teilhaben, das in Oldenburg und Schleswig-Holstein dem Heiligen Abend auch den Namen Dickbuch-Abend oder Vullbutts-Abend gegeben hat.

Als Festbraten ist das Schwein auch zu Weihnachten am beliebtesten. Ihm folgt der Karpfen, und an dritter Stelle stehen Gans, Fasan, Puter oder Truthahn. Besonders wichtig ist der Grünkohl als Beigabe. In der Mark Brandenburg sagt ein Sprichwort: »Wer Weihnachten nicht tüchtig Grünkohl ißt, bleibt dumm«. In vielen Gegenden ißt man Siebenerlei zum Heiligen Abend: Schweinefleisch oder Würste mit Sauerkohl, Mohnklöße, die man auch blaue Husaren nennt, gezuckerte Milch mit verquirlten Eiern und eingeschnittenen Semmeln, auch weiße Dragoner geheißen, Karpfen, Schlesisches Himmelreich (gekochtes Backobst mit Hefeklößen) und ähnliches. Im Pinzgau bringt die Bäuerin den Rest der Heilig-Abend-Mahlzeit in den Obstgarten und sagt: »Bam esst's!«
Der schlesische Müller warf dem Wassermann Speisen in den Bach, und gegen Hexen schleuderte man Feuerbrände in den Brunnen, denn um Weihnachten beginnen die Zwölften, die zwölf Nächte, in denen der heidnische Dämonenspuk ausgelassen sein Unwesen treibt.



Buchweizenbauer griff wieder zur Sichel

Mähdrescher hatte den Ertrag zu sehr geschmälert

VON HANS HAUSTEIN

In diesen Tagen wird im Emsland der Buchweizen auf den wenigen Feldern, auf denen er überhaupt noch zu sehen ist, geerntet. Das Ernten mit der Sichel ist heute noch eine Mühsal, wie früher der ganze Anbau äußerst kompliziert und voller Risiken war.

Auf einem Feld in Georgsdorf im niedersächsischen Landkreis Grafschaft Bentheim wunderten wir uns, als wir den Jüngsten der drei Bauerngenerationen auf dem Hofe bei der Buchweizenernte sahen: Bisher war das die Domäne des Großvaters, und voriges Jahr, als der Opa nicht konnte, hatte man kurzerhand den Mähdrescher eingesetzt. Das verstieß gegen alle weisen Vorsichtsmaßnahmen, die seit Jahrhunderten gelten: mit der Sichel mähen, nur bei bewölktem Himmel, auf keinen Fall bei Sonnenschein um die Mittagszeit. Denn das alles ließe die „Körner" – genau: die dreikantigen Früchte am Knöterichkraut – garantiert abfallen, noch ehe die Ernte eingebracht sei. Der Ertrag im vorigen Jahr war dann auch danach: Zwei Zentner Verlust dort, wo überhaupt nur acht zu ernten waren, und Erde und Dreck mit auf die Tenne gebracht.

Nun also haben die Familien auf diesem Hof auch für das nächste Jahr ihren Buchweizen, der lediglich dem privaten Verbrauch dient – und altem Brauch auch: Der „Jan Hinnerk" wird daraus gemacht, die Delikatesse Buchweizenpfannkuchen, die in den nahen Niederlanden seit geraumer Zeit auch gastronomisch eine wichtige Rolle spielt.



In Rehburg wurde früher nur Buchweizen angebaut.
Sensenstiele sind noch im Heimatmuseum

D. Kapitel „[illegible]"?

Das Brot im Volksglauben: Am Freitag sollte man nicht backen

Das Nahrungsmittel erhielt oft ganz erhebliche Symbolkraft

„Brod (Brot, lateinisch panis, französisch pain, englisch bread, schwedisch und dänisch brod), das aus mehlartigen Stoffen bereitete tägliche Nahrungsmittel des größten Theils des Menschengeschlechts, das symbolisch auch die Gesammtheit der menschlichen Nahrungsmittel bezeichnet." So ist in einem Nachschlagewerk aus dem Jahre 1867 zu lesen. Und so war es seit Urzeiten; das Brot spielte im Leben der Menschheit stets eine bedeutsame Rolle. Was das Gebet „Unser täglich Brot gib uns heute" bedeutet, ist wohl allen noch aus den Notzeiten nach dem letzten Kriege in schmerzvoller Erinnerung.

Doch wie schnell hat dies unsere heutige Generation, die jene Zeit nicht bewußt durchstehen, besser gesagt, durchhungern mußte, vergessen. Darum ist es in mehrfacher Hinsicht sinnvoll, einmal daran zu denken, in welch inniger Beziehung unsere niedersächsischen Vorfahren in ihrem Brauchtum zum Brot standen. Ihre Einstellung und Glaubensmeinung zeigten deutlich, welch bestimmten Wert das Brot im Leben der alten Niedersachsen führte. Die Stärke der Symbolik, die dabei oft sichtbar wurde, weist auf sehr alte Anschauungen zurück. Eins aber geht unzweifelhaft aus diesem heimischen Brauchtum hervor: daß dort, wo dieses lebendig war, keine Vergeudung des Brotes erfolgte, wie man es heutzutage hin und wieder erlebt.

Auch schrieb der Volksglauben dem Brot oft besondere Kräfte zu. Salz, Brot und Dill wurden gemeinsam in einen Beutel getan und den Kindern in die Wiege gelegt, um sie gegen böse Kräfte zu schützen. Gegen Verhexung des Viehbestandes vergrub man ein Brot unter dem Freßtrog. Heimweh kam nicht auf, wenn man ein Stück Brot von zu Hause mitnahm und dieses sofort nach der Ankunft in der neuen Heimat aß. Den gleichen Erfolg hatte man, wenn man dem Mädchen ohne ihr Wissen Brot in die Kommode legte oder ein Stück dem Burschen, wenn er in die Fremde zog, heimlich in die Tasche steckte. Um Pferde vor Unglück zu schützen, hängte man ihnen Dill und Brot in die Mähne. Gegen Brandwunden und auch Fieber gebrauchte man vielfach eine Formel, in der auch das Brot eingeschlossen war.

Auf dem Lande, wo noch im hofeigenen Backofen das Brot gebacken wurde, mußte dies im Laufe der ersten Wochenhälfte geschehen, keinesfalls am Freitag, denn so hieß es im altniedersächsischen Volksmund: „Fridagsbrot backt man ut Not." Beim Bakken selbst versuchte man, aus diesem oder jenem Geschehnis künftiges Geschick zu deuten: Riß das Brot im Ofen, sollte ein Unglück kommen; schon wer es anschnitt, würde dabei Ärger erleben. Auch wenn beim Backen das Brot vom Brett oder Schieber fiel, hatte dies Unglück im Gefolge. Seltsam war der Glaube, daß man Geld finden würde, wenn man schimmeliges Brot aß.

Daß man über das fertig geknetete Brot ein Kreuz oder auch deren drei machte, indem man mit der Hand darüber in die Luft fuhr oder sogar die Kreuze in den Teig eindrückte, hing mit dem Glauben an die Gabe Gottes beziehungsweise der Dreieinigkeit zusammen.

Wenn das Brot mit der Bodenseite nach oben lag, glaubte man an nahenden Streit, auch mit der angeschnittenen Seite durfte es nicht vom Tisch blicken, weil es sonst im Hause ausgehen würde, und dazu war dieses Nahrungsmittel zu lebenswichtig.

Ebenso spielte das Brot in der Sprichwortweisheit des Volkes eine bedeutsame Rolle im alten Niedersachsen. So, um nur einige zu nennen: Bi Karüffeln un Brot het de Buer keine Not – Hei kann mehr as Brot eten – Da kann ik mik kein Brot vor köpen – Sin Brot (Auskommen) hebben – Dat Brot, wat ik ete, dat Wort, wat ik spreke (Ein Mann, ein Wort) und andere.

Selbst bei festlichen Gelegenheiten spielte das Brot eine bedeutsame Rolle. Brot und Salz reichte der Brautführer dem jungverheirateten Paar, wenn es aus der Kirche kam; es sollte in der Ehe nie fehlen. Ebenso nicht in einem neu bezogenen Hause, darum überreichten es die Gäste nebst anderen Geschenken. Bei manchen Schützenfesten in unserer engeren Heimat wurde früher dem Bringer der Königsscheibe Brot und Salz gereicht. Im Kreis Neustadt am Rübenberge gab es Gemeinden, in denen bei der Hagelfeier der Pfarre ein eigenes Hagelfeierbrot gegeben wurde, das aus einer Metze reinen Roggens gebacken sein mußte.

Man sieht also, echtes Brauchtum unserer Vorfahren schätzte das Brot als etwas Heiliges und achtete es. Möge diese kleine Erinnerung dazu beitragen, daß es auch in unserer Zeit so bleibe und allüberall Brot in Frieden im Hause sei. *Gerhardt Seiffert*



Darstellung einer Bäckerei nach einem alten Kupferstich. Archiv Seiffert

„Daß es an Kaufbrodt nicht fehle, und daß man täglich frisches Backgut haben könne ...“

Aufschlußreiche Backordnung für die Braunschweigisch-Lüneburgischen Lande aus dem Jahre 1759

Wie man vor über 200 Jahren in den Herzoglich-Braunschweig-Lüneburgischen Landen um das leibliche Wohl der Untertanen besorgt war, geht neben anderen Landes-Verordnungen auch aus einer „Backordnung vom 10ten November 1759“ hervor, die für alle Orte der Fürstentümer Gültigkeit hatte.

So ist es heute recht interessant, einmal zu lesen, welche Auflagen der Herzog den Bäkkern derzeit durch das „Polizey-Departement“ zu Nutz und Frommen der Bürger machen ließ. Über das „Backwesen in Braunschweig“ heißt es da in der alten Ausdrucks- und Schreibweise:

„Dieserhalb ist auf Landesherrlichen Befehl verordnet:

1) Daß ein jeder Bäcker bey dem Kneten alle mögliche Reinlichkeit beobachten, und bey Vermeidung zwey Thaler Strafe sich nicht unterstehen solle, solche Dinge einzumischen, wodurch das Brod zum trieglichen Anschein aufgeblasen wird, hernach zusammen fällt, und der Gesundheit schadet.

2) Soll derjenige Bäcker, so sich unbilligen und unerlaubten Gewinstes halber beygehen ließe, das beste mit geringerem, das gute mit schlechterem, und das Weizen- und Rockenmehl mit Mehl von andern Früchten zu vermischen, in zehen Thaler Strafe verfallen seyn.

3) Welcher Bäcker das zum Verkauf gebackene Weißgut und Rockenbrodt nicht tüchtig und wohl ausbacket, solches zum Verkauf ausleget, auch sonsten verkaufet, und dem, welcher bey ihm Hausbacken Gut verfertigen lässet, solches ungar, oder gar zu hart ausgebacken liefert, dem soll das erstemal das untaugliche Gut weggenommen, und wenn es mehrmalen vorkommt, derselbe ausserdem vor jedem Fall mit zwey Thaler Strafe beleget, auch durch promte Execution angehalten werden, diejenigen schadlos zu stellen, welchen er das Hausbacken Gut verdorben hat.

4) Wie die Bäcker, bey Verlust ihrer Gilde-Gerechtigkeit, sich vorsetzlich des Backens auf den Kauf- und des Hausbackens, nicht weigern mögen, so soll doch bey Vermeidung der nachdrücklichsten Bestrafung, keinem hiesigen Bäckergilde-Verwandten verwehret werden, auch solche Sorten fein Weißgut zu backen, die immer einen Vorzug vor den andern haben, und in fremden Städten in guten Ruf stehen.

5) Damit man im nöthigen Fall gleich wissen könne, von welchem Bäcker das verkaufte Brod gebacken worden, so soll ein jeder Bäcker sein eigenes Zeichen haben, solches bey dem hiesigen Polizeygerichte zur Registrirung vorzeigen, und damit sein Backgut bey zwey Thaler Strafe für jeden Contraventionsfall, zeichnen. Würde auch wider alles bessere Verhoffen, ein Meister des andern Mitmeisters Zeichen brauchen, so soll gegen einen solchen Freveler inquisitorie verfahren werden.

6) Sämmtliche Bäcker werden hoffentlich ihre Pflicht gebührend beobachten, und sich nach der Brodtaxe genau richten, welche nach dem steigenden und fallenden Kornpreise aus der im abgewichenen Jahre publicirten Tabelle monathlich extrahiret, und dem Publico und Bäckergewerk genugsam und zeitig genug bekannt gemacht wird. Im Gegentheil aber soll auch der Contravenient, welcher zu leicht backet, für jedes fehlende Loth einen halben Mariengülden Strafe erlegen, und das zu leicht gefundene Backgut denen Armen zum Besten confisciret werden.

7) Wie aber nicht wol möglich, daß die kleineren 1 Pfennig- und 2 Pfennigstücke so gar genau und gleichen Gewichts zu backen, auch sich wol begeben kann, daß dasjenige Brod, welches auf der Brandstelle zu stehen kommt, stärker eintrocknet; so sollen in Pfennigstücken vier, in 2. 4. und 8. Pfennigstücken aber zwey Stück, bey der Pribirung allemal zusammen gewogen, und wegen des Brodtes, so auf der Brandstelle gestanden, auf jedes Pfund 1 Loth vor die Gefahr paßieret werden.

8) Die Bäckergilde muß sich darnach einrichten, daß es an Kaufbrodt nicht fehle, und daß man täglich frisches Backgut haben könne; deswegen ein jeder, nach dem Verhältniß seiner Nahrung, zu aller Zeit, aus dem reinen Korn, so viel er dessen in zwey Monathen zu verbacken pfleget, wenigstens so viel Rocken und Weitzenmehl, als er in einem Monath würklich verbacken kann, vorräthig haben muß.

9) Wie die Bäcker schuldig sind, mit dem Hausbacken und Obstwelken ehrlich zu Werke zu gehen, und bey Strafe der Ersetzung des verursachten Schadens und der Kosten, jedermann gebührend zu befördern, so sind sie auch verpflichtet, bey Vermeidung eines Mariengüldens und dem Befinden nach einer höheren Strafe, niemanden im Preise des Brodtbacke- und Obstwelkelohns zu übersetzen, und ein mehrers als bisher üblich ist, nemlich für einen gehäuften Himten Rockenmehl bis 2 Mgl. 2 Pf. wenn der Bäcker aber das Kneten mit verrichtet, alsdann 4 Mgl. und für ein Brett voll Obst zu welken (trocknen), zu ¾ Ellen breit und 3 Ellen lang, bis 2 Mgl. 4 Pf. zu nehmen. – 10ten Nov. 1759“

Nun, die Bäcker werden wohl dieses herzogliche Edikt „ihrer Pflicht gebührend beobachtet“ haben. Getreu ihrem Gildelied aus dem Jahre 1794, in dem es u. a. heißt: „Kommt herzu beid Frau und Mann! Hör mich nur ein wenig an! Thut mich recht verstehen! Bäcken die sind brave Leut', man brauchts in Sommers- und Winterszeit: Habs mein Tag oft gesehen ... Bäcken braucht man weit und breit, sind fürwahr gar brave Leut. Mancher lauft zum Bäcken, wann er hat fürwahr kein Brot, müßte leiden Hungers Not, thut er ihm erstrecken ... Allen Bäcken wünschen wir, daß sie haben für und für ihr wohlfahrt im Leben und nach dieser Zeitlichkeit dort die ewig Himmelsfreud! Gott wolls allen geben!“

Gerhardt Seiffert

4.

2.7

Alte Bauernregeln

Der Januar muß vor Kälte knacken,
Wenn die Ernte gut soll sacken.

Ist's Januarwetter feucht und linde,
Wehn trockene , rauhe Frühjahrswinde.

Ein grimmiger Februar tut seine Pflicht,
Er verderbet Euch den Maien nicht.

In Januarmonat to vil Rägen,
Gifft Süken bi Minsch un Veeh allewägen.

In Feberwar die Been bin Aben upstäken,
Is bäter, as mit'n Plogg de Er umbräken.

Wenn es Lichtmeß stürmt und schneit,
ist das Frühjahr nicht mehr weit.

Märzenwetter faul und feucht,
Macht Kornsäck gar zu leicht.

Is Märzenmond dröge, April kolt un natt,
Gifft Arntetied von allen wat.

Im richtigen Aprilmond sind
Vereinet Regen , Sonne, Wind.

Je mehr't April in Regen sleit,
Je höger dat Gras inne Wischen steit.

Mai kühl und naß,
Füllt Scheuer und Faß.

Kummet Mai to faken Donnerwär,
Ist mit de Frucht nich wieden her.

Was der Junimond beregnet,
Hat er immer noch gesegnet.

Juni mut den Utslag geben
För den ganzen Arntesegen.

Wenn der Juli wäscht die Ähren,
Kann das Roggenbrot nicht nähren.

Bauet in Juli de Sunnen hoch in Korf,
Brukst in Winner ville Hölt un Torf.

Wenn in August de Schwalben all teen,
Is oak de Sommer balle hen

August , de Erntemond , ohne Füer,
Makt den Buern vergrellt un dat Brot oak düer.

Ein schöner September den Bauern erfreut,
Weil er den Mai für den Herbst bedeut .

Schreet in September noch vael de Kiwiet
Hättet mit en Winter noch ville Tiet.

Ist der Oktober friedlich und mild,
Der nächste März dafür rauh und wild.

Sitt Oktober an Barken noch Loow,
an en tiedigen Winter un Vorjahr gloow.

Viel Schnee, auch trockener Novemberwind
Den Äckern und Feldern willkommen sind.

Hätt de November ton Donnern noch Moot,
Staht anner Jahr de Früchte oak goot.

Gebleicht auf grüner Au
Erinnerung an frühere Rasenbleichen

730241

Kuhmist galt einst als gutes Bleichmittel für die Wäsche

Von Gerhardt Seiffert, Fallersleben

Eine blüten- bzw. schneeweiße Wäsche zu haben, ist das Bemühen und der Stolz jeder Hausfrau. Das beweisen heutzutage die vielen von der chemischen Industrie angepriesenen Wasch- und Bleichmittel. Waschmaschinen und Waschsalons erleichtern heute zudem die Arbeit wesentlich.

Da hatten es früher unsere Groß- und Urgroßmütter erheblich schwerer, ihr Leinen aus Schränken, Laden und Truhen, das vor allem auf dem Lande meist aus eigenem angebauten Flachs selbst gesponnen und gewebt worden war, sauber und leuchtend weiß zu bekommen; ihnen fehlten ja derzeit alle heutigen modernen Hilfsmittel. Aber auch sie besaßen ihre alten bewährten Rezepte, die sich seit alten Zeiten von der Mutter auf die Töchter vererbt hatten. Es ist interessant, sich ihrer einmal zu erinnern, weil sie der heutigen Generation kaum noch bekannt sind.

Da wurde einst zunächst die Schmutzwäsche mehrere Tage im „Bückefatt“, dem ovalen etwa einen Meter hohen Holzbottich von 75 Zentimeter Durchmesser, in der sogenannten „Lake“ eingeweicht. Diese Lauge erreichte man, indem man eine gehörige Portion Holzasche in das Einweichwasser tat; von dieser Asche hatte man derzeit ja reichlich, da der gesamte Hausbrand aller Familien vornehmlich aus Holz bestand. In der schmutziggrauen Aschenlauge, in der obenauf noch schwarze Holzkohlenstücke schwammen, löste sich der Schmutz von der Wäsche. Durch mehrfaches Kochen und Spülen, letzteres meistens in fließendem klaren Wasser, wurde die Wäsche von den restlichen Schmutz- und Ascheteilchen gesäubert.

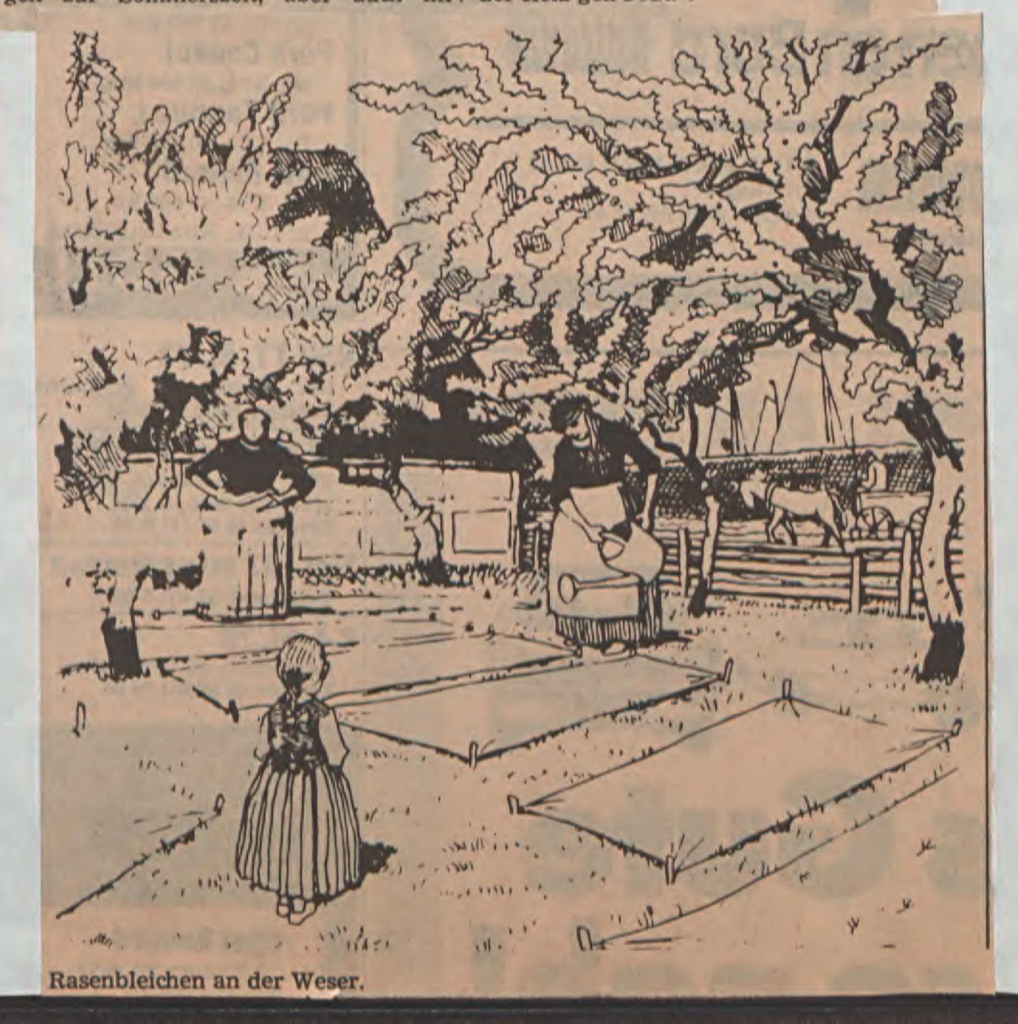
Man kann sich heute kaum noch einen Begriff davon machen, welche Mühe und wieviel Schweiß solch ein Waschtag früher die Frauen kostete. Trotzdem scheute man diese Arbeit nicht, weil man die Wäsche, und vor allem das Leinen, rein und weiß bekommen wollte. Um das zu erreichen, und vielleicht auch, um die Nachbarinnen in der Reinheit der Wäsche zu übertrumpfen, kam man auf die gewiß recht ausgefallene Idee, Kuhmist zum Bleichen zu verwenden.

Daß dies tatsächlich so war, kann man im „Hannoverschen Magazin“ vom 26. August des Jahres 1816 nachlesen, in dem es heißt: „Mittel die Leinewand in kurzer Zeit zu bleichen! Man macht eine Lauge aus Kuhmist, eben auf die Art, wie man Lauge von Asche macht, kocht die Leinwand in dieser Lauge und bringt sie dann auf die Bleiche. Ferner wird in einer Wanne Kuhmist, mit Wasser verdünnt, zurecht gemacht, worin man die des Tages über auf der Bleiche wohl begossene Leinewand am Abend einweicht und sie bis Morgens darin stehen läßt, wo man sie etwas auswäscht, wieder auf die Bleiche bringt und gut begießt. Alle Abend wiederholt man dieses Einweichen und fährt damit wie vorher fort. Auf solche Weise wird die Leinewand bei günstigem Bleichwetter noch vor Ende der dritten Woche so weiß seyn, als man nur wünscht.“ Inwieweit die Hausfrauen dieser Anregung gefolgt sind, hat das Blatt allerdings nicht berichtet. Es ist aber wohl anzunehmen, daß sie es mehr mit der altbewährten schnelleren, billigsten und gesündesten Methode des Trocknens und Bleichens nur durch Sonne und Wind gehalten haben. Die Sonne strahlte kostenlos vom Himmel und gab mit der damals noch unverschmutzten Luft dem Leinen jenen Wäscheduft, der nach Sommer, nach saftigem Rasengrün, nach Frische und Gesundheit schmeckte. Auf dem niedersächsischen Lande wird noch heute vielfach die Wäsche nach diesem alt-hausmütterlichen Brauch getrocknet und gebleicht.

In den Städten gab es hierzu allerdings auch früher schon wenig Platz, man legte daher vor den Toren der Stadt Bleichanger an, die jene, die keinen eigenen Bleichgarten besaßen, gegen eine geringe Gebühr benutzen konnten. Auf diesen Rasenbleichen lagen zur Sommerszeit, aber auch im Winter, die frischgewaschenen Wäschestücke einer Stadt in schneeweißen Quadraten in Reih und Glied in der Sonne. Der Platz war kostbar und mußte gut genutzt werden, deshalb war er in einzelne Abschnitte aufgeteilt. Zwischen diesen schritten dann die Hausfrauen, Dienstmägde oder berufsmäßige Wäscherinnen mit der Gießkanne einher, um die bleichenden Wäschebeete zu befeuchten oder auch um sie des Nachts zu hüten. Sie waren ja der Bürgerhäuser ganzer Stolz und Zier!

Staub und Ruß der wachsenden Städte haben schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Wäscherinnen vertrieben. Auch die Bleichplätze fielen mehr und mehr dem sich ausbreitenden Raumbedarf zum Opfer. An jene Zeit, da die Hausfrauen ihre Wäsche mit Mühe, Arbeit und Schweiß, aber auch mit Lust, Liebe und begreiflichem weiblichen Stolz selbst wuschen, lufttrockneten und auf der grünen Au bleichten, erinnern heute nur noch die Straßennamen Am Anger, Große Bleiche, Auf den Bleichen und andere, ohne daß man sich vielleicht deren Bedeutung so recht bewußt wird.

Daher sollte man gerade heute, da uns im täglichen Leben so vieles erleichtert wird, mit Hochachtung jener Zeit gedenken, als in beschwerlicher Handarbeit, aber getreuer Fürsorge für die Familie kunstvoll geschnitzt an einem altniedersächsischen Bauernschrank der Spruch stand: „Geblüht im Sonnenwinde, gebleicht auf grüner Au, ruht still es hier im Spinde zum Stolz der fleiß'gen Frau“.



Rasenbleichen an der Weser.

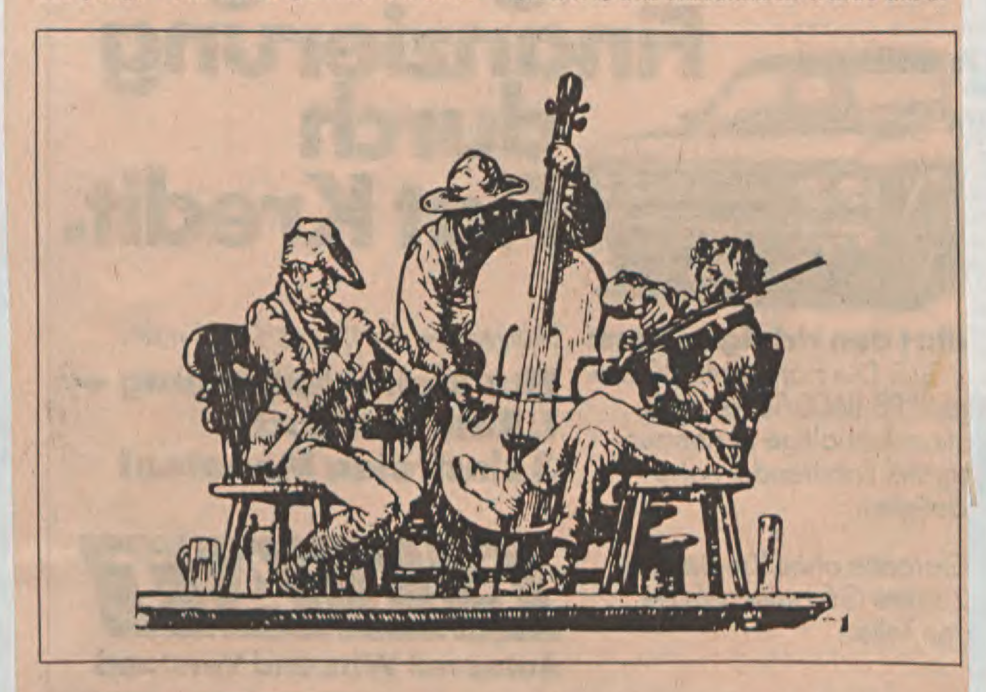
As use Großvadder us Großmudder nöhm

Von Tänzen und Tanzweisen unserer niedersächsischen Vorfahren

Erzählt von Gerhardt Seiffert, Fallersleben

730242

„Platz gemakt, nu willt wi danzen un de Deerns herüm koranzen; juchhei, hopsa soll dat gahn, dat de Röck söllt öwerslahn!" So lautete ein altes Tanzlied unserer niedersächsischen Vorfahren, denn auch sie liebten es, nach sauren Wochen frohe Feste, dem Tag mit seiner Arbeit die Erholungsstunden folgen zu lassen. Dabei fehlte es denn auch an Gelgenheiten zum Tanzen für das junge Volk nicht. So war am zweiten Tage der großen kirchlichen Feste fast regelmäßig im Kirchdorf „Mausik un Danz"; Jahrmarkt, Erntefest, Fastnachtsabend, Scheiben- oder Vogelschießen sowie Hochzeiten gaben weitere willkommene Anlässe, das Tanzbein zu schwingen. Aber auch sonst fand sich vor allem für die Jugend immer eine Möglichkeit, „um en beeten herüm koranzen" zu können. Sei es am Sonntag nachmittag im Pesel, auf der groten Deele oder der Tenne eines Hofes, auf dem man sich nachbarschaftlich traf, sei es zum Beschluß des gemeinsamen Spinnabends zur Winterszeit im „Spinntrop".



Um Musik war man bei letzterem kaum verlegen; irgendeiner der jungen Leute im Dorfe konnte immer den Treckbüdel, die Ziehharmonika, spielen, notfalls tat es auch ein Kamm. Für die größeren Tanzfestlichkeiten kamen meist Dorfmusikanten, der Flickschuster, de Schnieder oder irgendein Altenteiler mit Violine und Baß, zuweilen auch noch Klarinette und Trompete. Auch herumziehende fremde Musikanten, allgemein „de Prager" genannt, waren stets willkommen, gaben doch auch sie einen außerplanmäßigen Anlaß zu einer „Danzerie" nach der Melodie „Lischen, stick den Krüsel an, büst ja ook een nedde Deern".

An einem derb geschnitzten Holztisch hatten die Musikanten ihren Platz, auf ihm stand ein Teller als Anreiz für Spenden derjenigen, die eine Extratour, ein Lieblingslied oder ein „Solo" wünschten. Vor allem aber gab er Raum für die Getränke der allzeit durstigen Musikantenkehlen. Kein Wunder also, wenn es manchmal nicht mehr ganz „nach Noten" ging, wenn auf der Tischplatte immer wieder „Lütt un Lütt" als Aufmunterung oder Dank landeten.

Man unterschied bunte und runde Tänze, „nu gift 'n Bunten" oder „nu gift 'n Runnen", sagte man. Für die ersteren galt die Gesamtbezeichnung „Kuntra", zu der man noch den besonderen Namen hinzufügte, so Kuntra-Twetritt, Kuntra-Dretritt oder Kuntra mit de Windmöhl, Kuntrahupsa und andere. Bei den Rundtänzen wurde durchweg linksherum getanzt. „Seeben Ellen Bottermelk, tein Ellen Klümpe, un wenn de Schoh verdrunken sünd, so danz ick – fofftein – soßtein – op de Strümpe". So kam es dann im Laufe des späten Abends schon häufig vor, daß die Keerls die Jacken abwarfen und die Deerns die Pantoffeln in die Ecke fliegen ließen, daß de Röcke öwerslahn: Hopp Marianken, hopp Marianken, lat de Poppen danzen, een goden Mann, een braven Mann, een Mann von Kumpläsanzen.

Unter dem zum Teil aus dem Hochdeutschen herübergenommenen Singweisen waren besonders beliebt: Lott is dot, O du lewer Augustin, as uns Großvadder de Großmudder nöhm, Gistern awend wür Vadder Michel dor. Nach der Melodie von „Feinsliebchen unter dem Rebendach" erklang der Walzer: Hatten Lena mit de Newelkapp (Nebelkappe), Kiek mal to'n Finster rut, mak apen mal din Etelschap (Eßschrank), min Magen bellt gans lut. Sehr beliebt war auch der „Schaperdanz"; Seiht doch mal den Schaper an, wat de Schaper danzen kann. Schaper hier, Schaper da – Schaper in Amerika.

Wenn die Festesfreude ihren Höhepunkt erreicht hatte oder auch als letzter Tanz wurde mit Vorliebe der „Rutscher": Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kreigt denn Julchen mit? getanzt. Neben dem hochdeutschen Text wurde auch ein derberer niederdeutscher gesungen. Bei diesem „lustigen" Tanz pflegten, – so erläuterte der niedersächsische Volkskundler Dr. Eduard Kück – alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, auch die sich vom Platz erhebenden Musikanten mitzusingen. Tänzer und Tänzerinnen hatten sich kreuzüber bei den Hän-

1

Minnegaben – Erinnerungen an die schöne Zeit der ersten Liebe

Was niedersächsische Jünglinge einst ihren Angebeteten schenkten

Wie leicht ist es doch heute, ein Geschenk zu machen. Man geht in ein Geschäft – Boutique sagt man wohl jetzt – kauft aus einer großen Auswahl etwas Passendes und überreicht es der Angebeteten mit ein paar freundlichen Worten. Nicht so einfach war es für unsere Vorfahren auf dem niedersächsischen Lande. Erst einmal gab es dort früher keine Boutiquen, zum anderen mußte die Aufmerksamkeit etwas Praktisches sein, das später auch dem Hausgebrauch zugute kam. Es sollte zudem als sogenannte „Minnegabe“ durch eigene Phantasie und Arbeit auch eine besondere Note tragen mit inniger Beziehung zur Empfängerin.

Nun war einst der Einfallsreichtum der jungen Burschen bei uns recht groß. Sie verfertigten, vor allem in der nicht so arbeitsreichen Winterzeit oder im Sommer, an den langen Abenden allerlei Gerätschaften, die die Mädchen und zukünftigen Frauen im Haushalt benötigten: Mangelbretter, Wäscheklopfhölzer, Webekämme oder gar Strumpfleisten.

Wer keine besonderen handwerklichen Fähigkeiten besaß, ließ sich diese Gegenstände anfertigen: vom Dorftischler, vom Schäfer, von den Waldarbeitern. Außerdem gab es in unseren niedersächsischen Ortschaften ja immer den einen oder anderen Altenteiler, der sich gern mit solchen Arbeiten beschäftigte und dazu zuweilen erstaunliche Kunstfertigkeit zeigte.

Da war das Wäscheklopfholz, mit dem die Wäsche „gebückt“ (bückend und klopfend bearbeitet) wurde, da waren die Mangelbretter, um die die halbfeuchte Wäsche aufgerollt wurde und dadurch Glätte und Ansehen gewann, sowie Ellen, mit denen die sparsame Haushälterin das Tuch und die Leinwand maß; und nicht zu vergessen, der Webekamm für die eifrigen Weberinnen. Und da die Hausfrau vergangener Jahrhunderte nicht nur webte, nähte und wusch, sondern zuweilen auch noch Hausschuster war, indem sie Strümpfe aus Leinen mit daranhängenden Lederfüßlingen nach genau gearbeiteten Leisten fertigte, so waren es auch diese Holzleisten, an denen männliche Verehrung sich artig mit Hauskunst für die Liebste zu verewigen suchte.

In unseren niedersächsischen Heimatmuseen finden sich noch mancherlei Exemplare, die Zeugnis ablegen von der Kunstfertigkeit und dem Einfallsreichtum unserer Vorfahren. So zeigen Mangelbretter aus älterer Zeit Kerbschnitte in immer neuen Mustern. Auch bot sich auf ihnen Platz für einen geschnitzten Spruch, wie etwa: „Bete fleißig – liebe herzlich – arbeite treulich – so gibt Gott reichlich.“ Ein anderes aus dem Jahre 1625 zeigte die Begrüßung eines Liebespaares mit der Inschrift: „Wenn alle Waldvögelein gehn zu Neste, so ist mein Spazieren mit Jungfrauen das beste.“

Nach dem Mangelbrett war es das Wäscheklopfholz, das, da es von der Herzenskönigin oft in die Hand genommen wurde, zum Verzieren willkommenen Anlaß gab. Aus Buchenholz gearbeitet, wurde es kurzerhand auch „Bückholt“ genannt. Es war ebenfalls reich durch Kerbschnitt verziert. So waren allerlei Motive wie Blumen, schnäbelnde Vögel oder gar ein flammendes Herz sehr beliebt. Dadurch sollte die Angebetete auch bei der Arbeit an ihren nicht anwesenden Liebsten erinnert werden.

Bis etwa in den Anfang des vorigen Jahrhunderts war der genähte Strumpf mit Ledersohle die übliche Fußtracht der einfachen Landbevölkerung im Haus. Zum tadellosen Sitz derselben war ein passender Leisten für die Näherin genau so unerläßlich wie für den Schuster. War Letzterem der Leisten aber lediglich Berufsobjekt, so wurde der Strumpfleisten für die Näherin ebenfalls ein Gegenstand, den man gern verzierte. Die Hand, die ihn umfaßte, sollte merken, daß der Geber ihrer in Liebe gedenkt. Diese Leisten erhielten dann meist noch neben der schmückenden Schnitzerei als persönliches Zeichen der Zuneigung Namenbuchstaben und Jahreszahl.

Ähnliche Geschenke waren auch, ebenfalls durch Handarbeit küstlerisch wie liebevoll verziert, Löffelbrett und Webekamm, wie zu ältesten Zeiten die Spindel zum Spinnen. Alles in allem „Minnegaben“, die zeigten, daß Liebe auch die Arbeitshand zu kunstvollem Tun beflügeln kann, daß sie erfinderisch wird, indem sie sich immer Dinge aussuchte, die in inniger Beziehung zu der Empfängerin standen. So wurden durch eigene Gestaltung diese Geschenke im wahrsten Sinne des Wortes wirklich persönliche Minnegaben und eine Erinnerung an die schöne Zeit der ersten Liebe.

Gerhardt Seiffert

Die Männer-Unterhose mußte die Braut einbringen

Die einstige Bedeutung von Ehrenkleid und Kistenpfand

Ehen, so sagt man, werden im Himmel geschlossen; nicht so bei unseren niedersächsischen Vorfahren. Hier wurden nach dem „Verspruch", der Verlobung, bald die Eheverabredungen im wahrsten Sinne des Wortes „ausgehandelt", und – wurde man sich einig – nicht nur schriftlich niedergelegt, sondern auch sicherheitshalber auf dem Amt protokolliert. Die künftigen Eheleute hatten dabei wenig zu sagen; was die Braut in die Ehe mitzubringen hatte, die Mitgift, hier das sogenannte „Ehrenkleid und das Kistenpfand", wurde nur zwischen den Braut- und Bräutigams-Eltern besprochen. In altniedersächsischer Zähigkeit, zuweilen auch Halsstarrigkeit, wurden Geben und Nehmen genau abgewägt, ging es doch um Abgang beziehungsweise Zuwachs des Hofes.

Doch sei hier zunächst einmal der heute kaum noch bekannte Begriff vom Ehrenkleid und Kistenpfand nach E. Rüther erläutert: Die meisten in den dickwälzigen Folianten unserer niedersächsischen Ämter schriftlich niedergelegten Ehestiftungen des 17. und 18. Jahrhunderts enthalten eine Bestimmung in folgender oder ähnlicher Fassung: „Die Braut bringt ihrem Bräutigam in die Ehe ein Ehrenkleid und ein volles Kistenpfand." Dieser Satz besagt mehr, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Unter dem Ehrenkleid hat man das Hochzeits- und Festkleid der Braut, unter dem Kistenpfand die in die Ehe gebrachten Kisten und Kasten mit allen darin enthaltenen Ausstattungsgegenständen zu verstehen. Die Reichhaltigkeit dieser Mitgift wurde bedingt einerseits durch die Vermögenslage des Hofes, andernteils durch Sitte und Brauch in dem betreffenden Amtsbezirk.

Ein einschneidender Augenblick gegenseitigen Besitzwechsels; es läßt sich also leicht denken, daß es bei diesen Verhandlungen zwischen beiden Parteien um das Für und Wider zuweilen hoch herging und es manchmal harte Auseinandersetzungen sowie hitzige Köpfe gab. Einigte man sich nicht, so ging es stracks „aufs Amt".

Dazu vergleichsweise für andere Fälle ein bezeichnendes Beispiel aus dem Jahre 1763 im Lüneburgischen: Da fiel einem jungen Bräutigam nach seiner Ansicht das ihm zugesprochene Ehrenkleid und Kistenpfand zu dürftig aus. Das führte nun nicht etwa zur Aufhebung des „Verspruchs", nein, er wandte sich beschwerdeführend an den Amtmann in Lüneburg. Dieser ließ zur Regelung der strittigen Sache durch Aussagen einiger Bewohner feststellen, was man unter dem Ehrenkleid und dem Kistenpfand zu verstehen habe.

Nach dem am 4. Januar 1764 ausgefertigten Bericht rechnete man folgende Stücke zu einem Ehrenkleid: „Eine schwarze Damastschürze mit schwarzen Spitzen, hinten mit einer großen Seidenbandschleife und zwei großen, silbernen Pinnen. Zwei weiße Hauben mit feinen Spitzen und gedoppeltem Halstuch, mit goldenen Spitzen untersetzt, davon eine aus bestem geblümten Damast. Ein langschößiges Wams oder Futterhemd aus schwarzem Laken, mit schwarzen Samtaufschlägen und feinem Rauchwerk als Schmaschen (feingekräuseltes Lammfell) besetzt. Ein schwarzer Samt- oder Damast-Rumpf, mit goldenen Tressen und zwölf silbernen Knöpfen besetzt, ein feiner, schwarzer Lakenrock. Eine schwarze Damastschürze mit zwei schwarzen, breiten, geblümten Seitenbändern, an denen zwei silberne Rosen, zwei große, silberne Knöpfe und zwei silberne Pinnen sein müssen. Ein Paar schwarzsamtene Vormaue (Vorärmel), mit goldenen Tressen und zwölf silbernen Knöpfen besetzt, ein Halstuch von reinem Chagrin (Rauhleder) und ein Paar Handschuhe aus Rettin."

Zu einem vollen Kistenpfand rechnete man: „Je 20 Über- und Unterhemden aus flächsenem Leinen, zwölf Bettlaken aus flächsenem Leinen von drei Webbreiten und fünf Ellen Länge, drei Tischlaken aus Drell, zwei Tafellaken, drei Handtücher. Ein Kopfpfühl, ein Unterbett aus Drell. Sechs Kopfkissen mit feinen, weißen Bezügen, vier aus Barchent, zwei aus Leinen, alle mit Spitzen besetzt, zwölf Stuhlkissen, davon sechs aus Tripen, sechs aus Lakentuch, sämtlich unten mit rotem Leder, eine große eicherne Kiste, eine Reiselade aus Tannenholz . . ."

Doch damit nicht genug! Dieser Aussteuer fügte man nach eigenem Ermessen meistens noch einige Gegenstände hinzu, wie Webstuhl, Haspel, Spinnrad, Brake oder Schwingbock. Interessant ist ferner, daß außerdem der Bräutigam noch auf ein kleines Geschenk, „dat Gawtüg", rechnen durfte. Er erhielt entweder einen goldenen Louisdor oder Kleidungsstücke, wie zwei grüne Mannsmützen aus Rips oder Seide, ein Paar blaue, gewebte Mannsstrümpfe, zwei bunte Schnupftücher aus Florett, eine weiße Leinenunterhose, zwei Mannshemden mit silbernen Knöpfen, ein Mannsbrusttuch ohne Öhr aus Laken oder Damast, daran 18 silberne Knöpfe.

Punktum! Amtsmännisch unterschrieben – Streusand darüber und besiegelt! Eine gewiß stattliche Einbringung der Braut in den jungen Hausstand. Jetzt wußte man für die Folgezeit Bescheid und konnte sich danach richten.

Doch auch diese Zeiten sind schon längst vorbei. Heute macht man es sich vor der Ehe einfach – und vor allem selbständiger.

Gerhardt Seiffert

Einst wurde die Braut angeboten

„Freiwerber" sondierte Mitgift und stellte Beziehung her

Von der einstigen „Freiwerberei", wie sie bis etwa Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem niedersächsischen Lande üblich war, weiß die heutige Generation kaum noch etwas. Die Tochter des Bauern durfte sich nicht vordrängen oder etwa selbst ihren Zukünftigen wählen. Sie wurde durch einen „Freiwerber" unter Angabe der Mitgifthöhe „angeboten", oder der junge Mann schickte den dorfansässigen Freiwerber, meist war er hauptberuflich Schneider oder Flickschuster, in das Haus des Mädchens, das er begehrte.

„Rien taufällig" kam der Freiwerber mit einem „Hasenhaar-Zachlinder" bekleidet auf den Hof. Nach einem allgemeinen einleitenden Gespräch über das Wetter, den Stand der Saaten, das Vieh oder sonstige landwirtschaftliche Fragen hatte er bald bei den Eltern des Mädchens sondiert, ob und mit wieviel sie ihre Tochter nach dem und dem Hofe geben wollten.

Wurde man sich halbwegs einig, so kam der Freiwerber zu dem Schluß: „Alsau kann ick seggen, dat jü jaue Dochter öm hendaun wütt" (hingeben wollt). Für seine Bemühungen bekam der Freiwerber dann meist ein Seidenband für seinen Hut, zuweilen aber auch gar nichts. Aber wenn die Ehe glückte, wurde er stets wie ein naher Verwandter aufgenommen. Ein Freiwerber, der viel Glück im Freiwerben gehabt hatte, soll, so jedenfalls wurde berichtet, bei seinen Besuchen, die er auf den Höfen des Kirchspiels abgestattet hatte, im Winter soviel Wurst und Fleisch bekommen haben, als ob er selbst geschlachtet habe.

Bald danach war denn „de Löft", die Verlobung. Löft stammt von laven, geloben, versprechen. Die zukünftige Braut oder der Bräutigam kamen mit den Eltern gegenseitig „tom Beseihen", zum Besehen der zu erwartenden Habe des oder der Betreffenden. Nach einem guten Essen wurde besprochen, „wat allens tauhört" und in Haus, Garten und Feld umhergegangen. Genau wurde darauf geachtet, „ob dat Kram ok tau us passet". Auch wurde festgelegt, „wann de Hoff anfatt weern" (übergeben werden sollte), ebenso wann die Alten „up't Olenteil tögen".

Waren beide Teile „taufreen", so wurde der Tag der Eheverschreibung festgesetzt. Dies wurde „auf dem Amte" vorgenommen. Punkt für Punkt vom Amtsschreiber protokolliert und vom Amtmann „confirmiert", das hieß amtlicherseits unterschrieben und rechtskräftig besiegelt. Erst wenn dies geschehen war, gingen die jungen Leute zum Goldschmied und kauften sich die Ringe, „denn ett könne jo up'n Amte noch wat twischenkamen sien." Das Tragen von Verlobungsringen war zu alten Zeiten bei uns auf dem niedersächsischen Lande übrigens noch gar nicht so allgemein üblich.

Für den Hochzeitstag lieferte die Kirche für ärmere Heirater gegen Entgelt echte Ringe, nachher nahm man wieder „tombaken", unechte oder silberne Ringe. Der Mann auf dem Lande trug einstmals meist keinen Ring, bestenfalls „taum Sündagsstaat".

Die Zeiten haben sich geändert, heute sucht der junge Bauer sich selbst „sien Deern". Und wenn es gar nicht passen will, nimmt er eine Anzeige oder ein Heiratsvermittlungs-Institut in Anspruch.

Gerhardt Seiffert

730246

Pfingsten – Nun schmücket den Wagen mit lustigem Grün!

Das Pfingstfest im alten heimischen Brauchtum / Von Gerhardt Seiffert

„Pfingsten ist gekommen, bergauf, bergab, flink zur Hand genommen Hut und Wanderstab". Pfingsten zeigt einen lachenden Himmel, grüne Saaten, rauschende Bäume und bunte Blüten: den Frühling also in seiner schönsten Pracht. So zieht es uns hinaus in Gottes freie Natur, auf Bergeshöhen, in Waldesrauschen und an blaue Seen, das liebliche Frühlingsfest freudig zu begehen.

Während einst der Bauer die Rößlein anspannte, um mit Kind und Kegel auf dem maiengrün geschmückten Wagen fröhlich durch die frischen Saaten ins nahe Gehölz zu fahren, wo in einem kleinen Gasthaus „Familien Kaffee kochen" könnten, geht es heute vielfach, um die grauen Mauern der Städte zu verlassen, mit dem Auto hinaus in die Ferne; der Sonne entgegen, um dort in schöner Natur und reiner Luft das Pfingstfest zu genießen.

Fast völlig vergessen sind die mannigfachen Bräuche, die von unseren Vorfahren auf dem Lande einstmals ausgeübt wurden; an zwei sei hier kurz erinnert: Da ist zum Beispiel die Sitte des „Umklappens". Junge Burschen zogen durch das Dorf und knallten vor jedem Gehöft im Takt mit ihren Peitschen so lange, bis sich die Bäuerin mit einer Eiergabe oder der Bauer durch ein paar Münzen von diesem Konzert befreiten.

„Pingsbötel" nannte man den Hirtenknaben, der am Pfingstmorgen verschlafen hatte. Man bekränzte ihn mit frischem Grün und Blumen, setzte ihn in eine Karre, fuhr mit ihm unter Begleitung der ganzen Dorfjugend von Haus zu Haus und sang wohl mehr laut als recht: „Pingsbötel, Hawergraf, Bokwetenstroh, tokern Johr is't ok noch so. Rippe-rappe Eier in de Mütz! O, wat is uns' Pingsbötel hütsch! Fief Schock Eier un teihn Pund Speck, dat makt usen Pingsbötel fett!"

Im Oldenburgischen suchte man sich am Pfingstmorgen gegenseitig durch Übergabe eines Blumenstraußes zu wecken. Langschläfer hießen im Jeverlande „Loilapp", von loi = faul; in der Delmenhorster und Wildeshausener Gegend warf man diesem einen dürren Ast aufs Bett und nannte ihn „Pingsvoß" oder „Pingstkalb".

Auch das Austreiben der Herden auf die Gemeindeweide war einst bis zur Verkoppelung ein viel geübter Pfingstbrauch, wobei der Name „Pfingstochse" für ein mit Blumen geschmücktes Tier sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat; wie auch die Sitte des „Fahnenjagens" und „Ringreitens" der Reiter in einzelnen Gebieten unserer niedersächsischen Heimat noch immer ausgeübt wird.

„Fischermeier" nannte man in der Ostheide und im Drömling einen mit Birken- und Buchenzweigen hübsch geschmückten Knaben, mit dem die Dorfjugend durch den Ort zog und das althergebrachte Heischelied sang: „Gu'n Dag, gu'n Dag, den Fischermeier, een halw Schock Eier! ... gewet Ji usen Fischermeier nist, so leggt jue sau leggt jue Häuner upt Jahr ok nich ... bowen in de Höchte, da hängen de langen Wöste. Gew'n Sei üsch de langen un laten de korten hangen, bet taun annern Jahr bit wi wederkommen!" Und man gab freudig und reichlich. Wo man aber leer ausging, was allerdings selten vorkam, murmelte die Dorfjugend weiterziehend: „Witten Zwirn un swarten Zwirn, dat oole Wiw, dat giwt nich girn!"

In der Nacht zum Pfingstsonntag trieb wohl auch in unserer niedersächsischen Heimat vielfach das junge Mannsvolk allerlei Schabernack. Die Einfahrtstore der Hausumfriedungen wurden vertauscht, an der Haustür Ackergeräte hochgestellt, ja, man schaffte nachts im Schweiße des Angesichts ganze Ackerwagen stückweise auf das Dach und stellte sie oben wieder zusammen. Nun, dieses wurde von den Betroffenen meist nicht weiter übelgenommen; es gehörte eben zu den von unseren Altvorderen übernommenen Pfingstbräuchen.

7.
1.

Zehn mütterliche Gebote an ihre beiden Töchter

„Wenn ju danzen mötet, sau seyhet by Lieve nich op . . ."

Alt wie das Menschengeschlecht ist die Sorge der Mütter um die Zukunft ihrer Kinder, in Sonderheit um die der Töchter. Nur die Ausdrucksform und die Auffassung der Sitten haben sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt. Da ist es heute sicherlich interessant zu lesen, was vor mehr als 400 Jahren ein treusorgendes Mutterherz kurz vor ihrem Tode ihren Töchtern mit auf deren weiteren Lebensweg an Ratschlägen gegeben hat.

In der schönen, alten heimischen Mundart schrieb sie im Jahre 1572: „Miene leiven Döchter, derwiel ik wol förchte, dat ek ut düssen Lager wol nich wedder upstahn, sondern darubgahn un starven wäre, sau hebbe ek düssen Breif mit egen Hännen schreven un befehle jü, dat ju jück darnach richten schüllt:

1. Leset nich in den gottlosen lichtförigen Böker, da sau von Sünne inne steiht; denn ut solchen Bökern komet arge Gedanken un ut dei Gedanken komet böse Dhaten.

2. Holet jück vien eerbar, wenn de Junggesellen komet, maakt vor sey eenen seedigen Knix, schlaet ju Ogen vor jück dahl.

3. Wenn sey jück de Hand gewet, sau seyhet ja nich op, latet jück ok over Dische met sey in kein Köddern in.

4. Wenn ju tau Dische gaet, so denket dartau un etet wenig. De Lüe seiht jück sünst vor plump an, jü könnt wohl wat des Morgens op juer Kammer eten, ehe ju to Dische gaet.

5. Drinket ja by Lieve keenen Junggesellen tau, slaget jue Ogen nedder, holet jue Kopp still un röget den Lieve nich.

6. Wenn de Junggesellen by jü sittet un willt mit jück köhren, asse öhr Gebrunk wol is, so antwortet nich. Wenn de denn nich ophören, sau segget: ‚Latet meck ungeschoren'. Wenn se einen Appel oder Beere jück schellet, so latet sey liggen un etet sey nich.

7. Willt sey ju bi de Hand nehmen, so stecket sey weg unner dei Schörte, da mot hey jo wol wegbliewen.

8. Wenn ju danzen mötet, sau seyhet by Lieve nich op, röget den Kopp nich, de Hänne holet vor jück or op de Siet, sau seggen denn de Lüe: ‚Dat sin fiene eerbare Mäkens.'

9. Wenn de Junggesellen des Nachts nah öhrer Gewohnheit met der Liemstange komet un de Specksuppe bringet un dehn op jue Kammer komet, mit jo to köddern, sau segget: ‚Packet jück weg un latet meck met freen, oer ek schlae jück op de Schnute, jy unbeschrieven Esels, wat hebbt ju op de Jungfernkammer verloren!'

10. Wenn sey denn noch keine Free heben willt un wollen jück pipen (küssen), asse de besopen Junkers tau daun plegen, sau liet dat by Lieve nich un slaget sey op dat Muel, dat et klappet un segget: ‚Gaht hen, wo ju dat gewohnt sind.'

Gerhardt Seiffert

8

Benutzer d. stadteigenen Leichenbüchern in Rehburg

Zahl der Begräbnisse ab 1809 bis 1829

1809 ab 20ten Mai	15
1810	8
1811	10
1812	20
1813	14
1814	15
1815	15
1816	17
1817	18
1818	33
1819	20
1820	15
1821	18
1822	36
1823	21
1824	17
1825	10
1826	18
" 27	21
" 28	10
" 29	25

730249

Sitten u. Gebräuche

1.) As Großvadder use Großmudder wöhrn
2.) Alte Tanzordnungen
3.) Das Brot im Volksglauben
4.) Daß es am Kampbrot nicht fehle . . .
5.) De Hochtiedsbitter un sien Verbellen
6.) Alte " Bilder
7.) Pfingsten - Nun schmücket den Wagen . .
8.) 10 mütterliche Gebote an ihre Töchter
9.) Minnegaben - Erinnerungen an die Zeit der ersten Liebe!
10.) Die Männer Unterrose mußte die Braut mitbringen
11.) bis des Richters Stimme ruft . . -

Auch früher gab es Pfuscher und Nahrungsstörer

Schwarzarbeit im Handwerk schon seit Jahrhunderten / Von Wilhelm Stelling jun., Langendamm

In einer Ausgabe der Zeitung „Nordwestdeutsches Handwerk" weist die Handwerkskammer Hannover darauf hin, daß in nächster Zeit die Bekämpfung der Schwarzarbeit intensiviert werden soll. Nicht nur den Handwerkern selbst, die ihr Gewerbe ordnungsgemäß ausüben, werde durch die Schwarzarbeit beträchtlicher Schaden zugefügt, so schreibt die Zeitung, sondern durch Steuerausfall, Entzug von Sozialversicherungsbeiträgen usw. werden der Volksgemeinschaft und dem Staat große Einnahmen vorenthalten. Aufgeführt werden in dem Bericht 15 Fälle, bei denen in der letzten Zeit im Bereich der Stadt Hannover Bußgelder bzw. Geldstrafen bis zu 5000 DM auferlegt wurden.

„Schwarzarbeiter" gibt es, solange ein konzessioniertes bzw. privilegiertes Gewerbe ausgeübt wird. Auch die Meister in den alten Ämtern und Gilden des Handwerks hatten ihre Sorgen und Nöte mit den „Pfuschern" oder „Nahrungsstörern", wie sie genannt wurden. 1606 beschweren sich die „gemeine wandtmacher zu Nyenburgk" bei ihrem Landesherrn Herzog Ernst über einige wohlhabende und vornehme Bürger der Stadt. Durch diese „Reichen, die sonst ihr acker und reichlich narung haben" werde ihnen „das brodt vor den Maul wech gerißen".

1645 bitten die Krämer der Stadt Nienburg ihren Landesherrn, die Beschwerden der eingesessenen Schmiedemeister zurückzuweisen und ihnen den Handel mit Eisenwaren zu gestatten, so wie es „in benachbarten Stäthen alten herkommens und gebreuchlich". Die Krämer führen an, daß „man zin oder andere nothwendige Dinge bej Ihnen den schmieden alhie nicht mechtig sein kan...", und daß sie nicht in der Lage seien, notwendige Gebrauchsgegenstände zu einem billigen Preise herzustellen.

1668 beschweren sich „sämptliche der Schmiede Ambts Genoßen" beim Rat der Stadt Nienburg, daß „seine Hoch Edl. hbchl: Getreul. der herr Obrister von Ende gesinnte sein solte, eine Schmiede anzulegen, und selbige allhie zu unterhalten". Die Meister sahen darin einen Bruch ihrer 1593 gegebenen und 1645 erneuerten Privilegien, sie hoffen, daß der Herr Oberst seine Meinung ändern werde und versichern, daß es an „fleiß nichts soll gesparet werden, in allem auch in den geringsten dem hern Obristen satisfaction zuthage seine pferde woll inacht zu nehmen, und was sonsten vorfallen würde mit allem fleiß zu versorgen".

1669 klagen „Altmeister und andere des Barbier Amts mit Genoßen" beim Stadtrat über die „bey der Soldatesque sich aufhaltende feldscherer". Die Meister haben festgestellt, daß einige Soldaten „so wol in dießer stat als draußen... auch die frembde patienten... Beschwatzen und anhalten laßen" und dadurch „aller nahrung und Lebenßmittel Beraubet, und in den höchsten schäden, abgang und eußerste Armuth wieder aller Billigkeit gestürzet werden".

„Gildemeister und sämbtliche des Schneiderambts genoßen" beschuldigen 1670 die Soldaten der Nienburger Garnison, die in ihren Bereich eingreifen. Die Soldaten würden sogar schon Gesellen halten und hätten es jetzt soweit gebracht, daß ihre Mitbürger an ihren Werkstätten vorübergingen und bei den Soldatenschneidern ihre Arbeit verfertigen lassen.

In einem Schreiben an „die Hoch Förstl. Regierung zu Zelle" weisen die Schmiedemeister Nienburgs 1701 auf die allgemeine Verordnung von 1695 hin, wonach im Umkreis von einer Meile kein weiterer Amtsgenosse zugelassen werden durfte. Die Meister bezichtigen Johan Heinrich Pieper zu Lohe (Marklohe), weil er „Absatz-Nagel und schuepinnen" macht und sie verkauft.

1703 erstatten alle Barbiere aus Nienburg gegen verschiedene namentlich genannte Bürger Anzeige, die „ihnen ihr Brod nehmen", weil „sie nicht im Amt recipiret" bzw. „die kunst nicht erlernet". Die Schneider-Amtsmeister verlangen 1730 beim Rat der Stadt Nienburg, daß er eine Anzahl von Personen zur Rechenschaft zieht, die ihre Kleidung „bey denen fuschers oder Soldaten haben machen laßen" und das mit einer namentlichen Aufstellung von 30 Angaben.

Unter Hinweis auf den Erlaß des Herzog Georg Wilhelm von 1695 melden die Stadtmeister aus Stolzenau 1773, daß „viele in denen hier herum befindlichen Dörfern sich dieser Verordnung zuwider handeln. Es finden sich nämlich fast in jedem Dorfe als in Schinna, Nendorf, Eystrup, Leese, Holtzhausen und Landesbergen und denen übrigen in jedem ein oder mehrere, welche entweder gar nicht gelernet, oder aus der Lehre gelaufen, oder nach vollbrachten Lehrjahren doch nicht die gehörige praestanda praestiret und kein Meister geworden sind, auch sich nicht zu dem in Stolzenau befindlichen Amte halten". „Diese Fuscher", so heißt es weiter, „verfertigen nicht allein halbe Arbeit, sondern nehmen sogar wiederum Lehrlinge an..."

1797 lamentiert der Nienburger Barbier J. F. Schuster beim Stadtrat, daß ein Invalide „nicht allein Ordnungswidrig sich mit dem Raßieren abgiebt, sondern auch das Aderlaßen, Zahn ausziehen und Schröpfen auf eine dreiste und öffentliche Art treibt".

1803 bitten die Schmiedemeister den Rat der Stadt Nienburg dringend um „Schutz und Beystand". Die Meister fühlen sich wegen der „Nahrungsstörung" der Krämer „zu bittern, und triftigen Beschwerden veranlaßt, indem selbige (die Krämer) nicht allein hiesige Stadt sondern auch alle umliegenden Dörfer und Flecken" mit Waren versehen und die Schmiede daher keinen Umsatz mehr haben. Für Nagelschmiede, für Schlosser und Büchsenmacher, für die Hufschmiede und die Zinngießer sind im Einzelnen die Waren aufgeführt, die von den Kaufleuten gehandelt werden, Waren, die in fabrikmäßiger Herstellung billiger und dadurch jedoch minderwertiger seien, wie sie angeben.

Um 1900 führt die Schneider-Zwangs-Innung der Stadt Nienburg Prozesse gegen Kaufleute, die Anzüge nach Maß herstellen lassen. Hier handelt es sich insbesondere um die Auslegung der Begriffe des Handwerkergesetzes von 1897, um die zwangsläufige Zugehörigkeit zu Berufsverbänden sowie um die Abgrenzung zwischen Hand- und Maschinenarbeit; denn seit einigen Jahren hatte die Nähmaschine in diesen Berufszweig ihren Einzug gehalten.

Beim „Rodenwitten" gab es einst ganz furchtbar schwarze Hände

Längst vergessen: Weidenrutenweißen als Vorbereitung zum Korbflechten

Überall, wo in den zahlreichen Flußniederungen, an Deich, Marsch, Moor und Gräben, wie in anderen Feuchtgebieten unserer Heimat die zur Korbflechterei benötigten Buschweiden wuchsen, kannte man einstmals auch „de Rodenwitter", die Rutenweißer, die in einigen unserer Gegenden teilweise sogar einen bescheidenen Teil der kleinbäuerlichen Landwirtschaft bildeten. Heute kennt man sie schon seit vielen Jahrzehnten nicht mehr.

Im eigentlichen Sinne war das „Rodenwitten" kein ausgesprochener Beruf, sondern mehr eine landwirtschaftliche Tätigkeit, die meistens den heranwachsenden Burschen des Hofes zugewiesen wurde, denn immerhin fanden die geschälten Weidenruten guten Absatz und brachten Gewinn ein.

Wie ging nun das Rodenwitten vor sich? Von dem Weidenstrauch wurden die Ruten etwa eine Handbreit über dem Erdboden mit dem sichelartigen „Rodensnieder" vom Wurzelstock abgeschnitten. Ein Teil dieser Ruten wurde, sowie er geerntet war, mit dem bräunlichgrünen Bast verarbeitet. Das war das „grön Holt" (das grüne Holz), die ungeschälte Weide, die nur zu den einfachsten Flechtarbeiten, für Kiepen und Körbe, verwendet wurde.

Wertvoller für die Korbflechterei dagegen waren die vom Bast befreiten Weidenruten, die als geschälte Weiden, „witt Holt", in den Handel kamen. Dieses Weidenschälen hieß „Rodenwitten", Rutenweißen, das Lösen des Bastes vom Weidenholz. Das geschah durch eine Schälklemme, einer auf einen Holzblock montierten Eisenklammer, „Knief" genannt.

Beim Bearbeiten wurden die grünen Ruten mit einem kräftigen Schwung von oben in die Klemme geschlagen und nach dem Körper zu mit forschem Zug hindurchgerissen: „de Roden ward dörchreten". Durch den quetschenden Druck der Klemme wurde der Bast fast ganz von der Rute gelöst. Nach dem Durchreißen kam „dat Aftrecken", das Abziehen, wobei der noch lose hängende Bast gänzlich entfernt wurde.

Die so „aftreckten Roden" sortierte man dann nach Länge und Stärke und breitete sie auf einem „Rick", einem Lattengestell, aus, wo sie in Wind und Sonne trockneten und bleichten. Danach kamen sie als „Korbweiden" in den Handel, um zu derzeit sehr in Mode stehenden stabilen „Korbmöbeln" verarbeitet zu werden.

Das „Rodenwitten" war nun allerdings keine leichte oder angenehme Arbeit. Das stundenlange Reißen der Ruten ging ganz schön „über die Muskeln"; außerdem färbten sich die Hände durch die ständige Berührung mit dem Gerbstoff der Weiden dunkelbraun bis schwarz. Da half kein Einseifen, kein Schrubben; erst allmählich nach Schluß der „Witteltied" schwand die Färbung. Das nahm man auf dem Hofe zum Anlaß, ein kleines feuchtfröhliches Fest zu feiern, „de Wittelköst" – und das hatte man dann ja wohl auch redlich verdient.

Gerhardt Seiffert

De Hochtiedsbidder un sien Verteln

Wie man einst auf niedersächsischem Land zur Hochzeit einlud

Wenn man heute zur Hochzeit einlädt, so versendet man modern gedruckte Einladungskarten aus Bütten, Leinen, Pergament oder gar japanischem Reispapier. Im alten Niedersachsen jedoch wurden einstmals die Hochzeitseinladungen an die in den nächstgelegenen Dörfern wohnenden Verwandten und Bekannten des Brautpaares persönlich überbracht, so wie es als Ausnahme kürzlich noch einmal in Borstel geschah. Dies war Aufgabe des „Hochtiedsbidders", was meist der erste Nachbar des Hochzeitshauses war. Dazu warf er sich in „stiewen Staat": schwarzen, langen Bratenrock, hohen Haarzylinder und derben Handstock, alles mit breiten, buntfarbenen Seidenbändern geschmückt und machte sich auf den Weg, zu Fuß wie zuweilen auch zu Pferde.

Vor dem Hofe der Einzuladenden angekommen, rief er schon vom Tor her: „Modder, binn' jo'n Hund an, dat he mi nich bieten kann!" Nachdem dies geschehen war, trat er in die groote Deele, stieß mit seinem Stock kräftig auf den Boden und begann mit dem Aufsagen seines seit Generationen getreulich überlieferten Hochtiedsbidderspruchs.

Dieser lautete, natürlich in unserer schönen heimischen Mundart vorgetragen, gebietsmäßig zuweilen in einer etwas abgeänderten Form, sinngemäß aber fast stets in gleichbleibender Weise:

„Hier komme ich her zu euch geschritten, (hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich geritten). Von zwei Verlobten bin ich ausgesandt, deren Namen sind euch gar wohl bekannt.

Sie lassen vielmals grüßen fein und laden euch zur Hochzeit ein. Herr und Frau, Jungfrau und Junggeselle mögen sich ein wenig bei Zeiten einstellen, damit sie die Kopulation anhören, wie die Frau den Mann soll ehren. Die Junggesellen müssen haben ihren Püster in der Tasch, damit sie können schießen piff, paff.

Wenn dasselbige ist geschehen, wollen wir ins Hochzeitshaus gehen. Da wollen wir uns setzen an den Tisch, wo der Braten und der Wein am meisten ist. So helfet uns denn alle verzehren an Speise und Trank zwei lustige Tage lang!

Da wird zugerichtet sein an Bier und Wein, auch feiste Ochsen und fette Schwein, Schinken auch Hühner und Tauben in Reih'n. Tonnen Bier und Branntewein, an nirgend wird ein Mangel sein. Piepen un Toback, so lang as mien Stock, dabei sollt ihr alle in Freude und Ruh lustig und fröhlich sein.

Und wenn euch denn nichts mehr lüstet und schmecket, so werden die Tische abgedecket, dann werdet ihr hören die Vigelinen klingen, danach die Jungfern und Junggesellen munter sollen springen. Doch müssen die Jungfern geschmücket sein, ihre Schuhe blank, ihre Schnallen fein, ihre Wangen rot, voll Blumen die Brust, daß die Junggesellen sind voll Lust. Aber macht euch nicht zu hübsch und fein, damit der Bräutigam und die Braut die besten sein. –

Nun tue ich euch nochmals grüßen und will hiermit meine Rede schließen. Hew ick wat vergäten, so hew ik dat nich wäten. Hab ich meine Rede nicht gut gemacht, so hab sich sie doch zu End gebracht, Dat wär' een goten Brannewien-Sluck doch wert, womit ik mik föhle wohl geehrt."

Diesen „Wink mit dem Zaunpfahl" verstanden die Angesprochenen schnell, hatte man doch schon bei Ankunft des Hochtiedsbidders die Pulle bereitgestellt. So griff denn dieser freudig und nicht gerade ängstlich zu, bevor er seine Ansprache, nun frisch gestärkt, fortsetzte.

„Meine Rede ist aus, ich habe gebeten das ganze Haus. Hat noch jemand in Ekken und Winkeln gesessen, der soll auch nicht sein vergessen. Nun stellt euch ein groß und klein, damit es meine Schuld solle sein. –

Diese durch lebhaftes Gebärdenspiel unterstützte Hochzeitseinladung löste bei den im Hause Versammelten, besonders bei der Aufzählung der kulinarischen Genüsse, an manchen Stellen lauten Jubel aus. Man sagte freudig zu, die Hausfrau übergab dem Hochtiedsbidder ein weiteres buntes Band für seinen Stock, während der Hausherr nochmals nachschenkte. An Tür und Fenster schaute alles, was vom Hof oder Feld zusammengelaufen war, dem Schauspiel, das so erfreulich das Einerlei des ländlichen Arbeitstages unterbrach, neugierig zu, bis der Hochtiedsbidder weiterzog; von Hof zu Hof, um endlich abends mit schwerem Stock und schweren Füßen heimzukehren.

Diese Zeit des „Hochtiedsbidders un sien Verteln" ist lange, lange schon vorbei, wie so vieles an altniedersächsischer Art und heimischem Brauch, das einstmals Zeichen enger wie guter menschlicher Zusammengehörigkeit war.

Gerhardt Seiffert

5.

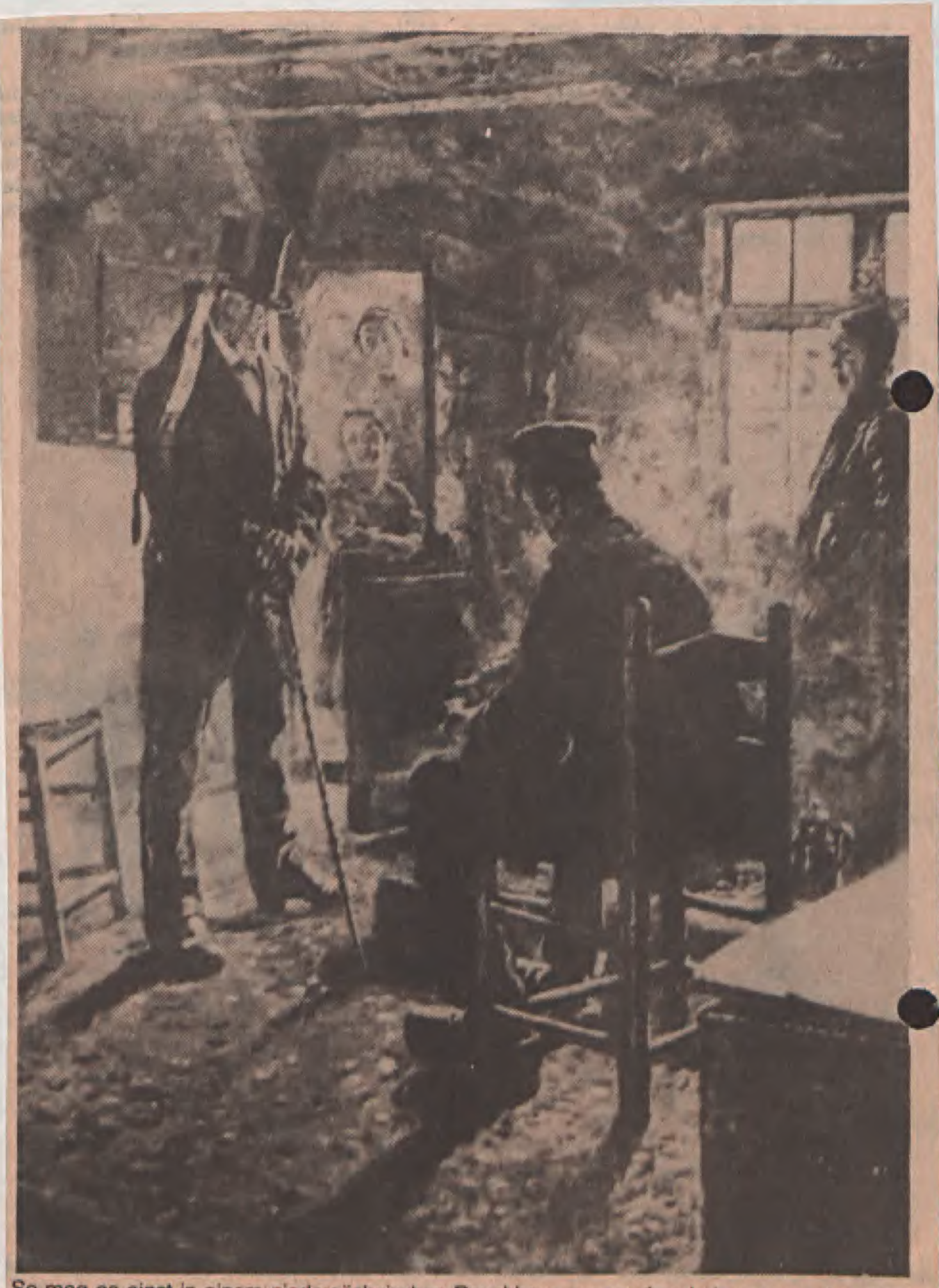
1

730252



Hochzeitsbitter

sieht man heute nur noch selten. Diese schöne Sitte aufleben lassen hat jetzt Hartmut Röpe, der mit Zylinder und Frack auf einem alten, aber bunt geschmückten Fahrrad in Wietzen seine Runden drehte, um die Vermählung seines Bruders Dietfried mit Elke Aufderheide Ende September kundzutun. Bei allen geladenen Gästen fuhr er vor und machte mit lautstarker Stimme auf das bevorstehende Ereignis aufmerksam. Klar, daß er nicht „trocken" seinen Weg fortsetzen konnte und einen „Schlenderschluck" mit auf den Weg bekam. Nur gut, daß der nächste Tag arbeitsfrei war, denn den benötigte der Hochzeitsbitter dringend, um sich von der Anstrengung zu erholen.



So mag es einst in einem niedersächsischen Rauchhaus ausgesehen haben, wenn der „Hochtiedsbidder" in die Dönz trat.
Archiv Seiffert

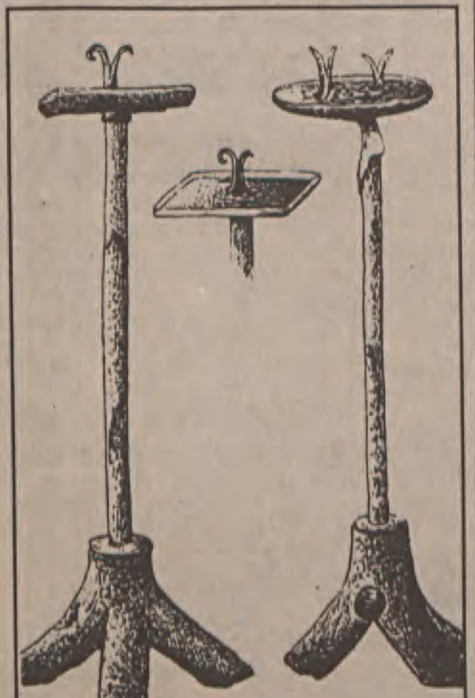
6

2

Als noch der Kienspan in der Deele leuchtete ...

Der „Lüchtervogt" mußte die Flamme ständig beaufsichtigen / Von Gerhardt Seiffert 730253

Eines der ältesten Stücke von Urväter-Hausgerät ist wohl die Kienspanleuchte. Menschen von heute vermögen sich diese Zeit gar nicht mehr vorzustellen, in der bodenverwachsene Menschen in einer vollkommen natürlichen, ungestörten Einheit, ohne Komplexe, Komplikationen und Streß ein anspruchsloses Dasein führten. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat diese Kienspanleuchte auf einsamen Höfen und Katen abgelegener Dörfer unserer Heimat nach Sonnenuntergang als einzige Lichtquelle gedient.



Ständer des Kienspanleuchters. Archiv Seiffert

„Kienholt" gab es in Wald, Heide und Moor zur Genüge, und da es ein leicht entzündbares, dauerhaftes Feuer ergab, benutzte man es zu ältesten Zeiten, lange bevor man Krüsel und Wachskerzen kannte, als Lichtquelle für die Innenräume des niedersächsischen Bauernhauses. Um diesem Licht einen größeren Leuchtkreis zu verschaffen, fertigte man aus einem kleinen, kräftigen Wurzelstock einen Fuß und verlängerte ihn durch einen etwa einen Meter hohen Stab, auf dem eine runde oder rechteckige „Pfanne" von 20 bis 25 cm Durchmesser befestigt war, die zur Aufnahme des Kiens diente. Auf der Pfanne waren ein oder zwei gegabelte Klemmen angebracht, in die man das Kienholz steckte und entzündete.

Diese Kienspanleuchte stand zumeist in einer Ecke im Flett, wo der Schein des offenen Herdfeuers nicht mehr hinreichte, und den ganzen Abend mußte einer dabeistehen, um die Flamme zu beaufsichtigen, stets Kien nachzustecken und das abgebrannte wegzuputzen. Der „Lüchtervogt", wie er genannt wurde, hatte kein leichtes Amt, da er für alle Dunkelheit in der groten Deele verantwortlich gemacht wurde. Man erwartete von ihm, daß das Kienholz zu voller Leuchtkraft emporbrannte und den ganzen, wenn auch zu jener Zeit nicht allzu langen Abend, durchhielt.

Wenn ein leichter Schwelgeruch und ein langsames Dunkelwerden des Lichtes anzeigte, daß der Lüchtervogt unachtsam gewesen war, so jagten sich die Zurufe: „Lüchtervogt, paß opp! Lüchtervogt, wull ju woll ornlich afföseln!" Denn wenn der Kien nicht gut „abgeföselt" war, wenn er „rökerte", dann war die Luft erfüllt von schwarzen Flocken, und die Nasen der Hausbewohner auch – und das gefiel selbst unseren sonst so anspruchslosen Vorfahren nicht.

Auch eine heute noch im niedersächsischen Volksmund übliche Redensart hat die Kienspanleuchte hervorgerufen: „Du bist ok'n bannigen Lüchterpahl!" pflegte man zu jemanden zu sagen, der sich einem gerade vors Licht stellt. Lüchterpahl wurde meist der Ständer des Kienspanleuchters genannt. Davor stand wohl manchmal der Lüchtervogt, wenn er den heruntergebrannten Kien abföselte, um die Flamme wieder hell brennend zu machen.

In wohlhabenden Gehöften fand man die Füße des Kienspanleuchters zuweilen kunstvoll geschnitzt. Auch hängende Kienspanleuchten gab es. Von den vier Ecken einer rechteckigen Pfanne stiegen vier Eckstangen auf, die in etwa 40 cm Höhe eine weitere Platte trugen. Auf der unteren standen die gegabelten Klemmen, in denen das Kien brannte, auf der oberen trockneten vorrätig geschnitzte Späne.

Unsere altniedersächsischen Vorfahren saßen zur Abendzeit im Flett in stiller Beschaulichkeit und einer ernsthaften Selbstverständlichkeit des Lebens um die Kienspanleuchte. Sie soll uns ein Andenken sein an eine Zeit, in der die Menschen genügsam und zufrieden waren, was heute bei elektrischer Festbeleuchtung nicht immer so sicher ist.

Zusammengestellt von Jürgen Heckmann

…mit Küche und Bad in ruhiger, rück-
…e 61 qm, Nutzfläche 22 qm. Gute
…stattung.
… 90000,– DM.

…e Nienburg

…n (05021) 84230 + 84239
…r die

…OBILIEN GMBH

Großer Sonderverkauf von

Ausstellungsgeräten zu Super-Sonderpreisen!

Beispiel: **Heizkamin,** Naturstein mit Radante 500, Typ „Bergerie" **3800.-**

Eckkamin, Marmorbruch, Typ „Roserei" **1980.-**

Kachelofen, Typ 101, Eckmodell **2990.-**

Kamin- & Kachelofen-Studio Hoya

2812 Hoya · Deichstraße 37 · Telefon (04251) 483

…×20 cm. per m² …

Eiche-Paneele
gebeizt, Repro, 85×20 cm .per m² **16,50**

Bodenfliesen
1. Sorte, beige/braun, 25×25 cm, ... per m² **13,95**

Sonntag Schautag
von 14 bis 18 Uhr!

holz+fliesen zentrum nienburg
bruchstraße 9
tel. 05021/3058

Verkaufe in Wellie

das Flurstück 0031/002 aus der Flurkarte 06272. Die Größe beträgt 3 ha, 37 a, 06 qm und hat eine Bodenpunktzahl von 75 Punkten. Das Flurstück hat die Bodenklasse L 1 A 2 sowie eine Ertragsmeßzahl von 24925 und ist zur Zeit Grünland.
Telefon (05764) 2156

Suche Wohnhaus

auch Bauernhaus, m. zwei Wohng. od. mind. 6 Zi., Kü., Bad.
☎ **(05021) 18740,** werkt. ab 18 Uhr

Wohnen im Grünen

Einfamilienhäuser im Grefengrund

Noch 10 Bauplätze frei!

Individuelle Gestaltung, alle Dachformen erlaubt. Festpreisangebot nach Katalog oder individuelle Planung – kostenlos. Bauzeit ca. 3 bis 5 Monate, Eigenleistungen möglich.

Angebotsbeispiel:
Haus ohne Keller, 72,03 qm Wohnfläche = 125000,– DM.

Katalog anfordern.

LOBE-HAUS
Bahnhofstraße 11
3070 Nienburg
☎ (05021) 4071

Ferienwohnungen

ITAL. ADRIA – auf Nummer „Sonnensicher" gehen. Buchen Sie schon jetzt „Ihren" Sommer. Noch haben Sie die Wahl unter 1800 Ferienwohnungen für jeden Geldbeutel. Individuelle Beratung Swiss-Residence
Rita Krüger, Tel. (05136) 6929, auch am Wochenende!

Dänemark, Nordsee/Limfjord
Ferienhaus m. Ruderboot
vermietet: **Tel. (0421) 481822**

Westerland/Sylt, FeWos,
☎ **(04651) 23389**

Exkl. Ferienlandhaus
im Freizeitzentrum Schloß Danker, Nähe holländische Grenze, bis 6 Pers., frei. **Tel. (05021) 3058 oder 3059**

Cuxhaven-Duhnen
Gepfl. Ferienhaus am Meer
frei v. 20.5. bis 5.7. und ab 17.8. Sonderpreis. **Tel. (04721) 29212**

…mine · Kachelöfen · Kachelkamine

…-geprüft ● Die Heizung für ein ganzes Haus, Radiante 700, ca. 150 m^2 Heizleistung

…er 51 (Altwarmbüchen)
…17, Tel. (0511) 61786-87
… Reinbek (HH)
…ße 9 (Schützenstraße)
…(040) 7222427
…n 1 (Rellinghausen)
…raße 334, Tel. (0201) 25789
…tmund 12 (Brackel)
…aße 10, Tel. (0231) 257073
…öln 80 (Dellbrück)
…ladbacher-Straße 269
…(0221) 633063
…ng mit Großausstellung:
…urg 14 (Rheinhausen)
…26, Tel. (02135) 61020-29

Heizkassette aus Guß macht aus Ihrem Kamin ohne Umbau einen Heizkamin. Mehrfache Heizleistung herkömmlicher Kamine.



Radiante Gußeinsatz







Auszug Hark-Lieferprogramm: Alle angegebenen Preise sind Bausatzpreise. Montage gegen Festpreis. Super-Heizkamine ● Offene Kamine u. Kachelöfen ● Kachelkamine ● Grundöfen ● Transportable Kachelgeräte u. Heizgeräte ● Gartenkamine ● Feuerungseinsätze für Innen- u. Außenkamine ● Gußeinsätze für Kamine, Kachelöfen u. Kachelkamine ● Stahlöfen ● Elektro-Kachelöfen ● Stilkamine aus Marmor ● Kamin- u. Kachelofenzubehör ● Einzelverkauf von Materialien für den Kamin- u. Kachelofenbauer ● 14 eigene Ausstellungen u. 170 Stützpunkthändler in der Bundesrepublik u. West-Berlin.

Der gute alte Kaffeewärmer ...

Ein nützlicher Gebrauchsgegenstand unserer Vorfahren

„Een Pott Koffii" war schon zu alten Zeiten, da man den Kaffee noch aus selbstgebranntem Korn mit „Zichorje" bereitete, auf dem Lande zu jeder Zeit ein willkommenes Getränk, das man um so mehr zu schätzen wußte, je kühler die Tage wurden.

Stets hatte man dann eine Kanne dieses braunen Getränkes bereit, wenn jemand vom Hofe oder Felde hereinkam, um sich aufzuwärmen. Dazu war Voraussetzung, daß der meist morgens schon auf Vorrat gekochte Kaffee auch warm blieb. Das war damals nicht immer leicht, denn die heutigen elektrischen Kaffeewärmer gab es damals ebensowenig, wie die ehedem gebräuchlichen schönen bunten Kaffeemützen. Am Herdfeuer aber kam der Kaffee zu schnell wieder zum Kochen, was seiner schon so auf recht „schwachen Füßen" stehenden Qualität freilich nicht gerade dienlich gewesen wäre.

So wußte man sich mit einer eigenen, wenn auch recht umständlich, aber doch ihren Zweck erfüllenden Erfindung zu behelfen. Die Kaffeewärmer im alten Niedersachsen waren aus Metall und bestanden aus drei, zumeist ovalen Teilen: einem Kohlenbecken, einer Ummantelung und einer Setzplatte.

Das Kohlenbecken war aus Eisenblech und diente zur Aufnahme glühender Holzkohlen. Einige Zentimeter oberhalb seines Bodens befand sich ein Rost, um die Asche durchzulassen. Der untere Teil des Beckens, also der Aschenbehälter, enthielt vier Zuglöcher. Der Mantel, in den das Kohlenbekken gesetzt wurde, war aus Messing hergestellt und ruhte auf vier Füßen; zwei Griffe erleichterten die Handhabung.

Die Platte, die das Kohlenbecken bedeckte und auf die der Topf zur Warmhaltung seines Inhalts gesetzt wurde, war aus Kupfer und hatte am äußeren Rand einen Holzgriff.

Die Löcher in Mantel und Setzplatte waren vielfach kunstvoll zu allerlei sinnbildlichen Figuren geordnet.

Daß dieses Gerät zur Warmhaltung von Getränken in damaliger Zeit recht zweckdienlich war, läßt sich nicht verkennen. Bei großen Gesellschaften hatte der Kaffeewärmer seinen Platz mitten auf dem Tisch. Schön ausgestanzt und sauber geputzt, stellte er ein ansehnliches Hausgerät dar, auf das man im Familienkreise besonders stolz war.

In einigen Gegenden Niedersachsens wurde dieses eigenartige Gerät auch – in einfacherer Form und handfesterer Art – mit aufs Feld genommen, wie etwa zur Kartoffelernte, wo es während der Arbeitspause für eine wärmende Erfrischung sorgte.

Heute, in unserer so wenig heimatverbundenen Zeit, würde man es nur belächeln, und doch hatte dieser alte Kaffeewärmer in damals bescheidenerem und anspruchsloserem Alltagsleben unserer Vorfahren eine von allen geschätzte Bedeutung.

Gerhardt Seiffert

Heilige Eberesche

Uraltes Wissen und jüngerer Brauch haben sich immer wieder miteinander vermischt. Wenn auf Island die allgemeine Vorstellung herrschte, daß zur Wintersonnenwende die heilige Eberesche, der Baum Baldurs, des Frühlingsgottes, mit unverlöschlichen Lichtern erstrahle, so ist das ungefähr das gleiche, wenn wir am Barbaratag (4. Dezember) Kirschenzweige pflücken und in die Vase stellen, damit sie am Weihnachtstag blühen. Aus dem mittelalterlichen Nürnberg um 1400 wissen wir, daß gegen Ende des Jahres eine mit Kringeln und Flitter behängte Tanne durch die Straßen getragen wurde. In diesem sogenannten „Urbansritt" erschien ein bärtiger Reiter (der alte Wodan hatte sich in einen Heiligen verwandelt), der andernorts den Namen Knecht Ruprecht erhielt.

Über Nürnberg ist auch unser heutiger Weihnachtsbaum nach Nord- und Ostdeutschland gekommen. Es war zunächst nur ein grünes Tannenreis, das Nürnberger Kaufleute bei ihren Besuchen der alten Straßburger Messe in den Wohnungen der Elsässer kennengelernt hatten und das sie auf ihren Handelsreisen in die deutschen Städte brachten. Hier im Norden und Osten wurde das grüne Reis durch Verbindung mit den hier üblichen Weihnachtsgestellen zum Lichterbaum, über den Liselotte von der Pfalz, die Herzogin von Orleans, von ihren Besuchen bei ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie am hannoverschen Hof, so entzückt und munter berichtet.

Ehe sich indes dieser Lichterbaum in den breiten Volksschichten, oft gegen harten Widerstand der Geistlichkeit, die darin „läppisches" Beiwerk erblickte, durchsetzen konnte, verging noch lange Zeit. In den bäuerlichen Familien Niedersachsens beispielsweise beging man vor hundert Jahren das Fest noch ohne Baum. Aber auf den Ruß des Rauchhauses wurden mit Sand die „Dannböme" als Sinnbildformen des Lebensbaumes gestreut.

Größere Bedeutung hatte in den nordischen Bauernhäusern der „Vullbuuksabend", das heißt das festliche Mahl, zu dem mit vielen Zutaten ein Eberkopf aufgetragen wurde. Dieser „Juleber" mit den goldenen Borsten findet sich bereits auf dem Deckel einer bei Issendorf bei Hannover gefundenen altsächsischen Urne aus dem 5. Jahrhundert.

Der Eber wurde zur Wintersonnenwende geopfert, damit im Eingang des neuen Jahres alles fruchtbar werden möge. Diese Erinnerung ist auch noch wach an einem Kesselhaken aus einem niedersächsischen Bauernhause aus dem 19. Jahrhundert, (heute im Landesmuseum in Hannover), wo der Eber durch goldgänzenden Messingbeschlag herausgehoben ist. Man schwor „beim Kesselhaken" über dem Herdfeuer als dem rechtlichen Mittelpunkt des Hauses.

Die Angst der Glöckner am Ende des Seils

Als man das himmlische Donnerwetter zum Strafgericht umdeutete

730256

VON GERT D. WOLFF

Ausgerechnet beim Glockenläuten kam oftmals das himmlische Strafgericht: Mit fürchterlicher Gewalt schlug der Blitz in den Kirchturm ein und tötete so manchen wacker gegen das Unwetter anbimmelnden Glöckner am unteren Ende des Hanfseils. Allein in Bayern mußten einer Chronik aus dem 18. Jahrhundert zufolge in fünfzig Jahren 96 Glockenläuter auf diese unselige Weise ihr Leben lassen. Verdientermaßen freilich, denn Frevler waren sie in den Augen ihrer Zeitgenossen allemal, hatten sie doch durch wer weiß welche Missetaten den Zorn des Allerhöchsten auf sich gelenkt.

Kein Wunder, wenn sich mancher unglückliche Glöckner angesichts der geringen Lebenserwartung seines Berufsstandes beim Herannahen besonders schwerer Gewitter weigerte, die Glocken seiner Kirche zu läuten, wie es jahrhundertelang zur Abwehr von Donnerwettern in Europa üblich war. Zumeist jedoch wurde er zum „Wetterläuten“ gezwungen. Selbst dann noch, als bereits der Blitzableiter erfunden war und aufgeklärte Wissenschaftler wie der Göttinger Physikprofessor Georg Christoph Lichtenberg längst erkannt hatten, daß ein vom Regen nasses Glockenseil einen vorzüglichen elektrischen Leiter abgab, wenn am unteren Ende ein Mensch es mit der Erde verband.

Blitz und Donner haben die Menschheit jahrtausendelang in Angst und Schrecken versetzt. Mit ihren oft verheerenden Auswirkungen waren Gewitter für die Menschen in vorwissenschaftlicher Zeit keine rational erklärbaren Naturereignisse, sondern Ausdruck göttlichen Zornes. Der Blitz galt als die strafende Waffe in der Hand der Gottheit und zugleich als das Symbol göttlicher Allmacht. Indra, Zeus, Jupiter und Donar (Thor) waren Blitzeschleuderer. Das seit dem Mittelalter von Königen und Kaisern getragene Zepter als Zeichen der vom Himmel verliehenen Herrschergewalt geht auf dieses Blitz-Attribut der alten indogermanischen Götter zurück.

Mit Feuer, das als Blitz vom Himmel herabfällt, wird das Volk Israel im Alten Testament von Gott bestraft, und an zahlreichen anderen Stellen in der Bibel, so auch in der Apokalypse, werden Blitz und Donner mit dem Allmächtigen in Verbindung gebracht. Christus selbst vergleicht sein Wiederkommen am Jüngsten Tag mit der Erscheinung des Blitzes, der „von einer Seite des Himmels bis zur anderen leuchtet“ (Lukas 17, 24).

Hatten schon die Römer großen Respekt vor dem „himmlischen Feuer“ gezeigt und vom Blitz getroffene Stellen der Erde als gottberührt und heilig verehrt, so standen die Germanen dem in nichts nach. Ihr Wettergott und Himmelsherr Donar, auch Thor genannt, der über Blitz und Donner herrschte, war der volkstümlichste unter den nordischen Göttern. Bis um das Jahr 1000 waren die meisten germanischen Heiligtümer ihm geweiht, und seine Gestalt lebt – zum Teil in christlicher Umdeutung – auch heute noch in vielen Wetterbräuchen fort. Alles, was der Form nach irgendwie dem Hammer des Donnergottes glich, den er als Blitz auf die Erde schleuderte, hatte im Volksglauben segensreiche Wirkung. Besonders zauberkräftig waren die „Donnerkeile“, Versteinerungen aus der Urzeit oder steinzeitliche Werkzeuge, die man beim Pflügen auf den Feldern gefunden hatte. Man glaubte, sie seien bei Gewitter vom Himmel gefallen und deshalb besondere Glücksbringer. Über der Haustür angebracht oder an Obstbäumen aufgehängt, galten sie als hervorragender Blitzschutz. Und schützen mußte man sich und sein Anwesen vor der alles bedrohenden Gewalt des Gewitters. Denn nicht nur Donar, sondern auch die menschenfeindlichen Naturdämonen bedienten sich des Blitzes als Waffe.

Blitzabwehrende Kräfte sagte man schon seit der Antike einem Gewächs nach, das Hauswurz, Donnerwurz, Jupiterbart oder auch Dachwurz heißt. In ganz Europa wurde es deshalb auf Dächern angepflanzt. In einer Schrift aus dem 14. Jahrhundert heißt es, „daz ez den donr und daz himelsplatzen verjag und darumb pflanzet man ez auf den häusern“. Wenig Verständnis für diesen Aberglauben zeigte der Humanist Otto Brunfels, der 1532 schrieb: „Must freylich ein stumpffer und ein doller blytz sein / den solichs klein kräutlin solt widerlegen.“ Immerhin bedeutete die Hauswurz in der christlichen Symbolik ewiges Leben und Schutz vor dem ewigen Tod. Neben zahlreichen anderen „Gewitterpflanzen“ und „Gewitterblumen“, wie etwa Brennessel und Königskerze, galten nach altem Volksglauben vor allem bestimmte Bäume als blitzabweisend, besonders Hasel und Buche, die unter Donars Schutz standen. Auch das Tannenbäumchen, das man noch heute beim Richtfest eines Hauses auf dem Dachfirst anbringt, sollte ursprünglich den Blitz fernhalten.

Die christlich geprägten Volksbräuche zum Schutz vor schweren Gewittern beruhten auf der Vorstellung, daß der Blitz zum einen von Gott direkt geschickt sei, zum anderen von bösen Dämonen, die es abzuwehren galt. Seit dem Mittelalter war deshalb das „Wetterläuten“ bei schweren Gewittern mit zum Teil eigens dafür geweihten Glocken üblich. Berühmt für ihre Dämonen bannende Kraft waren die in Göttingen, Gundelfingen und Weingarten. Schutz vor Unwettern versprach man sich auch durch Kräuterbüschel und Zweige, die am Palmsonntag oder an Mariä Himmelfahrt geweiht worden waren. Man hängte sie unter dem Dach, an der Stalltür oder im Herrgottswinkel auf und warf bei schweren Sommergewittern einzelne Kräuter auf das Herdfeuer.

Besonders verbreitet war das Aufstellen der brennenden schwarzen Wetterkerze am Fenster, wenn es draußen heftig blitzte und donnerte. Solche Kerzen, die am Lichtmeßtag (2. Februar) geweiht wurden, kann man heute noch in manchen katholischen Wallfahrtsorten, wie etwa Walldürn im Odenwald, kaufen.

Fürchten mußten den Blitz seit jeher die Gottlosen. Und es galt damals als allgemein akzeptiert, daß Gott bestimmte Frevel direkt durch Blitzschlag ahnden würde. Vor allem Gotteslästerung, Kirchenraub, Sakramentsfrevel, Mord und Meineid, aber auch Essen und Tanzen bei Gewitter forderten geradezu die Bestrafung durch den Blitz heraus – kurz alles, was den Allmächtigen beleidigte oder die soziale Ordnung bedrohte. Überlebende Opfer von Blitzschlägen konnten daher auch kaum auf die Hilfe ihrer Mitmenschen hoffen. Als am 8. Oktober 1796 ein Blitz in das Haus eines Fleischermeisters in St. Andreasberg eingeschlagen und das anschließende Feuer die 400 Häuser der Harzgemeinde eingeäschert hatte, weigerten sich die Bürger, dem Mann und seiner Familie Obdach zu gewähren, weil Gott seinen Zorn zuerst über ihm ausgelassen hatte. Der vermeintlich göttliche Ursprung des Blitzes hat Martin Luther zum Eintritt in ein Kloster veranlaßt. Als 1505 vor den Toren Erfurts dicht neben ihm ein Blitz einschlug, soll der gottesfürchtige spätere Reformator vor Schreck gelobt haben: „Hilf, heilige Anna, ich will ein Mönch werden!“

Noch lange nach ihm hielt man den Blitz für gottgegeben. Und obwohl das „göttliche Feuer“ häufig in Kirchtürme einschlug, wurde der von Benjamin Franklin 1752 erfundene Blitzableiter jahrzehntelang als „Ketzerstange“ verteufelt und als Frevel gegen Gott abgelehnt. Der berühmte Physiker und Spötter Lichtenberg, der sich um die wissenschaftliche Erforschung der Donnerwetter bemühte, kommentierte noch Jahrzehnte später ironisch: „Daß in den Kirchen gepredigt wird, macht den Blitzableiter nicht überflüssig.“ Nur allmählich setzten sich die Franklinschen Wetterstangen durch. Teils mußten die neumodischen Blitzfänger unter dem Schutz von Waffengewalt auf den Dächern befestigt werden, teils machte auch das gute Beispiel einiger mutiger Kirchenmänner, wie Probst Felbinger aus Preßburg, Schule.

Der Mensch ist heute in der Lage, die Urgewalt des Blitzes rational zu erklären, sie zu messen, in Zahlen auszudrücken und Blitze künstlich im Labor zu erzeugen. Die einstige Waffe der Götter ist indes keineswegs stumpf geworden: Hochempfindliche Anlagen der Nachrichtentechnik – beispielsweise im militärischen Bereich – können durch Blitzeinwirkung leicht gestört werden und außer Kontrolle geraten. Deshalb rücken Forscherteams dem Naturphänomen Blitz heute erneut zu Leibe. Mit modernsten wissenschaftlichen Hilfsmitteln, von der Erde, aus der Luft und aus dem Weltall, suchen sie nach Möglichkeiten, diese neuerliche Bedrohung des Menschen durch das Feuer, das vom Himmel fällt, abzuwehren. Die Kulturgeschichte der Donnerwetter ist noch lange nicht zu Ende.



Blitz über dem Adler (mit Blitzableiter) des Frankfurter Bahnhofs. Aufn.: Wolff

Ingenieur aus Laatzen belieferte DDR-Geheimdienst

OLG Celle verhängte 40 Monate Haft / Tiedge half bei Ermittlungen / Pferdeschlitten aus Schwerin

Eigener Bericht

vdB. Celle

Zu einer Freiheitsstrafe von drei Jahren und vier Monaten hat das Oberlandesgericht Celle am Freitag den 66 Jahre alten Ingenieur Hans Jochheim aus Laatzen (Kreis Hannover) verurteilt. Nach 21 Verhandlungstagen sowie der Vernehmung von 28 Zeugen und neun Sachverständigen stand für das Gericht fest, daß Hochheim für den Geheimdienst der DDR gearbeitet und verbotene Geschäfte im innerdeutschen Handel abgewickelt hat. Die Bundesanwaltschaft hatte viereinhalb Jahre Haft gefordert.

Helmut Moschüring, Vorsitzender des Dritten Strafsenats, meinte in der Urteilsbegründung, Jochheim sei kein Agent im herkömmlichen Sinne. Allerdings sei er konspirativ vorgegangen, spätestens ab 1980 habe er gewußt, daß er für das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) der DDR arbeite. Jochheim sei ein sogenannter Händleragent gewesen, der auf Bestellung Funkgeräte, Computerteile und militärfachliche Literatur in die DDR geschafft habe. Er sei ein idealer Partner für das MfS gewesen, weil er seit 1958 über einen bundesdeutschen und auch über einen schwedischen Paß verfügt habe.

Das Gericht hielt dem Angeklagten zugute, daß er manchmal nicht erkannt habe, welche Bedeutung die Geräte für den DDR-Geheimdienst hatten. Bei der Strafzumessung wurde berücksichtigt, daß Jochheim inzwischen 66 Jahre alt und nicht vorbestraft ist. Moschüring fügte hinzu, das Urteil solle abschreckend auf andere Täter wirken. Der seit September 1984 geltende Haftbefehl werde nicht aufgehoben. Zur Erleichterung seiner Osthandelsgeschäfte hatte sich Jochheim 1958 einen schwedischen Paß besorgt. Er verschleierte, daß sein Geburtsort Hagen in Westfalen in der Bundesrepublik liegt. Stets erweckte er den Anschein, als betreibe er in Schweden eine Handelsfirma. Kunden habe er in Schweden praktisch nicht.

Jochheim lebte bei seiner zweiten Frau in Laatzen, hier baute er die Zentrale seines Unternehmens auf, in Ostberlin unterhielt er eine Filiale. In Laatzen gab er jedoch weder Steuererklärungen ab, noch meldete er seine Firma an. Auch ließ er sich nicht auf dem Einwohnermeldeamt registrieren.

Bis weit in die siebziger Jahre hinein wickelte er seine Aufträge aus der DDR ohne nachrichtendienstlichen Hintergrund ordnungsgemäß ab. Dann trat der Mitarbeiter des MfS, Wolfram Zahn, an ihn heran. Jochheim beschaffte für die Hauptabteilung Aufklärung des MfS Funkmeßtechnik und Funkelektronik. Dabei verstieß er gegen Embargobestimmungen. Im Auftrage des MfS lieferte der Agent auch eine Spezialkamera für Aufklärungsflugzeuge, Geräte für die Funkaufklärung, Störsender, Aufspürapparate für Mini-Abhörsender. Daneben bestellte und erhielt die DDR Computerzubehör für EDV-Anlagen, die der inzwischen in die DDR übergelaufene Händler Richard Müller 1981 in die UdSSR exportiert hatte.

Über zwei weitere MfS-Mitarbeiter, Wolfgang Eckert und Bernd Ahner, bezog die DDR von Jochheim militärfachliche Literatur, unter anderem Marktforschungsanalysen über den Bedarf der Luft- und Raumfahrtindustrie. Bei der Bestellung dieser Listen war Jochheim dem Bundeskriminalamt aufgefallen. Er wurde festgenommen, als er am 13. September 1984 ein weiteres Mal Computerteile von Hannover aus über Helmstedt nach Ostberlin bringen wollte.

Der inzwischen in die DDR übergewechselte Hans-Joachim Tiedge hatte als damaliger Abteilungsleiter im Bundesamt für Verfassungsschutz an der Identifizierung der MfS-Agenten Zahn, Eckert und Ahner mitgewirkt.

Das Gericht hat nicht genau ermittelt, welchen Gesamtwert Jochheims Lieferungen an das MfS hatten. Es dürften mehrere Millionen Mark gewesen sein. Allein ein Gerät zur Überwachung des Funkverkehrs kostete 1,8 Millionen Mark.

Im Laufe des Verfahrens, das am 18. November im Hochsicherheitssaal des OLG Celle begonnen hatte, wurde deutlich, daß Jochheim früher offenbar ein recht erfolgreicher Osthändler war. Er war in Rumänien so gut im Geschäft, daß Staatspräsident Ceaucescu ihm einen Urlaub am Schwarzen Meer und zum Geburtstag ein paar Pferde schenkte. Aus Schwerin erhielt er einen wertvollen historischen Schlitten, den er an ein Museum in Hagen verkaufte.

Einem DDR-Minister vermittelte er eine Augenoperation im Westen. An Nordkorea verkaufte er Pistolen und Munition.

In Ostberlin und auch in Leipzig pflegte Jochheim zahlreiche Damenbekanntschaften – wie ihm das Gericht nachwies.

Hohe Bußgelder nach Fahndungen auf illegalem Arbeitsmarkt

r. Hannover

Geldbußen in Höhe von 1,6 Millionen Mark haben die Bearbeitungsstellen zur Bekämpfung illegaler Beschäftigung bei den Arbeitsämtern Braunschweig, Emden, Hannover, Lüneburg, Oldenburg und beim Landesarbeitsamt im vergangenen Jahr verhängt. Wie das Landesarbeitsamt Niedersachsen/Bremen am Freitag in Hannover mitteilte, wurden 246 Bußgeldbescheide erteilt. In einem Fall habe eine Firma wegen illegalen Entleihs 250 000 Mark bezahlen müssen, zusätzlich seien die Führungskräfte noch zur Zahlung von 88 000 Mark Buße verurteilt worden. Die Firma arbeite jetzt nicht mehr mit illegalen Entleihern zusammen, sondern habe 100 neue Mitarbeiter fest eingestellt.

Insgesamt haben fünf Bearbeitungsstellen nach Angaben des Landesarbeitsamtes 651 Ermittlungsverfahren wegen illegalen Ver- und Entleihs von Arbeitnehmern eingeleitet und 861 Verfahren abgeschlossen. Zur Beweissicherung seien 120 Betriebe und Wohnungen, überwiegend unter Polizeischutz, durchsucht worden.

Als Folge dieser Durchsuchungsaktionen habe nachgewiesen werden können, daß eine ganze Reihe von Beschäftigten dieser Unternehmen gleichzeitig Arbeitslosengeld oder -hilfe bezogen haben. Insgesamt forderten die Arbeitsämter daraufhin rund 1,3 Millionen Mark zurück.

Universitätsbibliothek richtete sich in der „Alten Münze" ein

Neubau kostete 29 Millionen / Drei Bereichsbüchereien geplant

Eigener Bericht

mer. Osnabrück

Nach dreijähriger Bauzeit ist am Freitag in Osnabrück die neue Universitätsbibliothek in der „Alten Münze" offiziell ihrer Bestimmung übergeben worden. Die Inbetriebnahme beendete die elf Jahre dauernde Phase unzureichender provisorischer Unterbringung der Bibliothek an verschiedenen Stellen in Osnabrück.

Der seit September 1982 für knapp 29 Millionen Mark errichtete Neubau bietet in fünf Geschossen eine Nutzungsfläche von rund 6300 Quadratmetern. Etwa 780 000 Bände können dann in den langen Regalen Platz finden. Gegenwärtig verfügt die Uni-Bibliothek über 410 000 Bände. Im neuen Haus werden rund 250 Leseplätze für die Benutzer der Bücherei eingerichtet.

Vor mehr als zehn Jahren hatten sich die Stadt Osnabrück und die Universität darauf verständigt, den Bibliotheksneubau im Sanierungsgebiet „Alte Münze" zu errichten, um in diesem Teil des ehemaligen Stadtkerns ein kulturelles Zentrum zu schaffen. Von den Plänen ist bisher nur die Uni-Bibliothek realisiert worden. Die zukünftige Stadtbibliothek und das Gebäude für die Volkshochschule an dieser Stelle sind über das Planungsstadium noch nicht hinausgekommen.

In architektonisch gelungener Weise verbindet die Universitätszentralbibliothek den Neubauteil mit der ehemaligen Landesgehörlosenschule zum neuen Gebäudekomplex „Alte Münze". Planung und Durchführung nannte Universitätspräsident Prof. Dr. Manfred Horstmann bei der Eröffnungsfeier „sichtbaren Ausdruck der guten Beziehungen zwischen der Universität und der Stadt Osnabrück und ihrer Region". Die Bibliothek habe besondere Bedeutung für die Attraktivität und Wettbewerbsfähigkeit einer Universität.

Wissenschaftsminister Johann-Tönnjes Cassens kündigte die Einrichtung von drei Bereichsbibliotheken für die Universität Osnabrück in den nächsten Jahren an. Der Minister sagte, die Universität Osnabrück sei eine der gelungensten Hochschulneugründungen in der Bundesrepublik. Mit ihrem Gesamtetat von rund 75,5 Millionen Mark im Jahre 1986 und 955 Stellen, davon 482 für wissenschaftliches Personal und für Lehrpersonal sei die Universität an ihren Standorten Osnabrück und Vechta ein bedeutender Faktor im kulturellen und wirtschaftlichen Leben der Nordwestregion.

Polizei nahm mutmaßlichen Bankräuber fest

ebb. Lingen

Ein 34 Jahre alter Mann aus Lingen ist am Freitag unter dem dringenden Tatverdacht festgenommen worden, die Volksbank-Filiale in Stuhr-Heiligenrode (Kreis Diepholz) überfallen zu haben. Die beiden Täter hatten dort – wie berichtet – 45 000 Mark erbeutet. Bei dem 34jährigen, der derzeit von Arbeitslosenhilfe (600 Mark monatlich) lebt, wurden mehrere 500-Mark-Scheine gefunden. Der Mann streitet die Tat ab.

Ministerium lag falsch: In Flasche war kein Dioxin

ut. Hannover/Münchehagen

Eine braune Bierflasche, die vor knapp zwei Monaten aus dem Polder IV der Giftmülldeponie Münchehagen gefischt worden ist, enthielt nicht – wie vom Landwirtschaftsministerium vermutet wurde – das Seveso-Gift Dioxin. Das Ministerium hatte es – wie berichtet – für möglich gehalten, daß Saboteure dioxinhaltige Flüssigkeiten auf das Deponiegelände werfen, um später besser Stimmung gegen das umstrittene Sondermüllager machen zu können. Diese Vermutung, die auch in Regierungskreisen als abwegig galt, hat sich nicht bestätigt. In der Flasche wurde bei einer Analyse ihres Inhalts kein Dioxin, sondern Heizöl gefunden.

Die Flasche war so präpariert, daß ihr Inhalt langsam in den mit Wasser gefüllten Polder IV aussickern konnte. Die dadurch sichtbar werdenden Ölschlieren sollten offensichtlich auf dem Höhepunkt des Streits um die Deponie einen neuerlichen Ölaustritt aus dem Polder II vortäuschen. Die Polizei sucht weiterhin nach der Frau, die die Flasche über den Zaun geworfen hat.

Holländer warnen: Neuer D

Gefährlich und doch beliebt: Stövchen

Erinnerung an die einstmals üblichen Fußwärmer für Kirche, Stube oder Schlafkammer

Man nennt sie in Norddeutschland „Stövchen". Gemeint sind nicht die Tee- oder Kaffee-Stövchen, sondern die einstigen Fußwärmer. Sie hatten das Aussehen und die Maße einer Fußbank. In Museen kann man sie heute noch betrachten.

Als es noch keine Zentralheizungen gab, war es um diese Jahreszeit in vielen Häusern ungemütlich kühl. Aber man wußte sich zu helfen. Aus Holz oder Eisen wurden Fußwärmer angefertigt. Ein eingeschobenes Blech oder eine mit Asche gefüllte Tonschale erlaubten es, daß man in dieses Stövchen ein glimmendes Torfstück, einen schwach brennenden Holzscheit, später auch Briketts, legte. Diese spendeten nach oben hin durch die Rillen eine behagliche Wärme.

Auch eine Wärmekerze im Stövchen vermittelte eine Kreislauf-Beschwingung. Besonders ältere Leute nahmen deswegen die Dienste des wegen Brandgefahr nicht ganz ungefährlichen Stövchens in Anspruch. Man mußte es immer im Auge behalten. Manche Leute nahmen solche Stövchen auch mit in die Kirche und stellten das wertvolle Ding wie eine Fußbank auf den Steinboden. Andere Fußwärmer waren aus Schafwolle gestrickt oder gewebt. Sie nannten sich Fußsäcke. Auch Felle wurden zu Fußtaschen verarbeitet. Man war recht erfinderisch.

Meine westfälische Großmutter, die aus dem Lippischen stammte, behalf sich mit einem auf der Herdplatte aufgeheizten roten Backstein. Der wurde mit alten Tüchern umwickelt und auf den Fußboden gelegt.

Anstelle einer Gummi- bzw. Zinn-Wärmeflasche gelangten solche aufgeheizten Backsteine auch in die Federbetten und taten für Rücken, Beine und Füße gute Dienste. Sie hielten die Wärme fest bis zum Morgen. Die Schlafkammern waren früher oftmals so bitterkalt, daß die Bettdecken in Mundnähe durch den Atem gefroren.

Als Fußaufwärmer eigneten sich auch die Backröhren der späteren Küchenherde. Wohlige Wärme strömte aus ihnen, wenn man die Herdklappe öffnete. Es ist noch gar nicht so lange her, als eine ältere Hausfrau ihren neu ausgelieferten Elektro-Flachherd wieder umtauschen wollte, weil ihr Mann wegen der hochgelegenen Bratröhre seine Füße im Winter nicht bequem genug in seine Wärmekammer stecken konnte.

Christel Looks-Theile

[illegible] Februar wird über das [illegible]

Das möchte ich etwas berichtigen und ergänzen.

Das Wort bedeutet „Stübchen", in richtiger niederdeutschen Aussprache Stœfken, ist also eine Verkleinerungsform (ein Diminutiv). Unser Schriftdeutsch ist weitgehend in das Niederdeutsche (Plattdeutsch) eingedrungen.

Man schlage dazu Kluges Etymologisches Wörterbuch auf: In deutschen Mundarten vielfach (heizbare) Fußbank usw. Das mittelniederdeutsche, mittelniederländische stove (heizbarer Raum, warmes Bad, stoof Darrstube; Feuerkieke usw.), in den germanischen Sprachen, in die slawischen Sprachen u.a. in verschiedenen Formen übernommen, aus dem Romanischen entlehnt; ital. stufa, frz. étuve Badestube, Schwitze.

Dem entspricht genau im Oldenburgischen Münsterlande und auch ähnlich im Saterland Ståben „Stube" und die entsprechende Verkleinerungsform mit Umlaut Stœfken.

Auch in Stedingen (Stägeland) und weiter südlich auf der Geest heißt es Stœfken oder auch mit friesischer Endrundung Stäfken neben Kiek (ohne Endung!). Sonst herrscht im Oldenburgischen und Hannoverschen zwischen Weser und Hunte, auch in Bremen, „Kieken".

Um den Umlaut zu verstehen, denke man an kåken „kochen" und kœken „Küche". Die bekannte Sögestraße in Bremen wird übrigens richtig nicht mit hochdeutschem langen ö gesprochen, sondern mit œ, einem Laut, den wir im Schriftdeutschen, wie auch å, nicht haben. Sie bedeutet „Saustraße", weil einst die Schweine darauf aus der Altstadt getrieben wurden. Sögen mit langem ö heißt hingegen „säugen".

Um 1930 brauchte die Frau für ihre stille Arbeit noch in einigen Häusern eine Füerkieken oder ein Stœfken und nahm sie auch an einem Henkel mit in die Kirche, die eine schlechte Heizung hatte; in alter Zeit gar keine. Die Männer, natürlich auch die Frauen, hatten sie bei ihrer Landarbeit nicht nötig.

Abends saßen sie am Füerheerd im Flett oder man saß in alter Zeit meistens in der Howand, im Flettoort, Unnerslach oder „unnern Unnerslach" u.ä. Dort wurden die Mahlzeiten eingenommen, und dort ver-

Die Gägendœrn (Nebentür) hier führte zum Driefhus mit dem Göpel, auf der anderen Seite mit dem Waschoort zum Soot (Brunnen).

Auffällig ist, daß das Stœfken oder die Kieken in erster Linie von der Frau benutzt wurde. Man fragt sich, wie sich die Frauen mit ihren langen Röcken vor dem aufsteigenden Rauch geschützt haben. Darüber ist aber nichts zu erfahren. –

Was bedeutet nun das plattdeutsche Donzen, Dönzen, Dönz u.ä. (im Münsterland, wie gesagt, Ståben)? Es ist mittelniederdeutsch dornitze, dornse u.ä., althochdeutsch turnirza, „meist aus slawisch dvorniza (die zum Hof gehörige Stube) abgeleitet" (Schiller-Lübben, Mittelniederd. Wörterbuch). Die beide Wörten Ståben bzw. Stube und Donzen u.ä. haben dieselbe Bedeutung.

In alter Zeit gab es diese im Bauernhaus noch nicht. Ich habe etwa 1930 nur ein einziges Haus, ich glaube in Beckstedt (Bäksen), gesehen, in dem es eine Stube nicht gab. Das ganze Haus war eine Art Halle von der großen Neddendœrn oder Näerndœrn u.ä. über die Diele bis zur hinteren Wand. Vom Flett ab waren die Butzen (Schlafstellen mit Schotten) an den Seitenwänden. Die Scherwand, Brandmüer oder auch Brandweech (Weech ist ein altes Wort für „Wand", Müer, hochdeutsch Mauer, aus dem Lateinischen murus übernommen) wurde, man kann nicht genau sagen, wann, in neuerer Zeit gezogen.

Das ganze Haus wurde also von dem wichtigen Füerheerd erwärmt. Vom Flett aus wurde der Ofen in der Stube angeheizt. Das Holz und der Torf lagen dazu auf dem Flettbœnen, Unnerslach u.a. genannt. Der Name Flettbœnen zeigt uns schon, welche große Bedeutung das Flett im alten Bauernhaus hatte.

Bemerkung: Wer größeres Interesse für das Niedersächsische Bauernhaus und die niederdeutsche Sprache hat, den weise ich auf zwei Bücher hin: Bomann, Wilhelm: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, Weimar 1927 und 1933; Warnecke, Rudolf: Haus und Hof in der niederdeutschen Sprache zwischen Weser und Hunte, Marburg, N.G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun) 1939, seit 1980 im Neudruck zu erhalten. Es besteht aus zwei Bänden, einem Text und einem Sprachatlas mit 104 Karten, dazu Zeichnungen und Bilder.

730258

Vor 255 Jahren: Meister Hagedorn in Not

Ein Beitrag zur Chronik des Handwerks in der Stadt Nienburg

Meister Gerd Hagedorn, Töpfer in Nienburg, schrieb am 11. Januar 1714 einen Brief an die „Churfürstl. Braunschw. Lüneburgischen Hochverordneten Herren Cammer Praesidenten, Geheimbte auch Geheime Cammer und Cammer Räthe“ zu Hannover – wir würden sagen an die dortige Regierung. Der Brief ist im Original erhalten und beginnt: „Es treibt mich die unumgängliche Noth Bey Euer Excellence und Hochwohlgebohr, unterthänigst und fußfällig Vorzutragen ...“ und endet schließlich: „.... Daher ich nochmahls aufs flehentlichste Bitte mir dises Gesuch zuzustehen. Ich will mich allemahl wie ich Bißhero gethan, dermaßen aufführen, alß einem gehorsahmen Unterthanen gebühret, Ich Bitte Gott, daß Er meine gnädigen Herrn in seinen schutz nehme und lange Jahre Bey Ihrer gesundheidt erhalten wolle ...“ und verbleibt „mit tiefster untergebenheit . . . Unterthänigster demüthigster knecht ...“

Die Stadt Nienburg hatte eine neue Polizeiverordnung erlassen, die wegen bestehender Brandgefahren den Bürgern Einschränkungen auferlegte. So durfte Meister Hagedorn seinen Brennofen für die von ihm gefertigten Töpfe innerhalb der Stadt nicht mehr betreiben. Da er aber auf dieses, sein Handwerk, zum Broterwerb angewiesen war, bat er, daß man ihm einen Platz außer der Stadt ausweisen möchte, wo er den Betrieb neu aufbauen könnte.

Stadtgeschichtlich interessant

Nun fügt er eine Begründung an, die uns stadtgeschichtlich sehr interessiert: Sein Vater hatte 1655 außer dem Nordertore „eine Wohnstette bekommen, wo er seine Handthierung fortsetzen und sich redlich ernehren können, welche er aber nach erweiterter Festung hat verlaßen müßen.“ Das ist uns ein Nachweis über die Anlage der Bastion, welche quer vor der Langen Straße erbaut wurde und dort den Verkehr völlig sperrte. Aus anderer Akte ersehen wir, und eine alte Karte weist das nach, daß das „neue“ Nordertor dort zu liegen kam, wo heute in der Friedrich-Ludwig-Jahn-Straße zwischen den Hausnummern 3 und 7 die 5 fehlt und der Hof der Kfz-Reparatur und Tankstelle usw. als Lücke erscheint. Eine Akte von 1667 sagt wörtlich, die Hausstätte „ist itzo der wegk zum neuwen thor.“

Den von Gerd Hagedorn angegebenen Vater finden wir zweimal in den Huldigungsregistern: Hanß Hagedorn im vierten Quartier der Stadt, 1653 und 1667. Auch eine Wölper Akte nennt ihn: Im Jahre 1675 wurde er mit 20 Groschen „Bruchgeld“ belegt. (Strafe, denn er hatte etwas „verbrochen“). Er hatte ein Fuder Töpfe bei dem Drakenburger Stege durchgefahren und den Zoll an das Amt Wölpe nicht entrichtet. Und diese Tatsache wurde immer wieder als Hoheitsbeweis des Amts Wölpe für die Zuständigkeit (Hoheitsgebiet) angeführt.

„Zu freundlichen Diensten geneigt“

Und wieder begegnen wir dem Nienburger Bürger Hagedorn in dem dicken Buche des Amtes Nienburg, in dem die „leibeigenen Leute“ Hof bei Hof genealogisch erfaßt sind, 1673 angelegt und jahrelang geführt. Dort finden wir Anna Elisabeth, Tochter des Christian Neßelrath, welcher die wüste Stelle Harmen Brinkmann in „Looh“ (Marklohe) gekauft hatte. Sie hat den Bürger Hagedorn in Nienburg geheiraet. Ihre Schwester hatte den Hof, wo Johann Nordmann von Binnen einheiratete – nach anderer Lesart in anderer Akte von 1690 Johann Nordhof.

Was aber wurde mit dem Bittgesuch? Hannover gab es am 13. Januar 1714 ans Amt Nienburg – ja, ja, man wundert sich wohl über die sehr zügige Bearbeitung! Nienburgs Amtmann sollte berichten „.... in specie aber ob und an welchem Orte solches mit der Hude und Weide Interessenten Bewilligung erfolgen könnte.“ Ferner sollten die von der neuen Stelle zu entrichtenden Abgaben festgelegt werden, wir würden wohl sagen die Grund- und Gewerbesteuer. – Auch die hohen Räte in Hannover schließen ihren Brief an das Amt in vollendeter Höflichkeit ihrer Zeit: „Wir seyn euch zu freundlichen Diensten und Willfahrung geneigt.“

Die Nienburger Entscheidung bzw. Bericht darüber fehlt leider in der Originalakte. Doch es ist anzunehmen, daß Meister Hagedorn seine Bitte erfüllt bekam, denn im Nordertorviertel hat die Familie Hagedorn bis in unsere Tage einen Grundbesitz gehabt.

W. Stelling

Von diesen Grapen konnten auch hier zahlreiche Stücke sichergestellt werden, nur gelang es bislang nicht ein komplettes Stück zu finden oder aus Einzelteilen zusammenzusetzen.



Dieses mag gern und gut ein Bruchstück eines Topfes, eines „Grapen“ sein, den Meister Hagedorn in Nienburg geschaffen hat. Er wurde bei den Erdarbeiten an der Aue bei Nienburg gefunden. Diese „Grapen“ hatten drei Füßchen, so daß man glühende Holzkohlen bzw. Torfstücke darunterschieben konnte. Der Griff ist am vorliegenden Stück gut erhalten.

„Wer 'ne Alraun hett, de ward riek un glücklich“

730259

Över de Mandragora vertellt Friedrich Hasselmann

Depe Middernacht, de vulle Maand steiht övern Karktoorn. Ünnern Galgen up'n Barg graavt 'n Keerl in swarten Mantel. Nu hölt he inne un sleit 'n Krüüz. Denn bückt he sik un tütt wat ut de Eer, 'ne dicke Wuddel, fast 'ne Ell lang. Un de lett mit Kopp, Arms un Been as 'n Minsch. Dat is de Alraun.

As wenn 'n Funken överspringt, spöört he in sülvigen Ogenblick 'ne mächtige Kraft, könn woll 'n Felsblock heven. Von'n Toorn beiert de Glock twölfmal, un ut 'ne helle Wulk winkt em in'n Strahlenkranz 'ne schöne Jungfro to mit langet blondet Haar un naakte Fööt. Aver man fix weg von hier na Huus!

Wer 'ne Alraun hett, de ward riek un glücklich. Dat wüssen al de Olen. Man de Düvel is jümmer mit in't Speel un giert na arme Seelen. Meist waßt se bi'n Richtplatz un heet deshalb ok „Galgenmännlein“. Gah hen in de Nacht, wenn de Wind von Westen weiht. Drück för Vadder, Söhn und hilligen Geist Dumen, Wies- un Middelfinger up't Hart, treck mit 'n Dolch dree Ringe üm de Stell, un kiek di ja nich üm!

Bi't Ruttrecken stöhnt se faken or schreet as dull, dat'n darvon starven kann. An besten, erst freegraven un denn dörch 'n Hund mit 'n Strick ruttrecken laten. De Hund krepeert naher elenniglich.

De Alraun, ok Mandragora or „Liebesapfel“, is giftiger as Scherling un stinkt erbärmlich. Dat mutt'n afkünnen. Wat wünschst du di: Leev, Gesundheit, Geld un langet Leven? Dienen Fiend Beenbruch un de Pest an'n Hals? Du bruukst de Wuddel blot to strakeln un ehr bidden!

Leest wie mal na in de Bibel bi 1. Mose 30/ 9 – 24. Dat's 'ne vertrackte Geschicht von Jakob un siene Froons. He mag Rahel leber als Lea. Nu helpt de Alraun, Lea kummt in de Weken. Aver ok Rahel kriggt 'n Söhn; den nöömt se Joseph, wat soveel heet as Gott gebe Vermehrung!

Een schull't nich glöven, wat de Alraun för Wunner warkt! Den Naam hett se von't germanische „runa“, dat Geheemnis. In't Middelöller deen de Hexen darmit zaubern. Männigeen Landsknecht un Kriegsmann verdankt ehr dat Leven, wenn he se in de Slacht ünnern Koller dröög. Noch hüüt bewahrt se den Buurn vör Süken in'n Vehstall un verhelpt den Jäger to'n Blattschuß.

'ne Alraun will heegt un pleegt weern. Un nich vergeten: Jeden Freedag na Sönnenünnergang in roden Wien baden, dann in'n Wams von witte Siede steken, aver kenen Minschen wat vertellen un swiegen as 'n Graff! Se maakt toslaten Dören apen un fast gegen Hieb un Stich, wiest den Padd dörch Moor un Heid na den vergraven Goldschatz un löscht Brand un Füür. Könige hefft Land un Kroon darför geven.

Un wenn se Jakobs Froon hülp, denn helpt se wiß ok di un mi. To wünschen hett ja jeder wat, de mehrsden 'n groten Sack vull.

Bertelsmann Lexikon S. 102 – Alraune
= Erdmännchen – Mandragora – stengellose Kräuter mit schopfig aus der Erde herauswachsenden großen Blättern u. glockenförmigen violetten oder weißlichen Blüten. Die möhrenförmigen, aber sich häufig in der Mitte in zwei Teile spaltenden, von haarförmigen Wurzelfasern bekleideten Wurzeln, wurden früher arzneilich verwendet. Wegen ihres menschenähnlichen Aussehens wurden sie als Amulette getragen oder als Zaubermittel verwandt.

Ehrenketten

Orden in unserem Sinne sind verhältnismäßig junge Ehrungen. Noch im 16. Jahrhundert verliehen große Herren anstelle von Orden im heutigen Sinne Ehrenketten, wie man z. B. an den Münchhausen-Reliefs im Amtsgericht Rinteln und am sogenannten Archivhäuschen in der Ritterstraße in Rinteln sieht. An solchen Ketten hingen manchmal von Fürsten vergebene „Gnadenpfennige", wie sie z. B. aus der Grafschaft Schaumburg im 16. Jahrhundert bekannt sind.

730261

Alraun und Galgenmännchen

Zauberpflanzen und Symbole

Wenn man als Zauberpflanzen all die Gewächse zusammenfaßt, denen das Volk übernatürliche Kräfte zuschreibt, so erweist sich deren Zahl als eine sehr große. Bald sieht man aber, daß nur solche Gewächse in den Ruf einer magischen Pflanze kamen, die irgend etwas Auffälliges an sich haben, sei es in ihrer äußeren Erscheinung oder in ihrer physiologischen Wirkung. Was an unheimlichen Orten gewachsen ist, muß nach dem Volksglauben geheimnisvolle Kräfte besitzen. So müssen gewisse Kräuter vom Friedhof, von Kreuzwegen, von einer Grenzscheide geholt werden, und das Moos (Flechten) von Totenköpfen galt in der Volksmedizin lange Zeit als ganz besonders heilkräftig.

An erster Stelle sei der Alraunglaube genannt, der sich bereits bei den alten Ägyptern nachweisen läßt; auch die Pflanze Dudaim des Alten Testamentes (Gen. 30, 14—16) scheint tatsächlich Mandragora (m. officinalis) zu bedeuten. Das älteste Denkmal, auf dem in Hieroglyphen ihr Name verewigt ist, befindet sich in der Grabkammer König Setis I., der um das Jahr 1300 vor der jetzigen Zeitrechnung über das Ägypterland herrschte. Die Griechen nannten sie Circea, wohl nach der bösen Zauberin Circe; sonst hießen sie noch Anthropomorphos, von der menschlichen Gestalt. Bei den Persern führten sie den Namen Merdum Giah, was soviel wie Menschenpflanze bedeutet. — Alraun, der deutsche Name, stammt her von den weisen Frauen und Seherinnen, die man vor Zeiten Alrunen, die Alleswissenden, genannt hat.

Diese Pflanze ist ein Nachtschattengewächs (Solanacea), das in einigen Arten im Mittelmeergebiet wild vorkommt. Der geheimnisvolle Zauber, der dieses Gewächs umgibt, hat wohl darin seinen Ursprung, daß die Wurzel oft gespalten ist, und sie so leicht einer lebhaften Phantasie die Gestalt eines Menschen vortäuscht. Diesen Mandragoras setzte man im Mittelalter eine Zauberpflanze gleich, die der Geschichtsschreiber Flavius Josephus (37—96) „Baara" nennt, und von der er folgende merkwürdige Geschichte erzählt: „Sie ist flammend rot von Farbe und wirft des abends Strahlen aus; sie auszureißen ist sehr schwer, denn dem Nahenden entzieht sie sich und hält nur dann stand, wenn man Harn oder Blutfluß vom Weibe daraufgießt. Auch dann ist bei jeder Berührung der Tod gewiß, es trage denn einer die ganze Wurzel in der Hand davon. Doch bekommt man sie auf andere Weise gefahrlos, und zwar so: Man umgräbt sie rings so, daß nur noch ein kleiner Rest der Wurzel unsichtbar ist, dann bindet man einen Hund daran, und wenn dieser dem Anbinder schnell folgen will, so reißt er die Wurzel aus, stirbt aber auf der Stelle als ein stellvertretendes Opfer dessen, der die Pflanze nehmen will. Hat man sie einmal, so ist keine Gefahr mehr . . ."

Da die echte Mandragora in Deutschland nicht vorkommt, ersetzte man sie hier durch die Wurzelstöcke von anderen Pflanzen mit ähnlichem Aussehen und Wirkungen. Besonders aus den fleischigen, oft beinförmig gespaltenen Wurzeln der Zaunrübe (Bryonia) schnitzte man solche Alraunen, aber auch die Wurzelstöcke der Schwertlilie (Iris), des Allermannsharnisches (Allium Victorialis) oder des gelben Enzians (Gentiana lutea) fanden zu diesem Zweck Verwendung.

In kulturhistorischen Museen werden noch heute solche Zauberwurzeln aus früheren Zeiten aufbewahrt. Bekannt sind die in der Hofbibliothek zu Wien befindlichen Alraunen, die aus dem Besitz Kaiser Rudolfs II. (1576—1612), des großen Gönners der magischen Wissenschaften, stammen. Sie sollten ihren Besitzern Glück und Reichtum bringen, auch scheinen sie im Liebeszauber gebraucht worden zu sein. Welch schwunghafter Handel einst damit getrieben wurde, geht auch daraus hervor, daß noch vor der letzten Jahrhundertwende in Ostpreußen die Wurzelstöcke der Wasser-Schwertlilie (Iris pseudacorus) unter dem Namen „Glückswurzel" für 10 bis 50 Pfennige in großer Menge verkauft wurden; der Handel damit erstreckte sich bis nach Berlin.

Die Entstehung dieser Erdmännchen leitet der Aberglaube von einer Pflanze her, die nach Meinung des Volkes in Niederösterreich und in Deutsch-Böhmen aus dem Harne emporwächst, den ein unschuldig Gehänger unter dem Galgen von sich gelassen. — Bei dieser Entstehungsweise waren die „echten" Galgenmännchen naturgemäß sehr selten, deshalb behalf man sich auch mit gewöhnlichen Tannen- oder Fichtenwurzen, die an abgelegenen Waldsteigen oder auf Kreuzwegen aus der Erde schauten, und denen man die nötige Form zu geben versuchte. Die Wurzel sollte, wenn man sie glücklich der Erde entrissen hatte, mit rotem Wein abgewaschen, in weißes und rotes Zeug gewickelt und in ein Kästchen gelegt, alle Freitage aber gebadet und bei jedem Neumond mit einem weißen Hemdchen versehen werden. Das Bild zeigt eine solche Alraunwurzel (Tanne), wie sie mein Vater noch vor etwa 15 Jahren aus dem Waldboden gegraben hat.

Wer ein solches Wesen, häufig in einer blechernen Büchse aufbewahrt, bei sich trug, dem wurde jeder Richter gewogen, auch wenn er früher noch so sehr gegen ihn eingenommen war. Auch brachte es dem Besitzer Glück und ließ ihn nie verarmen: Denn ein jedes Stück Geld, das man dem Galgenmännchen nachts zulegte, war des morgens verdoppelt. Wollte man seine Dienste lange genießen und sicher gehen, daß es nicht absterbe, so durfte man es nicht zu sehr anstrengen, und in der Nacht nie über einen Taler zu ihm legen.

„Donnerkraut" als Blitzschutz

Das Gewitter im altniedersächsischen Volksglauben

„Man kömmt ut de Angst nich rut", seggt de Jung, „in'n Winter de School un in'n Sömmer de Gewitters!" So lautet ein einheimischer Volksspruch aus dem vorigen Jahrhundert.

Und in der Tat ist das Gewitter immer noch eine der gewaltigsten Naturerscheinungen unserer Zeit, das manchen Menschen durch Donner und Blitz Angst und Schrecken einzuflößen vermag. So kann man es verstehen, daß es unsere noch heidnischen Vorfahren zur Verehrung der Gottheit geführt hat.

Die alten Germanen hielten den Donnergott Donar, auch Thor genannt, für einen Sohn ihres höchsten Gottes Zeus. Als den Gebieter über die Blitze dachten sie sich ihn mit langem roten Bart. Seine Waffe war eine gewaltige Steinaxt, mit der er selbst die größten und festesten Gegenstände zerschmetterte.

Natürlich ist die Vorstellung vom Blitzgott geschwunden, aber noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Meinung, daß ein hammerartiger Gegenstand in Gestalt des Blitzes einschlage, noch tief im Volksglauben verwurzelt. Nur ein scharfer Gegenstand, so meinte man, könne solche Vernichtungen anrichten. Die Betrachtung eines vom Blitz getroffenen Baumes stärkte diesen Glauben, wenn man sah, wie er von der Spitze bis zur Wurzel seinen Weg genommen und Splitter von Meterlänge, aber auch dünn wie Strohfäden, umhergeschleudert hatte.

Wo der Blitz in die Erde gefahren war, grub man, um Teile des „Hammers" zu finden, nach dem Donnerkeil. Ein solcher Stein sollte, auf einen Porzellanteller gelegt, schwitzen, wenn ein Gewitter im Anzug ist, galt aber auch als Blitzschutz. Darum waren sie als Wetterpropheten sehr begehrt und wurden vor allem von den Kindern eifrig gesucht.

An vielen Bauernhäusern war einst am Giebel auch eine Schale mit „Donnerkraut" angebracht. Sie wurde durch breite Stäbe nach vorn ragend befestigt, so daß das Gewächs nach allen Seiten weit hinauswuchern konnte. Dieses „Donnerkraut" auf dem Dach sollte das Haus vor einem zündenden Blitzschlag schützen.

Während des Gewitters löschte man das offene Herdfeuer im Flett, damit es den Blitz nicht anzog. Außerdem lasen bei einem schweren nächtlichen Gewitter alle Hausgenossen gemeinsam im Gesangbuch oder in der Bibel. Auch durfte man während des Gewitters nicht essen, denn, so hieß es im Volksmund: „Den Beter laß beten, den Schläfer laß schlafen, den Fresser schlag tot".

Gerhardt Seiffert

Buttermilch mein Leibgericht, Buttermilch mein Leben

Eine Erinnerung an die Zeit, da man noch selbst butterte / Von Gerhardt Seiffert

Es gab eine Zeit, da wurde auf jedem Hof auf dem niedersächsischen Lande wie auch von den Ackerbürgern unserer Kleinstädte stets nur „selbst gebuttert".

Es gab eine Zeit, da boten die Landfrauen an den Ständen auf dem Wochenmarkt ihre Butter, taufrisch in Rhabarber- oder Meerrettich-Blätter verpackt, selbst feil.

Es gab eine Zeit, da hatte jeder Haushalt in der Stadt „seine eigene Butterfrau", die jede Woche zuverlässig die Butter aus der Tragekiepe im Hause ablieferte, oft Jahrzehnte hindurch.

Und es gab eine Zeit, da kostete ein ganzes Pfund goldgelber Gras-, Mai- oder Rüben-Butter auf dem Markt nicht einmal eine Mark – in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sogar nur einen Doppelschilling – zwölfeinhalb Pfennige. – Man durfte auch noch, bevor man sich zum Kauf entschloß, eine Messerspitze davon probieren.

Das hölzerne Butterfaß war einst selbstverständlicher Bestandteil eines jeden Bauernhauses. Das „Nebenprodukt" Buttermilch hat sogar den großen Dichter Hoffmann von Fallersleben zu einigen Versen beflügelt. Archiv Seiffert

An diese Zeit kann sich die jetzige Generation kaum noch erinnern; heute kauft man die Butter aus dem Regal im Lebensmittelgeschäft; die Bauern erhalten ihren Eigenbedarf für ihre Milchablieferung von der Molkerei. Darum ist es vielleicht ganz interessant, einmal jener Zeit zu gedenken, da man in unserer niedersächsischen Heimat noch „selbst butterte".

Von der frischen Milch wurde nach einiger Zeit, wenn sie „afsetzt" hatte, der Rahm (oder das Flott) abgeschöpft und mit dem „Rohm-Lepel", dem Rahmlöffel, in den Rohm-Putt, in den Rahmtopf, getan. War dieser große Steintopf voll, dann ging es ans „boddern". Das Bodderfatt, das hölzerne Butterfaß, mit der Rüsche oder Trampe, einer durchlöcherten Holzscheibe an einem langen Stock als Handhabe, wurde hervorgeholt.

Der dicke saure Rahm wurde hineingegossen, und nun galt es, die Butterstange, den „Boddersticken", mit ihrer durchlöcherten, die Buttermilch durchlassenden runden Scheibe unentwegt und ohne die kleinste Pause auf und nieder zu bewegen; dazu mußte jegliches weibliche Hof- und Haus-Mitglied, von der Oldmudder bis zur jüngsten Deern, heran. Etwa nach einer Viertelstunde zeigten sich die ersten Butterteilchen um die Butterstange: „dat boddert all!"

Wenn nach einer weiteren Viertelstunde „der Stock steiht", war die Butter fertig; es wurde zunächst die Buttermulde, de Bodder-mull, gekühlt, dann der Dekkel des Butterfasses schräg gesetzt und alles, was an Butterstückchen an ihm saß, mit dem kalten Wasser der Mulde in das Faß gespült. Nach dem Herausnehmen des Stickens tat man die Butterstücke in die Mulde und füllte auch die kleinen, noch auf der Buttermilch schwimmenden Stückchen ab; dies geschah mit dem hölzernen Butterlöffel, der Bodder-Slef.

Nun wurde die Butter gewaschen, geknetet und gesalzen, dann blieb sie, mit einem weißleinenen Tuch bedeckt, eine Nacht in der Buttermolle liegen, um am anderen Morgen noch einmal geknetet und nötigenfalls nachgesalzen zu werden. Das Butterfaß kam, wenn es ausgespült und mit der Wurzelbürste geschrubbt worden war und für einen Tag über den Zaun zum Austrocknen gestülpt war, wieder in den Keller.

Das Buttern war also einstmals recht mühsam und zeitraubend, doch „wat in'n Hus un för'n Bodderkauken nich brögt ward, dat wür' verköpt". So wurde aus der weichen Butter hartes Geld.

Die große Bedeutung der Milchwirtschaft für das Leben der Landbevölkerung macht begreiflich, daß dieses Gebiet einst auch mehrfach zum bildlichen Schmuck der Sprache durch allerlei Sprüche beigesteuert hat: „Bi den hett dat boddert", sagte man von einem, der Glück gehabt hatte; der Verlegene, klein Beigebende „steiht da, as Bodder an de Sünn"; wer verlustreich gehandelt hatte, „de hätt tauboddert"; von einem wohlhabenden Bauern sagte man „dat hei wat in de Melk tau plocken häbbt" und wer gestorben war, „de hätt utboddert".

Zum Schluß noch ein Wort zu der nach dem Buttern übrig gebliebenen Buttermilch; sie war früher mehr ein Nahrungsmittel als ein Getränk. Man kannte und schätzte Boddermelk-Klümp, Klöße, Boddermelk-Grütt, Grütze, Boddermelk-Salat, Bokweten (Buchweizen)-Pannkoken met Boddermelk und auch Muskartoffeln in warmer Buttermilch.

Kaum bekannt aber dürfte sein, daß Hoffmann von Fallersleben (1798 – 1874), der Dichter vieler schöner Volks- und Kinderlieder und des Textes unserer Nationalhymne, auch ein Loblied auf die Buttermilch geschrieben hat; so am 19. August 1858. Es lautet:

„Die Buttermilch mein Leibgericht, die Buttermilch mein Leben! Frau Nachbarin kann Bessres nicht mir zum Geschenke geben. Was aber schenk' ich ihr dafür, mich dankbar zu erweisen? Ich geh' und will vor ihrer Tür die Buttermilch lobpreisen. O Buttermilch, wie schmeckest du so gut, wie bist du labend! Dich könnt' ich trinken immerzu vom Morgen bis zum Abend."

Zu jener Zeit weilte Hoffmann von Fallersleben bei Verwandten und Bekannten in Bothfeld bei Hannover; hier mag ihm wohl die Buttermilch von einer Nachbarin kredenzt worden sein.



Verantwortlich: Jürgen Heckmann

Der Hagestolz – seine Herkunft, seine Bedeutung

Bei den Vorarbeiten für das „Heimatbuch Morsum" wurden viele interessante Merkwürdigkeiten zutage gefördert, die völlig in Vergessenheit geraten waren. Eine dieser Merkwürdigkeiten war das sogenannte „Hagestolzenrecht", das hierzulande noch 300 Jahre in Geltung stand. Im alten Kurfürstentum Hannover und im Herzogtum Braunschweig hat sich das „jus hagestolziatus" am längsten erhalten.

Das Hagestolzenrecht regelte die Rechte der Grundherren gegenüber den ehelosen „Hagbesitzern" (Häuslern), deren Nachlaß in der Regel dem Grundherrn zufiel. Der Name Hagestolz ist eine Fortschreibung des althochdeutschen Wortes „hagustalt", der von dem deutschen Frühgelehrten Hrabanus Maurus (776–856) geprägt wurde.

Hrabanus Maurus war es, der vor nunmehr 1150 Jahren das lateinische Wort „caelebs" (ehelos) durch „hagustalt" übersetzt hat. Dieses Wort verwandelt sich in Hagestalt, Hagestelz, Hagenstolte und Hagestolt und wurde schließlich zu einem festen Begriff, der nichts mehr mit dem urbegrifflichen familienlosen „Hagbesitzeer" zu tun hat, sondern einen „alten, ehescheuen Junggesellen" kennzeichnet.

Der alte (heidnische) Volksmund hat den Hagestolz zu einem unsympathischen Eigenbrödler gemacht und seine Wesensart herabgewürdigt. Ganz im Gegensatz zu dem großen Benediktiner Hrabanus Maurus, der in seinen „Pädagogischen Schriften", die im Jahre 1899 von Freunden in Paderborn herausgegeben wurden, den „hagustalt" als einen verehrungswürdigen Mönchs-Bruder betrachtete. *Kurt Asendorf*

Unsere lieben Alten haben es so gehalten

Der Fastelabend in Alt-Niedersachsen und in Nienburg

In Westfalen und im Rheinland schlagen in diesen Tagen jubelnd hoch des Karnevals oder Faschings Wogen, und auch in Bayern haben diese närrischen Tage ihren frohen Höhepunkt erreicht. Bei uns in Niedersachsen finden Karneval und Fasching in nicht so überschäumender Weise, sondern sozusagen mehr „im Saale" statt.

Und doch muß es im alten Niedersachsen zu Zeiten unserer Vorväter recht munter zugegangen sein. Das bekundet nicht nur eine Anordnung des Königlichen Hofes zu Hannover über eine „Masquerade zu Hannover am 31. Januar 1725", in der sehr ausführlich festgelegt worden war, was „die Cavallieres und Dames, was die Pauker und Trompeter, was die Stallmeister und Wirte zu tun, und welchen Weg der masquierte Zug vom Garten der Gräfin von Platen über die Oster-, Markt- und Leinstraße bis zum Schloß zu nehmen habe."

Mummenschantz-Ordnung

Das beweist vielmehr noch eine Anordnung der Fürstlichen Regierung zu Celle aus dem Jahre 1567 in einem „Mandat und Ordnung wie es in den Fastelaben in der Nachbarschaft und sonsten mit dem Mummenschantz zugehen soll gehalten werden." „So tun unsere gnädige Fürsten und Herren hiermit ernstlich gebieten" — so heißt es in diesem nun schon über vierhundertjährigen fürstlichen Rescrpt – „daß keiner ohne Rock oder Mantel in blossen Hosen und Wams tantzen noch die Frauens-Personen verdreien oder Werffen, sondern Jeder züchtig tantzen und sich der Leichtfertigkeit enthalten solle."

„Zum anderen" — so heißt es weiter — „soll auch auf einer Nachbarschaft nicht in die andere, noch sonsten durch die Straßen in der Stadt hin und wider getantzet werden, sondern eine jede Nachbarschaft soll bei sich bleiben, sie solle die Täntze in ihren Häusern und vor denselben, da sie bei einander sind, auf der Straße halten. Wer der Anordnung zuwider handelt, der soll so oft er es tuet, dem Herrn einen Gulden und die Nachbarschaft drei Groschen zu Straf geben, oder einen Tag und eine Nacht für solche Straf im Gefängnis sitzen."

Auch die Polizeistunde scheint man in diesem fürstlichen Rescript festgelegt zu haben, denn es heißt zum Schluß: „Es soll auch derjenige, in dessen Haus die Nachbarn sitzen, das Recht haben, zu sechs Uhren auf den Tisch zu schlagen und damit die Nachbarn aufzukündigen. Es soll auch in diesem Haus den Nachbarn darnach kein Bier länger gezapfet werden."

Fastnacht begraben

Im Nienburgischen war es einst vielfach Sitte, daß die Knechte zur Fastnachtzeit von Hof zu Hof zogen, um sich mit dem Spruche: „Unsere lieben Alten haben es gehalten, sie haben es uns befohlen, uns eine Fastnachtswurst zu holen", etwas für ihre Fastnachtsfeier zu erbitten. Diese Spenden, worunter zuweilen auch klingende Münzen waren, wurden gemeinsam mit den „Mäkens" in der Wirtschaft des Dorfes bei Musik und Tanz verzehrt. Zum Abschluß wurde eine aus Stroh hergestellte Puppe vergraben, man nannte das „die Fastnacht begraben".

Das alte, einst in unserer Gegend viel geübte „Fastnachtslaufen" hat sich in einigen Dörfern bis in unsere Zeit hinein erhalten. Jungen und Mädchen mit Masken und in Fastnachtskostümen baten in den Geschäften und bei Verwandten wie Bekannten um eine Fastnachtsgabe. Sie sangen dabei: „Fastnacht, Fastnacht angefangen, Moder het 'ne Mettwust hangen, een is nix, twee is watt, giff mi dree, so heff ik watt. Lat mi nich so lange stahn, denn ick mutt noch wieter gahn. Ick gah no Moder Janßen, de lehrt us dann dat Danzen, de lehrt us dann dat Trummelslahn, un denn willt wi na Hus hengahn." Auch diese Spenden wurden dann bei frohem Spiel und Tanz gemeinsam verzehrt.



„Altniedersächsische Fastnachtsmusik" Foto: Archiv Seiffert

Hoffmann von Fallersleben (1798 bis 1874), der vor über einhundert Jahren verschiedene frohe niedersächsische Fastnachtslieder schrieb, läßt in einem Gedicht die Fastnachtszeit und Ballsaison hoffnunsvoll ausklingen in den Versen:

„Sie sind dahin die Winterfeste, dahin ist Ball, Musik und Tanz. Sie kehren heim die edlen Gäste, und heim mit ihnen Freud und Glanz.

Und dir war nicht dies Glück beschieden, du arme, kleine Fledermaus! Schliefst deinen Jugendrausch im Frieden der alten Burgruine aus.

Wohl ihm, der auch in seinem Neste wie du, zu rechter Zeit erwacht! Was sind doch alle Winterfeste wohl gegen eine Frühlingsnacht!"

Und das ist dann wohl auch nach all den frohen Festen und rauschenden Ballnächten unserer Tage über Aschermittwoch hinaus ein trostvoller, schöner Ausblick für uns alle. Gerhardt Seiffert

Guterh. Mofa zu verk.
D. Sieburg, Nienburg, Verdener Straße 14

Ford 17 M P 7
1800 ccm, Radio u. Tonband Stereo, Reifen 80%, 1 400,– DM VB. Telefon (0 50 21) 1 45 65, ab 13.00 Uhr.

PEUGEOT 504 Automatik
70 000 km, Bj. 73, TÜV 79, zu verkauf. Preis 1000 DM unter Listenpreis.
Ang. unt. H 8524 an „D. H."

Ford Taunus 17 M,
60 PS, Bj. 66, TÜV 12/77, 78 000 km, gut. Zust., zu verk. Preis VS. Sonnabend, 9 bis 19 Uhr. Nbg., Sedanstraße 10, part.

Opel Rekord C
Radio, TÜV 9/78, günstig zu verkauf. Tel. (0 57 63) 15 45

BMW R 60/6 zu verk.
Telefon (0 57 64) 5 32

Porsche 911 E, Bj. 69

VW Cabrio, Bj. 60
TÜV-fällig, zu verkaufen.
Telefon (0 50 26) 13 33

1/77

Audi 80, 75 PS
57 000 km, zu verk. Zuschr. unter H 9048 an „D. H."

Zu verkaufen:
Kreidler RSB
Ia Zustand, VB 1 600,– DM.
H. D. Harmening
Schlüsselburg

Käfer 1200, 34 PS, TÜV 7/77, u. gebr. Da.-Fahrrad z. verk. Langendamm, Gerhart-Hauptmann-Straße 4

Suche von Privat an Privat
Mercedes 230/4 o. Dies.

Opel Manta, 1,2 Liter
Erstzul. 7/73, 55 000 km, zahlr. Extras, preisgünstig abzugeben. D. Bruchmann, Lichtenmoor 26, 3071 Heemsen

Kaufe Unfallwagen! Pkw und Lkw zu Höchstpreisen. Hole Schrottfahrzeuge ab. Telefon (0 54 48) 3 68

Unimog 406
80 PS, Bj. 1970 sowie einen
9-t-Zweiseitenkipper
beide i. sehr gutem Zustand zu verk. Tel. (0 57 71) 8 22

Daimler Benz 200 D/8
55 PS, 50 000 km, Bj. 6/73, Farbe: Weiß, rote Kunstledersitze, Gürtelreifen, Anhängerkupplung, evtl. mit Radio, heizbare Heckscheibe. Telefon sonntags (0 50 21) 1 51 24

VW 1302, Bj. 12/70
sehr gepfl., TÜV 4/78, 73 000 km, Preis 2950,–, Risch, Bremer Str. 39, 3079 Uchte 1

Verkaufe privat:
Renault 6 TL
Bj. 75, 1. Hand, unfallfrei, 36 000 km, einwandfreier Zustand, vorn neue Bereifg., Radio, VB: 6000,– DM.
Telefon (0 50 25) 63 90

BMW 3,0 CS Coupé
Bj. 6/75, 75 000 km, granatrot-met., Alpina-Alufelgen, 195–70 Bereifung, Lederlenkrad, Schalensitz, elektr. Fensterheber, elektr. verstellb. Außenspiegel, Cassetten-Stereo-Radio, Kopfstützen etc. (Neupreis: 41 000,–), VB 23 000,– DM.
Telefon (0 42 71) 20 98

Verkaufe 200 D
Bj. 73. Tel. (0 50 25) 406

730265

Hochzeitbräuche – gestern und heute

Manchmal wurde der Stuhl der Braut mit Glöckchen und Spiegelscherben geschmückt. Der Klang der Glocken und das Spiegelbild der Hochzeiterin sollten Unholde abschrecken.

★

Die Hochzeit soll immer am Vormittag stattfinden. Zunehmendes Licht gilt als Symbol für das Glück während der Ehe.



So heirateten sie früher: Deutsche Bräute Nürnberg, 16. Jahrhundert; Schlesien, 16. Jh.; Weimar, 18. Jh.; Braut aus Fürth mit Brautführer, 16. Jh. (von links)

„Jetz bistu myn undich dyn"

DIE Geschichte von der Ehe zwischen Mann und Frau beginnt mit der biblischen Geschichte. Adam gab eine Rippe, um Eva zu bekommen.

Später kostete es die Herren der Schöpfung meist erheblich mehr, wenn sie eine Braut heimführen wollten. Die Schwiegerväter nahmen Schafe, Kühe oder Taler als Ersatz für die verlorenen Arbeitskräfte.

Im Laufe der Jahre gewann der Brautkasten (Aussteuer) immer mehr an Bedeutung. Aus einer Braunschweiger Ordnung von 1573 geht hervor, daß der Brautkasten Ober- und Unterröcke, Leibstücke, Hemden, Badekappe, Laken aller Art und Kissen für die damals ungepolsterten Stühle enthalten müsse.

Schon im vorchristlichen Rom war der Ring ein Unterpfand der Treue für die liebenden Eheleute. Damals erhielt jedoch nur die Braut den Verlobungsring (anulus pronubus) von ihrem zukünftigen Gemahl. Der Ring bestand aus Eisen. Erst im Hochmittelalter wurde die alte Sitte, daß nur die Braut einen Ring bekam, durch den Ringwechsel abgelöst.

Einem angesehenen Gewerbe ging im 16. Jahrhundert der „Kuppler" oder „Freywerber" nach. Gegen guten Lohn erkundete er die Chancen des Bräutigams bei seiner Angebeteten und den zukünftigen Schwiegereltern.

Bei den Herzensangelegenheiten im 16. Jahrhundert sprachen auch schon die Juristen ein gewichtiges Wort mit. Sie legten fest, daß „die einer Jungfer beigelegten Kosenamen wie ‚Hertzgen', ‚Schatz' und ‚liebes Kind' nicht gleich als Ehegelöbnis aufzufassen seien". Außerdem stellten die Juristen fest, daß ein bloßes Umfassen, Umarmen oder Küssen kein Ehegelöbnis darstelle, weil die Bekundungen „zweideutigen und zweifelhaften Charakters" seien.

Wenn sich die Brautleute einig waren, trat in den ländlichen Gebieten der „Hochzeitslader" in Aktion. In festlicher Tracht lud er im weiten Umkreis Verwandte und Bekannte des Brautpaares zum Hochzeitsmahl. Der Hochzeitslader hatte auch dafür zu sorgen, daß die Tischgebete vor und nach dem Mahl nicht ausgelassen wurden.

Zu vornehmeren Hochzeiten wurden Poeten eingeladen, die ihre Werke vortrugen. Der Anfang eines Hochzeitsgedichtes aus Dresden (um 1750) lautete so:

„Der Vogel hüpft mit krummen Springen
So lang um den bespannten Heerd,
Bis ihm das Netz mit seinen Schlingen
Um Hals und Kopf zusammenfährt,
So flattern auch die Junggesellen,
Wenn sie vor Liebe näschig seyn,
Und wenn sie sich am klügsten stellen,
So gehn sie wie die Gimpel ein."

War die Trauung vollzogen, hatten es die Brautleute oft nicht leicht, mit der Hochzeitskutsche ihr neues domizil zu erreichen. Die übriggebliebenen Junggesellen des Ortes errichteten eine Sperre, um von dem Bräutigam eine Spende, die meist in flüssiger Form verabreicht wurde, zu erpressen.

Das zerbrochene Geschirr beim Polterabend – eine der bekanntesten Zeremonien – ist ein Symbol für die Entjungferung der Braut.



Ein Heiratsantrag im 16. Jahrhundert. Gegen eine gute Bezahlung verrichtete ein „Freywerber" den Vermittlungsdienst für den Bräutigam und erkundete die Chancen bei der Angebeteten



Der Besitz der Braut wird auf einem geschmückten Wagen zur Hochzeit gefahren. Schon im 15. Jahrhundert bedeutete ein guter Hausrat und eine großzügige Aussteuer die halbe Ehe



Freundinnen bringen einer Braut die Hochzeitsgeschenke. Die Gaben bestanden meist aus Haushaltsgegenständen, die die Aussteuer der Jungvermählten ergänzen halfen



Brautraub nach der Hochzeit. Erst gegen ein Lösegeld in flüssiger Form gaben die Junggesellen des Ortes dem Bräutigam seine Frau zurück – diesen Brauch gibt es heute noch



Abt Stracke (1600-1629)

Hexenprozesse

Es war in meinen ersten Wochen in Loccum. Das Kloster lag noch ziemlich neu und unerforscht vor mir. Eines Abends ging ich durch den dunklen Kreuzgang ins Archiv. Ich sah mich um: Alte Kornregister von 1630, Urkunden, dann ein Stapel mit der Aufschrift „Hexenprozesse". Neugierig knotete ich das Bündel auf und versuchte, die alten, vergilbten Blätter zu lesen. Es gelang nicht sofort. Man muß sich erst in die alte Schrift und die andere Schreibweise einlesen. Und dann tauchten plötzlich in den Blättern Namen auf und Orte: Wiedensahl, Loccum, Münchehagen, „mit dem Schwerdt vom Leben zum Tod gebracht". Auf einem alten Merian-Stich von Loccum aus der Zeit um 1650 sieht der Ort so idyllisch und freundlich aus. Wenn man die Akten liest, spürt man plötzlich das Unheimliche, von dem in jenen Jahren der Stiftsbezirk durchwoben war. Der Leser soll teilhaben an dieser Begegnung. Darum sind zuerst einige Akten und Unterlagen zu den Prozessen abgedruckt, wortwörtlich, soweit sie zu entziffern waren; manches davon ist auch gedruckt noch schwer zu lesen.

Alte Nachrichten vom Abt Stracke

„Von Zeuberschen: Anno 1628 den 5 July seint alhie zu Locken Zwey Zeuberschen verbrandt wurden, Margaretha Wulffs van Munchagen seligen Bernt Wulffs weib und Magdalena by der Cappelen, Hineken by der Cappelen sein weib, solchs hatt gethan M. Peter van Mynk (?). Danach des 18 July seint alhie verbrent wurden drey Zeuberschen, alß Elysabeth Nolten seligen Jurgen Nolten weib: Margaretha Brinckmans Hinrik Brinckmans weib und Margaretha Schapemeisters, Albert Schapemeisters weib: Danach den 13 Augusti seint alhie verbrent wurden fünff Zeuberschen, alß Metteke Rummelmans Dirick Rummelmans weib: Aleke Stromeyers mith ihrem Manne Gerken dem Trummenschleger: Agnese die Dolmetzersche Aleke Kleuekers Dirick Kleuekers weib: Danach seint noch zwey Zeuberschen verbrent wurden, alß Metteke Fischers von Widensal und die alte Wilhemesche / Anneke Thürnauß auß Munchagen, die dritte hatt sich im Backhuß umbgebracht, ist begraben wurden beim gerichte, welches hat alles verrichtet M: P Plenkers Mönch (?).

Von Zeuberschen die besegtt sein / Metteke Fischers auß Widensal ist zu Locken verbrant als eine Zeubersche, die hatt diesse alle bekennet. 1: Hanß Buhren weib, ihr Buhle heisse Fedderbusch: 2: Tyleken Bolten weib, ihr Buhle heisse Hanß Thürnau: 3: Johan Bolten weib: 4: Tyleken Bolten weib: 5: Tyleken Hoyemans weib: 6: Reyneken Peecks weib: 7: Markus Peedicks weib: 8: Tyleken Kramers weib: 9: Johan Köllings weib: 10: Johan Ernstings weib: 11: Hanß Krohnen weib: 12: Clauß Meyers weib: 13: Borchert Dallmöllers weib: 14: Johann Ploissen eder (?) Spanuths weib: 15: Johan Seggebrokes weib: 16: Hinrik Bührekens weib: 17: Johan Jacken weib: 18: Castyen Denckers weib: 19: Ursula Botterbrots, Johan Botterbrots tochter, der Remenschnider: 20: Wichmann Brasen weib: 21: Castyen Dencker Trummenschleger: 22: Johan Klencken weib: 23: Jost Awhagen weib: 24: Hanß Buhren weib. Diesse seint alle mith auffm dantze gewesen, Metteke Fischers hatt sie alle bekent: Metteken Fischers ihr Buhle hatt Barteldt Kehrewider geheissen, seie hats fur 30 Jahren gelehret, daß letztemahl auff Meytag haben sie gedantzet, auff der Quinheide und sey auff einem stocke dahingefahren.

Ursula Botterbrots hats gelehret in Wyenhause zu widensall da seyn sie und Metteke Fischers alleine zusamen gewesen, ihr Buhle sei ein junk, schwartz teuffel gewesen, habe ihr einen Schreckenberger auff die hand gegeben, sey schwartz gekleidet gewesen, sein nahme heisse Morgensterne, habe dem Teuffel zugesagt, trew und holdt zu sein, habe zum ersten er eigen kalb vergeben.

Hanß Buhren weib ihr Buhle heisse Fedderbusch, habe grüne Kleider anne gehatt, habe ihren Buhlen allemahll geladen, in tausend teuffel nahmen und ihme by seinem nahmen geruffen: Tyleken Bolthen weib, ihr buhle heisse Hanß Thürnaw, hats fur zween jahren gelehret: Arent Plaggen von Wydensal, habe sie puluer auff der Strasse vorgegossen, welchs ihr der Teuffel gebracht, Ursache daß sein pferdt Metteken Fischers Söhne geschlagen hette, welchs Plagge hette verursachet: Haben einen Trummenschleger auß Wintheimb gehatt, heisse Hartman Gnickt (?), habe auff Meitag gespiellet, ihrer sey woll uber die zwey Stige gewesen, warunter gewesen Arent Denckers weib auß Widensal, Curt (Arnt?) Jackens Mutter, die Boltesche, Castyen Denckers weib, alß zuvoren ist gemeldet, diesse sint alle mith auffm Dantze gewesen.

Auß wynthem

Die Ellerdingesche: Die Freytagesche: noch eine so Anneke heisse, wohnet niht weit vam Petershagen, ihr man ist todt, und ist altt:

Rahehorst:

Der Hartmannischen tochter Greteke: Rosenhagen: Die alte Wenderhöpfesche:

Nyenknick: Ernst Schmedeks weib (?), diesse haben alle mith gedantzet:

Auß Munchagen: 1628. Anneke Thürnaws bekennet, die Briedemeyersche auß Munchhagen habs ihr gelehrett, ungefehr furm halben Jahr, habe ihr einen Buhlen zugefuhret, der sey Schwartz bekleidet gewesen, habe einen schwartzen hudt auff, mith einer schwartzen Fedderen, heisse Straussenborg, habe ihr zugesagtt, he wollte ihr viel bringen, aber darauff nichts erfolgtt, habe er einen Schreckenberger auff die Handt gegeben, der sey verschwunden, habe ihme angelobt, sein weib und eigen zu seyn, habe

aus Hirschler „Kloster Loccum" 1979

Godt, Sonne, Mahn, die Sterne, und alle Firmament versaket, darauff er allsopalt mith ihr seinen willen geschaffet, sey er nicht bekohmen, alß von einem Manne, sondern sey eißkalt gewesen: Haben zulest uff Himmelfartstag in der lehmenryde (?) gedantzet, alda sey Dirick Herdehorst oder (?) Wilhelm Trummenschleger gewesen, alda sey auch mith gewesen, 1: Die alte Wylhelmische, auß Munchagen: 2: Die Bredemeyersche, auß Munchagen: 3: Anneke Botterbrots auß Locken: Sie haben aber, uber zweymahl nich gedantzet: 4: Tyeken Johan sein weib auß Munchagen: 5: Hinrik Botterbrots sein Weib Anneke Byrdemans, auß Munchagen: sie hatt zur probe er eigen farken vorgeben, so weiß gewesen, daß pulver hatt er ihr Buhle gebracht: Hatt auch ihrem eigen Hunde, so schwartz bundt gewesen vergeben (dem Teufel übergeben), habe ihrer schwester tochter Elizabethen bezaubert, mith schwartzem pulver, welches sie dem Kinde in Milch hatt eingegeben, habe es daranne versucht, ob ihre Kunst guth wehre, ist gestorben: Habe auch ihrer eigenen Khue eine vorgeben, so ihr der Teuffel gebracht, darumb daß sie den dantz verseumet: Hatt auch Hinrich Hoffmeister zwey fercken vorgeben, darumb daß sie ihr Soldaten hatt zugebrachtt.

Locken: 1628:

Des Hoyffners weib hatt sie entschuldiget: Salemans Hille ist besegt: Ludeke Wesemans weib Geseke ist besegt; die Bredemeyersche hatts ihr gelehret: Item, sie bekennet auch, daß Dirick Wilhelm oder Herdehorst sey mith gewesen in der Lehmenryde auffm Dantze, daruff wil sie leben und sterben."

Einer arbeitet sich durch die Akten

Der von 1790 – 1811 im Kloster Loccum lebende Stifts-Syndicus Christoph Erich Weidemann berichtet in einem handschriftlichen „Extrakt aus Hexenprozessen", was er beim Durchsehen der umfangreichen Gerichtsakten des Klosters festgestellt hat.

„Mittelst Erkenntnis des Schöppenstuhls zu Hervordt vom 5/15 ten Oct. 1631 welcher an den Amtmann Henrich Koburg zu Lokuhmb gerichtet war sind Margarethe Denkers, Ursula Botterbrodt und Katherine Buers aus Wiedensahl verurtheilt, daß sie mit dem Schwerdte vom Leben zum Tod zu richten und die Körper mit Feuer zu verbrennen seien.

Katherine Buers, von den andern beyden Inquisitinnen angegeben und bey der Confrontation ihr unter die Augen gesagt, daß sie das Hexen gelernet, hat bei der Wasserprobe geschwommen wie ein Gans darauf bey der Tortur gestanden, daß die Vischersche ihr einen Buhlen zugeführet in weißen Kleiden heiße, Jürgen Federbusch, der ihr 2 (unleserliche Abkürzung für Geld) Miethegeld gegeben und seinen Willen mit ihr auf der Scheure gepfleget, sey nicht gewesen, als wenn sie bey einem Menschen geschlafen, sie habe Gott und seine Engel verleugnet und mit schwarzem Pulver, das ihr Buhle ihr gebracht, die Probe an ihrer eigenen Kuh gemacht, die crepiert sey. Sey 2 mal auf dem Tanze mitgewesen, wohin sie ihr Buhle auf dem Rücken getragen. Ihr Spielmann sey gewesen Jasper Gutting von Windheim, der auf der Schalmeyen gepfiffen. Der Leuchter sey ein altes Weib gewesen, die auf allen Vieren und auf dem Kopf gestanden und welcher der Teufel das Licht in den (unleserlich) gestochen habe.

Margarethe Denkers gesteht unter der Tortur, nachdem sie probegeschwommen wie eine Gans: Ihr Buhle heiße Johann Meyer, habe schwarze Kleider angehabt und ihr ein Vollthaler zum Miethegeld gegeben. Metke (?) Vischers habe ihr das Zaubern gelehrt, habe Gott, seine Engel und sein heiliges Wort verleugnet. Habe mit dem Teufel zum ersten mal auf der Diele Buhlschaft gepflogen. Sey zwei mal in der Lehmried bey dem Kragenbroocke (?) zum Tanze gewesen. Ihr Trommelschleger sey Jost Schreiber von Nederwöhren gewesen, hab eine gläserne Trompete gehabt. Nachmals bekennet sie in einem 2ten Verhör in Güte Metke Fischers habe ihr schwarz Pulver gegeben, so sie Spannuths Kinder über den Kopf gestreuet, wovon sie gestorben. Ihr Buhle sei vorigen Abend in schwarzen Kleidern und mit einem schwarz und weißen Federbusch auf dem Kopfe zu ihr gekommen und sie ermahnet, standhaftig zu bleiben. Sie würd Morgen nach Locken beschieden werden. Sie habe Tielen Blaaß eine Kuh vergiftet, indem sie Gift in den Trank gegossen.

Ursula Botterbrodts sagt aus ihr Buhle heiße Rinix (?) habe Meyers Metken Sohn mit seiner Mutter vergeben helfen mit weißen Pulver, wovon sie gestorben. Habe Horstmeyers Scheper bezaubert, dass er noch lahm sey, weil sie Wolle von ihm begehret und solche nicht bekommen können. Sie habe ihm vergiftete Äpfel zu essen gegeben.

Habe Jürgen Voigts Pferd mit schwarzem Pulver, so ihr der Teufel gebracht, vergeben.

Auf dem Tanze, wobey sie gewesen, habe Johann Seggebrock eine Schalmeye und Kasten Denker eine Pfeife gehabt, worauf sie gespielet.

Johann Seggebruch zu Wiedensahl wird durch ein von dem Schöppenstuhl zu Hervordt eingehohletes Erkenntnis vom 19ten Dez. 1638 nach ausgestandener peinlichen Frage wegen begangener und verübter Zauberey zum Schwerdt und des Körpers zum Feuer verurtheilt.

Heinrich Heimann aus Wiedensahl wird nachdem er drei mal auf das Wasser geworfen und immer oben geschwommen hiernächst auf der Tortur sich zur Zauberei bekannt, von der Juristen Fakultät zu Rinteln mittels Urteils vom 27ten Jul. 1660 zum Feuer verdammt, jedoch auf Bericht des Klosters vom Herzog Georg Wilhelm per rescriptum vom 18ten Aug. 1660 wegen bezeugter Reu und Buße dahin begnadigt, daß er mit dem Schwerdte vom Leben zum Tod zu bringen und der Körper demnächst zu verbrennen sey.

Inquisit findet indessen Gelegenheit nach angekündigter Todesstrafe zu entkommen.

Alheit Beckersche oder Raselersche wird von dem Schöppenstuhl zu Hervordt mittels Urtheils vom 25ten Nov. 1634 auf ihr in der Tortur gethane Bekenntnis daß sie sich Gott dem Allmächtigen genommen und dem Teufel übergeben, zum Schwerd und ihr Körper zum Feuer verdammt.

Marie Schumacher aus Münchhagen, nachdem sie 3 mal auf das Wasser, zwey mal gebunden und einmal ungebunden geworfen und jedes Mal wie eine Gans geschwommen, auch in der Tortur bekannt, daß sie Gott dem Allmächtigen sich entzogen und dem Teufel übergeben und mit demselben allerhandt grausame Corresponderey (?) gehalten, von dem Schöppenstuhl zu Hervordt mittels Erkenntnisses vom 29ten. Sept. 1638 zum Schwert und der Körper zum Feuer verurteilt.

Gesche Spannuths, Heinrich Heimanns Ehefrau aus Wiedensahl wird von dem Schöppenstuhl zu Hervordt mittels Urtheils vom 25ten Nov. 1638 auf ihr Bekenntnis in der Tortur daß sie sich Gott entzogen und dem Teufel ergeben, auch Manns- und Kindermord begangen zum Feuer verdammt. Weil sie aber zu entweichen Gelegenheit findt, im Jahre 1660 von neuen ihr Hexerei wegen und weil Gesche Köllers in der Tortur auf sie bekennet, eingezogen, und nachdem sie ihr im Jahr 1638 abgelegtes Bekenntnis doch ausgeleugnet, von neuem mit der Tortur belegt von der Juristen Fakultät zu Rinteln untern 5. Jun. 1660 abermals zum Feuer verdammt, jedoch von Herzog Georg Wilhelm per rescriptum vom 15ten eiusdem (desselben Monats) dahin begnadigt, daß sie zuvor mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Metke Vischers aus Wiedensahl bekennet unter der Tortur, 1) daß sie ein Zauberpulver zuerst an ihrer eigenen Kuh probiert, die davon gestorben. 2) daß sie nebst der Boltischen ein Pulver componirt welches sie auf der Spannuthschen begehr Kinder, welche Zwillinge gewesen, und in der Wiege gelegen, gestreuet, die davon gestorben. 3) habe sie nebst der Boltischen ein Pulver zusammen gemacht, und Johann Spannuth vergestreuet, daß er zu seiner Frau einen Widerwillen fassen und andern nachlaufen sollen. 4) habe sie nebst der Boltischen ein Pulver praeparirt und solches Spannuth beygebracht in Meinung, er solle lahm davon werden, so aber aus Schickung Gottes nicht geschehen, doch sei er krank und hinkend am rechten Bein geworden.

Wird nach eingehohleten Urtheil der Juristen Fakultät zu Rinteln addressirt an Heinrich Koberg, Amtsschreiber des Stifts Locken vom 27ten Nov. 1628 lebendig verbrannt.

Alheit, Heinrich von Haren zu Wiedensahl Ehefrau, wird durch eingehohletes Urtheil des Schöppenstuhls zu Hervordt vom 19ten Dez. 1638 wegen Zauberey zum Schwerdt und der Körper zum Feuer

verdammt, nachdem sie unter der Tortur gestanden, daß sie Gott, Mond und Sterne verleugnet, daneben einem, der in Manns Gestalt zu ihr gekommen, der Füße wie ein Pferd, Stiefel und Sporn angehabt, namens Junker Hans, in der Scheune sich zu eigen gegeben und bey demselben geschlafen, sey ihr aber nicht wohl bekommen, sondern wie ein kalt Eisen gewesen, darauf sie über 4 Wochen eine Kröte geboren, die sie zu Pulver verbrannt, womit sie auf Geheiß ihres Buhlen Menschen und Vieh vergeben müssen, der wohl alle Tage bei ihr geschlafen, wovon sie alle vierthel Jahre zu Zeiten Schlangen, zu Zeiten Eidechsen gebohren, habe ihr eigenes Kind, dass 1 Jahr 9 Tage alt gewesen mit Pulver vergeben, wovon des in 7 Tagen gestorben, auch habe sie mehrere Menschen vergeben, oder doch dazu geholfen, daß diese gestorben. So oft sie zum Tisch des Herrn gegangen, habe sie die Oblate mit einem Tüchlein aus dem Mund gezogen und ihrem Buhlen, der vor der Kirchtür gestanden, gebracht, auch bei dem Teufel communicieren müssen, das brodt sey bitter und der Kelch grün und bunt (?) gewesen. Der Buhle habe ihr eine grüne Salbe gebracht, damit sie sich schmieren müssen, mit den Worten: auf und davon und nirgends an, wäre alsdann in einem güldenen Kutschwagen, dafür schwarze Pferde gewesen, auf den Tanzplatz gefahren, allda ein jeder seinen Buhlen gefunden, einer habe aber auf einen Stuhl gesessen und wäre König gewesen, welchen eine jede fürn Hintern, aufs Gemächte und auf die Füsse küssen mußten. Die Lichter hätten die alte Jacksche und die Kronsche (?) im Hintern und auf dem Kopfe stehend gehalten, Johann Seggebrock habe die Trommel geschlagen und Kasten Denker gepfiffen, hatten Wein und Bier getrunken, das sie von Minden bekommen.

Kathrine, Johann Ernstings Hausfrau aus Wiedensahl wird von dem Schöppenstuhl zu Hervordt mittels Erkenntnisses vom 29ten Sept. 1638 weil sie Gott den Herrn verleugnet und wegen geübter Mißhandlung an ihren Nächsten und dessen Vieh zum Schwerdt und der Körper zum Feuer verurteilet. Hat in Güte ohne Tortur bekannt mit dem bösen Feind Gemeinschaft gehabt und demselben sich zu eigen gegeben zu haben.

Gesche Hornemanns aus Lockum ist vom Schöppenstuhl zu Hervordt mittelst Urtheils vom 25ten Nov. 1638 wegen Zauberey, weil sie Gott den Allmächtigen entsagt, dem Teufel sich ergeben, die Sakramente profaniert, Menschen und Vieh vergeben, zum Feuer verurtheilet. Ihr Bekenntnis ist unter der Tortur geschehen.

Diedrich Wilhelm Herrhorst aus Loccum wird unter dem Abt, Bernhard von Luerwald durch ein Erkenntnis des Schöppenstuhls zu Hervordt vom 19ten Jun. 1634, wegen seiner bekannten Zauberey zum Schwerdt und der Körper zum Feuer verurteilt. Indicie waren 1) daß von etzlichen (unleserlich) auf



Die Kirche zu Wiedensahl

ihn bekennt worden 2) er berüchtigt gewesen 3) er ex cavere (aus dem Hohlraum) gebrochen darauf er eingezogen, auf das Wasser geworfen und mit der Tortur territ (erschreckt) war (?).

Ist durch den Pastor Rimphof von Wiedensahl zum Tode bereitet und mit dem Abendmahl versehen. Wird von dem Schöppenstuhl zu Minden mittelst Erkenntnis vom 21ten eiusdem seines Bekenntnisses ungehindert absolvirt und gegen Darstellung genugsamer bürgerlicher Caution der Haft entlassen, wie denn auch eben dieser Schöppenstuhl per Sententiam de eodem (durch Beschluß in derselben Sache) Dorotheen Wilhelms von der peinlichen Anklage wegen Zauberey absolvirt.

Salmans Hille aus Loccum wird von dem Schöppenstuhl zu Hervordt am 19ten Jule 1639 wegen verübter Zauberey zum Schwerdt und der Körper zum Feuer verurtheilet, von dem Schöppenstuhl zu Minden wird am 21ten eiusd. auf weitere Inquisition erkannt. Idem iudicatur (Dasselbe wird geurteilt) gegen Grethen Dalings und die Knoopesche, alles de eodem Dato (unter demselben Datum). Groten Gesecke wird von dem Schöppenstuhl zu Hervordt der nur aus zwei Doctoribus Jobst Hoyer und Bernhard Fürstenau bestanden, am 19ten Jun. 1634 wegen begangener Zauberey zum Schwerdt und der Körper zum Feuer verurtheilet.

1628 werden von der Juristischen Fakultät zu Rinteln Margarethe Wulfs aus Münchehagen und Magdalene bey der Koppeln zum Feuer verdammt. Margarethe Wulfs bekennet sich unter der Tortur zur Zauberey it. Lesecke (?) bey der Koppeln. Bernd Höpfners Ehefrau wird von den Schöppenstuhl zu Minden, besteht nur aus zwei Doktoren, wegen Zauberey zum Feuer verdammt am 24ten Jun. 1634. Das Urtheil ist im Namen des Abtes Bernhard von Luerwald abgefaßt.

Gerke Barnewolds, eine Mannsperson wird von der Juristischen Fakultät am 22ten Jul. 1628 zum Feuer und dessen Frau Elke Strohmeyers zur Tortur verurtheilet.

Metke Rummelmanns wird durch ein Urteil von Rinteln vom 30ten Jul. 1628 zum Feuer verdammt, desgleichen Anne Türnau den 25ten Oct. (?) 1628, ist durch Vorzeigung der Instrumente zum Bekenntniß gebracht.

Anne Ernsting oder Botterbrodts wird von dem Schöppenstuhl zu Minden am 21. Jun. 1634 praevia tortura (vorausgehende Folter) zum Feuer verurtheilet."

Acta Criminalia in Sachen Gese Köllars, verwitwete Wiemars aus Wiedensahl 1659 – 1660 in pto. Hexerey

Die Denunziation im Originaltext

„Hochehrwürdiger Herr Abt; auch Wolledeler, Wollehrwürdiger, Hochachtpahrer
Hoch und Wollgelehrte Assessores und Conventuales, deß freyen Kayserlichen Stiftß Lockumb, Hochgeehrte gepietende Herren.

Für E. Hochehrwürd. auch Wolledel. und Hochwohlgelahrte Gße. erscheinen wir endtßbenante, Im Nahmen der einwohner und gemeine zum Wiedensahll und zeigen hiermit tringender Nohtt, und besorgender gefahr halber kürtzlich an; Wir das Gese Köllarß, N. Wiemarß (bei Pastor Culeman heißt der Mann „Weymars"), hinterlaßenes Weib, nicht allein eine geraume Zeidt foro (öffentlich), des abscheulichen, und teuflischen Lasters, der Zauberey bezüchtiget gewesen, sondern auch selbiger Bezüchtigung und Berüchtigung, biß dahero fast täglich durch ein und andere Anzeigungen, bösen Verdacht und Argwohn, bestetiget vermehret, und gleichsamb bekräftiget, in deme das ihrem Nachtpahren Cordt Wilkeninge 1) Vier Schafe, und eine Kuh, welche allda auf ihrem Grunde und Boden gegraßet, bezaubert, also gahr, das in den andern tag darauf gestorben, Auch 2) Dessen Pferde wie sobald auf ihr anfodern, ihr nicht pflügen können oder wollen, durch verborgene Wege und Mittell dermaßen im Stalle geängstiget, das ihnen der Schweiß, wie Wasser, vom Leibe gefloßen, dabey sich dan dieses Notabels zugedrangen, das sobalt gedl. Wilkening, mit deroselben, deshalben Expostaliret, es sichs stündtlich gebeßert; Und 3) denselben in sein Haus, und absonderlich in die Schlafkammer, Unscheußliche Ungeziefer, als Aydexen in zimblicher Menge gewiesen, das (unleserlich) Bette für denselben, geruhlich nicht liggen können, sondern selbiges quitiren, und eine Zeidtlang in der Stuben schlafen müssen. Wie dan auch 4) noch am jüngst abgelaufenen 14ten Aug. (?) Itzgedachten Wilkeningß Tochter eben wie sie zur Kirchen am Mittag gehen wollen, einer abscheuliche große Aydexen, auffß Leib gewie-

sen, welcher von jedermanniglichen mit großer Verwunderung beschauet und ihr noch endtlich vom Kleiden geschlagen worden, zugeschweigen anderer indicien, als das sie zum öfteren für eine Zauberein ausgescholten worden, und sich nicht sonders verantwortet noch diejenigen, die sie gescholten gerechtfertiget, auch waß sonsten ihr Mann selber, vorhin von ihr ausgesprenget.

Wan dan die itzerzähleten Stücke ob gedachten Gesen Köllarß, der Zauberey Sünde, bey jedermann höchst verdächtig gemacht, und noch machen, die Zauberey aber ein solch abscheußliches Laster ist, welches alle anderen Laster in sich begreift, zumalen die allerhöchste Majestät Gotteß, dadurch fast sehr geschmähet, die Obrichkeidt und ganze Christliche gemeine Verletzet, ja oft der Unschüldigen Kinder verführet, Menschen und Vieh, feldt und Baumfrüchte, mercklich beschädiget und sonst alleß unsägliche Unheill, drauß entstehet;

Demnach gereichet zu E. Hochehrwürd. auch Wolledl. und Hochwohlgeb. Gße. Unser Unterthäniges, Hochflehentliches, Suchen, die wollen geruhen ihrem richterlichen Amte nach, die gegen Gesen Köllarß, geschöpfte und oberwehnte große Suspicion Verdacht und Argwohn weiterbehertzigen nach Befindung die Competirende rechtliche Mittell alß Capturam et Torturam wider dieselben und alle anderen so dieserhalber ebenmeßig verdächtig sein mögen, zur Hand nehmen, und also dahin sehen und trachten, wie unsere Gemeine, von solchen bösen Leuthen befreyet, Menschen und Vieh nicht beschädiget, bevorab aber, die liebe unschüldige Jungendt nicht verführet werden möge. Wir sein da hingegen erbietich im fall der Nohtt, und da der Deliquenten güeter, wegen der erfordernden Unkosten nicht zureichen solten und würden willig und gern einen Zuschuß deshalben zuthun; Dehro Behuf dan wir E. peinlichß Strenglichter Ambtt, pro administranda iustitia, Unterthänich und hochfleißich Imploriren;

Signat, Wiedensahll, den 1. September anno 1659

E. Hoch Ehrwürd. Wolledle und Hochwollgeb. Gße. Untertäniger und gehorsamer Bürgermeister und ganzer Radt

A.S., Hinrich Buer, Garlef Eiler, Jost Auhage, Johan Bolte, Dirich Mindemann Wilken Hoyman, Johan Buhr, Cordt Brase, ?? (evtl. Arent Spanuth abgekürzt) Johann ?, Johan Dreyer, Harmen Deterding, Arendt Dreyer, Henrich von Haren, Pauwel Ernsting, Hinrich Meyer, Johan Dreyer, Johan Schröder, Fritze Peck, Hinrich Jacken (?), Cordt Heyman, Johan Heyman Junior.

Die Wiedensahler klagen Gesche Köllars an

Zusammenfassender Bericht aus den Akten

Der Kandidat Dietrich Münchmeyer hat im Jahr 1913 über die Akten zum Fall Gese Köllars folgende Zusammenfassung geschrieben:

Auf diese Anklage hin wurde Geschen Köllers gefangen gesetzt und nach einiger Zeit am 18. Oktober morgens 9.00 Uhr verhört. Unter den protokollierten Antworten sind vor allem die auf die Anklagen 2, 4 und 5 erwähnenswert. Auf erstere erwidert sie, die Pferde ihres Nachbarn Curt Wilkening seien darum in solch elendem Zustande gewesen, weil er sie beim Kohlenholen und Eisenfahren aus Halberstadt unsinnig angestrengt und müde getrieben habe; und da er ihr kurz zuvor abgeschlagen, ihr Land zu pflügen, habe er ihr vorgeworfen, sie hätte aus Rache die Pferde behext, als diese aber wieder sich erholt hätten, habe er gesagt, es sei daher gekommen, weil er sie bedroht. Die vierte Anklage sucht sie dadurch zu entkräften, daß sie angibt, die Tochter Wilkenings habe damals selbst gesagt, sie habe ihr Kleid in der Kammer hängen gehabt, wo sie die Eidechsen vorher „gestocklet" hätten, da müßte sie wohl daran gekommen sein? Und zu der fünften Beschuldigung bemerkt sie, sie habe darum auf den Vorwurf, eine Hexe zu sein, nichts erwidert, weil sie sich ihrer Unschuld bewußt gewesen sei, doch habe sie ihren Bruder Heinrich, der Soldat in Hoya sei, um Rat und Hülfe gebeten, als betrunkene Leute eines Nachts auf der Straße vor ihrer Tür gerufen: „Die Hunde sollen brennen, die Wiemarsche soll die erste sein".

Im übrigen leugnet Geschen Köllers alle Schuld, „sie habe mit dem Teufel nichts zu tun, sondern sei Gottes Kind", ihr geschehe Unrecht groß von der Gemeinde zu Wiedensahl, in Sonderheit beklagt sie sich aufs bitterste über Curt Wilkening, er habe den ganzen Handel angefangen und sie wüßte nicht, ob er's nicht aus Haß getan, weil sie ihm nicht zu Willen gewesen, als er sie verschiedentlich belästigt habe.

Auf diese Aussagen hin sah sich das Stiftsgericht genötigt, weiteres Beweismaterial von der Gemeinde Wiedensahl und Zeugen dafür zu verlangen. Infolgedessen übersandte die Gemeinde Wiedensahl am 31. Oktober 1659 31 neu formulierte Anklagen und ein Verzeichnis von 11 Zeugen dafür. Inhaltlich wirklich Neues bringen von den Anklagen etwa nur die Hälfte, die übrigen rekapitulieren oder ergänzen, so haben z. B. jetzt die Eidechsen in der Kammer des Curt Wilkening auch „schrecklich geschryn und gepfiffen". Neue Anklagen sind u. a., daß der Mann der Geschen Köllers vor Jahren von ihr gegangen sei, nachdem er seinem Seelsorger geklagt, so oft er zum Holz zöge, ginge ein schwarzer Mann bei ihm an; daß sie Johann Schraders Sohn bezaubert habe, so daß er acht Tage darauf gestorben sei; daß sie eine Hostie bei der Abendmahlsfeier hinter dem Altar aus dem Munde genommen, um sie dem Teufel zur Entweihung mitzubringen; daß sie, als Fritz Bederkes einstmals mit seinen Nachbarn über ihre Zauberei gesprochen, seinen Sohn also bezaubert habe, so daß er vom Pferde gefallen sei und den Arm gebrochen habe; daß Tönnies Ernsting, ein im Kriege verschollener Mann, vor drei Jahren gesehen habe, wie sie einen Eierkuchen gebacken habe und sei doch kein Feuer im Hause gewesen; daß ihr Sohn Hilger verdächtige Äußerungen gemacht; und daß sie endlich selber habe fliehen wollen, und als sie vorher gefangen genommen sei, sich mit einem Messer habe das Leben nehmen wollen.

Unter den Zeugen steht als erster Herr Johann Culmann, Pastor zum Wiedensahl. Er und die übrigen Zeugen wurden auf den 1. November 1659 vor Gericht geladen, und nun muß man zur Ehre des Stiftsgerichts sagen, daß es hier wie im ganzen Prozeß bemüht ist, bei allem Vorurteil sachlich und gerecht vorzugehen. Das geht einmal daraus hervor, daß die Angeklagte bei sämtlichen Zeugen gefragt wird, ob sie mit ihnen einverstanden sei oder etwas gegen sie vorzubringen habe, und daß sodann jeder einzelne Zeuge vor der Vereidigung eindringlich vor dem Meineide gewarnt wird, und daß endlich unter den Fragen an die Zeugen ständig die Frage wiederkehrt: „Ob der Zeuge Nutzen oder Vorteil aus dem Prozesse für sich erhoffe"? Auch gestattet es Geschen Köllers auf ihre Bitte, bei ihrer Abführung vor der Vernehmung des Zeugen, „daß sie nur an einem Beine geschlossen wird".

Wie zu erwarten, blieben die Aussagen der Zeugen nach der Vereidigung dieselben wie in der Anklageschrift. Nur die Aussagen des P. Culmann können im gewissen Sinne als entlastend gelten; er sagte nämlich aus, der Mann der Geschen Köllers habe schlecht von seiner Frau geredet, weil er „kein gutes Auge auf sie gehabt", auch habe sie ihm gesagt: daß neben ihrem Manne, wenn er zu Holz zöge, ein schwarzer Mann herginge, „möchte er wohl seinem Fluchen danken, er ginge immer und fluchete".

Nach Vernehmung der Zeugen wandte sich das Stiftsgericht an die Rintelner juristische Fakultät mit der Anfrage, ob gegen die Köllersche, die hartnäkkig leugne, auf Grund der Zeugenaussagen ad torturam zu schreiten sei, oder ob sie freizulassen und den Anklägern eine Strafe aufzuerlegen sei, der Angeklagten aber für die ihr zugefügte Schmach ein zulänglicher Abtrag geleistet werden müsse (3. Dezember).

Die Antwort der Universität Rinteln lautet dahin, daß die Angeklagte der Zauberei zwar sehr verdächtig sei, doch ehe weiter gegen dieselbe vorgeschritten würde, sei selbige noch einmal zu befragen. (Es folgt anbei ein Verzeichnis von 37 Fragen, sie beziehen sich im wesentlichen auf die Zeugenaussagen.) Sollten sich bei dieser Befragung Widersprüche mit den Zeugenaussagen ergeben, sei Gegenüberstellung mit den Zeugen (Konfrontation) vorzunehmen. Da Geschen Köllers bei ihren früheren Aussagen blieb, auch alle neuen Anschuldigungen als unwahr hinstellte, fand die Konfrontation am 17. Dezember statt. Auch sie führte zu keinem Ergebnis. Darauf wandte sich das Stiftsgericht aufs neue nach Rinteln. Die juristische Fakultät erkannte jetzt zunächst auf den ersten Grad des „peinlichen Gerichtes"; die Befragung in Gegenwart des Scharfrichters und unter Vorzeigung der Folterwerkzeuge. Sei auch diese erfolglos, solle zur Ligatura, d. h. schmerzvollen Fesselung der Hände geschritten werden.

Am 2. Januar 1660 erschien der Scharfrichter Hinrichs aus Stadthagen. Aber noch besaß Geschen Köllers ihre Widerstandskraft. Mutig sah sie den Henker und seine Instrumente an, und trotz allen „starken Zuredens" blieb sie nach wie vor dabei, sie könne nicht zaubern, wisse auch nicht dergleichen bei anderen. Darauf griffen sie die Knechte an und „banden ihr die Hände fäste auf den Rücken", doch Geschen Köllers ließ sich auch so kein Geständnis abringen, vielmehr forderte sie nur, „man möchte auch ihren Ankläger Curt Wilkening feste machen, daß er Fuß gegen Fuß sitzen müßte", und als man nicht darauf einging, „bat sie wohl zu vier malen darum", man „sollte sie auf das Wasser setzen, da würde ihre Unschuld schon an den Tag kömmen", wenn sie aber „flösse", wollte sie freiwillig bekennen, eine Zauberin und Hexerin zu sein. Alle Bedenkzeit von Stunden, ja Tagen, die man ihr zugestehen wollte, schlug sie aus mit den Worten, „sie könne nichts anderes aussagen, als sie getan, solches wüßte Gott als ein Herzenskündiger". –

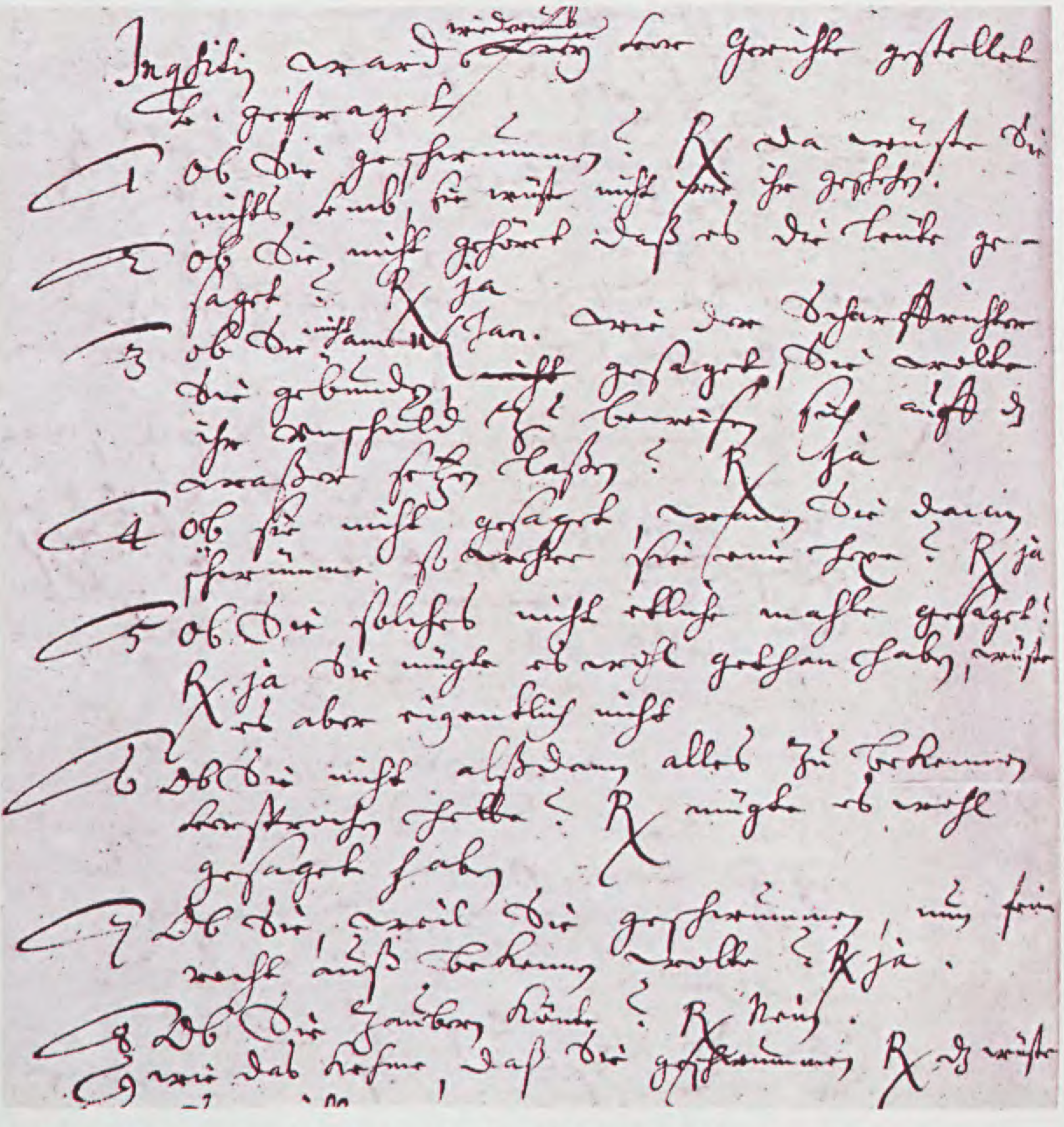
Am 24. Februar 1660 mittags zwischen 12 und 1 Uhr fand die Wasserprobe durch den Stadthagener Scharfricher statt. Die Rintelner juristische Fakultät hatte erst, im Gegensatz zu früheren Jahren, schwere Bedenken gegen dieselbe gehabt, hatte dann aber doch eingewilligt, um von Geschen Köllers „im Falle sie schwimmen sollte" ein gütliches Bekenntnis zu erlangen. –

Das Resultat war für Geschen Köllers vernichtend. Die Urkunde berichtet:

„Zwischen zwölf und ein Uhr ward sie zweimal gebunden und das dritte Mal ganz los auf das Wasser geworfen, schwimmte aber allemal oben hin, wiewohl sie sich sehr bemühte unterzutauchen. Ehe sie hinausgeworfen ward, wurd sie gewarnet, kehrete sich aber nicht daran. Wie sie herausgezogen und befraget ward, ob sie nicht auf dem Grunde gewesen, sagte sie, sie wüßte nicht, wie ihr geschehen wäre und was das für eine Sünde gemachet hätte, daß sie geschwommen. Sie wäre gleich wohl keine Hexe.

Inquisitin ward wiederum vor Gericht gestellt und gefraget

1) ob sie geschwommen ist? – Antwort, da wüßte



sie nichts umb, sie wüßte nicht wie ihr geschehen.
2) Ob sie nicht gehört, dass es die Leute gesaget? – Ja.
3) Ob sie nicht am 11. Jan., wie der Scharfrichter sie gebunden, gesagt, sie wollte ihre Unschuld zu beweisen sich auf das Wasser setzen lassen? – Antwort: Ja.
4) Ob sie nicht gesaget, wenn sie dann schwimme, so wäre sie eine Hexe? – Antwort: Ja.
5) Ob sie solches nicht etliche Male gesaget? – Antwort: Ja. Sie möchte es wohl getan haben, wüßte es aber eigentlich nicht.
6) Ob sie nicht alsdann alles zu bekennen versprochen habe? – Antwort: Sie möchte es wohl gesagt haben.
7) Ob sie, weil sie geschwommen, nun frei recht aus bekennen wollte? – Antwort: Ja.
8) Ob sie zaubern könnte? – Antwort: Nein.
9) Wie das käme, dass sie geschwommen? – Antwort: Das wüßte sie nicht.
10)Von woher sie das Zaubern gelernet? – Antwort: Das hätte sie von keinem gelernet.
11) Zu welcher Zeit? – Sie hätte es nicht gelernet.
12) An welchem Ort? – Sie hätte nichts gelernt.
13) Auf welche Weise sie es gelernt? – Sie hätte nichts gelernt.
14) Ob sie mit Zauberey nicht geschadet hätte? – Nein.
15) Wem sie Schaden getan? – Nein.
16) Zu welcher Zeit? – Sie wüßte nirgend umb.
17) An welchem Ort? – Sie hätte nichts getan.
18) Mit welchen Mitteln? – Sie wüßte nicht darumb.
19) Ob sie andere Hexen kennte? – Sie wüßte keine.
20) Ob sie welche nennen könnte? – Nein.
21) Woher sie wüßte, dass andere in Wiedensahl Zauberey könnten? – Sie wüßte nichts.
22) Ob sie andere Zauberey gelehret? – Nein. Sie könnte es nicht, sie glaubte auch nicht, dass Hexerei wäre.
23) Ob sie nicht ihre Kinder gelehret? – Nein, sie hätte ihren Kindern beten gelehrt.
Wie sie uns nichts bekennen wollte, ward ihr eine Bedenkzeit angeboten. Sie schlug aber selbige aus und sagte, wenn sie schon ein Jahr hinginge, könnte sie doch nichts mehr aussagen, als was sie schon getan."

Wieder wandte man sich nun nach Rinteln. Und zum allgemeinen Erstaunen kam am 3. März die Antwort, „da Geschen Köllers zwar der Zauberey sehr verdächtig, aber nicht überführt sei, sei sie für zufordern und nach Erstattung der Unkosten und geleisteter Urfehde aus des Stiftes Loccums Gebiet zu verweisen".

Damit schien jedenfalls das Leben der Geschen Köllers gerettet. – Aber erschütternd ist es, wenn man die weiteren Prozeßakten einsieht. Hatten die Richter sich dazu verstanden, von der Angeklagten abzulassen, so tat es die Gemeinde Wiedensahl nun erst recht nicht. Kaum war die Kunde von dem Urteil nach Wiedensahl gekommen, da verfaßten sie eine neue Anklageschrift von 13 Beschuldigungen und zwangen so das Stiftsgericht in Loccum, den Prozeß gegen Geschen Köllers wieder aufzunehmen. In der Schrift ist es vor allem wieder Kurt Wilkening, der gegen sie klagt. Seine Hauptbeschuldigung ist: „Geschen Köllers sei einstmals mit seinen beiden Töchtern ins Holz gegangen, Holz zu holen, da sei denselben eine solche Verblendung vorkommen, als wären sie verbistert oder verirret, wäre ihnen zu mute gewesen, als wären sie vor einem großen Wasser, und darüber ganz traurig: peinlich Beklagtin aber habe ihnen schlafen sich zu legen anbefohlen, sollte es bald besser werden". Mündlich fügten die Töchter später selber noch hinzu: „Sie hätten aber nein dazu gesagt, unterdessen wäre die Sonne herfür gebrochen (vorher wäre es nebelicht Wetter gewesen). Da hätten sie sich hart am Schaumburger Knicke befunden und wohl zu rechten kommen können. Während ihnen sehr angst gewesen, habe Inquisitin über nichts geklaget, sei aber immer vor sich ernstlich hingegangen." Wie aus den Akten hervorgeht, argwöhnte man, daß Geschen Köllers die Kinder bezaubert habe, um sie, wenn sie eingeschlafen seien, dem Teufel zu übergeben, damit er ihnen den Hals umdrehe. In Wirklichkeit war das „große Wasser", das die ermüdeten Mädchen sa-

hen, nichts anderes als ein dichter Nebel auf einer sumpfigen Waldwiese, das geht auch aus Geschen Köllers Aussage im folgenden Verhör hervor – in dem sie übrigens wiederum nichts gestand.
Von einem großen Wasser weiß sie nichts, sie sagt: sie hätten, weil sie verirrt und müde gewesen seien, „ihr Holz auf einem Wege in einer Wische zusammen niedergesetzet", wären dort überhaupt „zwischen vielen Wischen zu gehen kommen". – Aber man war zu verblendet und zu mißtrauisch gegen Geschen Köllers, um diese natürliche Erklärung anzunehmen. Das gilt auch von der Rintelner Universität, die auf Mitteilung der neuen Anklage gegen Geschen Köllers erkennt, da auf gütlichem Wege nichts zu erreichen sei, sei nunmehr „zur Ergründung der Wahrheit mit schärferer Frage, d. h. der Tortur, vorzugehen".

Das Ende

Das Protokoll vom 5. Mai 1660 verzeichnet

„Gese Köllars:
Sie könnte nichts mehr sagen, als was sie auf ihrem Herzen hätte, sie könnte nicht zaubern, hätte es nicht gelernt, auch nichts bezaubert, man möchte ihre Seele retten, welches sie öfter wiederholte.
Wie sie nun nichts in Gutem, ob sie gleich sehr ermahnet wurde, bekennen wollte, wurden ihr die Hände auf den Rücken gebunden, folgends die Beinschrauben aufgesetzet, und wie sie eine Weile dieselben angehabt, bat sie, man möchte sie doch einmal loslassen. Wenn man ihr aber zuredete, ob sie dann frei bekennen wollte, sagte sie, sie hätte nichts getan, bat öfters, man möchte sie doch einmal los lassen, sie wollte was sagen, worauf sie vorbrachte, daß die Leute aus Wiedensahl, die sie verfolgeten, auch andere verfolgeten und der Zauberei beschuldigten, als Heinrich Hoimans Frau, und Heinrich Denkers Frau Metke von selbiger hätte Johann Dreyer geredet, daß sie Curd Dreyer ein Pferd bezaubert, ihre Tochter welche itzo zu Hannover auf dem Schlosse dienete, hätte sie einmal ein halb Jahr im Hause gehabt ...
Sie hätte dieses nur vom Hörensagen und mit dem Händel nichts zu tun.
Nachdem sie aber Feuer (?) angegriffen und dabei hart bedreuet (?) wurde, sagte sie die Zauberei hätte sie von ihrer Mutter ... gelernet, in ihrem Hause zu Wiedensahl ..."
Soweit einige Sätze aus dem Protokoll, die zeigen, wie diese Frau nun aufgrund der Torturen zusammenbricht. Sie legt dann ein umfassendes „Geständnis" ab, indem sie sich der üblichen Hexerei beschuldigt, der Buhle heißt wieder „Hans Buschmann". Sie nennt aus dem Dorf Wiedensahl Frauen und Männer, die beim Tanze gewesen seien. Nachdem sie noch mehrmals verhört und von nun an „beständig bei ihrem Bekenntnis" geblieben war, nachdem der Landesfürst sie „gnädigst" vom Feuertod zur Enthauptung mit dem Schwert „begnadigt" hatte, wurde sie am 2. Juni 1660 in Loccum hingerichtet.

Was man sich heute dabei denken kann

Beim Lesen der Akten, je genauer man sich hineinvertieft und je mehr man die einzelnen Seiten der Protokolle nachbuchstabiert und menschliche Schicksale aus den dort nüchtern aufgeschriebenen Sätzen auftauchen, kann einen das kalte Grauen erfassen. Zu welchem Irrsinn sind Menschen doch fähig.
Dabei wird es wohl gut sein, wenn wir uns klarmachen, daß es sich hier nicht einfach um alte, unaufgeklärte Zeiten handelt. Ereignisse, von denen man sich sagen könnte: das war vor 300 Jahren, gut, daß so etwas vorbei ist. Solche Ereignisse haben wir in unserem 20. Jahrhundert ja ebenfalls in vergleichbarer Weise erlebt. Welcher unglaubliche Unsinn über das jüdische Volk, das jüdische Denken, das jüdische Blut und die Zusammenhänge zum Krieg oder zum Geld konnte in unserem Jahrhundert geschrieben, geglaubt und zu praktischen Konsequenzen „verarbeitet" werden. Die Konsequenzen unseres Jahrhunderts waren wahrscheinlich noch schrecklicher als die des 17. Jahrhunderts. Nein, es ist nicht möglich, über solche Dokumente aus alten Zeiten mit dem Bewußtsein hinwegzugehen, so war das eben früher. Vielmehr meine ich, wir müssen uns aus jener alten und uns in vielem fremden Geschichte fragen lassen, wo wir eigentlich weitergekommen sind? Wir können uns außerdem fragen, wie es wohl dazu kommt, daß Menschen so mit Menschen umgehen? Und wir können überlegen, was für uns zu tun ist, damit wir uns nicht von Angst, Haß, kurzschlüssigem Denken über Zusammenhänge und der Suche nach Sündenböcken prägen lassen, sondern aus der Klarheit eines den Nächsten liebenden Verstandes heraus handeln.
Bei solchen Ereignissen wie Hexenverfolgungen, aber auch bei vergleichbaren Phänomenen, treffen meistens vier Faktoren zusammen:
(a) Eine unreflektierte, archaische Sicht der Wirkungszusammenhänge in unserer Welt.
(b) Die Suche nach dem Sündenbock, der an allem schuld ist.
(c) Die Beschäftigung mit geheimen und unerfüllbaren Wünschen.
(d) Krieg und schwere Zeiten.
(a) Spricht man von solchen Hexenvorstellungen, beginnt fast jeder zu erzählen, was er gehört oder erlebt hat mit Frauen, die Krankheiten besprechen konnten, von verborgenen Kräften, deren Existenz man vom Hörensagen oder am eigenen Leibe erfahren habe, von nicht erklärten Ereignissen. Wir kennen es noch bis heute, daß solche archaische, geheimnisvolle Erklärung von Zusammenhängen uns fasziniert, vermuten läßt, daß hinter der normalen Welt noch eine geheimnisvoll und mächtig wirksame zweite Welt anwesend ist. Nun wird man sagen müssen, daß es sehr wohl Zusammenhänge gibt, die wir mit unserer modernen Schulweisheit noch nicht aufgespürt haben oder mit unseren Methoden auch nicht aufspüren können. Es gibt sicher dabei viele Dinge, die für uns noch unerklärt sind und darum unverständlich und geheimnisvoll. Nur werde ich immer sehr mürrisch, wenn von bestimmten Ereignissen, erstaunlichen Erkrankungen oder Gesundung auf die Existenz des Teufels oder übernatürlicher göttlicher oder halbgöttlicher Kräfte geschlossen wird. Ich finde es sehr schlecht, wenn sich daraus insgeheim bei Menschen ein Weltbild formt, in dem das Leben hintergründig von Geistern, Dämonen und Mächten beherrscht wird, die ihre Macht hin und wieder zeigen und die man benutzen kann oder fürchten muß, je nachdem. Ich halte es für besonders gefährlich, wenn man dann bei bestimmten Menschen vermutet, sie hätten Verbindung zu solchen Mächten, und sie deshalb fürchtet, verteufelt oder verehrt. Es handelt sich bei solchem Denken um eine vorvernünftige Sortierung der Wirklichkeit, die das Licht des sorgfältigen Denkens nicht gut verträgt. Ich werde allerdings auch ärgerlich, wenn Leute meinen, sie müßten im Namen Gottes mit aller Kraft gegen solche „teuflischen" Vorgänge angehen; denn es läßt sich wohl vermuten, daß z. B. jener Pastor Heinrich Rimphof aus Wiedensahl durch sein Reden über die Existenz von Hexen und den Teufelsglauben mit dazu beigetragen hat, daß die Menschen an solche bösen, übernatürlichen Mächte geglaubt haben. Das ist schlimm, weil es den wirklichen Problemen nicht einmal annähernd gerecht wird. Um vom Teufel zu reden, brauche ich keine seltsamen hexenhaften Phänomene zu bemühen, und ich werde, wenn ich von Gott reden will, mich hüten, auf bestimmte abergläubische Vorstellungen zurückzugreifen, um zu zeigen, in welcher Art er an uns wirkt. Ich habe deshalb auch eine große Abneigung gegen bestimmte mit bedeutsamer Gewichtigkeit vorgetragene angebliche Erfahrungen mit übernatürlichen Dingen. Nach meinem Verständnis lassen sich verwunderliche Erfahrungen meist sehr natürlich erklären. Und um vom Teufel zu reden, brauche ich nur von unserem Reden und Tun zu sprechen, mit dem wir unseren Nächsten schaden. Oder ich brauche nur von Bewegungen in unserer Welt zu sprechen, von Selbstverständlichkeiten, Gewohnheiten, Ordnungen, die dazu beitragen, anderen Menschen zu schaden, ihnen ihr Recht zu nehmen, sie zu unterdrücken, ihnen Angst zu machen. In solchen Ereignissen unserer Welt, an denen nun wahrlich nichts Übernatürliches ist, zeigt sich, was teuflisch ist. Und um es deutlich zu sagen, nicht die „Hexe" Gese Köllars hatte den Teufel, sondern mit Sicherheit ihre verblendeten Nachbarn und ihre Richter, die aus ihr das Teuflische herauspressen wollten. Und um von Gott zu reden, sollten wir nicht irgendwelche unerklärlichen wunderhaften


Drachen-König/
Das ist:
Warhafftige/ Deutliche/ Christliche/
vnd hochnothwendige
Beschreybunge/
deß grawsamen/ hochvermaledeyten
Hexen- vnd Zauber Teuffels/
welcher durch Gottes sonderbahre direction, Schickunge vnd Gnade/ an diesem Ort bald fürm Jahr/ durch ein neunjähriges Mägdelein/ wieder aller Menschen Gedancken manifestirt/ vnd gantz wunderbarlich ans Liecht gebracht.
Zu Salvir- vnd Rettunge vieler Christlicher/ vnschuldiger/ frommer Hertzen dieses Orts/ auch zur Warnunge aller Hexen Patronen, Adhaerenten, Vorfechteren vnd leichtfertigen Calumnianten.
Sampt einem APPENDICE wider Johan Seiferten von Ulm/ der Zeit Schwedischen gewesenen Feldprediger.
Auß hoher noth öffentlich in den Druck gegeben/
Durch
HEINRICUM RIMPHOF,
Domprediger vnd Superintendenten des Stiffts Verden.
Rinteln
Druckts Petrus Lucius/ der Universität Buchdrucker/
Im Jahr 1647.

146 DrachenKönig.

Ey sprach sie/ da ist ein Meister vnd Herr/ wann ich den alle Stunde ruffe/ so kombt er vnd thut was ich begehre/ ist reich vnd hat ein grosses Ansehen/ der Vatter begehret einen Regen in derselbigen Stunde/ da strecket das Mägdlein sein Hand zum vberfliessenden Bach / vnd kombt ein solcher Regen vber seinen Acker allein/ daß es zu verwunderen gewesen; Der Vatter begehret auch einen Hagel vber seinen Acker allein/ der kompt alsfort/ die Mutter/ sein Eheweib/ verklaget er/ die wird gerichtet/ das Mägdlein aber thut Busse/ bleibet am Leben/ vnd die verlesset der Sathan.

Was begab sich zu Weydensael? da war ein Frawe/ die hatte mit jhrer Nachbarinnen/ als einer Hexen/ grossen Streit/ was geschach? die Hexe konte für sich selbst der keinen Schaden thun/ darumb handelt sie mit jhrer alten / vor langen Jahren gewesenen Magd / M. W. genandt/ welche der Nachbarinnen im Kindelbette pflag auffzuwarten/ Als nun vnser HErr Gott dieser Frawen zwey Söhne bescherete/ gibt sie die Feindinne/ der alte Vet-

links: Rimphoffs Hexenbuch
rechts: Rimphoff erzählt aus Wiedensahl

oder okkulten Ereignisse bemühen, sondern wissen, daß Gott in den Ereignissen unseres Lebens wirkt. Daß er uns begegnet im anderen Menschen, der an uns handelt oder der uns braucht, daß er an uns handelt in den Ereignissen, die uns in den guten und den bösen Tagen unseres Lebens betreffen, und daß wir ihn als den Vater durch Jesus von Nazareth erkennen.

(b) Es handelt sich bei solchen Ereignissen, wie Hexenprozessen oder vergleichbaren Fällen, immer auch um die Suche nach dem Sündenbock. Wenn gefragt wurde: Warum mußte Deutschland 1918 den Krieg verlieren? Warum mußte die Inflation kommen, die den Menschen, die mühsam gespart hatten, das Geld nahm? Warum mußte es eine Weltwirtschaftskrise geben? Warum ist in Deutschland die Volksgemeinschaft gestört? usw.; wenn man solche Fragen stellte, dann suchte man oft nach einem Sündenbock, nach einer Gruppe von Menschen, von denen man sagen konnte, die sind's gewesen, die haben schuld. Das haben wir erlebt. Die Juden sind unser Unglück, hat es geheißen. Und plötzlich waren sie schuld am finanziellen Niedergang des Volkes, am moralischen Niedergang des Volkes, plötzlich wollte man mit ihnen nichts mehr zu tun haben. So etwas kennen wir, daß man das Böse auf Sündenböcke abwälzt. Wer hat schuld, daß meine Kuh starb: die Hexe. Wer hat schuld, daß nichts aus einem mächtigen Deutschland werden konnte: die Juden. Es mischt sich hier Angst und menschliche Bosheit in verhängnisvoller Weise; so sehr, daß die Beteiligten fest davon überzeugt sind, es handele sich um objektive und von ihnen gerecht beurteilte Fakten.

(c) Wenn man sich die zuvor zitierten Texte genauer durchliest, wird man aber merken, daß hier auch noch etwas ganz anderes auftaucht: Tiefe verdrängte Wünsche der Menschen jener Zeit. Es kommt das heraus, was im Menschen unterdrückt ist. Das Sexuelle ist eine Tabuzone. Also kommt bei solchen Hexenprozessen immer „Hans Buschmann" vor. Es kommen perverse Vorstellungen auf: die alten Frauen als Leuchter, und den Teufel muß man auf den Hintern und aufs Gemächte küssen. Aber auch Träume vom Tanz in der Heide, von wilden Orgien. Und der Wunsch, einmal alle offiziell verordnete Religiosität zum Teufel jagen zu können, genau das Gegenteil zu machen von dem, was offiziell üblich ist: also nicht die normale Messe, sondern schwarze Messen, Hostienfrevel und alles, was dazu gehört. Und dann auch die Vorstellung, einmal zu denen gehören zu können, die das dürfen, was den großen Leuten erlaubt ist: mit der Kutsche zum Tanzplatz fahren, vierspännig oder achtspännig, oder mehr zu vermögen, als sie alle können, auf einem Stocke dahinfliegen, das, was keinem gelingt, das möchte man können. Und wer es nicht selber kann, der traut es dann jedenfalls den Hexen zu, und die müssen für ihre Sonderfähigkeiten büßen.

(d) Wer die Zeit des Krieges und die Zeit nach 1945 noch vor Augen hat, weiß, wie solche Zeiten den Aberglauben begünstigen. Was ist damals in der Zeit der Ungewißheit aus Kaffeesatz und anderen Verfahren alles herausgelesen worden. Und das war in unserer Zeit. Wie viel mehr hat das in der schweren Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine Rolle gespielt. Die Not war groß, die Ungewißheit drückend. Krankheiten kamen und verschwanden nach ungeklärten Gesetzmäßigkeiten. Morgens wachte man auf, und Mensch oder Tier waren tot. Woher kam das alles? Leute mit dunkler Vergangenheit ließen sich im Dorf nieder, brachten interessante dunkle Praktiken mit, wie man die Soldaten, die ins Haus wollten, vorbeileitet, wie man sie ins Haus des Nachbarn leitet, wie man Schaden abwehrt und zufügt, wie man Tolles erlebt, wo doch die Zeiten trübe sind. Auch das gehört zum Hintergrund dieser Ereignisse.

Hexenglaube, Angst vor Schadenzauber ist uralt. Allerdings haben die Menschen zu den verschiedenen Zeiten sehr unterschiedlich darauf reagiert. Die hochgesteigerte Hexenfurcht des Mittelalters ist leider zu einem wesentlichen Teil dem Verhalten der Offiziellen jener Zeit zuzuschreiben: Der Kirche, den Landesherren und den Juristen.

Auch schon vor der Christianisierung war unter den Germanen, die in unserer Gegend wohnten, der Glaube an zaubernde Frauen verbreitet und mit Strafe belegt. Die Vorstellung von der Möglichkeit des Schadenzaubers ist Gemeingut in der Antike, und er wird z. B. schon unter Kaiser Justinian (482 – 565) mit der Todesstrafe geahndet. Aber noch in der Zeit der Germanenbekehrung wendet sich die Kirche entschieden gegen die alten Volksvorstellungen von nachtfahrenden dämonischen Frauen. Das wird im Hochmittelalter anders. Die offiziellen Theologen (Bonaventura, Thomas von Aquin) rechnen in ihren Schriften ganz selbstver-

ständlich damit, daß es so etwas gibt. Als dann als Folge des Kampfes gegen die angeblich ketzerischen Albigenser die Inquisition aufkam, mit ihrer Verfolgung der vom Glauben Abgefallenen, wurden sehr bald auch die Hexen als solche vom Glauben Abgefallene verfolgt und verbrannt.
Die Päpste (Johannes XXII. 1326; Innozenz VIII. 1484) erließen Bullen, die vom Hexenglauben und der Hexenfurcht diktiert waren. Das war nicht unangefochten. Verantwortliche Landesherren und Räte von Städten, die in geordneten Verhältnissen zu leben gewohnt waren, erkannten sehr schnell, welche verhängnisvolle und demoralisierende Wirkung das Aufkommen der Hexenprozesse haben mußte. Dennoch wurde mit unterschiedlicher Intensität der Hexenglaube ernstgenommen, und die Prozesse breiteten sich schnell aus. In der „Carolina", dem Rechtswerk Karls V. (1532, Art. 109), wurde von Reichs wegen alle Zauberei mit dem Feuertod belegt: Auch Luther und Calvin forderten scharfe Verfolgung der Hexen.
Für den Stiftsbezirk Loccum und die hier durchgeführten Hexenprozesse war verhängnisvoll, daß in der benachbarten Grafschaft Schaumburg der sehr fähige und erfolgreiche Regent, Fürst Ernst (1601 – 1622), für eine scharfe Hexenverfolgung eintrat. Das ist umso verwunderlicher, da er offenbar ein fähiger, kluger Kopf war, ein erfolgreicher Wirtschaftspolitiker, Gründer der Universität Rinteln (1620). Aber in seiner sonst in vielem positiven Polizeiordnung heißt es, die Hexen seien, „soviel wir davon erfahren mögen, auszurotten und mit dem Feuer zu verbrennen". Es zeigt sich, daß gerade in der Grafschaft Schaumburg zwischen 1552 und 1659 viele Hexenprozesse stattgefunden haben. Fast alle Hexen wurden verbrannt – ein Zeichen, daß die Enthauptung, so grotesk das klingt, tatsächlich eine Gnade war.
Die Rintelner juristische Fakultät, die seit ihrer Gründung für die Hexenprozesse im Stiftsbezirk zuständig war, und die ja während eines Prozesses den Verlauf durch ständig abgegebene Gutachten bestimmte, war in dieser Frage besonders rückständig. Hinzu kommen jedoch auch die Ansichten der Pastoren im Stiftsbezirk und in Wiedensahl. Mir sind aus jener Zeit keine grundsätzlichen kritischen Äußerungen zum Hexenprozeßunwesen zu Gesicht gekommen.
Statt dessen haben wir das Buch des Wiedensahler Pastors (1622 – 1638) und späteren Verdener Superintendenten Heinrich Rimphof, das er 1647 erscheinen ließ: „Drachen-König/ Das ist: Wahrhafftige/ Deutliche/ Christliche/ und hochnothwendige Beschreybunge/ deß grawsamen/hochvermaledeyten Hexen: und Zauber Teuffels/ welcher durch Gottes sonderbahre direction, Schickunge und Gnade/ an diesem Ort bald fürm Jahr/ durch ein neunjähriges Mägdelein/ wider aller Menschen Gedancken manifestirt/ und gantz wunderlich ans Liecht gebracht. Zur Salvir: und Rettunge vieler Christlicher/ unschuldiger/frommer Hertzen dieses Orts/ auch zur Warnunge aller Hexen Patronen, Adhaerenten, Verfechtern und leichtfertigen Caluminanten, sampt einem Appendice wider Johan Seiferten von Vlm/ der Zeit Schwedischen gewesenen Feldprediger. Auß hoher noth öffentlich in den Druck gegeben/ Durch Heinricum Rimphof, Dompredigern und Superintendenten des Stiffts Verden. Rinteln. Druckts Petrus Lucius/ der Universität Buchdrucker/ Im Jahr 1647." In diesem Buch kämpft er für die Anerkennung der Fähigkeit der Hexen, für das Ernstnehmen des Teufels, der in dieser Weise wirke, gegen den genannten schwedischen Feldprediger, dessen Königin Christine von Schweden wenig vom Hexenglauben hält. Ähnlich wird er ja wohl auch in Wiedensahl geredet haben. Einige Wiedensahler Hexenerzählungen hat er in seinem Buch abgedruckt.
Zum Schluß möchte ich von zwei Menschen schreiben, die mir wie Lichter in dieser finsteren Problematik vorkommen.
Es gibt eine Schrift von Augustin Lerchheimer von Steinfelden (letzeres ein Pseudonym), einem Freund Melanchthons, der von 1522 – 1603 lebte und Rektor und Lehrer in Riga, Heidelberg und Neustadt war. Sein Buch heißt: „Christlich Bedenken und Erinnerung von Zauberey/ Woher/ was/ und wie vilfältig die sey/ welchem sie schaden könne oder nicht/ wie diesem Laster zu wehren/ und die/ so damit behafft/ zu bekehren/ oder auch zu straffen seien". Straßburg 1586 (!) erschienen. Darin schreibt er zunächst grundsätzlich, der Teufel könne, wie man aus der Schrift erkennen kann, überhaupt nichts tun ohne Gottes Willen. Er steht immer unter Gott. Zu den Hexen schreibt er: „Vieh und Menschen zu beschädigen, krank zu machen oder zu töten mit Gedanken, Willen, Worten oder Gebärden, vermögen die Hexen nicht, sondern sie müssen entweder die Hand gewaltiglich an sie legen, oder ihnen Gift eingeben, oder anschmieren. Das aber ist keine Zauberei, ist eine natürliche, gewöhnliche Verletzung ... Wenn mir einer ein Auge begehrte zu verderben und zu blenden, malete ein Auge an die Wand, steche mit einem Pfriem darein, redete so böse Worte darzu, als er immer wollte, damit täte er mir nichts. Auch wenn alsbald darauf mein Auge Schaden bekäme. So er mir aber ins Auge steche, Kalk oder anderes Schädliches darein streute, damit täte er mirs ..." Und zum Hexentanz sagt er: „Ja wohl tanzen. Arme, verschmachtete, arbeitsame, müheselige Weiber gelüstet nicht zu tanzen. Das Holztragen aus dem Walde, das Misttragen in den Weingarten, und andere schwere Arbeit vertreibet ihnen die Geilheit und Üppigkeit, machet sie müde, daß sie des Nachts ruhen und schlafen müssen, nicht begehren zu tanzen, nicht einmal daheim auf einer ebenen Tennen ... geschweige draußen auf wäßrigen Wiesen, oder auf unebenem Acker, im Winter, Regen und Frost ... Hätten die Richter die Tanzplätze der Hexen auch am nächsten folgenden Tag nach gehaltenem Tanzen besehen, würden sie kein Fußstapfen da gesehen haben ... Von der Buhlschaft mit dem Teufel ist zuvor gesagt, daß es ein Betrug sei und ein Wahn ... Das Wetter haben sie nicht gemacht ... Der Reiff und Frost, ders Korn und Wein verderbet, wäre gekommen auch ohne daß sie ihr Narrenwerk getrieben hätten ... Ich sage nocheinmal daß es eine große, greuliche Sünde sei, eine Verkleinerung der Macht und Herrlichkeit Gottes und seiner Werke, daß man solches den Menschen zumißt, was sein (Werk) allein ist."
Und der Grund, aus dem Lerchheimer schreibt, wird sichtbar, wenn es heißt: „Dieses mein Bedenken und Erinnerung vom Zauber und Hexenhandel zu schreiben, hat zur Ursache, daß ich jetzt von dem Verbrennen der Zauberinnen erfahren habe, deren mich erbarmte, als ichs von denen hörte, die dabei gewesen und das jämmerliche Spektakel angesehen hatten ... Lieber will ich zu barmherzig als zu hart sein, besonders in einer so verwirrten, irrsamen und unverstandenen Sache. Doch bestätigen und vergewissern mich in dieser meiner Meinung viele hochverständige gelehrte und ungelehrte Männer, die ob dieser Strenge und Teufels-Brandopferei einen Unwillen, Mißfallen und Abscheu haben, begehren und wünschen, daß eine Milderung und Maß darin gehalten werden und daß man solche Weiber eher zum Arzt und Kirchendiener denn zum Richter und Schultheiß führe, damit ihnen von ihrem Aberwitz, ihrer Unsinnigkeit und ihrem Unglauben geholfen werde..."
Lerchheimers Buch hat leider nichts Nachhaltiges gegen die Hexenprozesse auszurichten vermocht. Gese Köllars wird erst fast 80 Jahre später hingerichtet.
Den Anstoß zu einer Neubesinnung gab die berühmte Schrift „Cautio Criminalis oder rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse" von Friedrich von Spee aus dem Jahre 1631/32. Dieser Priester des Jesuitenordens und Professor für Moraltheologie hat in seiner Tätigkeit als Beichtvater mit vielen Frauen und Männern, die als Hexen angeklagt waren, gesprochen. Er ist dabei von einer tiefen Verzweiflung erfaßt worden über das, was Menschen in solchen Prozessen zugefügt worden ist. In einem seiner Bücher schreibt er: „O du allermildester Herr Jesus, wie kannst du leiden, daß deine Kreaturen so gepeinigt werden? Ich bitte dich ... komme doch zu Hilfe allen Unschuldigen, Bedrängten, daß sie nicht verzweifeln. Und erleuchte die Obrigkeit, daß sie wohl zusehen, was sie machen, und die Gerechtigkeit nicht in eine Grausamkeit und Gottlosigkeit verkehrt werde. Ich wollte ..., daß ich zu al-

len Kerkern herum gehen könnte, und die armen verhafteten Leute besuchen. O mein Gott, wie wollte ich es so gerne tun; wie wollte ich sie alle so herzlich trösten. Wie wollte ich ihnen Mut einsprechen und alle mögliche Liebe um Christi meines Herrn willen erzeigen. Ich weiß, sie würden ihre Hände zusammen legen und Gott unseren Vater loben ..."
Spee wendet sich in seiner „Cautio Criminalis" nicht direkt gegen den Hexenglauben, sondern wesentlich gegen das Verfahren. Er weist nach, wie willkürlich die Verurteilungen erfolgen. Er schreibt: Es „ist heute niemand, gleich welchen Geschlechtes, in welcher Vermögenslage, Stellung und Würde er sei, mehr sicher genug, sofern er nur einen verleumderischen Feind hat, der ihn verdächtigt und in den Ruf bringt, ein Zauberer zu sein. So steuern wahrhaftig, wohin ich mich nur wende, die Verhältnisse auf ein entsetzliches Unglück hinaus ... Mit Feuerbränden kann man diese Hexenplage, was es mit ihr auch auf sich haben mag, nicht vertilgen, wohl aber auf eine andere Weise, fast ganz ohne Blutvergießen und mit dem nachhaltigsten Erfolge. Aber wer will davon erfahren? Ich hatte noch mehr sagen wollen, aber der Schmerz übermannt mich ..."

Auch Spees Buch hat nicht sogleich Erfolg gehabt, obwohl es großes Aufsehen erregte. Erst Christian Thomasius hat mit seiner Schrift „De crimine magiae" von 1701 dem Hexenprozeßunwesen den Garaus gemacht. Er nennt Spee seinen wichtigsten Vorläufer, der seine Arbeit fast überflüssig gemacht hätte durch sein Werk.
Was mich bei diesen beiden Männern, die als Beispiel für manche anderen Männer und Frauen stehen, die dem Wahn ihrer Zeit nicht verfallen sind, bewegt, ist die Frage, wie es wohl möglich war, daß sie in einer verwirrten Zeit so deutlich erkannten, was richtig war. Ich lege es mir so zurecht, daß sie nicht auf das in erster Linie gehört haben, was der Zeitgeist, das was alle für richtig hielten, ihnen zu denken „befahl". Sie haben sich orientiert an der Liebe zu den Menschen, wie sie durch den christlichen Glauben freigesetzt wird. Sie haben eine Vernunft eingesetzt, die durch diese Liebe geleitet war. Ich denke manchmal, solche Klarheit der Sicht in einer verwirrten Zeit, die könnten wir uns auch erbitten, denn sie hilft unserer Welt.
Das vergangene Schreckliche taucht nur manchmal wieder auf, und unsere Zeit hat mehr darin zustande gebracht, als daß wir mit Pharisäermiene über frühere Zeiten urteilen könnten.

Aber der Opfer, soweit sie uns bekannt sind, wollen wir noch einmal gedenken.

Horst Hirschler

Die Namen der Opfer:

1628

Margarethe Wulfs aus Münchehagen
Magdalene bey der Koppeln aus Loccum
Gerke Barnewolds aus Loccum
Metke Rummelmanns
Anneke Türnau aus Münchehagen
Metke Vischers aus Wiedensahl
Elysabeth Nolten
Margarethe Brinckmans
Margarethe Schapemeisters
Aleken Strohmeyers und ihr Mann
Agnese, die Dolmetzersche
Aleke Kleuekers
die alte Wilhelmesche

1631

Margarethe Denkers aus Wiedensahl
Ursula Botterbrodts aus Wiedensahl
Katherine Buers aus Wiedensahl

1634

Anne Ernstings oder Botterbrodts
Gesche Vortmeier, genannt die große Gesche, aus Loccum
Bernd Höpners Ehefrau
die Knoopesche
Grethen Dahlings

1638

Alheit Beckersche oder die Raselersche
Marie Schumacher aus Münchehagen
Alheit von Haaren aus Wiedensahl
Kathrine Ernstings aus Wiedensahl
Gesche Hornemanns aus Loccum
Johann Seggebruch aus Wiedensahl
Diedrich Wilhelm Heerhorst aus Loccum
Salomons Hille aus Loccum

1660

Heinrich Heimann aus Wiedensahl
Gesche Spannuths, seine Ehefrau
Gese Köllars, verw. Weimars aus Wiedensahl



Kaum jemand war in den Zeiten des Hexenwahns vor Denunziation sicher. Der traditionelle Rechtsgrundsatz «Im Zweifel für den Angeklagten» wurde ins Gegenteil gekehrt. Es sollen Millionen Menschen ihr Leben auf den berüchtigten Scheiterhaufen verloren haben.

Hexenwahn an Universitäten?

Wolf Wimmer

Parapsychologie und Gesellschaft

»Der Mensch hat fünf Sinne;
der sechste ist der Blödsinn.«

Alte Professorenweisheit

Wir saßen gemütlich beisammen. Einer aus der Runde, ein gewitzter junger Mann, hatte gerade sein Abitur bestanden. Mitternacht rückte näher. »Geisterstunde!« rief jemand scherzend, als die Turmuhr zwölfmal schlug. Doch in die allgemeine Heiterkeit drang eine Stimme messerscharf: »Lacht nicht! Geister und Spuk, so was gibt's!« Es war unser Abiturient, und es war ihm ernst damit. »Abergläubisch?« scholl es ihm entgegen. Aber da kamen wir schlecht an. Schließlich hätten sie es auf dem Gymnasium durchgenommen – es gebe doch sogar Professoren, die hätten jetzt die Existenz von »Spuk und all dem« bewiesen. Wissenschaftlich!

Unglaublich? Keinesfalls. Die Wissenschaft vom Spuk gibt es tatsächlich. Sie heißt Parapsychologie und kann an der Universität Freiburg im Breisgau studiert werden. Ihr bekanntester Vertreter dort ist noch immer Professor Dr. phil. *Hans Bender,* ehemaliger Ordinarius für »Grenzgebiete der Psychologie«. Sein Nachfolger ist Prof. Dr. phil. *John Mischo,* der sich ebenfalls der »Spukforschung« widmet. Die neue Wissenschaft will, so heißt es, die sogenannten okkulten Erscheinungen, wie »Ahnungen«, »Wahrträume«, »Zweites Gesicht«, »Spuk«, »Zauber« und was sonst die Gänsehäute alter Tanten an langen Winterabenden zu erregen pflegt, mit modernsten experimentellen Methoden erforschen und »in positiver Kritik des Aberglaubens hinterfragen«, worin der »wahre Kern« solcher »unerklärlicher Phänomene« besteht.

Naturwissenschaftliche Erforschung des Übernatürlichen?

Also eine naturwissenschaftliche Erforschung des Übernatürlichen? Nun, Wissenschaft ist schließlich frei, wie es im Grundgesetz heißt, und wie Gelehrte etwa nach bisher nicht entdeckten Strahlen fahnden, so sollten sie auch, könnte man schließen, untersuchen dürfen, ob zum Beispiel die weiße Ahnfrau auf Burg Rumpelstein nicht doch mitternächtlicherweile umherschlurft.

Die Freiburger Spukforschung

Wie sieht nun solch wagemutiges Vorhaben in praxi aus? Nehmen wir an, es »spukt« irgendwo in Deutschland. In einem Porzellanladen springen wie von Geisterhand berührt Kannen, Vasen, Teller und Tassen aus Schränken und Regalen und zerschellen am Boden. Der Tumult hört erst auf, als der vierzehnjährige Lehrling Heiner entlassen wird. Einige Tage später trifft Prof. *Bender* ein. Er examiniert, rekonstruiert, fotografiert und katalogisiert. Dann gibt es für ihn keinen Zweifel mehr: hier geschah Unheimliches, Nicht-Geheuerliches, Bewegung von Materie durch Immate-

Z. Allg. Med. 56, 1390–1400 (1980). © Hippokrates Verlag GmbH, Stuttgart 1980

THERAPIE
STANTER
N



- **KONSTANTE ELIMINATION, AUCH BEI EINGESCHRÄNKTER NIERENFUNKTION (DIE BEI CA. 60% ALLER 65JÄHRIGEN GEGEBEN IST)**
- **KONSTANTE WIRKSPIEGEL IM THERAPEUTISCHEN BEREICH**
- **KONSTANTE, EINFACHSTE DOSIERUNG (1 x 1 TABLETTE TÄGLICH)**
- **KOSTENGÜNSTIGE THERAPIE**

DIGIMERCK® MINOR, DIGIMERCK®, Zusammensetzung: 1 Tablette Digimerck minor enthält 0,07 mg Digitoxin, 1 Tablette Digimerck 0,1 mg, 1 Dragée Digimerck 0,1 mg, 1 ml (= ca. 30 Tropfen) der Digimerck-Tropfen 0,1 mg, 1 Ampulle Digimerck 0,25 mg in 1 ml. **Anwendungsgebiete:** Digimerck kann bei allen Formen der Herzinsuffizienz angewendet werden. Es ist speziell geeignet für die Dauerbehandlung, auch bei Herzinsuffizienz mit gestörter Nierenfunktion sowie für die Anwendung bei tachykarden Arrhythmien. **Gegenanzeigen:** Das Präparat darf nicht angewendet werden bei Hyperkalzämie, Kaliummangelzuständen, schwerer Bradykardie, ventrikulärer Tachykardie (Intoxikation!); vorgesehener Kardioversion. Hinweis: Vorsichtig dosieren bei Erregungsleitungsstörungen. Cave gleichzeitige intravenöse Kalziumtherapie. Eine Digitalisintoxikation schließt eine Digitalistherapie selbstverständlich aus. **Nebenwirkungen:** Nebenwirkungen, wie Übelkeit, Erbrechen, Magenbeschwerden, unregelmäßiger Puls, Halluzinationen, Sehstörungen (meist Gelbsehen), sind besonders bei Überdosierung möglich. ■ **Wechselwirkungen:** Diuretika (Dauermedikation), Laxanzien (Abusus), Amphotericin B und Glukokortikoide können die Wirkung des Digitoxins durch Kaliummangel verstärken. Kalziumsalze, intravenös verabreicht, erhöhen seine Toxizität. Gleichzeitige Gabe von Colestyramin vermindert die Resorption. Die Glykosidwirkung wird vermindert bei zusätzlicher Medikation von Phenylbutazon, Phenobarbital, Phenytoin und Rifampicin. Reserpin kann, zusätzlich verabreicht, zu einer Verlangsamung der Herzfrequenz führen. **Handelsformen: DIGIMERCK® MINOR** Tabletten zu 0,07 mg: 50 Tabletten DM 5,60, 70 Tabletten (Kalenderpackung) DM 7,65, 100 Tabletten DM 9,75. **DIGIMERCK®** Tabletten zu 0,1 mg: 50 Tabletten DM 5,70, 100 Tabletten DM 9,90. Dragées zu 0,1 mg (dünndarmlöslich): 50 Dragées DM 5,70, Tropfen (1 ml = 0,1 mg Digitoxin = ca. 30 Tropfen): Tropfflasche mit 30 ml DM 6,55. Ampullen zu 0,25 mg in 1 ml: 5 Ampullen DM 4,80. Ferner Anstalts-Packungen. Apoth.-Abg'preise. Stand 1. 4. 1980

E. Merck, Postfach 4119, 6100 Darmstadt 1

MERCK

rielles, echter Spuk. Kein Zweifel auch, daß von Lehrbub Heiner geheimnisvoll-zauberische Kräfte ausgegangen sein müssen, waren doch in seiner Gegenwart sogar Schrauben in den Wänden auf gespenstische Weise von selbst lokker geworden! Und so steht Kobold Heiner heute als Paradefall für einen richtigen »Poltergeist« im parapsychologischen Lehrbuch, sorgsam rubriziert unter dem Kapitel »Psychokinese«. Gar nicht so selten seien solche »Fernbewegungen durch Geisteskräfte«, belehren uns die Spukexperten mit durchaus ernsten Mienen.

Das »Penetrationsphänomen«

Auch andernorts sei es zu ähnlichen »psychokinetischen Entladungen« gekommen, ja gar zu gruseligen »Apporten« von Unrat durch feste Wände hindurch. So habe es schon – o Graus, wie im Märchen! – große Steine in geschlossene Zimmer hineingeregnet, ohne daß hinterher Löcher in den Wänden zu sehen gewesen seien (»Penetrationsphänomene«). Wer denkt da nicht gleich auch an das Wunder der Jungfrauengeburt, jene dem Mittelalter so teure Streitfrage.

So müßten also zumindest Rechtsmediziner und Kriminalisten umlernen?

Doch bevor wir uns zu den neuen Geistessphären aufmachen, seien unsere Blicke auf einen Rest von Erdenschwere gerichtet und uns eigene »freymütige Gedanken von Gespenstern« gestattet, wie sie ein Kenner der Materie schon 1757 hegte und äußerte, nämlich daß »die Kunst zu betrügen, höhere Grade erreicht, als die Kunst, die Wahrheit zu erkennen«. Wie war das doch seinerzeit mit einem berühmten »Steinregenspuk«?

Damals waren immer wieder Steine ins Schlafzimmer einer kranken alten Frau geprasselt, auch wenn kein Mensch anwesend war. Die Bauexperten, die Ingenieure, die Physiker, die Feuerwehr, der Schornsteinfeger und schließlich auch der Parapsychologe und der Pfarrer, sie alle, die man geholt hatte, standen ratlos. Da gestand die 14jährige Enkelin der Polizei den kleinen Trick. Sie hatte einfach immer wieder Steine auf die Kante des Gardinenbretts gelegt. Wurde dann in ihrer Abwesenheit die Zimmertür geschlossen, fielen die »Apporte« durch die Erschütterung herunter. Das Mädchen hatte diesen »Spuk« inszeniert, weil es die Großmutter nicht länger pflegen wollte.



Abbildung 1: Titelblatt des 1698 erschienenen Buches des Spukforschers Goldschmidt »Höllischer Morpheus, welcher kund wird durch die geschehenen Erscheinungen der Gespenster und Poltergeister«

Uns Kriminalisten sind derlei Begebenheiten seit langem vertraut. Nach nüchterner Prüfung konnten wir sie jedes Mal als ganz irdischen Schwindel und Schabernack entlarven – bei den Tätern handelte es sich fast stets um Jugendliche, die mit boshafter Freude ihrer abergläubischen Umgebung einen Possen spielten. In früheren Jahrhunderten allerdings waren die Spukinszenierer alles andere als harmlos, denn damals bezichtigte man gern unschuldige Nachbarinnen als »paranormale Auslöser«, welche dann prompt als »Hexen« verurteilt wurden. Die Beschuldigten konnten von Glück sagen, wenn sich ein beherzter Skeptiker ihres Falls annahm und die bösartigen kleinen Denunzianten auf frischer Tat überführte, wie zum Beispiel der Arzt *Johann Weyer*, der 1548 solchen Jugendlichen durch gründliche Inspektionen nachwies, daß sie die angeblich durch »Hexenspuk« in ihre Körper gelangten Steine selbst in ihren Kot praktiziert hatten. *Weyer* sprach deshalb voller Zorn von den »unwissenden Doctores, die bei den Spukkomödien nicht den natürlichen Grund erkennt, sondern einer Unholden zugeschrieben«. Berühmt-berüchtigt in der Rechtsgeschichte ist der englische Fall, in welchem eine Frau als Hexe angeklagt wurde, weil ein Schuljunge im Dorf schwarzen Urin von sich gab. Ein Schlüssellochgucker erspähte jedoch, wie der Bursche schwarze Tinte in seinen Nachttopf goß. Später verlachte der englische Lord-Chefrichter *Holt* die einfältigen Hexenspuk-Gläubigen und sprach auch eine Frau frei, von der neun Nachbarn übereinstimmend bezeugten, daß sie vermittels überzähliger Brustwar-

zen einen teuflischen Kobold in Gestalt eines Iltis namens Tom säuge. Solche »Advocaten, welche durch ihre superklugen Phantasie-Grillen dem Teuffelischen Hexengeschmeiß das Wort reden wollen«, bezichtigte der Spukforscher *Goldschmidt* seinerzeit als »Atheisten« und »Naturalisten«, weil sie nicht an die »geschehenen Erscheinungen der Gespenster und Poltergeister« glauben wollten (vgl. *Abb. 1*). Doch der Rechtslehrer und Kriminalist *Thomasius* nahm ebensowenig ein Blatt vor den Mund. Er nannte Poltergeist-Forscher vom Schlage eines *Goldschmidt* »schimpfliche Abschreiber, bösartige Märchenerzähler und liederliche Betrüger«.

»Ist's doch Spuk? Wie mich's graut«

Um zu unserem Eingangsfall der lockeren Schrauben zurückzukehren: Natürlich ist inzwischen auch Heiners Porzellanladen-Spuktreiben als ganz normales Spitzbubenstück aufgedeckt worden. Einem Kriminaldirektor hat der »Kobold« eingestanden, wie er es gemacht hat – mit den üblichen präparierten Anordnungen von Fäden, Schmierseife und dergleichen Trickmittelchen. Wie sollte es auch anders sein!?

Wer jedoch glaubt, der Fall sei damit erledigt, der irrt. Parapsychologen sehen das anders! Prof. *Bender* jedenfalls hält Heiner trotz Entlarvung weiter für »medial« – vereinzelter Schwindel schließe keineswegs aus, daß nicht doch »Paranormales« am Werk war. »Ist's doch Spuk? Wie mich's graut«, möchte man hier mit dem Fliegenden Holländer raunen.

Die merkwürdigen Methoden der Parapsychologen

Damit sind wir bereits beim Kernpunkt des Ganzen angelangt, nämlich bei der Methodenfrage. Seit eh und je wird ja den Parapsychologen vorgeworfen, ihr Vorgehen entspreche nicht dem wissenschaftlichen Standard. Umfangreich und gewichtig ist die Phalanx der Kritiker. Schon der Psychiater *Bumke* sagte von der Parapsychologie: »Das Wort ist gut gewählt, denn die Para-Psychologie greift immer daneben, in der Problemstellung, in der Methode und vor allem in der Kritik.« Und *Jaspers* sah in der neuen »Disziplin« schlichte Pseudowissenschaft. In der Tat muß eine Beweisführung verblüffen, die Übernatürliches auch dort noch sieht, wo Betrug mit im Spiel war. Dem Naturwissenschaftler ist bekanntlich eine solche Schlußweise nicht erlaubt – schon *Galilei* hat den empirischen Forscher ermahnt, sich immer zuerst nach bekannten Ursachen umzusehen, bevor auf unbekannte rekurriert wird.

Mit anderen Worten: Empirisch bestätigte Tatsachen, die längst gesicherte Erkenntnisse der Naturwissenschaften sind, bedürfen keines Beweises mehr. Vielmehr trägt die Beweislast, wer sie in Zweifel ziehen will. Ich muß schließlich nicht immer erneut beweisen, daß zum Beispiel die Erde eine Kugel ist und der Apfel vom Baum fällt. Das erscheint jedem Geistesgesunden ganz selbstverständlich. Okkultisten denken da jedoch anders. Für sie kann ein Apfel auch einmal unnatürlich-»paranormal« zum Baum hinauffliegen. Das nennen sie dann eine »Levitation«. Allen Ernstes verweisen heutige Spukforscher auf »Medien«, die vermöge übernatürlicher Kräfte (»Psi«) angeblich nicht nur Kugeln und ähnliches ohne Berührung schweben ließen (vgl. *Abb. 2*), sondern auch, wie früher die »Hexen«, sich selbst vom Boden in die Lüfte erhoben hätten. Dabei sind alle diese Wundermenschen längst als Betrüger entlarvt, wie die Geschichte des Okkultismus lehrt. Wer da gleichwohl an »Paranormales« glaubt, müßte eigentlich auch jeden Varieté-Illusionisten, dessen Tricks er nicht sofort durchschaut, für einen echten Zauberer halten. Tatsächlich wurden noch im 17. Jahrhundert harmlose Taschenspieler und Kartenkünstler verbrannt, weil man sie für gefährliche Hexer hielt. Ähnlich wurde noch vor kurzem der sich »paranormal« gebärdende Trickartist *Uri Geller* von abergläubischen Einfaltspinseln als übersinnlicher Hexenmeister eingestuft, nachdem er ganz irdisch und betrügerisch-mechanisch einige Eßbestecke verbogen hatte.

Großzügig gehandhabt: die wissenschaftliche Kontrolle

Wir verstehen jetzt, weshalb mit Leuten wie Heiner, der nachweislich geschwindelt hat, keinesfalls so umstürzende Phänomene wie »Spuk« und dergleichen be-



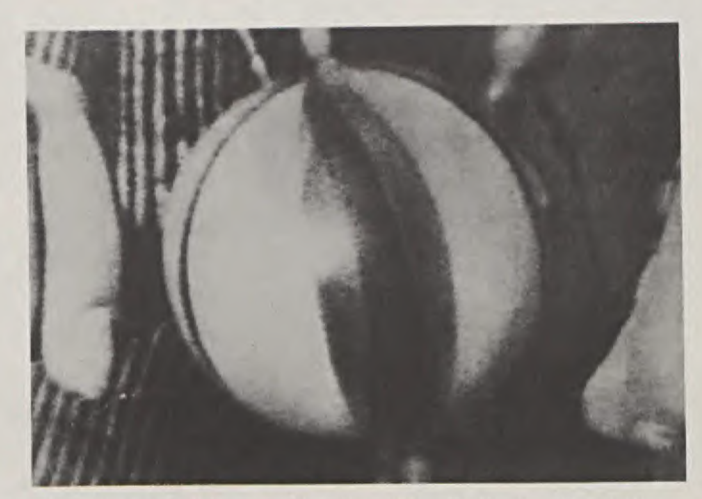


Abbildung 2 und 3: Der Fadentrick des »Mediums« S. Tomczyk. Aus: V. Schrenck-Notzing, Physikalische Phänomene des Mediumismus (1920). Beispiel für okkultistische Manipulation: In Benders Parapsychologie-Lehrbuch »Unser sechster Sinn« ist nur das erste Foto (links) wiedergegeben, die entlarvende Vergrößerung (rechts) jedoch weggelassen

wiesen werden können. Taschenspielerei ist eben niemals auszuschließen. Sich lediglich auf Zeugenaussagen oder eigene Wahrnehmungen zu verlassen, ist deshalb immer gefährlich. Zeugen, besonders abergläubische, können irren oder lügen, und unsere Sinne können trügen. Die »wissenschaftliche Kontrolle«, auf die von parapsychologischer Seite verwiesen wird, erscheint angesichts solch mächtiger Fehlerquellen recht großzügig. Bei der – wegen Betrugs vorbestraften – *Nina Kulagina,* die laut *Bender* sogar Metallkugeln »levitiert«, wurde noch nicht einmal nachgeprüft, ob sie nicht nach Varietékünstlerart kleine Magnete bei sich trug. Dabei sollte sich jetzt eigentlich allmählich herumgesprochen haben, daß es keinesfalls genügt, nur die Körperoberfläche der Versuchspersonen zu untersuchen. Zahlreich sind die Fälle, in denen die angeblichen Zauberer betrügerische Hilfsmittel auch in den Körperhöhlen verborgen hatten. Noch frisch im Gedächtnis ist das »Medium« Bernhard, das Parapsychologen lange faszinierte. Wo Bernhard sich hinsetzte, ertönte sofort geheimnisvoll-ätherische Musik aus dem Jenseits. Dabei war er so gut wie nackt, so daß auch die schlimmsten Skeptiker kapitulierten. Aber schließlich kam der Schwindel doch heraus: Bernhard hatte sich einfach eine röhrenförmig konstruierte Spieldose ins Rektum gesteckt; nahm er auf einem Stuhl Platz, so löste dies den Druckknopf am unteren Ende der Dose aus, und die Geistermusik setzte ein.

Selektionen und Manipulationen

Mit den »Leistungen« solcher, des Betrugs bereits überführter Personen Beweise für die Existenz einer »anderen Wirklichkeit« *(Bender)* erbringen zu wollen, ist absurd. Wissenschaft verpflichtet. Mit Märchenerzählungen kann sie sich nicht zufriedengeben. Das Kriterium naturwissenschaftlicher Arbeitsweise ist die Verifizierung von wahnfreien Hypothesen in wiederholbaren Experimenten. Aber diesen Prüfstein suchen wir in den bisherigen parapsychologischen »Forschungsberichten« vergebens. Schon die Psychologen *Lehmann, Dessoir* und *Hellwig* haben diesen Grundmangel aufgezeigt, in jüngster Zeit wieder *Gubisch* und vor allem *Otto Prokop,* der weltbekannte Gerichtsmediziner, in seinem Werk über den medizinischen Okkultismus.

». . . kann aus dem modernen Weltbild weggedacht werden . . .«

Prokop definiert die Parapsychologie als ein Fach, das den Horizont des Wissenschaftlers um kein einziges echtes Phänomen zu erweitern vermag und deshalb »aus dem modernen Weltbild ohne irgendeinen Schaden für die

Menschheit weggedacht werden kann«. Bezeichnenderweise sucht man in parapsychologischen Abhandlungen vergebens nach einer Auseinandersetzung mit den vernichtenden Einwänden dieser Kritiker; fast alle parapsychologischen Bücher führen im Literaturverzeichnis nur die eigenen »Geistesfreunde« auf – eine Arbeitsweise, mit der jeder Doktorand durchs Rigorosum fallen würde. Gravierender noch und geradezu an den Bereich der Wissenschaftskriminalität heranreichend ist die häufige Wegselektierung des Tatsachenmaterials, das nicht zur eigenen okkulten These paßt. Ein Vergrößerungsfoto mit dem Trickfaden, der das Zauberkunststückchen der schwebenden Kugel ermöglichte und deshalb diese Okkultthese ad oculos widerlegt, wird dem Leser einfach vorenthalten (vgl. *Abb. 3*). Und alle Abergläubischen von Flensburg bis nach Passau erbleichten, als in Rosenheim »Experten« geheimnisvoll und unerklärlich Lampen schwingen sahen und dann öffentlich schauerlichen Spuk durch »Psychokinese« konstatierten – verständlich, wenn verschwiegen wird, daß ein Polizeibeamter das Bürofräulein in flagranti ertappte, als es eine dieser Lampen höchst irdisch mit der Hand anschubste. Im akademischen Sprachgebrauch nennt man das bekanntlich unerlaubte Materialauslese, der Kriminalist spricht schlichter von Unterschlagung und Wissenschaftsbetrug.

Was die Rechtsprechung dazu sagt

Kein Wunder, daß ehrliche Zweifler schon früh von Afterwissenschaft sprachen, wenn von Parapsychologie die Rede war, und es eine Schande nannten, daß man den Ammenmärchen von Poltergeistern Beachtung schenke und dadurch dem niederen Aberglauben des Volkes Vorschub leiste. Zu grotesk war es ja, was Okkultforscher alles schon als »Forschungsergebnis« ausgegeben haben:

daß angeblich

Gedanken von »psychokinetischen Medien« auf Polaroidfilm gebannt werden könnten;

Tote aus dem Grab heraus Kristallgläser zerbersten ließen;

»geistige Heiler« Kranken den Blinddarm herausnähmen, ohne ihnen den Bauch aufzuschneiden;

Käuzchen und Raben Tod ankünden könnten;

»Kriminaltelepathen« durch »Hellsehen« Verbrecher aufspüren könnten;

»medial Begabte« ihren »Doppelgänger« aus sich herauslösen und auf Reisen schicken könnten;

»Sensitive« auf »paranormale Weise« ihrem Nachbarn »negative Emotionen« zusendeten;

jemand vielleicht durch »Psi-Kraft« in einen Stein verwandelt werden könne;

Elfen und Heinzelmännchen auf Waldwiesen fotografiert worden seien usw.

Offensichtlich gibt es kaum einen Unsinn, der nicht schon »wissenschaftlich untersucht« wurde. Man könnte fast darüber lachen, wäre der hier ans Licht kommende geistige Tiefstand nicht so erschütternd.

Salonblödsinn – eine Sonderform der Oligophrenie

Muß man nicht an Psychopathologisches denken, und sei es auch nur jene Sonderform der Oligophrenie, die *Bleuler* als »Salonblödsinn« bezeichnete und gewissen Privatdozenten reservierte?

Derartige Überlegungen hat ersichtlich auch der Bundesgerichtshof in seinem 1978 ergangenen Grundsatzurteil zur Parapsychologie angestellt, mit dem er den neuerlichen okkultistischen Versuchen, durch »Hellseher« bei der Polizei in die Strafrechtspflege einzudringen, entgegengetreten ist. Das Urteil ist deshalb so interessant, weil es speziell dem Nestor der deutschen Parapsychologen, *Bender,* eine unwissenschaftliche Haltung bescheinigt und ihm deshalb die Eignung als strafprozessuales Beweismittel (Sachverständiger) völlig abgesprochen hat.

Wörtlich heißt es hier:

»Auch die Veröffentlichungen des von der Verteidigung benannten Inhabers des Lehrstuhls an der Universität Freiburg, Prof. *Bender,* vermögen nichts daran zu ändern, daß ... die Ergebnisse der Parapsychologie nicht als naturwissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse anerkannt werden können (vgl. die Besprechung von *Bender,* Unser sechster Sinn, durch *Wimmer* in ZStrW 85, 964, 967, wonach die von *Bender* geschilderten Methoden letztlich einer glaubensbefangenen Haltung entspringen und nichts mit Naturwissenschaft zu tun haben). Auch wenn man nicht so weit geht,

die Parapsychologie für wissenschaftsfeindlich zu halten (*Prokop/Göhler,* Forensische Medizin, 3. Aufl., S. 703; vgl. auch *Prokop,* Naturwissenschaft contra Parapsychologie, Arch. Krim. Bd. 154 [1974] S. 100ff.), so gilt jedenfalls im Bereich des Strafverfahrens immer noch die Regel, daß die hier in Rede stehenden Kräfte nicht beweisbar sind, sondern lediglich dem *Glauben* oder *Aberglauben,* der *Vorstellung* oder dem *Wahne* angehören und daher, als nicht in der wissenschaftlichen Erkenntnis und Erfahrung des Lebens begründet, vom Richter nicht als Quelle realer Wirkungen anerkannt werden können« (*BGH,* Urteil vom 21. Februar 1978 – 1 StR 624/77).

Damit ist nunmehr nicht nur ein juristischer Schlußstrich unter die zuletzt immer dreister gewordenen okkultistischen Bemühungen gezogen, allerlei Hellsehbetrügern, Heilschwindlern und anderen die Dummheit des abergläubischen Publikums ausbeutenden Okkultgaunern übersinnliche »Psi-Kräfte« zu attestieren, sondern zugleich auch das endgültige rechtskräftige Todesurteil über die Parapsychologie als akademische Disziplin gesprochen. Es war, nach nun schon Jahrhunderte währenden pseudowissenschaftlichen Umtrieben und Machenschaften, allerhöchste Zeit. Schon immer war ja für Eingeweihte klar, daß die »neue Wissenschaft« im Grunde so neu gar nicht war, sondern bloß die Fortsetzung des altbekannten Mumpitz-Okkultismus unter einer etwas anspruchsvolleren Bezeichnung: ein Pseudorationalismus, der eine vorgefaßte Okkultgläubigkeit mit wissenschaftlichem Begriffsapparat bemäntelte. Wissen und Glauben flossen hier kritiklos ineinander, die *Occam*sche Trennung, Grundlage der abendländischen Empirie überhaupt, in unklar-magischem Denken wieder verwischend.

Rückkehr in die Steinzeit? Bildungskatastrophe und Kulturregression

Der Laie wird sich natürlich wundern und fragen, wie es möglich wurde, daß der alte Aberglaube heute wieder Unterschlupf und Nährboden an Universitäten gefunden hat. Die wissenschaftliche Aufzäumung, sicherlich eine der obligatorischen Einlaßbedingungen, liefert allein noch keine vollständige Erklärung. Schließlich gab es vor dem Zweiten Weltkrieg keinen einzigen okkultistischen Lehrstuhl in Europa. Ein japanischer Professor, der um die Jahrhundertwende in Tokio »übernatürliche« Fotografien gemacht haben wollte, war noch seiner Lehrkanzel verlustig gegangen. Von dem Parapsychologen, der 1970 Lichtbildaufnahmen eines betrügerischen Manipulators als »Gedankenfotos« vorstellte, ist Gleiches nicht bekannt geworden, im Gegenteil, er wurde hoher akademischer Ehren teilhaftig, nachdem er sich schon länger zuvor noch mit einem falschen Doktorhut geschmückt hatte. Es muß also auch an der Zeit liegen. Unklares, verschmiertes Denken greift wieder um sich. Selbst intelligente Menschen jagen verschwommenen, mystisch-irrealen Vorstellungen nach. Nüchterne Selbstbesinnung, rationale Intention, mit anderen Worten Vernunft und Vorsicht wollen schwinden. Ein Teil des Abendlandes scheint Abschied von der griechischen und lateinischen Klarheit zu nehmen, ohne die es niemals Wissenschaft gegeben hätte.

Wieder aktuell: das magisch-primitive Denken der Steinzeitmenschen

Kehren wir also zurück zum Anfang, zum magisch-primitiven Denken des Steinzeitmenschen?

Volkskundliche Erfahrungen legen das in der Tat nahe. Denn welcher Unterschied besteht zwischen dem Parapsychologen, der es für möglich hält, daß ein zerplatzendes Kognakglas den Tod des Erbonkels anzeigt, und dem Zulu, der glaubt, ein ihn bedrohendes Krokodil sei von einem bösen Zauberer geschickt? Es ist das gleiche Denken in vorschnellen Assoziationen, dem auch der abergläubische Heidebauer erliegt, wenn er fürchtet, ein zufällig umfallender Besenstiel künde die Nähe einer »Hexe«. Seit *Lévy-Bruhl* nehmen wir an, daß es sich hier um eine besondere Anschauungsweise handelt, die sich von der logisch-rationalen Denkform des modernen Kulturmenschen grundlegend unterscheidet. Das typische Kennzeichen dieser sogenannten mentalité prélogique bildet ein abnormes Bedeutungsbewußtsein, das belanglose Zufälle zu sinnvollem Geschehen erhebt, ohne entgegenstehende Erfahrungen zu berücksichtigen. Nichts anderes ist ja der Aberglaube als eine solche Abdichtung gegen Erfahrungstatsachen (»imperméabilité à l'expérience«) und insofern, wie der Psychiater *Zukker* mit Recht hervorhebt, dem schizophrenen Beziehungswahn nicht unähnlich.

Die Gefahr: Massenwahn durch Zauberglauben

Wir erkennen nun auch die Gefährlichkeit solcher Denkweise. Wie der Schizophrene in der unerschütterlichen Gewißheit seines Wahns lebt, so ist auch der regressive Mensch, das ist der Abergläubische, felsenfest von der Richtigkeit seiner absurden Analogieschlüsse überzeugt und durch keine rationalen Gegenargumente zu beirren. Wegen Todeszaubers verurteilte »Hexen« wurden in jedem Fall verbrannt, auch wenn ihre »Opfer« für jeden sichtbar noch quicklebendig unter den Zuschauern am Scheiterhaufen standen. Gerade die schrecklichen Erfahrungen der Hexenprozesse, jene größte Schande Europas, haben uns die Gefahren des okkultistischen Aberglaubens aufs deutlichste demonstriert, jenes Aberglaubens, der nach pseudorationaler Begründung durch »angesehene Gelehrte« schließlich zum Massenmord an Millionen unschuldiger Frauen, Kinder und Greise geführt hat. Beherzigen wir die Lehren der Geschichte und bedenken wir immer das Ende!

Wir meinen hier nicht die Folgen, die entstehen können, wenn Parapsychologen es allen Ernstes für möglich halten, daß »Rutengänger« über Landkarten »paranormal« Bodenschätze auffinden – wer für solche Kinkerlitzchen Geld ausgibt, ist selbst schuld. Wir denken hier auch nicht an die – schon weniger harmlosen – Folgen, wenn jemand beim Kurpfuscher Leben und Gesundheit aufs Spiel setzt, weil er mit Parapsychologen glaubt, eine »Wunderheilerin mit Röntgenaugen« könne zum Beispiel Spirochäten im Rückenmark »hellsehen«. Aber erwägen wir einmal die Konsequenzen der durch nichts gerechtfertigten Behauptung eines Universitätsprofessors, es seien Spuk und Zauberei wissenschaftlich erwiesen! Ob Poltergeist Heiner in parapsychologischen Berichten durch »Psychokinese« Schrauben lockert oder ob in den Lehrbüchern der Hexenjäger Frauen durch »außerordentliche Hexenkunstkraft« Mauern einstürzen oder Schiffe untergehen lassen, das ist schließlich kein prinzipieller Unterschied. Der Abergläubische wird hier – insofern durchaus folgerichtig – immer die gleiche Magie sehen und sich wieder vor Schadenzauber fürchten. Furcht aber erheischt Abwehr. Wie solche Abwehr letzten Endes aussieht, lehrt uns die abergläubische Tradition: einziges sicheres Mittel ist und bleibt da die physische Vernichtung der bösen Zauberer. So glauben es die Primitiven, so verkündeten es die Hexenbrenner, und so lehren es die »Wissenden« bis heute.

Der Zaubertrank ist noch nicht ausgestorben

Man werfe nur einmal einen Blick in eine Postille des gegenwärtigen Vulgär-Okkultismus wie zum Beispiel die in Freiburg i. Br. erscheinende Zeitschrift »esotera«, wo ganz offen magische Praktiken wie die Zubereitung von Zaubertränken und ähnlicher Blödsinn »wissenschaftlich« erörtert werden. Allerorten in der abergläubischen Schundliteratur unserer Tage finden wir die Wahnidee von der »Psychokinese« sprich Hexerei.

Blühender Hexenaberglaube

Wer es nicht für möglich hält, daß der Zauberwahn auch heute noch mitten unter uns täglich seine Opfer fordert, der lese einmal *Kruses, Schäfers, Auhofers* und *Schöcks* Dokumentationen über den zeitgenössischen Hexenglauben. Die folgende Reihe der Toten, eine durchaus unvollständige Auswahl nur der beschämendsten Fälle, ist allein schon schlimm genug:

1896 brachte ein Bauer bei Freiburg i. Br. seine Großtante um, weil er sie für eine gefährliche »Hexe« hielt.

1905 erschlug ein Hausierer in Ulm den Ehemann einer »Hexe«, der er seine Impotenz zuschrieb.

1925 schlug ein Frührentner in der Lausitz einer Frau, von der er sich »verzaubert« glaubte, mit einem Spaten den Schädel ein.

1931 zündeten zwei Männer bei Stade das Häuschen einer »Hexe« an; Ehemann und Sohn der Frau kamen in den Flammen um.

1934 verbrannte ein sich »behext« fühlender Bauer im Schweizer Kanton Glarus eine Frau bei lebendigem Leibe; Glarus ziert bekanntlich der trauri-

ge Ruhm der spätesten Hexenexekution Europas.

1951 ermordete ein Neunzehnjähriger in einem Dorf bei Braunschweig seinen Großvater durch Axthiebe, weil er wähnte, dieser habe ihm ein Magenleiden »angehext«; anschließend beging er Selbstmord.

1957 erschlug ein Käsereigehilfe im Kanton Thurgau seine Schwägerin mit dem Beil, weil er sich vor ihrem »Todeszauber« fürchtete.

1958 vergiftete ein Jungbauer im Niedersächsischen sein zwölf Tage altes Kind, um zu verhindern, daß es als Frühgeburt den »bösen Blick« bekäme und zur »Hexe« werde; der Täter kam lebenslänglich ins Zuchthaus.

Die Liste ließe sich kontinuierlich bis in unsere Tage verlängern. Im Jahre 1960 zündete ein Mechanikergeselle in einem fränkischen Dorf das Haus einer »bösen Frau« an, von der er sich »verhext« glaubte, um sie lebendig zu verbrennen, vorschriftsmäßig, wie die okkulte Überlieferung es befiehlt; die Greisin erlitt schwere Brandwunden, ihre gesamte Habe wurde vernichtet. Obwohl der Täter zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, glaubte das halbe Dorf einschließlich des Bürgermeisters weiter an Hexerei. Und 1967 wurde in dem Prozeß des Schwurgerichts Bonn gegen einen Mann, der seine eigene Mutter für eine Hexe gehalten und sie deshalb mit der Axt totgeschlagen hatte, der grauenvolle Wahn bereits in nächster Nähe unserer Hauptstadt geortet.

»Sehet Deutschland, so vieler Hexen Mutter!«

Noch immer also gilt der ekelerfüllte Ausruf des großen *Friedrich von Spee:* »Sehet Deutschland, so vieler Hexen Mutter!«

Der gräßliche Wahn lebt im übrigen keineswegs nur auf dem Lande oder bei geistig Behinderten. Auch unter den Gebildeten finden sich zunehmend mehr gläubige Anhänger. Man faßt sich an den Kopf, aber es ist leider wahr: Anno Domini 1977 hielt ein Pfarrer namens *Rudolph* es wieder für möglich, daß Kühe durch Psychokinese (!) ferngemolken werden könnten, und schrieb mit offensichtlichem abergläubischen Erschauern:

»Für das Handtuchmelken liegen mir immerhin fünf Augenzeugenberichte vor.«

Wie hieß es doch einst im Hexenhammer von 1487:

»So findet man ja schließlich nicht das kleinste Dörfchen, wo die Weiber nicht unaufhörlich gegenseitig die Kühe behexen, sie der Milch berauben und sie sehr oft umbringen. Manche nämlich versammeln sich zur Nachtzeit mit dem Melkeimer zwischen den Beinen, und indem sie ein Messer oder sonst ein Instrument in die Wand oder eine Säule stecken und die Hände wie zum Melken anlegen, rufen sie ihren Teufel an ... Dann nimmt der Teufel plötzlich aus den Zitzen jener Kühe die Milch und bringt sie an den Ort, wo die Hexe sitzt, so daß sie gleichsam von jenem Instrumente fließt« (vgl. *Abb. 4*).

Wen wundert's danach, daß solch ein Theologe neben Hexenmeistern auch Diebsfestmachern, Wespenbannern, Raupenwegbetern, schwarzmagischen Schmerzumwendern, feueräugigen Gespensterhunden und bocksfüßigen schwarzen Teufeln einen »gewissen Realitätswert« zuerkennen möchte und wehklagend unsere Justiz tadelt, weil sie gefährlichen »echten Schadzauber« nicht zur Kenntnis nehmen wolle. Und wer da noch immer nicht im Geiste wieder die Flammen der Scheiterhaufen prasseln hört, der lese, was kürzlich Prof. Dr. *Egon von Petersdorff* zu Papier brachte:

»Das Hexenwesen ist kein ›Hexenwahn‹, entstanden lediglich aus menschlicher Einbildung und Verirrung, ohne einen zugrundeliegenden realen Tatbestand und eine wirkliche Beeinflussung durch die Dämonen ... Was die Hexentaten kennzeichnet, sind die Tatsachen (!) der Hexenflüge und der Hexensabbate mit ihren Orgien und Greueln.«



Abbildung 4: Sogenannter Milchzauber durch »Hexen«. Aus: Geiler von Kaisersberg, Die Emeis (1517)



Abbildung 5: Hexenverbrennung in Deutschland vor 300 Jahren. Aus: Johannes Scherr, Germania

Hört ihr es wieder rauschen in den Wipfeln? »Die Hexen zu dem Brocken ziehn, die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.« Anders als *Goethe* ist dieser Professor jedoch fest von der Schuld der meisten verbrannten Hexen überzeugt; für Fälle möglicherweise doch unschuldig Hingerichteter begnügt er sich mit dem empörenden, aber klassisch okkultistischen Argument:

»Vom übernatürlichen Standpunkt aus gesehen, verliert der Tod, auch der Tod Unschuldiger, seinen Schrecken.«

Wir wissen also, was von den »Übernatürlichen« zu erwarten ist. Nach *Knauts* Schätzungen leben allein in der Bundesrepublik drei Millionen fanatische Okkultisten; wahrscheinlich sind es viel mehr. Ein wieder aufgewärmter Zauberglaube kann so jederzeit neue psychische Epidemien hervorrufen. Die jüngste Umfrage legte die ungeheure Kulturschande bloß, daß bereits wieder zwei Prozent der Bundesrepublikaner fest an Hexen glauben und weitere neun Prozent Hexerei ernstlich für möglich halten. Finsterlinge haben also neue Jagdsaison! Gerade die wissenschaftliche Fassade eines solchen Obskurantismus erscheint angesichts der heutigen Wissenschaftsgläubigkeit vieler Menschen als besonders gefährlich. Unser Abiturient, der sich um Mitternacht gruselt, bloß weil ein Universitätsprofessor behauptet hat, es spuke, muß uns hier eine ernste Mahnung sein. Schon einmal hat zaubergläubige Aftergelehrsamkeit von Spuk-Professoren zu Mord und Brand geführt *(Abb. 5).* Dafür zu sorgen, daß es nicht wieder geschieht, ist jeder Einsichtige verpflichtet. Abhilfe ist hier nur durch ständige Aufklärung zu erwarten. Es gilt, die angeblich »paranormalen« Phänomene aus okkultbefangener Betrachtungsweise zu befreien und durch streng wissenschaftliche Kritik in einen Raum der Besonnenheit zu führen.

Aberglaube ist keine Wissenschaft

An den Universitäten jedenfalls hat eine Lehre, die sich nur als »positive Kritik des Aberglaubens« versteht, nichts zu suchen. Echte Kritik hat weder von vornherein positiv noch negativ zu sein, sondern unvoreingenommen. Die Wissenschaftsfreiheit des Grundgesetzes kann nur in Anspruch nehmen, wer, wie das Bundesverfassungsgericht präzisierte, »ernsthaft und planmäßig versucht, die Wahrheit zu ermitteln« (*BVerfG,* Urteil vom 29. Mai 1973 – 1 BvR 424/71 u. 1 BvR 325/72). Aber die Hexe Ytzenplitz und der Spukgeist Rumpelsteiner sind nun einmal keine ernsthaften Forschungsthemen, wie wir ja auch nicht mit der Kamera am Dorfteich lauern, bis vielleicht Nixen und Wassermänner auftauchen. Es genügt vollkommen, den Psychiater zu befragen: »Bei uns

erweckt ein erwachsener und normal intelligenter Mensch, der an Hexenzauber glaubt, sofort den Verdacht auf eine Geisteskrankheit« (*Richtberg* et al.).

Schon *Francis Bacon* hat die Magie von den Naturwissenschaften geschieden. Nach dem Siegeszug der Empirie ist diese Trennung nicht mehr rückgängig zu machen. Für okkultistische »Magia naturalis« hat Europa mit Millionen Scheiterhaufen bereits teuer genug bezahlt. Es reicht jetzt.

Wir sind gewarnt. Keiner soll später sagen können, er habe es nicht gewußt!

Literatur

1. *Auhofer, H.:* Aberglaube und Hexenwahn heute. Herder, Freiburg i. Brsg. 1960.
2. *Bacon, F.:* Instauratio Magna. John Bill, London 1620.
3. *Baschwitz, K.:* Hexen und Hexenprozesse. Rütten und Loening, München 1963.
4. *Bender, H.:* Unser sechster Sinn. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1971.
5. *Ders.:* Parapsychologie. Ihre Ergebnisse und Probleme. Schünemann Universitätsverlag, Bremen 1970.
6. *Ders.:* Neue Entwicklungen in der Spukforschung. Z. f. Parapsychol. *12,* 1 (1970).
7. *Ders.:* Der Rosenheimer Spuk – ein Fall spontaner Psychokinese. Z. f. Parapsychol. *11,* 104 (1968).
8. *Bender, H.,* und *Mischo, J.:* Das »Geständnis« des Heiner Scholz. Z. f. Parapsychol. *20,* 235 (1978).
9. *Bitter, W.:* Massenwahn in Geschichte und Gegenwart. Klett, Stuttgart 1965.
10. *Bleuler, E.:* Lehrbuch der Psychiatrie. 11. Aufl. Springer, Berlin, Göttingen, Heidelberg 1966.
11. *Bonin, W.:* Lexikon der Parapsychologie. Wiss. Buchgesellschaft Darmstadt 1976.
12. *Bumke, O.:* Gedanken über die Seele. Springer, Berlin, Heidelberg 1948.
13. *Christopher, M.:* Mediums, Mystics and the Occult. Crowell, New York 1975.
14. *Danzel, T.:* Kultur und Religion des primitiven Menschen. V. Strecker und Schröder, Stuttgart 1924.
15. *Dessoir, M.:* Vom Jenseits der Seele. 6. Aufl. Enke, Stuttgart 1931.
16. *Donovan, F.:* Zauberglaube und Hexenkult. Goldmann, München 1971.
17. *Galilei, G.:* Dialogo sopra i Due Massimi Sistemi del Mondo, Tolemaico e Copernicano. Landini, Florenz 1632.
18. *Gardner, E.:* Elfen. Fotografien von Naturgeistern und wie sie entstanden. Adyar, Graz o. J.
19. *Gardner, G.:* Witchcraft Today. Rider and Co., London 1964.
20. *Goldschmidt, P.:* Höllischer Morpheus, welcher kund wird durch die geschehenen Erscheinungen der Gespenster und Poltergeister. Wiering, Hamburg 1698.
21. *Groß, H.,* und *Geerds, F.:* Handbuch der Kriminalistik. 10. Aufl. Schweitzer, Berlin 1977f.
22. *Gubisch, W.:* Hellseher, Scharlatane, Demagogen. Reinhardt, München, Basel 1961.
23. *V. Gulat-Wellenburg, W., v. Klinckowstroem, C.,* und *Rosenbusch, H.:* Der physikalische Mediumismus. Ullstein, Berlin 1925.
24. *Haack, F.:* Hexenwahn und Aberglaube in der Bundesrepublik. Gestern und heute, München 1968.
25. *Hammes, M.:* Hexenwahn und Hexenprozesse. Fischer, Frankfurt/M. 1977.
26. *Hansen, J.:* Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter. 2. Aufl. Scientia, Aalen 1964.
27. *Hellwig, A.:* Okkultismus und Wissenschaft. Enke, Stuttgart 1926.
28. *Herren, R.:* Okkultismus und Verbrechen. Kriminalistik *18,* 479 (1964).
29. *Hutchinson, F.:* An historical essay concerning Witchcraft. Mulford, London 1718.
30. *Jaspers, K.:* Allgemeine Psychopathologie. 8. Aufl. Springer, Berlin, Göttingen, Heidelberg 1965.
31. *Klinkowstroem, C.v.:* Die Zauberkunst. Dtv., München 1968.
32. *Knaut, H.:* Das Testament des Bösen. Seewald, Stuttgart 1979.
33. *Ders.:* Rückkehr aus der Zukunft. Scherz, Bern, München, Wien 1970.
34. *Kruse, J.:* Hexen unter uns? 2. Aufl. Schuster, Leer, Hamburg 1978.
35. *Leferenz, H.,* und *Wimmer, W.:* Literaturbericht über *Bender,* Unser sechster Sinn. Z. ges. Strafrechtswiss. *85,* 964 (1973).
36. *Lehmann, A.:* Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. 4. Aufl. Scientia, Aalen 1969.
37. *Lévy-Bruhl, L.:* La mentalité primitive. Presse univers., Paris 1927.
38. *Lindner, M.:* Zur Psychopathologie der sog. Spukphänomene. Arch. Psychiatr. *185,* 105 (1950).
39. *Maple, C.:* The dark World of Witches. 3th Ed. Pan Books, London 1971.
40. *Mischo, J.:* Parapsychologie und Wunder. Z. Parapsychol. *13,* 24 (1971).
41. *Ders.:* Zur Funktion und Bedeutung sog. physikalischer Effekte in spontanen Erlebnisberichten. Z. Parapsychol. *8,* 159 (1965) und *9,* 1 (1966).
42. *Moser, F.:* Spuk, Irrglaube oder

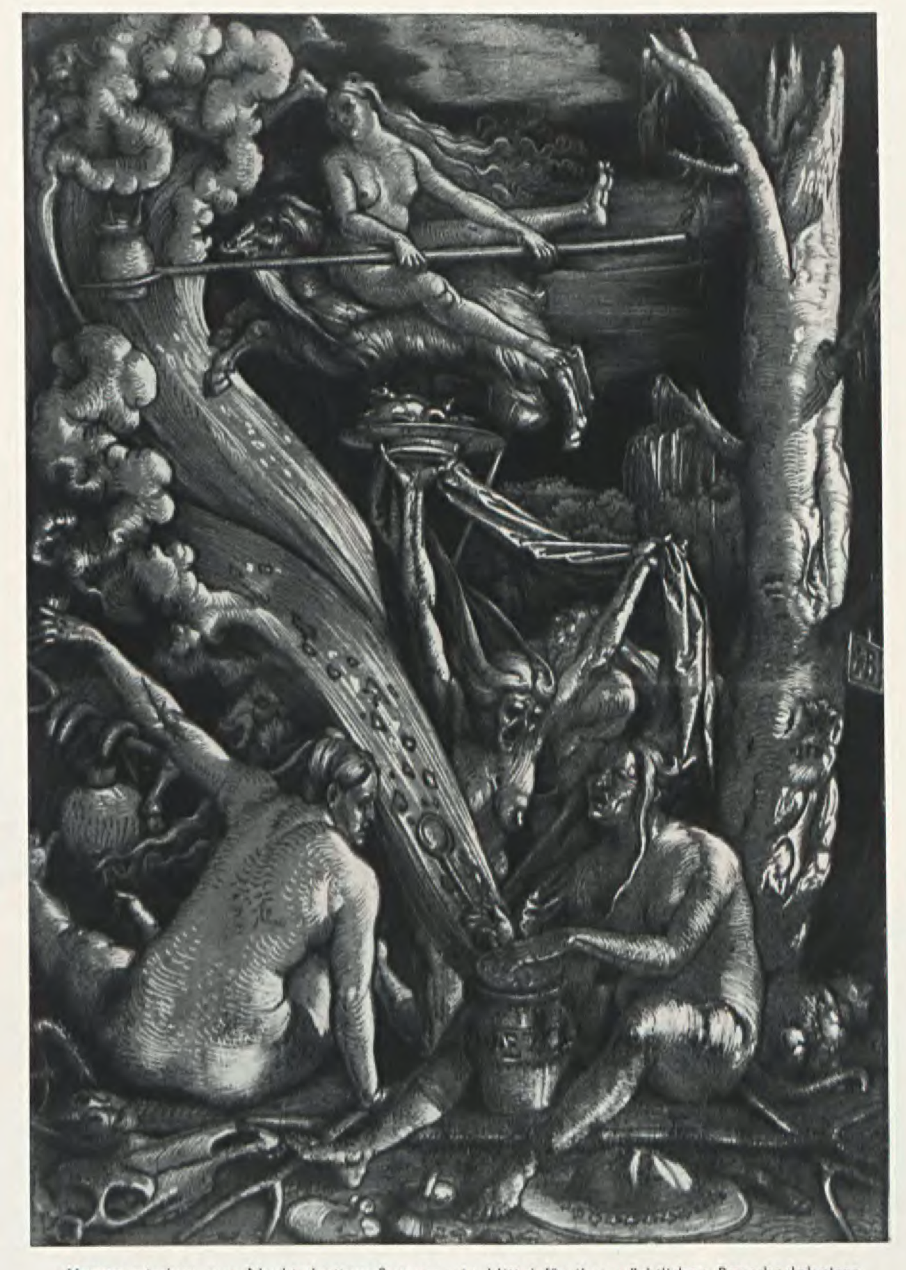
Wahrglaube? Gyr, Baden 1950.
43. *Nippold, F.*: Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens. Lüderitzsche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1875.
44. *Petersdorff, E. v.*: Daemonen, Hexen, Spiritisten. Credo-Verlag, Wiesbaden 1960.
45. *Ders.*: Daemonologie. Verlag für Kultur und Geschichte, München 1957.
46. *Prokop, O.*: Medizinischer Okkultismus. 4. Aufl. Gustav Fischer, Stuttgart 1977.
47. *Ders.*: Parapsychologie und Paramedizin. In: Parapsychologie und Okkultismus in der Kriminologie. Arbeitstagung der Dtsch. Kriminolog. Ges., Kriminolog. Schr.reihe *72*, 93 (1979).
48. *Ders.*: Naturwissenschaft contra Parapsychologie. Arch. Krim. 184, 100 (1974).
49. *Prokop, O.*, und *Göhler, W.*: Forensische Medizin. 3. Aufl. Verlag Volk und Gesundheit, Berlin 1975.
50. *Prokop, O.*, und *Uhlenbruck, G.*: Über Wissenschaftskriminalität. Stippak, Aachen 1975.
51. *Dies.*: Was gestern schon nicht mehr als Wunder galt. Dtsch. Ärztebl. *72*, 1313 (1975).
52. *Prokop, O.*, und *Wimmer, W.*: Der moderne Okkultismus. Gustav Fischer, Stuttgart 1976.
53. *Radbruch, G.*, und *Gwinner, H.*: Geschichte des Verbrechens. Koehler, Stuttgart 1951.
54. *Randi, J.*: The Magic of Uri Geller. Ballantine, New York 1975.
55. *Rejdak, Z.*: Die psychokinetischen Phänomene von Nina Kulagina. Z. Parapsychol. *12*, 106 (1970).
56. *Richtberg, W.*, et al.: Ein Fall von Hexenwahn und seine forensische Beurteilung. Kriminalistik *28*, 148 (1974).
57. *Rudolph, E.*: Die geheimnisvollen Ärzte. Walter, Olten/Freiburg i. Br. 1977.
58. *Ders.*: Cui bono? Anmerkungen zum Streit um die sog. parapsychologische Volkskunde. Z. Volkskunde *72*, 74 (1976).
59. *Sannwald, G.*: Parapsychologische Phänomene im Volksmärchen. Z. Parapsychol. *8*, 1 (1965).
60. *Schäfer, H.*: Der Okkulttäter. Kriminalistik-Verlag, Hamburg 1959.
61. *Ders.*: Hexenmacht und Hexenjagd. Kriminalistik-Verlag, Hamburg o. J.
62. *Ders.*: Straftaten ohne Motiv? Kriminalistik *10*, 28 (1956).
63. *Schöck, I.*: Hexenglaube in der Gegenwart. Tübinger Vereinigg. Volkskunde, Tübingen 1978.
64. *Ders.*: Bemerkungen zum Aberglauben. In: Württ. Jb. f. Volkskunde 1970.
65. *Schrenck-Notzing, A. v.*: Physikalische Phänomene des Mediumismus. Reinhardt, München 1920.
66. *Soldan, W.*, und *Heppe, H.*: Geschichte der Hexenprozesse, 3. Aufl. Wiss. Buchgesellsch., Darmstadt 1969.
67. *Spee, F. v.*: Cautio Criminalis oder Rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse. 2. Aufl. Wiss. Buchgesellsch., Darmstadt 1967.
68. *Sprenger, J.*, und *Institoris, H.*: Der Hexenhammer. 3. dt. Aufl. Schmidt, Berlin 1923.
69. *Stelter, A.*: Psi-Heilung. Scherz, Bern, München, Wien 1973.
70. *Thomasius, C.*: De crimine Magiae. In: Dissertationes academicae varii imprimis juridici argumenti. Uhl, Halle 1773ff.
71. *Weyer, J.*: Von Teuffelsgespenst, Zauberern und Gifftbereytern, Schwartzkünstlern, Hexen und Unholden. 2. Aufl. Bassaeus, Frankfurt/M. 1586.
72. *Wimmer, W.*: Okkultismus und Rechtsordnung. Arch. Krim. *164*, 1 (1979).
73. *Ders.*: Parapsychologie, Wissenschaft und Rechtsordnung. NJW *32*, 587 (1979).
74. *Ders.*: Parapsychologen als Sachverständige? NJW *29*, 1131 (1976).
75. *Ders.*: Ein Fall von Hexenwahn aus jüngster Zeit. Kriminalistik *30*, 31 (1976).
76. *Ders.*: Parapsychologie, Aberglaube und Verbrechen. Z. Volkskunde *71*, 181 (1975).
77. *Ders.*: Wiederkehr der Magie? Z. Rechtsmed. *70*, 136 (1972).
78. *Ders.*: Die merkwürdige Wissenschaft der Spuk-Professoren. Kriminalistik *24*, 229 (1970).
79. *Zucker, K.*: Psychologie des Aberglaubens. Scherer, Heidelberg 1948.

Anschrift des Verfassers:
Dr. jur. W. Wimmer,
Vorsitzender Richter
am Landgericht,
Postfach 20, 6800 Mannheim 1



Titelbild der Kölner Ausgabe des «Hexenhammers» aus dem Jahre 1512.

Notiz



Hexen mischen aus Nachtschattenpflanzen ein Mittel für ihre nächtlichen Rauscherlebnisse

Nach einem Holzschnitt von Hans Baldung, gen. Grien, aus dem Jahre 1510

Archiv für Kunst und Geschichte Berlin-Nikolassee

MEDIZINISCHER
MONATSSPIEGEL
Eine Zeitschrift für den Arzt
HERAUSGEBER: E. MERCK AG · DARMSTADT

HEFT 8 · AUGUST 1960

Hexensalben

Von Professor Dr. Will-Erich Peuckert, Göttingen und Darmstadt

An diesem Platz vor einem Artikel steht üblicherweise eine Vorbemerkung. Der Inhalt dieser Zeilen aber stellt eher eine Nachbemerkung dar. Die Vorgeschichte dieser Veröffentlichung weicht nicht von der gebräuchlichen Bitte an einen Autor um einen Beitrag aus seinem Arbeitsgebiet ab. Sie wurde in der Annahme geäußert, daß es den Arzt interessieren wird, Näheres über die gelegentlich erwähnten Hexensalben zu erfahren. — Inzwischen ist aus dem „gelegentlich" ein beinahe „überall" geworden — durch viele Zeitungsartikel, die wohl durch einen Beitrag in dem amerikanischen Nachrichtenmagazin Newsweek ausgelöst wurden. Darin wurde über die Forschungen Professor Peuckerts berichtet, als seien sie eben erst bekannt — sozusagen als Sensation — geworden. — Der Selbstversuch von Prof. Peuckert liegt, nebenbei bemerkt, schon rund 30 Jahre zurück. Die authentische Unterrichtung über die Hexensalben aber wird die Leser vielleicht nun noch zusätzlich im Hinblick auf die bemerkenswerte Aktualität, die das Thema plötzlich von neuem erlangt hat, interessieren.

Das mittelalterliche Hexenwesen ist eine sehr komplexe Erscheinung: Alte (noch germanische) Überlieferungen, mittelmeerische Einflüsse und Haltungen und das Wissen um bestimmte Narcotica fließen in ihm zusammen. Mich hat, um das vorauszuschicken, das Ganze des Hexenglaubens interessiert, nicht also nur die Hexensalbe und was mit ihr zusammenhängt.

Der Ausgangspunkt für die Frage nach dieser aber war ein doppelter. — Zuerst: Das Studium der Hexenprozeßberichte überrascht in einem Punkt, den sich der Nicht-Mediziner nicht erklären kann und den befragte Gynäkologen auch nicht zu erklären wissen. In beinah allen Prozeßberichten, ob sie aus Schweden oder Oberitalien, aus Frankreich, Deutschland oder Polen stammen, erscheint in monotoner Regelmäßigkeit die Aussage: es habe eine cohabitatio mit dem Teufel stattgefunden. Dabei empfand die Hexe das Glied des Teufels als eiskalt, und auch das semen wurde als kalt beschrieben. Man sagte bisher in allen heutigen Untersuchungen über Hexenprozesse: dergleichen Aussagen hätte man in die Hexen hineingefragt, hineingefoltert. Aber ich kann es mir nicht vorstellen, daß man in beinahe ganz Europa dieselbe Aussage und dasselbe Bekenntnis hören wollte. In allen andern Punkten der Bekenntnisse gibt es Differenzen und landschaftliche oder völkische Unterschiede, nur in diesem einen nicht. Mir schien es — nachdem Gynäkologen sagten, dergleichen „Erlebnis" wäre ihnen bisher niemals berichtet worden und ließe sich auch kaum erklären — nahezuliegen, daß eine nervliche Affektion, vielleicht durch eine Intoxikation hervorgerufen, diesem Erlebnis zu Grunde liegen könne.

Dazu kam dann ein zweites, schon lange Bekanntes und Bemerktes — das heißt: für den Bekanntes, der die alten Texte hat. *Bartholomaeus de Spina* schrieb 1525 eine Quaestio de Strigibus. Ich gebe aus ihr zwei Absätze in der Kiesewetterschen Übersetzung:

„Herr Augustus de Turre aus Bergamo, ein zu unserer Zeit sehr berühmter Arzt, hat mir vor mehreren Jahren in seiner Wohnung zu Bergamo erzählt, daß er zu der Zeit, als er noch zu Padua studierte, einstmals mit seinen Genossen um die sechste Stunde der Nacht nach Hause gekommen sei, und ihm auf sein Klopfen niemand geöffnet oder geantwortet habe. Hierauf sei er über die äußere Treppe durch das Fenster des ersten Stockwerks geklettert und habe die Magd zur Rede setzen wollen. Dieselbe habe aber in der Kammer nackt, ohne Empfindung und wie tot auf der Erde gelegen, und sei durch nichts zu erwecken gewesen. Als er sie am nächsten Morgen, nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen war, gefragt hätte, was denn diese Nacht vorgegangen sei, habe sie gestanden, sie sei auf der Fahrt gewesen.

Diesem ähnlich ist, was mir vor mehreren Jahren der noch lebende Dr. Petrus Cella, früher Vikar des Marchese von Saluzzo, von einer seiner Mägde erzählte, welche ebenso von ihm angetroffen wurde. Auch kam das Gerücht zu uns, daß in der Stadt Lugano der Frau eines Notars der Prozeß gemacht wurde, weil sie eine Nachtfahrerin und Hexe sei. Der Mann, welcher sie fast für eine Heilige hielt, wurde auf folgende Art betrübt: Durch göttliche Zulassung kam er am Morgen des hl. Karfreitags, als er seine Frau nicht im Hause fand, in den Schweinestall und fand sie dort nackt, mit entblößter Scham, empfindungslos und mit Schweinekot bedeckt in einem Winkel liegen. Da er sich nun durch den Augenschein von dem, was er früher nicht hatte glauben wollen, überzeugte, ergriff er sein Schwert und wollte sie töten. Aber er faßte sich und wollte das Ende abwarten. Nach kurzer Zeit kam sie zu sich und fiel ihrem Manne, als sie sah, daß er sie töten wollte, zu Füßen, bat ihn um Verzeihung, und gestand, daß sie diese Nacht auf der Fahrt gewesen sei ..."

Hexen, die auf der Fahrt sind, liegen starr und steif zu Hause.

Das „starr" und „steif" läßt irgend etwas Außernormales, eine Vergiftung etwa oder einen Krampfzustand vermuten.

Wo aber kommt dieser her? Und was bedeutet „auf der Fahrt"? Um dieses zweite zuerst zu nehmen, darf ich *Goedelmanns* Tractatus de magis 1591 zitieren und halte mich an die nämliche Übersetzung:

„Ein Edelmann in Magdeburg hatte eine Magd. Die hatte ihm lange und treu gedient, war aber zuletzt der Zauberei und Blocksbergfahrt angeklagt worden. Von ihrem Herrn deshalb zu Rede gestellt, gestand sie ihm, daß sie die nächste Nacht durchaus auf den Brocken müsse. Der Edelmann rief den Pfarrer und einige andere Männer herbei und sie bewachten die Frau während der Nacht auf das Sorgfältigste. Nachdem sie sich gesalbt hatte, verfiel sie in einen so tiefen Schlaf, daß sie weder in der Nacht noch am folgenden Tage erweckt werden konnte. Als sie endlich wieder zu sich gekommen war, ließ sie sich nicht ausreden, daß sie wirklich auf dem Blocksberge zum Tanz gewesen sei."

Die Fahrt ist hier die Blocksbergfahrt, die Fahrt zum Hexensabbath draußen — später auf dem Brocken, dem Heuberg in Schwaben, der Blåkulla, in älterer Zeit die Fahrt zu irgend einem Hexensabbathsplatz vorm Dorfe. Und wie uns Gödelmanns Bericht erkennen läßt, fährt man, nachdem man sich mit einer Salbe salbte, aus. Wahrscheinlich hat eine ähnliche Salbe oder Mischung oder Trank die Hexen aus den Berichten Spinas starr und steif gemacht. In allen drei Berichten aber handelt es sich um einen Einfluß von narkotischer Art.

Zu diesem Einfluß nun! — Ich möchte zuerst den wohl bekanntesten Bericht zitieren; er stammt von Porta. *Gianbattista Porta*s „Magia naturalis" in ihrer 1589er lateinischen Ausgabe hat den Text noch nicht, wohl aber bringen eine der späteren vor 1715 liegenden sowie die französische ihn:

Es „wird daselbst angeführet / wie die Hexen-Salbe zugerichtet werde / bey welcher zwar viel und mancherley Aberglauben mit unterlauffe / doch gleichwohl auch viel natürliche Krafft dabey verborgen stecke. Sie sollen aber ein gewisses Fleisch kochen in einem Kessel mit Wasser / und das oben schwimmende Fett abnehmen / das andere aber starck einsieden / und behalten: Hernach diese Materien vermischen mit Epfich / Wolffswurtz / Pappel-Zweigen und Weyrauch. Oder sie sollen auch nehmen Wasser-Merck / Ackerwurtz / Fünff-Finger-kraut / Fledermaus-Blut / Nachtschatten und Oel / und eine Salben daraus machen. Wann sie sich nun damit schmieren / und die Glieder wohl damit reiben / daß sie roth / und das Fleisch locker / die Schweiß-Löchlein aber offen werden / thun sie Fett oder Oel drüber

her / daß die Säffte hinein dringen / und die Würckung desto stärcker werde. Dahero bedünckt sie dann / daß sie beym Monden-Schein in der umfahren / Schlemmen / Seiten-Spiel hören / Tantzen / und bey schönen jungen Gesellen sind / die sie lieb haben / und dergleichen / weil nemlich ihre Einbildungen und Phantasie mit solchen Dingen gantz erfüllt / besessen und eingenommen worden. Wie sie dann auch von Natur geneigt seyn / ein Ding leicht zu glauben / und Tag und Nacht an nichts anders gedencken. Worzu auch noch dieses hilfft / daß sie nicht viel anders als Mangolt / Wurtzeln / Castanien und Hülsen-Früchte essen.

Dabey erzählt der Autor ein Exempel / so ihm mit einer alten Vettel begegnet / welche diese Kunst zubrauchen gewust / die habe sich in ein Zimmer allein verschlossen / die Kleider ausgezogen / und sich hart mit einer Salbe gerieben / wie dann er und seine Zeugen durch die Ritze in der Thüre sehen können. Darauf sey sie von der Krafft der Schlaff machenden Salben nieder gefallen / und tieff entschlaffen / darauf sie die Thüre aufgemacht / und ihr viel Streich und Schläge gegeben / welche sie aber vor hartem Schlaff nicht gefühlet. Nach dem nun die Salbe aufgehöret zu würcken / und der Schlaff vorüber gewesen / habe sie angefangen mancherley Phantasien zu erzählen / und ob sie ihr solches gleich wiedersprochen / und ihr die blauen Flecken gewiesen / welche sie ihr geschlagen / hab sie es doch nicht geglaubt / sondern sey auf ihrer Meynung beständig geblieben" (VIII 3 Zusatz).

Ich übergehe den beschriebenen Versuch, der uns nichts Neues bietet, denn er redet wieder von der „Fahrt", nur daß er, etwas genauer, diese Fahrt als eine durch die Luft erklärt; aber das lag — unausgesprochen — ja auch schon im vorigen Bericht, denn auf den Blocksberg fuhr die Gödelmannsche Magd ja eben durch die Luft.

Das wichtigere ist, daß hier die Hexensalbe in ihren Bestandteilen angegeben wird, und es ist not, nun diese einzelnen Bestandteile festzustellen.

Das wird am besten an Hand der alten Kräuterbücher aus dem sechzehnten Jahrhundert, die von der Nomenklatur Linné's ja noch nichts wissen, zu verrichten sein.

Eleoselinum hat Wyer als *Epffig* übersetzt, das ist wohl Apium graveoloens, die Sellerie; von dieser wird dann noch etwas Wichtiges zu bemerken sein. Und Aconitum nennt er *Münchskappen, Blaw Wolffswurtz*, also Aconitum Napellus, das Kraut, das in der Meyrinkschen Novelle „Kardinal Napellus" eine Rolle spielt. *Acorum* wäre nach Wyer, der als Arzt ja die Heilkräuter kennen mußte, *„geel Schwertel"* also Iris pseudacorus, — aber ich möchte lieber doch an „Kalmus" denken. Nachtschatten ist nach Kiesewetter, der sich dabei auch auf Matthioli beruft, *Solanum furiosum*, die Tollkirsche, heute Datura Stramonium genannt. Zwei der soeben „übersetzten" Kräuter also waren giftig.


Rauchöpffel.


Bilsamkraut.

Ich unterbreche hier, um eine Reihe anderer Salbenrezepte durchzumustern.

Der allen Sagenforschern gut bekannte *Valvassor* gibt in seiner „Ehre des Herzogtums Crain" 1689 die gleichen Bestandteile wie der Italiener Porta an: Pentaphyllum, doch wohl Fünffingerkraut, Tollkirsche oder Datura, Wassermerk, das ist das Porta'sche Sium, Eppich, Eisenhut und Ackerwurz, das man als Kalmus oder Iris pseudacorus übersetzt. Hier dürfte es sich wohl um eine literarische Tradition und Übernahme aus dem Werke Portas handeln.

„Hieronymus Cardanus", gibt Weyer in „De praeſtigiis daemonum" III 17 an, „ſchreibt im 18. Buch de Subtilitate, von einer Salbe / welche ſoll der krafft vnnd wirckung ſeyn / daß man durch ſie wunderbarliche ding erſehen mag. Solche wirdt zubereitet auß Kinderfeiſte / wie ſie ſagen / vnd Eppichſafft / Wolffskraut / Tormentill / Solano vnnd Ruß. Jedoch helt man ſie (für) ſchlaffen(d) / weil ſie ſolche ſachen ſehen. Die ding aber / ob welchen ſie jre augen verweitern / ſind mehrertheils Spielhäuſer / grüne Luſtplätz / herrliche Malzeiten / viel vnd mancherley gezierde / hüpſche kleider / ſchöne Jüngling / Könige / Oberherrn / ja alles daß darnach jnen bang vnnd watz iſt / ſie vermeinen auch nicht anders / denn daß ſie ſolcher kurtzweil vnnd wolluſts genieſſen vnd gefreuwet werden. Sie ſehen aber beneb auch den Teuffel / Raben / Kercker / Einödinen / vnd deß Henckers oder Volterers gauckelſack. Darumb ſie denn auch (wie er meldt) Apij, caſtanearum, fabarum, ceparum, caulium, phaſelorum, vnd anderer dergleichen ſimplicium / ſo der natur vnd eigenſchafft / daß ſie ein gantz vnruhigen ſchlaff bringen / ſich gebrauchen. Daher denn deſter ſtärckerer erfolget / daß ſie bedünckt / wie ſie durch viel weite / ſeltzame Lande reiſen / vnd darinn mancherley gattung erfahren / darzu denn auch mehr beſchriebene ſalben nicht vbel".

Auch Wyer weiß um dergleichen Salben und Tinkturen Beſcheid.

„Ich möchte auch ſelbſt ein öl / ſo dieſem (ſcil. Unguentum) nit gar vnehnlich / vnnd einen tieffen langwirigen Schlaff zuerwecken tüglich / anziehen. Rec. ſemin. lolij, hyoſciami, cicutae, papaueris rubei et nigri, lactucae, portulacae, ana part. iiij. baccarum ſolani ſomnifici part. I. Ex his omnib. fiat oleum ſecundum artis legem, et pro qualibet vncia iſtius olei miſceatur ſcrup. I. opij Thebaici. Hinc ſumatur ſcrup. I. vel I. S. et duorum dierum ſubſequetur ſomnus.

Ich wüſte noch ein andern liquorem anzugeben / welcher ſo ſtarck vnd krefftig iſt / daß ſo mancher tropff darvon eingenommen wirdt / ſo manche ſtundet man darauff ſchlaffen muß / aber es bedünckt mich beſſer ſeyn / daß es nicht jederman kundtbar werde. Es werden auch gleicher geſtalt etliche ſimplicia / als lolium, faba inuerſa, opium, hyoſciamus, cicuta, papaueris ſpecies, ſolanum furioſum ſomnificum, mandragora, nymphea, vnnd andere mehr / den erkündigern natürlicher heimligkeiten nicht vnbekannt, gefunden ..." und nur ergänzend merke ich noch an, daß Faba inverſa nach den Angaben Wyers jenes „gewechs" iſt, welches „die Italiener bella donna" nennen, alſo Atropa belladonna in der Linnéſchen Namensgebung, Solanum furioſum aber wohl die Tollkirſche, Datura Stramonium, und „Eppfig" oder Portas „Eleoſelinum" die Sellerie, Apium graveolens, das Wolfskraut oder die Blaue Wolfswurz endlich Aconitum Napellus.

Auch *Paracelsus* weiß um Hexensalben, freilich nicht sehr gut, Bescheid. Er schreibt in dem Fragment „De sagis et earum operibus" im ersten Kapitel des neunten Traktates: Sie „nemen katzenschmalz, wolfsschmaltz, eselsmilch und dergleichen". — Hier handelt es sich um eine animalische Mischung, wie sie nach Kiesewetter auch *Jacob von Lichtenberg* im „Hexenbüchlein" gegen 1522 hat. — *Hartlieb* in seinem „puch aller verpotten kunst" schreibt 1456 im 32. Kapitel vom „farn in den lüften", wie das zugehe:

Klein Fünfinger kraut.



„Zu ſölichem farn nützen man vnd weib ... ain ſalb die haiſt „vngentum pharelis", die machen ſy vß ſiben krewtern vnd prechen yegliches krautt an ainem tag, der dann demſelben krautt zugehört, als am ſuntag prechen vnd graben ſy ſolſequin, am mentag lunariam, am eretag verbenam, am mittwochen mercurialem, am pfintztag barbon jonis, am freytag capillos veneris. daruß machen ſy dann ſalben mit miſchung ettlichs plütz von vogel, auch ſchmaltz von tieren ... wann ſy dann wöllen ſo beſtreichen ſy penck oder ſeüll rechen oder ofengabeln vnd faren dahin."

Die letztgenannten Salben also gehen aus einem andern Grunde; bei Paracelsus und dem von mir nicht eingesehenen Jakob von Lichtenberg bestehen sie aus tierischen Fetten, die nach der Meinung der Renaissance und des Barock bestimmte Wirkungen auf den Menschen haben; bei Wolfgang Hildebrand kann man in seiner „Magia naturalis. Darmstadt 1610“ Verschiedenes darüber finden. Die Salbe Hartliebs aber weist in astrologische Zusammenhänge. Nach ptolemäischen und späteren, mittelalterlichen Ansichten, die ja in unserer Tagesbezeichnung noch nachwirken, wird jeder Tag von einem der sieben Planeten: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn beherrscht. Und ebenso sind diesen sieben Planeten die ihren astrologischen Eigenheiten entsprechenden Tiere, Pflanzen, Erze und Mineralien zugeordnet. Die Hexensalbe Hartliebs besteht aus solchen zugeordneten Kräutern. Solsequin verrät bereits in seinem Namen, daß es der Sonne zugehört, Georges setzt es aus sol und sequor zusammen; es ist nach Isidor, Origines XVII 9, 37 und Pseudo-Apulejus, Herb. 9: Heliotropium, also Sonnenwende. Lunariam, dem Monde zugehörig, ist wohl die Mondraute, die man gern im Zauber brauchte, Verbana, das heute noch unter diesem Namen bekannte Eisenkraut, denn Mars, dem Herrn des Dienstages, wird das Eisen untergeben. Mercurialis ist nach Plinius das Bingelkraut, heute Mercurialis annua; Barba Jovis, wie man zu lesen hat, die Hauswurz (Sempervivum tectorum) oder Donnerwurz; so wenigstens deutete man im Mittelalter, indessen Plinius XVI 16 Jovis barba: die Anthyllis barba Iovis, die silberblättrige Wollblume nennt, — Capillus Veneris nach Pseudo-Apulejus 47 *ἀδίαντον*, das Venushaar oder Frauenhaar, der heute noch so genannte Farn. Merkwürdigerweise aber ist das Kraut des Saturn oder des siebenten Tages ausgefallen. Von den hier angeführten Bestandteilen haben nach meinem Wissen zwar alle Pflanzen astrologische und zauberische Werte, sind aber nicht alle giftig oder, wie ich ergänzend gleich bemerken möchte, narkotisch und einen Rausch erzeugend wie diejenigen Portas und der andern.



Dollkraut/ Morion.
Cap. xxxvj.

Theophraſtus beſchreibet ein Mandragoram mit einer groſſen Wurtzel / langem Stengel/ welches Bletter ein mittele geſtalt haben vnder dem Nachtſchatt vnnd Alraun/ ſeine Blume iſt ſchwartz/die Frucht wie ein Weinbeer/weinſäfftig.

Solches Kraut wirdt geachtet/das man nennet Schlaaffkraut vnd Dollkraut. Græcis, Μώριον. Ital. Solatro marino. Den Gallis Morelle marine.

Etliche wöllen/ es ſey das Solanum hypnoticon oder Solanum ſomniferum, daruon hernach geſagt wirdt.

¶ Krafft vnd wirckung.

Dollkraut iſt kalter Natur / vnnd hat gleiche wirckung mit dem Nachtſchatt/Macht ſchlaaffen/ Vnd zuviel genoſſen/machet es doll vnd vnſinnig/ Daher es dann den Namen hat.

Schlaaff machen.

Und damit komme ich zum Entscheidenden. Das, was die alten Berichte schon erkennen ließen und was heut jedem Arzte oder Botaniker verständlich ist: die aus den angegebenen Kräutern gewonnenen Salben sind berauschend, es sind Solanaceen-Gifte, und wie die heutige Medizin, so kannte schon die des einfachen Mannes, die der „Volksheilmittel“, ihre Wirkung. Bilsenkrautsamen brauchte man seit der Antike bis in unsere Tage, um wütende Zahnschmerzen zu „beseitigen“; ich habe in einem Aufsatz „Göttingen und die magische Hausväterliteratur“ (Zschr. f. dtsch. Phil. 76, 1957, 365 ff.) die jüngere Geschichte dieses Mittels dargetan. Atropa Belladonna hat man im Volk gebraucht, um die Pupille zu vergrößern, ihr botanischer Name deutet noch darauf hin. — Im Auszug und dann zum Unguent verarbeitet, haben die von Solanaceen gewonnenen Säfte die bereits besprochene und durch einen Eigenversuch bewiesene Wirkung. Man könnte hier freilich eins einwenden: Wenn, wie gesagt wurde, durch die Hexensalben ein Flugtraum zu erzeugen möglich ist, die Fahrt zum Blocksberg sozusagen, und wenn sich an diesen Flug groteske Szenen, wie höllische Jahrmärkte, anzuschließen

pflegen — woher kommt aber die erotisierende Wirkung? Wir haben darüber lange nachgesonnen. Befragte Botaniker und Mediziner wußten keinen Rat. Bis uns dann ein obskur anmutendes Büchlein in die Hände fiel: Aigremont, „Volkserotik und Pflanzenwelt“, in welchem angedeutet wurde, daß Sellerie und Petersilie im Mittelalter und in der frühen Neuzeit aphrodisiakische Wirkung haben sollten. Wir gingen dem nach und fanden eine Reihe Aussagen, die das zu bestätigen scheinen. Das aber würde auf der einen Seite erklären, daß in den Salben Portas wie in späteren — hier nicht mehr genannten — die Sellerie und die Petersilie eine Rolle spielen und andrerseits die Hexenträume ins Gebiet des Sexus münden.



Ich darf, diese Darlegungen abschließend, nur noch einen Bericht zitieren, welchen Kiesewetter (Geschichte des neueren Okkultismus II. 1895, 573) bietet, und den ich bisher nicht auf seine Quelle zurückführen konnte. Der Leibarzt des Papstes Julius III., *Andreas de Laguna* (1499—1560) behandelte im Jahre 1545 den Herzog von Guise; in jenen Tagen „hatte man einen Mann und eine Frau, welche in der Nähe von Nantes eine Einsiedelei bewohnten, als Zauberer verhaftet und bei ihnen einen Topf mit einer grünen Salbe gefunden. Laguna untersuchte sie und fand sie aus Extrakten von Schierling, Nachtschatten, Mandragora, Bilsenkraut und andern narkotischen Pflanzen zusammengesetzt. Da gleichzeitig die Frau des dortigen Henkers an Phrenesie und gänzlicher Schlaflosigkeit litt, ließ er alle Glieder dieses Weibes mit dieser Salbe einreiben. Sie schlief sechsunddreißig Stunden lang ununterbrochen, und ihr Schlaf hätte noch länger gedauert, wenn man nicht sehr einschneidende Erweckungsmittel — unter anderm Schröpfköpfe — angewendet hätte. Sie beklagte sich beim Erwachen bitter, daß man sie mit Gewalt aus den Armen eines jungen liebenswürdigen Mannes gerissen habe.“

Vielleicht ist wichtig, dies Zeugnis noch durch eine weitere Feststellung zu ergänzen: daß nämlich fast alle Hexenprozesse wissen, das Unguentum sei vorzüglich an zwei Stellen eingerieben worden, und zwar in der Geschlechtsgegend und den Achselhöhlen, angeblich weil sie besonders gut aufsaugen. Aber wahrscheinlich wirkt es doch auch anreizend und erregend und fördert deshalb die sexuelle Bereitschaft und Empfindlichkeit.

Das ist, was ich in Kürze aus den alten Texten mitzuteilen habe. Was unser vor mehr als zwanzig Jahren in Breslau stattgehabter Versuch ergab, ist ja — mehr oder weniger richtig — von den Tageszeitungen erörtert worden. Was wir jedoch auch heute noch nicht wissen, das ist die Frage nach dem kalten Erguß in einer cohabitatio; hier aber hat wohl allein der Arzt das Wort.

Angst vor den dunklen Kräften der Nacht

Die Welt des Aberglaubens – ein Blick hinter den Schleier der Zeit

VON UWE WOLFF

Heilkräfte der Kröte?

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
doch seine Macht nicht über uns. – Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.
Lessing in „Nathan der Weise"

Glaubt man den zahlreichen Anzeigen, mit denen jede Woche in Illustrierten, Zeitungen und Fernsehmagazinen für Liebestränke („Tristan-und-Isolde-Eujakulatum") und Reizwäsche geworben wird, so befindet sich das Liebesleben der Deutschen in einer tiefen Krise. Wer in den Aphrodisiaka, den Liebesmitteln, ein Relikt aus den Zeiten des Aberglaubens sieht, ein Zeichen der Dekadenz oder gar den Nachweis für die Krise, die die Emanzipation unter den ehemaligen Herren der Schöpfung auslöste, verkennt den Ernst der Lage, in der sich der Mann als sexuelles Wesen schon immer befunden hat.

Bereits Plinius empfiehlt den Genuß von Stierhoden den „alten Kämpfern, so in bellis nocturnis nit wol fortkommen", Albertus Magnus dagegen schwört auf Johanniswürmchen, damit „ein Mensch allweil zum Buhlen tüchtig sei". Daß der Genuß von Kaviar, Austern und Champagner erotisch stimuliert, will zumindest der glauben, der die hohen Kosten nicht gescheut hat. Unter den Stammgästen einer berühmten Münchener Bar gelten Wolfshaare, dem lebenden Tier aus dem Schwanz gerissen, als hochgeschätztes, weil infolge der gefährlichen Gewinnung seltenes, Aphrodisiakum.

Der Spuk ist alt

Weit ist das Feld des Liebeszaubers. Will die Sekretärin von heute ihren Chef becircen, stehen ihr Dessous aus der Denver-Kollektion zur Verfügung. Mit dem chamoisfarbenen Hemdhöschen am Leibe, wird aus jedem Weibe eine Joan Collins, verspricht die Werbung. Das Denver-Biest im ehelichen Schlafgemach? Der Spuk ist alt. Schon Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1677–1733) wurde zur Untreue gegen seine Gattin gezwungen durch eine Frau, die der Herzogin die Leibwäsche stahl, zerschnitt, in Branntwein tauchte und damit ihr Gesicht wusch. Da hat's die Frau heute doch leichter. Jeder kennt, mancher glaubt daran: Die Braut muß über die Schwelle getragen werden; das Brot muß mit der Schnittfläche gen Osten zeigen, soll es nie ausgehen. Pendel zeigen an, ob die Schwangere einen Jungen oder ein Mädchen unter dem Herzen trägt; Horoskope entziffern das Schicksal; Wasseradern stören den Schlaf; Sternschnuppen bringen Glück, ein Freitag, der 13., oder ein schwarzer Kater Unglück.

Es gab eine Zeit, die dünkte sich erhaben über diese Welt des Aberglaubens, weil sie wähnte, die Welt deuten und erklären zu können. Unser Jahrhundert erforschte die Welt der Atome und Gene, nichts sollte dem Menschen mehr verborgen sein: Die verführerische Sekretärin löst mit Hilfe eines Gewebes aus 70 Prozent Baumwolle und 30 Prozent Polyäthylen visuelle Reize aus, die bei ihrem Chef eine vermehrte Produktion bestimmter Hormone verursachen, die wiederum den Herrn dazu bewegen, die Dame zum Abendessen ins Restaurant einzuladen. Die Kunst der Verführung wäre damit nicht nur unromantisch, sie wäre unzureichend



Bleigießen zu Silvester Archiv

beschrieben. Was zwischen Menschen wirkt, ist nicht vollständig erklärbar. In den Nischen der Aufklärung wohnt weiter der Aberglaube, das Geheimnis, der Okkultismus, die Parapsychologie. Trotz Aufklärung und Wissenschaft ist genügend Raum für das Unerklärliche, das Widersinnige. Ihrer Faszination verdankt der Aberglaube seine Existenz bis in unsere Tage.

„Den Bösen sind sie los, das Böse ist geblieben." Was nach Goethes Faust für die Gestalt des Teufels gilt, wird man auch auf alte Vorstellungen des Aberglaubens beziehen dürfen, die heute in neuem Gewande wiederkehren. Goethes Skepsis galt dem Triumph einer Aufklärung, die glaubte, alles mit ihrer Vernunft erkennen zu können. Der Vater in der Ballade „Erlkönig" ist ein Vertreter der Aufklärung, der die Visionen des Sohnes als Aberglauben meint entlarven zu könenn. Was sich der fiebernden Phantasie des Sohnes als Erlkönigs Töchter zeigt, erweist sich dem rationalen Blick als Weide, bis dann mit dem Tod des Kindes der Schrecken die Aufklärung hinwegfegt. Tschernobyl zeigt heute eine ähnliche Wirkung.

Natürlich schmunzeln wir bei den obengenannten Beispielen aus der Welt des Liebeszaubers, doch kennt jeder den Punkt, wo der Spaß aufhört. Das kann der böse Blick sein oder die Nacht, einsam in einem Hotel in fremder Stadt verbracht, der Gruselfilm, der uns nicht schlafen läßt, oder auch nur der Vollmond. Mag es Gespenster nicht geben, so doch die Angst vor ihnen. Golo Mann spricht in seinen Erinnerungen die Vermutung aus, daß sich das Kind auch dann vor Gespenstern fürchtete, wenn es sie nicht gab. Jeder kennt ähnliche Erfahrungen, wie sie der Sohn Thomas Manns aus seiner Kindheit berichtet: So habe er nachts die Wasserspülung der Toilette nicht benutzt aus „Angst, durch das Rauschen des Wassers die Stille der Nacht zu durchschneiden und Kräfte zu wecken, die besser ungeweckt blieben". Niemand habe ihm „von der kalten Hand erzählt, die innerhalb des Klosettbeckens auf mich lauerte, vielleicht mich gar herunterziehen würde; sie war ein Produkt ausschließlich der eigensten Phantasie des Drei- oder Vierjährigen".

Ein Psychoanalytiker wird die Phantasien des kleinen Golo auf dem Hintergrund eines ödipalen Konfliktes mit dem Vater deuten wollen, und er wird hinter den Kräften, die besser ungeweckt blieben, den Zorn des in seiner nächtlichen Ruhe gestörten Vaters vermuten. Aberglaube läßt sich mit Hilfe der Psychoanalyse rational deuten, doch gibt es auch bedeutende Stimmen, die gerade die Deutungsmuster dieser Wissenschaft als Aberglauben meinen entlarven zu können. Die Frage, wovor sich die Angst ängstigt, wird niemals erschöpfend beantwortet werden. Mögen wir uns nach Martin Heidegger vor dem Dasein in der Welt ängstigen; Angst zeigt an, daß wir weder uns noch die Welt besitzen. Solange die Angst nicht überwunden ist, wird es Aberglauben geben. Denn die Wurzel des Aberglaubens ist die Angst.

Diese Angst überwunden zu haben, beansprucht der johanneische Jesus: „In der Welt habt ihr Angst; aber seit getrost, ich habe die Welt überwunden." Daß die jüdisch-christliche Tradition Angst überwinden hilft, ist durch zahlreiche Erfahrungen bezeugt. Den Aberglauben hat sie stets bekämpft. Schon der Schöpfungsbericht der Priesterschrift (Gen. 1.1–2.4.) entdämonisierte den Kosmos. Die jüdische Religion vertrieb Naturgötter und Dämonen von den Bergen, aus Bäumen, Steinen und Gestirnen. Durch diesen Kampf gegen den Aberglauben wurde die Welt dem Menschen frei verfügbar. Aufklärung ist die Konsequenz aus dem Schöpfungsglauben. Der Glaube überwindet den Aberglauben, indem er die Angst des Menschen vor der Welt aufhebt.

Und dennoch sind die Grenzen zwischen Glaube und Aberglaube fließend. Die Kirche ist in ihrer Geschichte selbst dem Aberglauben erlegen (man denke an den Hexenwahn), und in den Niederungen der Volksfrömmigkeit lebt der Aberglaube bis auf den heutigen Tag. Die Anfangsbuchstaben der Heiligen Drei Könige (C. B. M. 87) als magischer Abwehrzauber an die Hauswand geschrieben, das Wasser aus Lourdes als Heilmittel, der Christopherus am Auto als Schutzamulett, der priesterliche Segen als magische Beschwörung, das Beten des Rosenkranzes, das Besprengen mit Weihwasser und das Bekreuzigen als das Böse abwendende Gesten: Der katholische Klerus wird diese Deutungen zu Recht mißbilligen, aber niemals überwinden können. Durch Angst motivierte Religiosität konserviert den Aberglauben und weiß nichts von der Freiheit eines Christenmenschen. Vom Heiligen zum Aberglauben ist oft nur ein kleiner Schritt, wie man an dem letzten Fall von Teufelsaustreibung im bayerischen Klingenberg (1977) verfolgen kann, wo ein katholischer Geistlicher den Satan und seine Dämonen, darunter Adolf Hitler, aus einer angeblich besessenen Frau austreiben



Walpurgisnacht auf dem Brocken (Postkarte um 1900): Tanz der Hexen mit dem Teufel. Aufn.: Finn/Archiv/Popperfoto

wollte, die unter seiner Beschwörung starb. Die katholische Kirche hat den Exorzismus mit Skepsis beurteilt.

Blanker Aberglaube ist es auch, der viele dem Christentum entfremdete Menschen vor einem Krichenaustritt zurückschrecken läßt: Es könnte ja sein, daß es doch einen Gott gibt und vor allen Dingen eine Hölle, vor der zu bewahren die Kirche eines fernen Tages wieder nötig sein kann. Taufe und Abendmahl werden in dieser Weise als magische Rituale der Einkehr ins Heil verstanden, vor dessen Machtfülle der Satan weichen muß. Keine Entmythologisierung hat je diesen magisch-mythischen Nährboden der Volksfrömmigkeit zerstört.

Götter und Kulte

Das 19. Jahrhundert, näher der Aufklärung und optimistischer als wir, die durch die Kreise der Ratio gegangen sind und das Heil in der Naturmedizin, bei Kartenlesern, Heilpraktikern und in Psychokulten suchen, sah im Aberglauben ein überwundenes Phänomen. „Wir sind froh des vielen auberglaubens ledig zu gehn", schreibt Jacob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie", erkennt aber im Nachsatz den Aberglauben als ein sinnstiftendes Deutungsmuster der Welt an: „Doch erfüllte er das leben unsrer voreltern nicht allein mit furcht, sondern auch mit trost." Grimm sah im Aberglauben Erinnerungen an germanische Götter und Kulte bewahrt.

Es mag eine romantische Fehldeutung sein, den Aberglauben als Ausdruck einer religiösen Gegenkultur der Unterschichten zu deuten, bedeutsam und bleibend ist Grimms Anthropologie des Aberglaubens. „Der mensch möchte den schleier lüften, den zeit und raum über seine wichtigsten angelegenheiten geworfen haben; durch anwendung geheimer mittel glaubt er auskunft zu erlangen." Das erklärt auch, warum der Aberglaube seine Faszination nicht verloren hat. Er lebt von der Annahme, daß es hinter der naturwissenschaftlich erklärbaren Gesetzmäßigkeit eine verborgene, okkulte Wirklichkeit gebe, die es zu aktivieren gilt.

Phänomene des Aberglaubens können nur auf dem Hintergrund einer Anthropologie des sinnsuchenden und weltdeutenden Menschen betrachtet werden. Grimms Ansatz führte aber nicht zu einer historisch-kritischen Auseinandersetzung. Seine Methode des unhistorischen Vergleichs übernahmen auch die Herausgeber des umfangreichsten Nachschlagewerkes der deutschen Volkskunde, Hanns Bächtold-Stäubli (1886–1941) und Eduard Hoffmann-Krayer (1864–1936). Ihr „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" (HDA) erschien zwischen 1927 und 1942 in zehn Bänden. Der Verlag Walter de Gruyter präsentiert jetzt einen photomechanischen Nachdruck im Format der Originalausgabe.

Hanns Bächtold-Stäubli entwarf den Plan zu einem mehrbändigen Werk über den deutschen Volksaberglauben 1915 in einem Brief an den Verleger Trübner. „Wir dachten uns, daß es für die gesamte volkskundliche Forschung eine Art Quellenwerk geben sollte, in dem der gesamte deutsche Volksaberglauben enthalten und jede einzelne abergläubische Meinung und Handlung mit ihren wesentlichen lokalen Varianten verzeichnet sein sollte." Über die bloße Zusammenfassung hinaus, wie sie Jacob Grimm geleistet habe, käme noch „eine Verarbeitung, das heißt Rückführung auf die Quellen, Klärung des Ursprungs und Deutung der einzelnen abergläubischen Meinungen und Handlungen".

Im Jahre 1928 hatte Bächtold-Stäubli auf 1,5 Millionen Karteikarten Material für Stichwortlisten gesammelt: Notizen, Literaturhinweise, Zitate aus Büchern und Zeitschriften, Exzerpte. Das Material befindet sich heute, geordnet in 138 Karteikästen, im Archiv des Seminars für Volkskunde in Göttingen. Ohne Computer und Xerokopierer, ohne großen redaktionellen Mitarbeiterstab, dazu nur nebenamtlich tätig, entstand unter Bächtold-Stäublis Händen ein Werk, dessen Materialfülle beeindruckend ist. Zum Vergleich: Arno Schmidt sammelte hunderttausend Karteikarten für seinen monumentalen Roman „Zettels Traum" (1342 Seiten).



Das Haus der als Hexe verschrienen Elsabeth Hahn in Meilach (Oberfranken) wurde 1960 angezündet. dpa

Über seine Methode der Zerschneidung und Verzettelung der gedruckten Quellen zum HDA erfahren wir aus Bächtold-Stäublis Brief an den Leiter des Verlages Trübner, Gerhard Lüdtke: „Unsere Vorarbeiten zum Volksaberglauben schreiten vorwärts. Die ganze Woche hat ein Arbeitsloser bei mir geklebt, was ich an gedrucktem schweizerischen Material zerschnitten und verzettelt habe: Einige tausend Zettel müssen jetzt geordnet werden. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie uns von dem für Vorabeiten bewilligten Kredit von MK. 500,- die folgenden Bücher verschaffen würden, und zwar in je zwei Exemplaren. Alle diese Werke enthalten ein großes Material, das ich zunächst verzetteln möchte."

Mädchen mit Salzfaß

Die Herausgeber gliederten das weite Feld des Aberglaubens in drei Bereiche: Praktiken zur Kündung oder Erforschung des Unbekannten; Techniken zur Abwehr oder zum Antun von Unheil bzw. Herbeiführung oder Verhinderung von Heil; den auf Anschauungen über den Menschen, die Natur und die übernatürlichen Wesen sich beziehenden absoluten Aberglauben. Aberglaube, so definiert Hoffmann-Krayer, „ist der Glaube an die Wirkung und Wahrnehmung naturgesetzlich unerklärter Kräfte, soweit diese nicht in der Religionslehre selbst begründet sind". Unter Religion im positiven Sinne versteht er die „gläubige Hingabe des Menschen an eine alliebende, seine Geschicke leitende Macht", Aberglaube wird von dort her negativ qualifiziert im Gegensatz zur ausdrücklich formulierten Absicht, Aberglaube im Sinne von Volksglaube „in völlig objektivem Sinn, ohne ein Werturteil auszusprechen".

Über Definitionen zu streiten mag hier müßig sein, nicht aber über die Methode, nach der die 3600 Artikel des Wörterbuches aufgebaut sind: Sie präsentieren im nichthistorischen Vergleich eine Überfülle an Material, ohne den geschichtlichen Kontext der einzelnen abergläubischen Vorstellung zu berücksichtigen und den abergläubischen Menschen und seine Ängste. So fehlt auch eine psychoanalytische Reflexion des Aberglaubens, obwohl Karl Beth, der Autor des Artikels „Psychoanalyse", selbst Beispiele für die psychoanalytische Deutung von Phänomenen des Aberglaubens anführt. „Wenn ein Mädchen das Salzfaß auf den Tisch zu stellen vergißt und dieses Verhalten nach dem Aberglauben anzeigt, daß sie keine Jungfrau mehr ist, so würde die psychoanalytische Interpretation voraussetzen, daß der gedeckte Tisch Symbol des bereiteten Ehebettes sei, bei dessen Anblick in der unbewußten Sphäre sich ein Skrupel über die eigene körperliche Unvollständigkeit (Versehrtheit) emporringt und die Unvollständigkeit des Tischgedeckes zur Folge habe. Man könnte meinen, das Volk selbst habe, indem es diese Gedankenverbindung zwischen dem unvollständig gedeckten Tisch und der verlorenen Virginität aussprach, an solche unbewußte Regungen gedacht."

Daß der Aberglaube auch eine politische Dimension hat, die durchaus von einzelnen Mitarbeitern am Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens erkannt wurde, zeigen die von Will-Erich Peukert verfaßten Artikel „Jude, Jüdin", „Freimaurerei" und „Ritualmord". Die Volkskunde konnte spätestens seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten diese politische Dimension nicht mehr übersehen. Schon ein Artikel über Hexenglauben durfte sich nicht mehr auf eine unhistorische und somit unkritische Präsentation des Materials beschränken.



Teufelsgesicht der Katze?

Peukerts Artikel „Jude, Jüdin", 1931 im vierten Band des Handwörterbuches veröffentlicht, zeigt den Zusammenhang von Aberglaube und Denunziation. „Der Jude ein Feind des Göttlichen. Der Jude ist Gott verhaßt, und seine Feinde beriefen sich im Mittelalter auf göttliche Befehle, ihn auszurotten. Der Jude haßt aber auch den Christengott. Auf seinem Altar sitzt eine Kröte, Katze. Er verspottet und schmäht den Namen Christus, verflucht seinen Namen, heißt ihn einen Zauberer, lästert Maria und die Heiligen. In den Synagogen wird gegen die Christenheit gebetet. Seinen Stuhlgang wischt er an ein bedrucktes Papier und ist glücklich, wenn auf diesem der Name Christi steht." Diese sich über 25 Spalten erstreck[illegible] Dokumentation durfte nicht unkritisch kommentiert stehenbleiben, zumindest hätte der Autor durch den Gebrauch des Konjunktives Distanz signalisieren müssen.

Daß dies Peukert schwerfiel, beweist eine Anmerkung zum Abschnitt „Hostienschändung", in der er sich rechtfertigt: „Man wird hier keine Polemik gegen diese und ähnliche (Ritualmord) von menschlicher Torheit ausgeschlachteten Sagen suchen; es kommt nur darauf an, die Nachrichten, welche ins Volk gedrungen sind, aufzuzeichnen. Auch eine historische Quellenkritik erscheint hier nicht am Platze."

Dann ringt sich Peukert aber doch zu einer klaren Wertung durch, wenn er den Abschnitt „Der Jude als Volksfeind" wie folgt kommentiert: „Der Jude ist ein Volksfeind, der ebenso den Einzelnen wie das ganze Land verrät. Ein Volksglaube, der nicht nur im Mittelalter lebendig war, sondern auch heute noch spukt. Dazu kommt neuerdings der Vorwurf der Rassenfeindschaft, der in der heutigen antisemitischen Literatur wie im Schundroman (Arthur Dinters. Die Sünde wider das Blut) eine große Rolle spielt. Betont wird besonders, daß durch sein minderwertiges Blut das edlere arische verseucht werde; betont seine Geilheit, die seit alters bekannt ist und die sich heut besonders gegen harmlose Mädchen richte, um auf diesem Wege die Rasse zu verseuchen'. Der Judenhaß ist alt, geht aber schon in vorchristliche Zeiten zurück. Welche Motive bei uns ausschlaggebend waren, ist schwer zu sagen; gewiß neben religiösen auch wirtschaftliche. Die heutige antisemitische Literatur wendet sich vor allem an den Halbgebildeten, der unkritisch alles Gedruckte glaubt; das Volk wurde von ihr nur auf dem Umweg über die Zeitung oder parteipolitische, bündische Agitation erfaßt, wobei man vor allem den Ostjuden angriff und dabei vergaß, daß er ein Träger deutscher Sprache und Kultur im Slawischen gewesen ist."

Wegen dieser Kritik wude Will-Erich Peukert ein staatspolizeiliches Verfahren angehängt. In seinen Artikeln wächst das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens über die methodischen Mängel hinaus zum Ansatz einer umfassenden historisch-kritischen Darstellung des Aberglaubens. Die Materialfülle macht es auch heute noch zu dem Nachschlagewerk für Theologen, Psychologen, Germanisten, Volkskundler sowie alle interessierten Laien. Jenseits seiner wissenschaftlichen Verwendbarkeit ist es auch ein Werk zum Schmökern für diejenigen Leser, die sich in eine Welt begeben wollen, in der nichts – weder das Jucken im rechten Ohrläppchen noch das Knacken der Finger, noch die Elster auf dem Dach – ohne Bedeutung ist.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Herausgegeben von Hanns Bächtold-Stäubli unter Mitwirkung von Eduard Hoffmann-Krayer. Photomechanischer Nachdruck der 1927–1942 erschienenen Ausgabe mit einem Vorwort von Christoph Daxelmüller. 10 Bände Paperback in Kassette. Walter de Gruyter; Berlin 1987; 8760 Seiten. 358 DM.



Schwarze Glücksbringer Aufn.: W. Hauschild

Hauptversammlung Kyffhäuser-Kameradschaft Münchehagen

Rehburg-Loccum (r). Im Mittelpunkt der Jahreshauptversammlung der Kyffhäuser-Kameradschaft Münchehagen stand die Neuwahl des Vorstandes. Als herausragendes Ereignis erwähnte Vorsitzender Rudolf Kleine in seinem Jahresbericht die Teilnahme an der 200-Jahr-Feier des Kyffhäuserbundes im Mai 1986 in Celle. Erfreut äußerte sich der Vorstand ferner über den Beitritt der ersten Damen zur Kameradschaft.

Der neue Vorstand setzt sich folgendermaßen zusammen: Wiedergewählt wurde Vorsitzender Rudolf Kleine, 2. Vorsitzender ist Paul Okun, wiedergewählt wurde Kassenwart Wilhelm Ahlhausen, Schriftführer ist Ralph Stelter, Kassenprüfer sind Walter Völler und Emanuel Kunz. Der langjährige Schriftführer Alfred Eberhardt gab sein Amt an einen jüngeren Kameraden ab. Die Versammlung fand ihren Höhepunkt in der Verleihung des Kyffhäuser-Verdienstkreuzes I. Klasse an den Kassenwart Wilhelm Ahlhausen, der sich seit Jahren in seinem Amt und darüber hinaus um die Mitgliederwerbung und die Kameradschaft insgesamt mit großem Engagement verdient gemacht hat. Die Auszeichnung nahm der Vorsitzende des Kyffhäuser-Kreisverbandes Stolzenau, Kamerad Gerhard Stoya, vor, der zur Jahreshauptversammlung der Münchehagener Kameradschaft eingeladen war.

Nendorfer Jugendliche begeisterte Nachtwanderung

Stolzenau (r). Die Jugendgruppe des Schützenvereins hatte zu einer Nachtwanderung eingeladen. Gestartet wurde um 18 Uhr bei Gastwirt Meyer. Die Wanderroute ging über Frestorf, Huddestorf nach Haustedt. Bei kaltem, aber windstillem Wetter nahmen etwa 50 Teilnehmer begeistert daran teil. In den großen Schneewehen auf den Nebenstraßen tobten sich die Jugendlichen so richtig aus. Unterwegs wurden Tee und Glühwein zum Aufwärmen angeboten. Zum Abschluß gab es bei Herbert Block in Haustedt eine deftige Erbsensuppe, die nach der rund zehn Kilometer langen Winterwanderung allen Teilnehmern mundete. Die Organisation lag in den Händen der beiden Jugendwarte Willi Koop und Wilfried Reineking.

Gesprächsrunde liberaler Frauen in Steyerberg

Steyerberg (r). Rosemarie Krause, FDP-Bundestagskandidatin, war jetzt Gast bei der Gesprächsrunde liberaler Frauen in Steyerberg. Neben den Themen „Neue Technologie und Bildung", „alternative Energien", „Mangel an Verständnis zwischen jung und alt im gemeinsamen Alltag" fand das Gebiet „gesunde Ernährung" das besondere Interesse der Frauen. Betroffenheit herrschte über die ständig steigende Zahl an Zivilisationskrankheiten. Wachsende Bedrohung durch die Umwelt und Unwissenheit über gesunde Ernährung erkannten sie als vorwiegende Gründe dafür an. Bürgerkritik in diesem Zusammenhang aufzunehmen und umzusetzen, war Rosemarie Krauses Anliegen. Nach ihren Worten sind staatliche Institutionen so gut oder so unzulänglich wie die Bürger selber, die immer wieder neu lernen müßten, sich dieser Einrichtungen zu bedienen.

Fangergebnis: 136,5 Kilo Fisch

Uchte (onn). In der abgeschlossenen Fangsaison erzielte der Sportfischereiverein Uchte im Pachtgewässer Uchter Mühlenbach ein Ergebnis von 136,5 Kilogramm Fisch. Dies wurde jetzt im Rahmen der Jahreshauptversammlung bekanntgegeben.

Vorfahrt verletzt: Hoher Schaden

Diepenau (re). Bei einem Verkehrsunfall, der sich in Diepenau auf der Lübbecker Straße ereignete, ist Schaden in Höhe von etwa 8000 Mark entstanden. Polizeiangaben zufolge war eine Frau mit ihrem Auto von einem Grundstück, wo sie sich im Schnee festgefahren hatte, auf die Fahrbahn gerollt, ohne auf den Vorrang eines anderen Wagens zu achten.

Mensch und Erde aus biologisch-dynamischer Sicht

Nienburg (r). „Unsere todkranke Erde kann noch geheilt werden, auch wenn es zunächst nur Teile sind, von denen diese Pflege ausgeht." Dieses stellte realitätsbezogen und hoffnungsvoll Margret Scharmer, Bäuerin eines Hofes in der Gegend von Itzehoe, vor der anthroposophischen Arbeitsgruppe Nienburg dar. Der Mensch sei zu ständigem und verantwortungsvollem Handeln gefordert. Dann stelle sich die Gesundung ein: gesunder Boden, gesunde Pflanzen, gesunde Tiere, die auch mit „Schädlingen" aus eigener Kraft fertig würden. Ein großer Teil der Düngung erfolge mit Präparaten, hergestellt aus lebendigen Erdenstoffen, die, homöopathisch in kleinsten Mengen angewendet, bewundernswerte Erfolge zeitigen. Der 2. Vortrag findet am 26. Januar um 19.30 Uhr im Hotel „Sonne" statt.

Steyerberger Reservisten planen ihr Programm

Steyerberg (neu). Im örtlichen Hotel Mestmacher trafen sich die Mitglieder der Steyerberger Reservistenkameradschaft zum ersten Kameradschaftsabend dieses Jahres. Stellvertretender Leiter Wilfried Gluch zeigte zunächst zwei Bundeswehr-Filme zu aktuellen Themen. Danach wurden weitere Veranstaltungen angesprochen. So ist ein Kleinkaliber-Vergleichsschießen mit den Kameraden der 4. Batterie des Raketenartilleriebataillons 12 aus Liebenau geplant. Weiterhin wird auch 1987 wieder Erbsensuppe verkauft. Für den 20. Februar stehen Neuwahlen des Vorstandes der Reservisten an, und am 16. Mai soll der gemütliche Teil nicht zu kurz kommen. Dann nämlich findet ein Grillabend statt, wobei auch die Damen der Reservisten willkommen sind.





Bei grimmiger Kälte gegen böse „Wintergeister"

Bei klirrendem Frost zogen die kostümierten Faßlam-Teilnehmer in zwei Gruppen durch Lavesloh und durch entlegene Ortsteile in der Heide, um, einem alten Brauch gemäß, die bösen „Wintergeister" zu vertreiben. Der Kälte wurde mit Hochprozentigem begegnet. Die Aktivitäten dauerten von 9 bis 21.30 Uhr, als die abenteuerlich Verkleideten anscheinend erleichtert festsellten, daß die Geister reißaus genommen hatten und die unsichtbaren Kräfte des Frühlings Einkehr halten können. Ob es jetzt in Lavelsloh wämer als andernorts ist? Auf alle Fälle freuten sich die Jugendlichen hinter ihren Larven über Verständnis und Entgegenkommen der Bevölkeung und bedankten sich für „Fettigkeiten" und klingende Münze. Foto: Hogrefe

Drittes Hochseeangeln des SFV Uchte Mitte Juni

Sorgen um den Fischbestand der Beeke / Volles Vertrauen für den bisherigen Vorstand

Uchte (onn). Mit der Auszeichnung der Saisonbesten und Ehrung von langjährigen Mitgliedern wurde die Jahreshauptversammlung des Sportfischereivereins (SFV) Uchte im Vereinslokal Dunkelmann (Hotel Dammeyer) eingeleitet. Pokale aus der Hand des Vorsitzenden Werner Müller nahmen G. Williams als Anglerkönig und M. Spada als Jugendkönig im letzten Vereinsjahr entgegen. Vizekönig wurde B. Wiliams und Drittplazierter A. Crawford. Für 15jährige Vereinstreue wurden Klaus Waltemath und Lothar Sulewsky geehrt.

Wichtigster Vorgang im letzten Jahr für den Verein, der fast 100 Mitglieder zählt, darunter neun Jugendliche, war die Unterzeichnung des Vertrages über die Eingliederung des SFV als Untergruppe in den Petershäger Verein. Die Selbständigkeit der Uchter Sportfischer bleibt dabei weitgehend erhalten und dem Verein die Nutzung des von den Petershägern übernommenen Fischereigewässers in Diethe.

Den erfreulichsten sportlichen Erfolg verzeichnete der SFV bei dem im Berichtsjahr erfolgten Hochseeangeln vor Helgoland mit einer Beute von mehreren Zentnern. Zum dritten Mal will der Verein eine solche Angeltour am 14. Juni dieses Jahres durchführen.

Von allergrößter Bedeutung für den SFV in den nächsten Jahren ist die Verbesserung des Fischbestandes im Pachtgewässer Uchter Mühlenbach (kurz: Beeke), wobei es in erster Linie um die zu starke Verkrautung sowie die ungestörten Einmündungen der Gräben während der Laichzeit der Fische geht. Wie Gewässerwart Hermann Paech mitteilte, sind bereits mit dem Unterhaltungsverband Kontakte aufgenommen worden. Er rechnet nach langwierigem Meinungsprozeß mit einem positiven Ergebnis in Form eines Kompromisses.

Laut Sportwart Gerd Kujath fiel der Wanderpokal im Anangeln 1986 an Hermann Paech. Im erstmalig an der Weser durchgeführten Preisangeln (ein Vorteil über den Hauptverein) siegte G. Williams. Der Wanderpokal des Nachtangelns in Diethe fiel an Sigrid Crawford. Die Wettkampfgruppe machte von sich reden durch einen



SFV-Vorsitzender Müller hält die beiden Anglerkönige, G. Williams (links) und M. Spada, im Arm. Foto: Sonnenborn

Mannschafts- und acht Einzelpokale, die Bezirksmeisterschaft sowie die Qualifikation von Klaus Parakenings und Basil Williams aus dem Fünfer-Team für die Landesverbandsmeisterschaft.

Jugendwart B. Williams berichtete aus der Jugendgruppe, die nach Anangeln, Preisangeln und Königsangeln Marco Spada an der Spitze sah, gefolgt von Tanja Schröder und Christian Burmester. Für seine ausgezeichnete Kassenführung erhielt Kassenwart Norbert Geisler spontanen Beifall der Versammlung.

Bei den Neuwahlen zum Vorstand kam es zu einstimmiger Bestätigung der Funktionsträger durch die Versammlung. Für Basil Williams, der aus gesundheitlichen Rücksichten das Amt des Jugendwartes zur Verfügung stellte, wurde mit allen Stimmen Andreas Schubert und damit ein junger Aktiver gewählt.

Jürgen Grote beantragte, die Wahlen zum Vorstand in Zukunft zu splitten, um so dem Verein in jedem Fall einen funktionsfähigen Vorstand zu sichern. Da in solchem Falle über eine außerordentliche Hauptversammlung mit Satzungsänderung eine Entscheidung gefällt werden muß, wird sich der Vorstand in der nächsten Zeit mit dem Antrag eingehend befassen.

Darlaten: Nach Alkoholkonsum griff der 52jährige Händler zur Sichel

Schwurgerichtskammer Verden: 15 Monate Freiheitsstrafe ohne Bewährung

Uchte/Verden (ebb). Eine Mistgabel, eine Nachbildung einer Pistole als Dekorationswaffe, eine Sichel an einem Holzschaft – diese Werkzeuge fand die Polizei am späten Abend des 6. Februar 1986 im Hause Nr. 60 in Darlaten. Bei dem Einsatz der Beamten mehrerer Funkstreifen wurde das letztgenannte Werkzeug als Schlagwaffe von einem heute 53jährigen Händler dazu benutzt, einen jetzt 35jährigen Polizeiobermeister aus Sulingen am Kopf zu verletzen, der als Angehöriger der Schutzhundgruppe Nienburg im Einsatz war. Die Schwurgerichtskammer bei dem Landgericht Verden verhandelte in ihrer letzten Sitzung gegen den häufig vorbestraften Händler.

AngeklagthattedieStaatsanwaltschaftdas Oberhaupt einer vielköpfigen Familie (von neun Kindern leben noch acht) wegen Widerstandes und gefährlicher Körperverletzung vor dem Schöffengericht Stolzenau, das die Sache an das Schwurgericht verwies, weil es so aussah, als könne sich der Händler sogar des versuchten Totschlages (mit bedingtem Vorsatz) schuldig gemacht haben.

Der Angeklagte hatte eine Reise durch verschiedene Gaststätten hinter sich, als er angetrunken an jenem Februartage heimkam und im Wohnzimmer noch weitertrank. Die Ehefrau war es, die die Polizei um Hilfe bat, als es zu Ausfällen kam.

Die zuerst eintreffenden Beamten aus Stolzenau sahen sich veranlaßt, über Funk weitere Polizisten um Unterstützung zu bitten. Man konnte nicht sogleich ins Haus, aus dem ein lautes Schreien und Schimpfen zu vernehmen war.

Die Fenster waren bereits kaputt; aus ihnen stieß eine nicht gleich erkennbare Hand [...]

plötzlich einen Schlag gegen den Kopf verspürte. Ganz eindeutig war die Sichel benutzt worden, allerdings nicht mit der scharfen Seite.

Der jetzige Angeklagte rief: „Komme nicht noch mal die Treppe hoch, ich schlage Dich tot!" Wenig später schlossen sich Handschellen um die Gelenke des aggressiven Mannes.

Er wurde zur Blutprobe geschafft, die später einen Wert von 1,9 Promille ergab, den Rechtsmediziner Dr. Kijewski (Göttingen) auf 2,0 bis 2,5 Promille für die zwei Stunden früher liegende Tatzeit zurückrechnete.

Der Angeklagte hatte behauptet, er habe am Tage vor dem Geschehen 30 Biere und 30 Schnäpse und dann auch noch Cola mit Weinbrand getrunken. Der Sachverständige sagte in seinem Gutachten, da sei mindestens ein Eimer Bier getrunken worden.

Der Händler verteidigte sich, den Schlag mit der Sichel gar nicht geführt zu haben. [...]

schickt!" Oberstaatsanwalt Deppe beantragte eine zehnmonatige Freiheitsstrafe, und zwar habe sich der Händler, dem eine Tötungsabsicht nicht zu beweisen sei, des Widerstandes gegen Vollstreckungsbeamte in Tateinheit mit gefährlicher Körperverletzung schuldig gemacht. Die Schwurgerichtskammer möge die Vollstreckung der Strafe zur Bewährung auf fünf Jahre bedingt aussetzen, die Festsetzung einer Geldbuße möge erfolgen; der Anklagevertreter schlug 1000 Mark vor.

Vor den Plädoyers waren die in den letzten knapp 20 Jahren gegen den Händler verhängten Vorstrafen erörtert worden. Es ging um die verschiedenartigsten Delikte. So wurde der Händler schon wegen Urkundenfälschung, Unterschlagung, Fahrens ohne Fahrerlaubnis, Diebstahls, Beleidigung, Verbreitung von Falschgeld, vorsätzlicher und gemeinschaftlicher Körperverletzung und Bedrohung verurteilt, seine früheren Werkzeuge waren zum Beispiel eine Machete und ein Buschmesser.

Das Gericht ging deutlich über den Antrag des Oberstaatsanwalts hinaus: Er verhängte eine Freiheitsstrafe von einem Jahr und drei Monaten wegen Widerstandes in Tateinheit mit gefährlicher Körperverletzung. Die Aussetzung zur Bewährung wurde verweigert.

Richter Palm sagte im Hinblick auf di[...]

BUCHBESPRECHUNG

Walter Müller-Seidel: „Die Deportation des Menschen." Kafkas Erzählung „In der Strafkolonie" im europäischen Kontext. 193 Seiten, kart., 29,80 DM. J. B. Metzler-Verlag, Postfach 529, Stuttgart.

Zum Verständnis moderner Literatur im deutschen Sprachgebiet ist es zweifellos ebenso aufschlußreich zu erfahren, wie Schriftsteller auf die Ereignisse des Jahres 1914 reagiert haben; wie es später wichtig wird, ihre Reaktion auf die Vorgänge des Jahres 1933 zu kennen. Kafkas Erzählung „In der Strafkolonie" entstand 1916, zu Beginn des Ersten Weltkrieges also. Kafkas Existenzverständnis ist zeitgeschichtlich und gesellschaftlich deutbar als Folge der modernen Industriegesellschaft; ein von Wissenschaft bestimmtes Zeitalter, dessen Fortschrittsgläubigkeit nicht gehalten hat, was man sich von ihr versprach.

Gegenüber den subjektbezogenen Strafphantasien, denen bisher die Aufmerksamkeit der Kafka-Forschung galt, betont Walter Müller-Seidel nun den Wirklichkeitsbezug des Textes. Damit ist ein Kontext im doppelten Sinne gegeben: sowohl in rechtsgeschichtlicher Art als auch hinsichtlich der dargestellten Rechtspraxis in literarischen Texten.

Das Strafmittel der Deportation ist eine Erfindung des römischen Rechts. In der Geschichte der europäischen Staaten wurde diese Strafe vor allem dort eingeführt, wo es bereits Kolonialbereiche gab; zuerst in England. Am längsten hat sich die Deportation im französischen Strafrecht erhalten; bis zum Jahre 1945. Der Prozeß gegen den jüdischen Hauptmann Dreyfus, der im Dezember 1894 unschuldig zu lebenslänglicher Deportation auf die Teufelsinsel in Französisch-Guyana verurteilt wurde, ehe einige Jahre später seine Rehabilitierung erfolgte, ist ein weltgeschichtliches Ereignis von größter Tragweite. Ein unheimlicher Zusammenhang von Deportation und Antisemetismus deutet sich an.

Der etwaige Einwand, daß in Texten internationaler Literatur von Strafsystemen gehandelt wird, die man irgendwo „weit hinten in der Türkei" praktiziert, kann nicht verfangen, denn nirgends sonst hat das Wort „Deportation" eine so schreckliche Bedeutung erlangt wie im Gebiet der deutschen Sprache, und – wie Müller-Seidel im Abschnitt „Vorausweisende Zusammenhänge" erkennen läßt – die Entwicklung dazu deutete sich schon lange vor den brauen Machthabern an.

In einem 1924 gefällten Urteil des Werningeroder Amtsrichters Dr. Beinert heißt es: „Das deutsche Volk erkennt mehr und mehr, daß das Judentum schwere Schuld an unserem Unglück trage, und das erfassen immer weitere Kreise. An einen Aufstieg unseres Volkes ist nicht zu denken, wenn wir nicht die Macht des Judentums brechen." Und schon 1887 erklärte der Professor der Orientalistik, Paul de Lagarde, in einer seiner Schriften, Juden seien Ungeziefer, das zertreten gehöre; man müsse es so rasch und gründlich wie möglich unschädlich machen. –

Walter Müller-Seidel verfolgt die zeitgeschichtlichen Voraussetzungen, die Debatten über Strafrecht und Strafmittel, über Aussonderung und Unschädlichmachung bis hin zur Tötung Geisteskranker. Er verfolgt aber auch die literarischen Einflüsse vor allem der russischen Literatur sowie die kriminalistische Literatur, die Kafka gekannt hat. Auf der persönlichen Ebene zeigt er, daß es sich bei Kafkas Erzählung um Zeitkritik an Formen pervertierten Denkens handelt. Walter Müller-Seidel geht es eindeutig darum, bestimmte Gesinnungen, Weltanschauungen und Denkformen der zeitgenössischen Wirklichkeit, von der Kafka umgeben war, nachzuweisen und zu erläutern.

Renate Baader: „Dames de Lettres." Autorinnen der preziösen, hocharistokratischen und „modernen" Salons (1649 bis 1698): Mlle de Scudéry – Mme de Montpensier – Me d'Aulnoy. Reihe „Romanistische Abhandlungen", Band 5. XIII-355 Seiten, gebunden, 78,– DM. J.B. Metzler-Verlag, Postfach 529, Stuttgart.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist ein folgenschwerer Schritt in der politischen Geschichte Frankreichs getan worden: der alte Schwert-Adel ist politisch entmachtet; die Krone herrscht vorabsolutistisch-zentral und favorisiert das erstarkende Bürgertum.

Um sich gegen diese Entwicklung offensiv abzugrenzen und die alten Standesprivilegien zu wahren, pflegt der Adel in seinen Salons eine eigene Spiel- und Gesprächskultur. Damit ist die deutliche standespolitische Grenze zur bürgerlichen Wertewelt, zum humanistischen Gelehrtentum und zur Antiken-Nachahmung gezogen.

Ein Geselligkeitsideal, das sich auf die Liebeskasuistik und den Frauenkult des Mittelalters berief, schloß die lebendige Gegenwart der Frau ein. Der standespolitisch begründete aristokratische Frauendienst, den sich letztlich auch der bürgerliche Salon zunutze macht, setzt seitens der aristokratischen Autorinnen ein einzigartiges Maß an Selbstbewußtsein frei, mit dem sie die über ihr Geschlecht, die Gesellschaft und die Menschheit insgesamt verhängten Normen und Ordnungen überprüfen.

Die Standesgrenzen zwischen der bürgerlichen Preziösen Mlle de Scudéry und der bourbonischen Grande Mademoiselle (Mlle de Montpensier) schlagen sich in beider literarischem Werk nieder: hier ein an der weiblichen Erfahrung geschärfter aufklärerisch-utopischer Blick, dort der trotzige Gestus hochmütiger Verweigerung und narzistischer Selbstbehauptung. Die Polarisierung tritt in Renate Baaders Darstellung erstmals geschlossen in den Blick.

Lothar J. Seiwert: Mehr Zeit für das Wesentliche – So bestimmen Sie Ihre Erfolge selbst durch konsequente Zeitplanung und effektive Arbeitsmethodik. 344 Seiten, 49,80 DM. Verlag Norman Rentrop, Theodor-Heuss-Straße 4, Bonn.

Vor allem für Unternehmer und Führungskräfte könnte der Tag oft mehr als 24 Stunden haben. Vielen Chefs reicht die vorhandene Zeit einfach nicht aus. Scheinbar. Denn Zeitprobleme sind bei genauerem Hinsehen fast immer Probleme des Selbstmanagements. Man verstrickt sich in Details

Griff bekommt. Das Werk rückt der Ursache für Zeitknappheit zu Leibe, indem es auf grundsätzliche Strategien eingeht. Ein umfassender und übersichtlicher Leitfaden ermöglicht es dem Leser, sein persönliches Erfolgsrezept beim Zeitmanagement zu erarbeiten. „Mehr Zeit für das Wesentliche" besticht durch die Praxisnähe. Zahlreiche Checklisten, Fragebögen, Übungsblätter, Abbildungen, Zusammenfassungen und Auswertungsraster ermöglichen die Umsetzbarkeit. Dem Verlag Norman Rentrop ist es gelungen, einen anerkannten Fachmann für das Buch zu gewinnen. Dr. Lothar J. Seiwert studierte Wirtschaftswissenschaften und arbeitet heute als Unternehmens-Trainer und Personalberater in Sachen Zeitmanagement. Er eröffnet gute Chancen, beruflich und privat mehr Zeit zu gewinnen und streßfreier zu leben.

Das Deutsche Firmen-Alphabet, 27. Ausgabe 1987, 300000 Anschriften überregional tätiger Unternehmen aus Industrie, Groß-/Außenhandel, Dienstleistungsbereich; wichtige Verbandsanschriften. Alphabetisch nach Namen geordnet, mit Angabe der genauen Anschrift, Telefon und Hauptgeschäftszweig. 1500 Seiten DIN A 4, Preis 90,95 DM (Ausland 101 DM). Bezugsquelle: Deutscher Adreßbuch-Verlag, DAV-Verlagshaus, Postfach 110452, 6100 Darmstadt.

Pünktlich zu Jahresbeginn lag die Ausgabe 1987 dieses Namens-Registers deutscher Firmen vor, das somit bereits im 27. Jahrgang aufgelegt wurde. Damit der Buchbenutzer wieder auf aktuellste Daten zurückgreifen kann, waren 27 Prozent Veränderungen aus dem letzten Jahr einzuarbeiten.

Der Verlag bediente sich hierzu seiner Wirtschaftsdatenbank und bietet auch einen neuen Service an: auf alle im Buch verzeichneten Hersteller und 72000 Produktbegriffe kann über ein Online-Datenbank direkt zugegriffen werden. Hierbei kann der Nutzer alle Daten in beliebiger Kombination nach seinen Vorgaben abfragen.

„Das Deutsche Firmen-Alphabet" ist das einzige Nachschlagewerk, das bundesdeutsche Unternehmen ausschließlich nach dem Alphabet der Firmen-Namen auflistet. Es genügt, den Namen zu wissen, um schnell und einfach komplette Anschrift, Telefon und Hauptgeschäftszweig zu finden. Nachgewiesen werden 300000 Firmen aus Industrie, Groß- und Außenhandel und dem Dienstleistungsbereich, dazu Verbände und Organisationen. Alle Betriebe mit bundeseinheitlicher Betriebsnumerierung sind mit Angabe dieser bbn-Nummer aufgenommen.

Eine Liste der wichtigsten deutschen Messen und ein „Bezugsquellenalphabet" runden den Gebrauchswert des Buches ab, das sich besonders auch für den überregionalen Telefonverkehr in der täglichen Geschäftspraxis bewährt hat.

H. A. Mehler/H. Keppler: „Fastenkuren". Band 4248. 144 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. 29,80 DM. Falken-Verlag, Niedernhausen/Ts.

Fasten – ein altbewährtes Naturheilverfahren – hat eine umfassende Wirkung auf Körper, Geist und Seele. Neben der tiefgreifenden Regeneration des ganzen Körpers wird während einer Fastenkur überflüssiges Körpergewicht abgebaut, das Immunsystem aktiviert, die geistige Leistungsfähigkeit erhöht und auch das seelische Befinden positiv beeinflußt.

Das Buch „Fastenkuren" informiert umfassend über die verschiedenen Möglichkeiten, die in Kliniken und Sanatorien angeboten werden. Wer zu Hause fasten will, findet ebenfalls alle notwendigen Informationen. – Und da die Fastenkur am Anfang einer neuen, gesunden Lebensführung steht, bietet der zweite Teil des Buches eine Fülle von Ratschlägen, Rezepten und Tips für die Nach-Fastenzeit an.

Dr. Med. Christoph Schenk: „Streß bewältigen durch Entspannung". Band 834. 88 Seiten. 9,80 DM. Falken-Verlag, Niedernhausen/Ts.

Ein vielfach geäußerter Satz in der ärztlichen Praxis lautet: „Ich bin ja so gestreßt!" Scheint auch der Griff zu Medikamenten manchem der einfachste Weg zur Besserung zu sein, so brauchen aufgestaute innerlich oder äußerlich verursachte Anspannungen tatsächlich eine gezielte Methode zur Wiederherstellung der Einheit von Körper und Seele.

Der Falken-Verlag-Gesundheitsratgeber „Streß bewältigen durch Entspannung" stellt die medizinischen Grundlagen von Streßfaktoren und ihre Beeinflußbarkeit dar. Der Schwerpunkt der Selbsthilfe liegt auf dem autogenen Training – mit kleinen Schritten täglich, die gezielt eine dauerhafte Erleichterung bringen.

Hans Tapper: „Der schön gedeckte Tisch". Band 4246. 112 Seiten, mit 206 Farbfotos. 24,80 DM. Falken-Verlag, Niedernhausen.

Ein Essen in freundlicher Atmosphäre gehört zu den angenehmsten Dingen des Lebens. Und an einem stimmungsvoll gedeckten Tisch schmeckt alles nochmal so gut. Das Buch „Der schön gedeckte Tisch" zeigt Dekorationen für so unterschiedliche Anlässe wie Kinderfeste, Konfirmation und Hochzeitsfeier oder auch ein festliches Abendessen für zwei in wunderschönen Farbfotos. Eine kleine Material- und Stilkunde ist hilfreich bei der Auswahl und Zusammenstellung von Geschirr, Gläsern, Besteck und Tischwäsche. Auch das Serviettenfalten und das große Einmaleins des Servierens sind Schritt für Schritt im Bild erklärt.

Radfahren. Reprint von 1910. Format 110 x 155 mm. Leinen mit Goldprägung. 134 Seiten, 16,50 DM. Bielefelder Verlagsanstalt, Postfach 1140, 4800 Bielefeld.

Dieses ebenso interessante wie amüsante Buch ist ein Reprint des um 1910 in der Reihe „Illustrierte Taschenbücher für die Jugend" erschienenen gleichnamigen Titels für die Freunde des Fahrrades und Radwanderns. Es ist gerade in der heutigen zunehmend fahrradfreundlichen Zeit eine interessante Lektüre für jeden Radler. Ein Lese-

Aberglauben



Alles, was an die Stelle des lebendigen Gottes tritt, kann zum Götzen werden

Die Sehnsucht nach Glück und die Angst vor Unglück, die tief in den Menschen verankert sind, werden vielfach als Gründe für den Glauben genannt. Mit Sicherheit sind sie aber die Wurzel für allen erdenklichen Aberglauben.

Denn der Aberglaube bietet sichtbare Gegenstände und feste Regeln, die Sicherheit versprechen. Der Tanz um das „goldene Kalb" wird mit Ausdauer getanzt, auch heute noch.

Alles, was an die Stelle des lebendigen Gottes tritt, der sich nicht festlegen läßt in Namen, Bildern und Dogmen, sondern sich immer wieder als der größte und stärkere erweist, der Geschichte mit den Menschen machen will, kann zum Götzen werden, dem geopfert wird: Geld, Macht, Arbeit und Menschen, die zum „Ein und Alles" werden.

Harmlos erscheinen Gegenstände und Dinge, die Glück verheißen und Unglück abwehren.

Es gibt eine ganze Industrie, die davon lebt: Gartenzwerge und Teddybären gehören dazu wie Fuchsschwänze, Wurzeln und Amulette jeglicher Art. Schmuckstücke, Kleeblätter, Glücksschweinchen, Maskottchen, Puppen, Ostereier.

Vielfach wissen wir gar nicht mehr um die ursprünglich magische Bedeutung. Wir lächeln darüber und fühlen uns erhaben über Freitag, den 13., oder die schwarze Katze, die über unseren Weg läuft. Wir sagen „toi, toi, toi", aber meinen es nicht so ernst.

Unter Druck setzen

Viele Volksbräuche, die zu Ostern, zur Jahreswende oder bei Höhepunkten des Lebens – bei Hochzeiten, Taufe, Beerdigung – in Erscheinung treten, können, wenn man sie nicht ein- und unterordnet, zu purem Aberglauben werden.

Andererseits wären wir um ein Stück Kultur ärmer, wenn man alle Bräuche und Sitten, die Sehnsucht und Ängste ausdrücken, einfach verbieten wollte.

Wir sollten uns fragen, ob sie Macht über uns ausüben, ob wir abhängig sind und unsicher werden, ob wir Vordergründiges für letztgültig halten?

Eine junge Frau bekam einen sogenannten Kettenbrief. In diesen Briefen wird demjenigen Glück und Reichtum versprochen, der ihn innerhalb von 24 Stunden an 20 Leute weiterschickt. Der ihn aber nicht weiterschickt, dem wird Unheil geschehen, er wird sogar vom Tod bedroht.

Die Frau fühlte sich unter Druck gesetzt. Sie befolgte die Anweisung genau und setzte damit wieder 20 Menschen unter Druck.

Sicher, viele zerrissen den Brief und warfen ihn in den Papierkorb – natürlich geschah in diesen Familien in der kommenden Zeit auch einiges Unerfreuliche. Hatte der Brief nicht recht?

Die Menschen wurden zumindest in ihrem Verhalten verunsichert. Man mag sich fragen, wem solcher Aberglauben nützt, außer der Bundespost.

Das geschriebene Wort kann magische Kraft entfalten. Unter dem verlockenden Versprechen von Glück und Wohlstand verbirgt sich eine ungreifbare und darum unheimliche Macht. „Der Mensch ist ein Wesen mit Zeitbewußtsein", schreibt Adolf Köberle, „die Vergangenheit ist überschaubar, die Gegenwart erleben wir, aber die Zukunft läßt Ängste entstehen."

Geschäft mit der Angst

Die verhüllte Zukunft ist deshalb sehr oft der Anlaß für Aberglauben. Denn der biblische Glaube geht sparsam um mit Zukunftsvisionen. Er weiß um das gnädige Geheimnis, das dem Menschen nicht mehr zumutet, als er verkraften kann. „Sorget nicht für den kommenden Tag", sagt Jesus in der Bergpredigt.

Diesem Wagnis des Glaubens steht die vermeintliche Sicherheit des Aberglaubens gegenüber. Wahrsager und Hellseher, Kartenleser und Geisterbeschwörer, Horoskope und astrologische Berechnungen bieten Hilfe für die Zukunftsbewältigung an.

Freilich gibt es Menschen, die eine außergewöhnliche Fähigkeit haben, die Zusammenhänge sehen und erstaunliche Vorhersagen machen können.

Schon im Alten Testament gab es verschiedene Propheten, und das Volk glaubte denen, die Heil versprachen, mehr als den Propheten Gottes, die Unrecht beim Namen nannten und Menschen dafür verantwortlich machten.

Unter den vielen, die heute als Wahrsager anderen das Geld aus der Tasche ziehen und sie abhängig machen von immer neuen Prophezeiungen, gibt es nur wenige, die unter ihrer Fähigkeit leiden und deshalb unter großer persönlicher Belastung und mit Vorbehalt Aussagen wagen.

Was wollen die Leute hören? Doch nur Positives. Unter der Vorhersage von Krankheit und Tod sind schon viele zerbrochen, weil sie die Hoffnung aufgegeben haben.

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich" – diese christliche Hoffnung trägt mehr lebendige Zukunft in sich als eine irgendwie geartete Zukunftsfestlegung, die große Enttäuschung und Resignation mit sich bringen kann.

Am gefährlichsten wirkt sich Aberglaube da aus, wo verzweifelte Menschen in schwerer Krankheit Heilung und Trost suchen. Wer würde nicht für sein krankes Kind alles versuchen, um ihm zu helfen?

Auch hier gibt es einzelne „begnadete" Menschen, die über Heilungskräfte verfügen, die man nicht an einer Universität lernen kann. Sie werden dennoch ärztliches Wissen zu ihrer Gabe hinzufügen.

Aber es gibt eben leider immer noch eine Vielzahl von „Kurpfuschern", die ohne Kontrolle den Leuten nicht nur finanziellen, sondern auch körperlichen und seelischen Schaden zufügen.

Oft wirken sie in ländlichen Gebieten, wo wenig andere Ärzte tätig sind und wo die Menschen stark naturverbunden leben.

Da gibt es wahrhaftig Heilmethoden, die an finsteres Mittelalter erinnern. Die Zauberbücher stammen auch häufig aus dieser Zeit. Sie sind bei obskuren Verlagen für viel Geld unter der Hand zu haben, und man ekelt sich bei der Lektüre.

Freiheit der Kinder Gottes

Aber selbst in Apotheken und Drogerien werden Pseudo-Medikamente gehandelt, sogenannte „Sympathiemittel", die im besten Falle keinen Schaden – wenn auch keinen Nutzen – anrichten.

Auch die Neugierde ist eine starke Wurzel für den Aberglauben. Was geschieht nach dem Tode? Wie bestimmt der Kosmos das menschliche Leben?

Neben den durchaus interessanten nüchternen Erfahrungen – z. B. den Sterbeprotokollen – gibt es auch hier eine Menge halbkrimineller Geheimbünde und Gemeinschaften, die sich mit schwarzer Magie und Jenseitserscheinungen befassen.

Auch die moderne Technik verdient ihr Teil dabei (Geräte zur Abwehr von Strahlen und anderes).

Ich kann verstehen, daß sich Christen scheuen, sich mit den unheimlichen Praktiken des Aberglaubens auseinanderzusetzen.

Aber wir sollten diese Dinge auch nicht lächerlich machen oder mit dem Appell an die Vernunft verharmlosen.

Wir leben alle unter dem Einfluß guter und böser Kräfte. Vieles ist unsichtbar, was uns bestimmt.

Daß Gott auch der Herr ist über diese unsichtbare Welt in und um uns, macht die „Freiheit der Kinder Gottes" aus. Diese Freiheit zu leben und weiterzugeben ist der einzige Weg, dem Teufelskreis des Aberglaubens zu entkommen.

Ch. Wolfinger

ch 3. Folge

te Verkäuferin – oder: om Umgang inderten Menschen

Von Jürgen Knop

Unter Mitarbeit von Achim Brandau



Einkaufsbummel in der Stadt – eine alltägliche Sache für Nichtbehinderte – wird für den Behinderten zu einem Unternehmen voller Schwierigkeiten. Foto: EZ-Archiv

du ein Krüppel bist, der aus ethischen Gründen erhalten werden muß." Kurt sah mich durch seine dikken Brillengläser an.

„Mensch, Jürgen, begreife doch, wir haben in der Lebenslotterie verloren, ist nichts mehr zu machen. Als Spastiker kannst du Kant, Klopstock und Schopenhauer gelesen haben, und trotzdem bleibst du auf der Straße der zappelnde Idiot, der nicht bis drei zählen kann.".

„Das glaub ich nicht. Wenn wir mehr in die Öffentlichkeit gehen würden, würden die Nichtbehinderten schon merken, daß wir keine Idioten sind und sich an unseren Anblick gewöhnen!" ereiferte ich mich.

„Ach, was sollen wir uns streiten, leg die andere Seite der Platte auf. Kurt will nach uns auch noch Musik hören", sagte Werner beschwichtigend. Das brachte mich noch mehr auf: „Ja, Musikhören, das könnt ihr, euch von schönen Sachen einlullen lassen. Zu allem brav lächeln, wie es sich für ein Musterkrüppelchen gehört, der sein Ich bei Mama und Papa liegengelassen hat und abgeschoben wird in Heime, mit dem Handel getrieben wird", schrie ich wütend und sah Werner dabei an. Sein Gesicht verzog sich zu einer bösen Grimasse.

„Das ist gemein ...", preßte Werner hervor. „Was sollte ich denn gegen meine Mutter machen. Ich war doch völlig abhängig von ihr, nicht einmal pinkeln konnte ich ohne sie."

Es tat mir leid, daß ich Werner seine Mutterhörigkeit vorgeworfen hatte, diesen Teufelskreis, diese Rolle als demütigen Bittsteller, aus der auszubrechen fast unmöglich war, denn die Grenzen steckte diese Abhängigkeit.

Schwierige Verständigung

Ein paar Tage später standen zwei braungebrannte Jungen punkt elf Uhr in unserem Zimmer. „Tag, Renner!", der eine Junge, rothaarig, mit Sommersprossen im Gesicht, streckte Werner die Hand hin...

Tag wenig Glück, es regnete, dieser unaufhörliche Nieselregen. Der alte Aufzug, der uns auf den Bahnsteig brachte, schien noch mehr zu ächzen und zu stöhnen als früher. „Nach vorne!" befahl uns der Bahnbeamte auf die Frage, wo der Gepäckwagen ankäme. Nun bog der Zug auch schon in die Kurve und hielt schnaubend und fauchend neben dem Bahnsteig.

„Na, Fritz, viel Gepäck für uns?" Ein Mann schaute aus der Waggontür. „Nee, nur ein paar Kisten und zwei Rollstühle, mehr Fracht hab ich heut nicht für dich." „Jetzt sind wir Fracht!" murmelte Werner leise. Inzwischen war ein weiterer Mann im Innern des Gepäckwagens zu sehen. Nachdem die Kisten verladen waren, landeten beide mit einem geübten Sprung auf dem Bahnsteig.

Der Mann zu meiner Linken wollte gerade meinen Rollstuhl an der Armlehne hochheben, als ich so laut ich konnte protestierte. „Keine Angst", sagte der Beamte und wollte zu meinem Entsetzen den Rollstuhl schon wieder an der Armlehne anfassen. Er hatte mich offensichtlich nicht verstanden. „Mensch, faß an den Rädern an, der Kerl kippt dir noch nach hinten weg, oder die Armlehne reißt ab!" Ich atmete auf, scheinbar hatte der Mann zu meiner Rechten schon öfters Rollstühle in Eisenbahnwaggons gehoben.

„Puh, stinkt's hier!" war Werners erster Kommentar im Packwagen. „Den Gestank verursacht deine Verwandtschaft!" „Schau dich doch mal um", ich deutete hinter uns. Da stand eine große Kiste mit fünf rosa quiekenden Ferkeln. „Danke für das Kompliment, aber wenn ich die Säue so anschaue, haben sie eine verblüffende Ähnlichkeit mit dir." Ich antworte nicht mehr. Die Tür des Gepäckwagens wurde zugeschoben.

„Warum kann die Tür nicht wenigstens einen Spalt aufbleiben, der Gestank ist ja unerträglich." Der von Werner angesprochene Mann zuckte mit den Achseln. „Tut mir leid, wir

hoffte, er wäre verständlicher. Doch wieder nichts, keine Reaktion. Sie starrte mich nur an.

Ich fühlte mich hilflos. Plötzlich entdeckte ich auf dem Ladentisch die gleichen Prospekte, die Werner und ich Tage vorher immer wieder angesehen hatten. Ich steuerte auf den Ladentisch los. Nun schien die Verkäuferin völlig verwirrt zu sein. „Was will er denn?" und noch einmal: „Was will er denn?" Ich hörte Werner und seine Freunde kichern.

„So helfen Sie doch, Sie sind doch schließlich seine Betreuer!" wandte sie sich inzwischen ärgerlich an Peter. „Nein, nein", wehrte Peter ab „wir sind nur zu Besuch bei den beiden". „Aber Sie, Sie sind doch normal ...", die Verkäuferin trat einen Schritt zu Werner hin. „Was heißt denn hier normal, schämen Sie sich denn gar nicht, ihre Kunden als Idioten zu bezeichnen?" Werner wurde böse...

schiedsschmerz. Etliche Männer saßen an der Wand uns gegenüber und unterhielten sich. Braun waren ihre Gesichter, auch ihre Hände. Eine Rotweinflasche kreiste.

„Das sind Penner", meinte Peter verächtlich und deutete hinüber. „Na und, weißt du vielleicht, warum sie solch ein Leben führen?" „Weil sie zu faul zum Arbeiten sind", antwortete Peter. Werner brauste auf. „Das sind wieder solche Vorurteile. Warum werden die Menschen bloß immer in solche Klischees gesteckt? Penner sind arbeitsschau, der Körperbehinderte ist ein Idiot, und der ausländische Arbeiter ist kriminell. Wann werden endlich diese miesen Vorurteile aufhören?!"

„Ach, die können doch nur saufen!" entgegnete Peter unbewegt. „Kannst du vielleicht beurteilen, warum der trinkt, was er durchgemacht hat?" „Ich hab eine Idee!" sagte ich,

CIBA-Zeitschrift Nr. 101, Band 9
Wehr/Baden 1963

Der Hexenwahn

Von Dr. med. Erich Haisch (Aus dem Psychiatrischen Landeskrankenhaus Reichenau; Direktor: Med.-Dir. Dr. med. F. Rechberg)

Herausgeber: VERLAG DER CIBA-ZEITSCHRIFT
CIBA AKTIENGESELLSCHAFT
WEHR/BADEN

Verantwortliche Redaktion: Prof. Dr. med. H. Schadewaldt, Düsseldorf
Satz und Druck: F. Bruckmann KG, München
Nicht im Buchhandel, Auslieferung für Ärzte nur über den Verlag

Die geistige Umwelt des Hexenwahns: Psychische Ansteckungen und Besessensein

«Die natürlichen Erscheinungen waren bei dem unvollkommenen Zustande der Wissenschaften großenteils unbegriffen und unverständlich; je geringer aber der Kreis des Natürlichen, desto größer war der Kreis des Übernatürlichen, denn das Streben des menschlichen Geistes begnügte sich nicht mit dem Geständnis seiner Unwissenheit.» (Leubuscher)

Viele Erscheinungsformen des mittelalterlichen und neuzeitlichen Aberglaubens an Zauberer, Hexen und Dämonen lassen sich bis in die mythische Vorzeit zurückverfolgen. Die Besessenen mit ihren Konvulsionen erinnern an die Mänaden und Korybantinnen des Altertums. Die Vorstellung, alle Zauberer seien Anthropophagen, haftete bereits den Strigen, Empusen, Lamien und Harpyien an. Der Vampirismus wird schon im Sanskrit erwähnt und war ein in Babylonien und Chaldäa ganz allgemein verbreiteter Aberglaube. Die Lykanthropen haben ihren Namen von dem arkadischen Hirtenkönig Lykaon, der der erste in einen Wolf verwandelte Mensch gewesen sein soll. Die Selbstmordepidemien unter den Frauen von Lyon, den Schotten, den russischen Raskolniks haben ihr Vorbild in den Mädchen von Milet, die sich laut Plutarch (um 50–125 n. Chr.) (De virtute muliebrum, II) truppweise erhängten, bis wegen «Gefährdung des Staates» ein Befehl erging, die Selbstmörderinnen nackt auf dem Markte auszustellen. Wie die Veitstänzer benahmen sich die Töchter des Proitos und mit ihnen viele Weiber, die die Göttin Hera verachtet, d. h. die Ehe verschmäht hatten; Melampus kurierte sie, «indem er sie durch rüstige Jünglinge jagen» und ihnen das Brechmittel Helleborus eingeben ließ (Apollodor II, Kap. 2). Der Hexensabbat hat seinen Vorläufer in den Versammlungen der akkadischen Hexen, wohin diese ebenfalls auf Holzbesen zu reiten pflegten. Schwerer durchschaubar, aber nicht weniger wirksam sind die Einflüsse des altgermanischen Götterglaubens an Moor-, Wald- und Kräuterhexen (hagzissa, ahd. «Zaunreiterin»), an Elfen und Feen, an die zum nächtlichen Wodankult durch die Luft reitenden Walküren, an Gottesurteile usw.

In Form von kultischen Ekstasen spielt das kollektive Wahnverhalten in vielen Primitivreligionen eine notwendige psychohygienische Rolle. In entarteter Form sind solche Erscheinungen auch in der christlichen Welt aufgetreten. Die Psychiater sprechen hierbei von imitatorischen Pandemien oder epidemischen Psychosen. Bald nach dem Tode des Antonius, eines reichen thebaischen Bauernsohnes, der im Jahre 356 n. Chr. in freiwilliger Einsiedelei gestorben war, wimmelte die ägyptische Wüste von religiösen Schwärmern. In heiligem Eifer hatte Origenes (um 185 bis um 254 n. Chr.) sich selbst entmannt, und trotz den Schmerzen und der Lebensgefahr steckte sein Beispiel viele an. Fanatische Asketen schlugen sich mit Nesseln und Dornen, legten Steine in ihre Schuhe, schliefen auf Eisenstangen, trugen Gürtel mit einwärts stehenden Stacheln, ließen sich brennen, strecken, unter Gestein begraben, von der Menge zertrampeln; sie suchten ekelerregende Kranke auf, um deren Geschwüre abzulecken – dies wird z. B. in der Kanonisationsbulle der hl. Maria Magdalena von Pazzi ausdrücklich erwähnt –, kauten die von Eiter getränkten Pflaster, mengten Asche und Kot unter ihre spärliche Nahrung. Manche haben sich würgen, die Zunge durchbohren, an den Füßen aufhängen und sogar kreuzigen lassen. Kein Wunder, daß auch der Selbstmord als Krönung der Selbsthingabe gefeiert worden ist; sektenweise z. B. von einigen russischen Schismatikern, die freiwillig verhungerten oder sich verbrennen ließen.

Furchtbar war der Massenwahn der Kinderkreuzzüge. Heilige Begeisterung hatte die Ritter des Abendlandes in das Gelobte Land getrieben, ekstatische Erscheinungen, göttliche Offenbarungen und Visionen hatten sie begleitet. Ihnen folgte die Jugend Frankreichs und Deutschlands mit Kerzen, Rauchfässern und geweihten Kreuzen, fest in dem Glauben, daß das Meer vor ihnen zurückweichen werde. «Herr erhebe die Christenheit, gib uns das wahre Kreuz wieder», lautete der Refrain ihrer Hymne. Die meisten kamen um; schiffsladungsweise wurden sie an die Sarazenen verkauft, und es tröstet wenig, daß die schurkischen Reeder von Kaiser Fried-



Der hl. Stephanus exorzisiert einen Wechselbalg (für solche hielt man Mißgeburten als Früchte der Vereinigung mit einem Inkubus). Gemälde (Ausschnitt) des Sieneser Meisters Bartolo di Fredi (gest. um 1410). Städelsches Kunstinstitut Frankfurt a. M.

rich II. (1212–1250) später aufgeknüpft worden sind. Allein im Jahre 1212 sollen 60 000 Kinder zugrunde gegangen sein.

Den Kreuzzügen folgten die Pilgerfahrten der Flagellanten, die 1260 in Italien begannen – als Urheber wird u. a. der Bußprediger Antonius von Padua (1195–1231) genannt – und die später in die Tanzprozessionen einmündeten. Die Geißel, das durch die Leiden Christi geheiligte Marterinstrument, war schon im 8. Jahrhundert verbreitet gewesen. Später propagierten Mönche die Geißeldisziplin – 3000 Schläge entsprachen einem Jahr Buße –, wobei Dominicus Loricatus «der Gepanzerte» (gest. 1060) unglaubliche Bußen bis zu hundert Jahren auf sich genommen haben soll. Vom 13. bis ins 15. Jahrhundert durchzogen die Geißler das durch die Schrecken des Schwarzen Todes und die Ketzerverfolgungen verängstigte Land, so die Kreuzbrüder im Pestjahr 1348: «Jhesus wart gelabet mit Gallen, des sullen wir alle an crüce fallen. Stant uf durch den reinen martel ere, und hüte dich von den sünden mere. Nun hebent uf die uwern hende, daz Got dis große sterben wende. Nun hebent uf die uwern arme, daz Got sich uber uns erbarme.» Meistens zeigten die Geißler echte Reue und Demut, aber Auswüchse blieben nicht aus; fanatische Mütter ließen ihre Kinder gleich nach der Taufe blutig geißeln; Männer und Frauen vermengten sich öffentlich, um den bevorstehenden Triumph des Satans darzutun.

Die Tanzwut, die häufigste und dauerhafteste Erscheinungsform dieser Seelenseuchen, wird 1021 in Kolbig erwähnt, 1237 in Erfurt, 1278 in Utrecht; ihre Höhepunkte erreichte sie im 14. und 15. Jahrhundert. Der Johannestanz, der 1374 anläßlich der Einweihung der Apostelkirche in Lüttich, und der Veitstanz, der 1418 in Straßburg ausbrach, breiteten sich weithin aus. Mit Blumen bekränzt, voran einige Sackpfeifer, zog das Volk oft halbnackt, den Leib eingeschnürt, singend und mit wunderlichen Sprüngen durch die Straßen. Unter Zuckun-

gen und mit Schaum vor dem Munde stürzten die Tänzer zu Boden, erlebten Visionen, redeten irr oder weissagten und jagten weiter: «Here sent Johan, so so vrisch und vro, here sent Johan!» Am übernatürlichen Ursprung dieses Treibens zweifelte niemand. Um des Tanzes der Salome willen galt Johannes und auf Grund einer Legende auch der jugendliche sizilianische Märtyrer Vitus (gest. 303/304) als Patron der Tanzwütigen. Daher wurden viele in die diesen Heiligen geweihten Kirchen gebracht – Hineinwerfen in kaltes Wasser soll aber auch geholfen haben. An anderen Orten verurteilte man die Befallenen zum Feuertod. Eine italienische Variante der Tanzwut, der Tarantismus, wurde dem Biß der Tarantelspinne zugeschrieben. Man kurierte mit Musik, weil Rhythmus Ordnung in den Bewegungssturm der Befallenen zu bringen vermochte; die «Tarantella», eine klassisch gewordene musikalische Taktform, entstand aus dieser Heilmusik (siehe CIBA-Zeitschrift Nr. 100). Einer der ersten Ärzte, der den Veitstanz den geistigen Störungen zurechnete, war Theophrastus Paracelsus (1493–1541).

Absonderlich waren die sog. Dämonomanien, die vor allem in Nonnenklöstern auftraten.

Flagellanten dringen in eine Festversammlung ein. Miniatur aus einem Manuskript des 15. Jahrhunderts. Historisches Bildarchiv Handke, Bad Berneck.





Geißlerzug mit zwei Beichtenden. Buchmalerei der Konstanzer Chronik (15. Jahrhundert). Codex Germanicus 426 der Bayerischen Staatsbibliothek, München.

Im 15. Jahrhundert begann eine Nonne, ihre Mitschwestern zu beißen, und bald bissen sich alle Nonnen gegenseitig. Vergeblich rief der Papst bei der Messe ihre Namen auf, die Nonnenwut breitete sich weithin aus, befiel Klöster in Sachsen, Brandenburg und Holland, und endlich erreichte die Epidemie auch Rom. Die Insassinnen eines Klosters bei Paris begannen täglich um dieselbe Stunde zu miauen; erst auf die Drohung des aufgeklärten Magistrats hin, jede miauende Nonne werde von Soldaten ausgepeitscht, unterblieb das anstoßerregende Konzert. Ein Mädchen, das 1516 aus Liebeskummer in ein Kloster bei Dinslaken eingetreten war, benahm sich dort wie toll. Bald tobten auch die übrigen Nonnen, sprangen in der Kirche aus den Stühlen, rissen sich die Schleier ab, würgten Speisen aus und dergleichen mehr. Endlich sperrte man das Mädchen ins Gefängnis, wo es vom Wärter geschwängert wurde und genas. 1551 fühlten sich die Nonnen im Kloster Utrecht nach dem Genuß von Salzplätzchen verzaubert. Sie glaubten Stimmen zu hören, des Nachts wurden sie an den Füßen aus dem Bett gezogen, an den Sohlen gekitzelt und zu unablässigem Gelächter gezwungen. Wollten sie Wasser lassen, schob jemand den Topf unter ihnen weg. Manche fielen nieder, bekamen Zuckungen und Verdrehungen, mußten die Zunge herausstrecken; manche rutschten auf den Knien herum, kletterten auf Bäume und hängten sich kopfab an die Äste. Dieser Unfug dauerte drei Jahre, und eine als Hexe verdächtigte Frau aus der Nachbarschaft

wurde darüber zu Tode gefoltert. 1564 entstand im Kloster Nazareth zu Köln ein ähnlicher Spektakel, als eine junge Nonne unter ständigem Gelächter unanständige Bewegungen vollführte. Da sich der vermutete unzüchtige Geist durch eine geweihte Stola nicht von seinen Besuchen abhalten ließ, legte man eine zweite Nonne zu der Befallenen, aber das unsaubere Wesen fuhr auch in diese, und schließlich verbreitete sich die Seuche im ganzen Kloster; sie erlosch, als eine Typhusepidemie ausbrach.

Ähnliche Massenhysterien gab es in den Findelhäusern. Ein Mädchen bekam Krämpfe, als ihm ein anderes eine Maus in den Halsausschnitt steckte, und schon nach wenigen Tagen krampften alle übrigen Kinder auch. Bei einem solchen Ausbruch im Waisenhaus von Amsterdam im Jahre 1566 wußten die Ärzte keinen Rat; vergeblich betete man in allen Kirchen. Anders faßte der berühmte Arzt Hermann Boerhaave (1668–1738) im Armenhaus zu Haarlem das Problem an: Er ließ ein Kohlenbecken aufstellen und erklärte, jedes Kind müsse zu seiner Heilung mit dem Glüheisen gebrannt werden; sofort hörten die Konvulsionen auf. Aufschlußreich ist eine Beobachtung aus der Fastnachtszeit 1670, wonach die sonst krampfkranken Kinder am zügellosesten waren; Anfälle hatten sie in dieser Zeit aber nicht.

Der Vampirismus, jener finstere Aberglaube, der die Ansicht aufkommen ließ, daß Tote als Blutsauger aus ihren Gräbern auferstehen und Menschen und Vieh heimsuchen würden, war im 17. und 18. Jahrhundert vor allem auf dem Balkan verbreitet. Ein Heiduck hatte sich beim Sturz vom Heuwagen den Hals gebrochen. Vierzig Tage nach seinem Tode wurde er wieder ausgegraben, weil mehrere Leute von ihm gebissen worden sein wollten; vier davon waren bereits gestorben. Man fand seine Leiche unversehrt, Blut floß aus Nase und Ohren, auch Hemd und Sarg waren voller Blut. «Weil sie nun daraus ersehen, daß er ein richtiger Vampir sei, so haben sie demselben nach ihrer Gewohnheit einen Pfahl durch das Herz geschlagen, wobei er einen lauten Schrei getan und ein häufiges Blut von sich gelassen, wonach sie den Körper noch gleich selbigen Tag zu Aschen verbrannten und ins Grab geworfen», schrieb ein Augenzeuge. In Sachsen wurde den Toten ein Stein oder Geldstück in den Mund gelegt, «damit, wenn derselbe im Grab zu beißen anfange, er auf den Stein und Pfennig beiße und sein Gebiß verderbe».

Schon die frühchristlichen Gemeinden sind wegen angeblicher Zauberei verschrien worden; sie sollten Kinder schlachten und verzehren. Im 15. Jahrhundert ist derselbe böswillige Wahn den bernischen Waldensern zum Verhängnis geworden. Eine Frau hatte gestanden: «Wir lauern besonders auf die noch nicht getauften Kinder und töten sie. Dann rauben wir sie heimlich aus der Erde, kochen sie, bis das Fleisch flüssig und trinkbar wird;

In einem Dorf in der Nähe des fränkischen Eschenbach wird 1685 ein Werwolf («verbannter Wolff») gefangen und hingerichtet. Kupferstich auf einem Einblattdruck von Georg Jacob Schneider (gest. 1721) in Nürnberg.



wenn ein Neuling wenige Tropfen davon getrunken hat, so hat er teil an unserem Wissen.» Darauf ließen ein Inquisitor und der Richter von Boltigen Hunderte aus den benachbarten Orten auf die Folter spannen und in den Flammen umkommen.

Schrecklich war auch das Schicksal jener Geistesschwachen und Kranken, die – entlaufen oder verjagt – in freier Natur verwilderten und für Werwölfe gehalten wurden. 1541 behauptete ein geisteskranker Bauer aus Padua, er sei ein Wolf, die Haare seines Felles stünden aber nach innen; zur Nachprüfung machte man zahlreiche Einschnitte, an denen er zugrunde ging. Ein französischer Parlamentserlaß ermächtigte 1573 die Bevölkerung, auf einen vermeintlichen Werwolf Jagd zu machen. Die «Susania 70-anthropica» an die von Augustin (gest. 430) bis Paracelsus jedermann geglaubt hat, zeitigte oft groteske Auswüchse. So wurde 1557 ein Prozeß gegen eine Sorte von grünen Fliegen anhängig gemacht. Daß Tiere auch persönlich des Umgangs mit dem Bösen verdächtigt und dafür bestraft wurden, war nicht ungewöhnlich und erschien u. a. im Hinblick auf den biblischen Bericht von den unsauberen Geistern in der Schweineherde als begründet.

Kinderraub durch einen Waldmenschen. Holzschnitt von Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553).



Noch einige Beispiele für Manifestationen von sektiererischem Massenwahn: Die böhmischen Adamiten liefen nackt herum, um sich wieder in den Urzustand der Menschheit zurückzuversetzen, und praktizierten einen Kommunismus bis zur Gemeinschaft der Weiber; sie wurden 1434 niedergemetzelt. Ein flandrischer Wunderprediger, Johann David Joris (1501–1556), der sich mit Vögeln unterhielt, wurde von seinen Anhängern für unsterblich gehalten; als er nach seinem Tode nicht auferstand, rissen sie den Leichnam aus dem Grabe und verbrannten ihn. Im 16. Jahrhundert durchzogen die Wiedertäufer das Land. In Fulda verlangte einer von ihnen einen Säugling, um mit ihm über das Wasser zu schreiten; eine Frau gab ihm ihr Kind, und vor den Augen der Menge ertranken beide. Weil der Geist nach Ansicht der Anabaptisten durch die Sünden des Fleisches nicht befleckt werden konnte, ließen sie Polygamie, Prostitution und als Sühneopfer selbst die Menschentötung gelten; die schrecklichen Vorkommnisse in Münster sind bekannt. Auch die Wiedertäufer wurden grausam verfolgt, aber sie ließen sich als Märtyrer lieber Finger, Zunge, Nase und Ohren abschneiden und massenhaft in den Flüssen ertränken – «widertaufen» nannte man es –, als von ihrer vermeintlichen Berufung abzulassen: «Schlag zu, Henker, ich leide für Jesus und seine Taufe, schlag zu und mache aus meinem Körper ein Opfer, das dem Herrn angenehm ist!»

An Wahnsinn grenzte auch der Opfermut der Hussiten in Böhmen und der Hugenotten in Frankreich während ihres Todeskampfes, als sie die gegen sie vorgehenden Truppen durch die bloße Kraft ihrer Worte und ihres Atems zum Weichen bringen wollten. Nicht weniger fanatisch war die Standhaftigkeit der Quäker, denen artige Oxforder Studenten Kot in den Mund stopften.

Der Jansenist François de Pâris, der sein Leben in freiwilliger Armut mit Beten, Fasten, Büßen und auf Steinen schlafend verbracht hatte und große Verehrung genoß, war 1727 in Paris gestorben. An seinem Grabe ereigneten sich Wunderheilungen, die wiederum unter Krämpfen vor sich gingen, und bald wurde das Volk straßenweit von Konvulsionen befallen. Im weiteren Verlauf kam es zu unglaublichen masochistischen Exzessen. Schon damals meinte ein weitsichtiger Arzt, Philippe Hecquet (1661–1737), daß Wollust dabei die Hauptrolle spiele. Erst als die Wall-

fahrer auf Geheiß des Königs eingesperrt und nach Westindien verschickt wurden, nahm das Treiben ein Ende.

Nicht selten, besonders bei der unter dem Namen «Predigerkrankheit» bekanntgewordenen Theomanie in Schweden, die ebenfalls mit konvulsivischen Verzückungen einherging, waren Kinder beteiligt. Schon Dreijährige ahmten die Erregungszustände der Erwachsenen in allen Teilen nach. «Hört ihr nicht das Kind, wie es in meinem Leibe prophezeit?» fragte eine Schwangere noch auf dem Wege zum Gefängnis.

Den Energumenen (Besessenen) gegenüber hielt sich die Kirche durch Jahrhunderte hindurch an das Vorbild ihrer Gründer, die sich derselben nicht anders angenommen hatten als der Blinden, Lahmen und Aussätzigen. In Form eines eigenen Kirchenamtes erlangte der Exorzismus, gestützt auf das Bibelzitat bei Markus 16/17, seit dem 3. Jahrhundert eine zunehmende Bedeutung; verfolgt wurde jedoch der Satan, nicht der Besessene. Obschon Augustin und andere Kirchenväter den auf das Urheidentum zurückgehenden Glauben stützten, die Dämonen vermöchten auf Grund ihres substanzarmen Wesens in menschliche Körper einzudringen und sich mit ihnen zu vermischen, wollte das Kirchenrecht davon zunächst nichts wissen. Noch im Canon Episcopi (um 900), der als ein späterer Bestandteil des Corpus juris canonici das Kirchenrecht vor der Inquisition zum Inhalt hat, heißt es: «Aber wer möchte ein solcher Tor sein, daß er diesen geistigen Vorgängen Wirklichkeit beilegen wollte? Es soll öffentlich verkündet werden, daß wer dergleichen für wahr hält, den Glauben verloren hat.» Das Decretum Gratiani, eine Sammlung von Kirchenrechtsquellen durch den Bologneser Mönch Gratianus (um 1150) aus dem 12. Jahrhundert, enthält ebenfalls ein ausführliches Dokument, wonach dämonische Vorstellungen als Einbildungen anzusehen seien; wer derlei Blendwerk für real halte, habe nicht den rechten Glauben. Seit dem 12. Jahrhundert aber lebte der Dämonenglaube wieder auf, heute noch erkennbar an den Skulpturen vieler Kirchen aus jener Zeit. Besessen wurde man durch Ansteckung, Verwünschung, Fluch, den Hauch eines Sterbenden, auch durch das eigene schlechte Gewissen. Als Zeichen des Besessenseins wurden nicht nur hysterische Reaktionen angesehen, sondern auch Vorgänge wie epileptische Krämpfe, Geräusche in den



Der Dämon der Unkeuschheit hat sich einer Frau bemächtigt. Skulptur an der Abteikirche Ste-Madeleine in Vézelay (Dép. Yonne). 12. Jahrhundert. Foto: Bildarchiv Marburg.

Eingeweiden, Gestank, Koliken, «Hexenschuß», Impotenz, Schlaflosigkeit, Eßunlust bei Kindern und ähnliches mehr. Die Befreiung vom Bösen konnte spontan, durch Gebet, Berührung von Reliquien, Exorzismus und Askese erfolgen; nicht selten fasteten die Angehörigen und ganze Gemeinden freiwillig mit, selbst das Vieh mußte hungern.

Später entartete der Exorzismus zu grotesken Schauspielen, wozu besonders die erwähnten Klosterdämonomanien Anlaß boten. Als die Priorin der besessenen Ursulinerinnen von Loudun während der Exorzismen laut fluchte, mußte sie zur Buße auf der Erde kriechen und den Kapellenboden an drei Stellen ablecken, was sie «unter Zittern und Heulen mit einer langen, schwarzen Zunge» tat. Unterdessen heulten auch die übrigen Nonnen wie wilde Tiere und ließen die Zungen heraushängen; eine rutschte auf dem Bauch herum, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, die Beine bis zum Kopf hinaufgehoben. «Manche wurden in ihren Anfällen ganz starr, aber so biegsam wie Blei,



Zwei Dämonen fallen über einen Knaben her. Detail einer Skulptur an der Kathedrale St-Lazare in Autun. Mitte des 12. Jahrhunderts. Foto: Bildarchiv Marburg.

daß man sie nach vorn, nach hinten und seitwärts biegen konnte, bis der Kopf die Erde berührte; und sie blieben so lange in solch unnatürlicher Stellung, bis jemand sie wieder in die Höhe richtete. Oft genügte der Anblick eines Exorzisten, um die krankhaften Symptome von neuem hervorzurufen.» Zwischen den Exorzisten und Befallenen stellte sich also mitunter ein hypnotischer Rapport ein. In dem Bericht einer ärztlich-theologischen Kommission vom Jahre 1622 heißt es, daß einige besessene Nonnen auf Weisung des Exorzisten in kataleptische Starre verfielen: eine von ihnen wurde gegenüber Nadelstichen unempfindlich, eine verlor auf Befehl den Puls abwechselnd im rechten oder linken Arm. Es gab Fälle von «Gegenübertragung», bei denen der böse Geist auf den Exorzisten überging, und ein nicht geringer Teil des exorzistischen Rituals galt der Abwendung dieser Gefahr (siehe S. 3378). Zu Friedeberg i. d. Neumark waren 1593 gegen 150 Menschen besessen. Als der Pfarrer von der Kanzel herab dagegen zu Felde zog, wurde er plötzlich selbst befallen, «was die Macht des Teufels noch mehr in Ansehen brachte». Dem 1638 im Zustand des Besessenseins verstorbenen Exorzistenpater Tranquille setzten Mönche die Grabschrift: «Hier ruht der demütige Pater Tranquille von St-Remy, Prediger und Kapuziner. Die Dämonen, die seine Tapferkeit im exorzistischen Amte nicht länger zu ertragen vermochten, quälten ihn zu Tode.»

Aberglaube und blinde Furcht ermöglichten die Ausbildung von immer massiveren Besessenheitssymptomen. Die stürmische Dramatik, mit der sich die meist ungebildeten Befallenen mit den Geistern herumschlugen, ergriff die Zuschauer im Innersten, so daß sie zwischen Bewunderung, Mitleid, Abscheu und Angst hin und her gerissen wurden. Parapsychologisch-telepathische Phänomene wie das Erraten von geheimen Gedanken, vergangenen Sünden und von zukünftigen Ereignissen brachten auch die oft gewissenhaft vorgehenden ärztlich-theologisch-juristischen Untersuchungskommissionen in Verwirrung.

Erst die neuere Psychiatrie war in der Lage, das Besessensein als eine psychogene, transitorische Spaltpsychose aufzuklären. Es handelt sich um eine «hysterische» Ichstörung mit Persönlichkeitsabspaltungen, wobei die «Partial-Iche» eine starke Tendenz zur Personifikation aufweisen. Der ständige Umgang mit solchen «Geistern» führt auch in der zeitgemäßen Praxis des Spiritismus hin und wieder zu derartigen «mediumistischen Psychosen».

Zweifler haben es schon im 16. Jahrhundert unternommen, die Unspezifität der Dämonomanie experimentell nachzuweisen: Besessene konnten mittels eines Lexikons, das wie eine Bibel aussah, eines für eine Reliquie ausgegebenen Federsäckchens und sinnloser lateinischer Sätze erfolgreich exorzisiert werden. Als es üblich wurde, auch ärztliche Gutachter und Behandler zuzuziehen, entstanden zwischen diesen und den Theologen oft heftige Streitigkeiten. Entgegen dem Protest der Geistlichkeit behandelte 1687 ein Arzt an die fünfzig Dorfmädchen, die von Tierdämonen befallen zu sein glaubten und daher bellten, blökten, wieherten und wie Esel schrien, erfolgreich mit Brechmitteln und Mineralwasser.


Otriven®
Otriven-Millicorten®
CIBA
für Nase
und Auge
Otriven
Otriven
Millicorten
Frischer Wind
für die
verstopfte Nase

Inquisition und Hexenwahn

Im Hexenwahn offenbart sich ein schmachvolles Zeugnis für die Abgründigkeit der menschlichen Natur. Jene schrecklichen Vorkommnisse allein aus dem Zeitgeist heraus erklären zu wollen, wäre Selbsttäuschung. Die wahre Schau sieht diese Vorgänge im Zusammenhang mit jenen, die in demselben Ungeist fanatischer Verblendung und Unmenschlichkeit von unseresgleichen und in unserer Zeit begangen worden sind.

Die christliche Botschaft hatte zwar den Sieg über die Macht des Teufels verkündet, im Volk aber blieben Furcht und Aberglaube lebendig und erhielten immer wieder Zustrom. Die entthronten heidnischen, nun für dämonisch erklärten Götter, das magische Gedankengut des Orients, die ägyptischen Zauberlehren, die von der alexandrinischen Philosophenschule Plotins (205–270 n. Chr.) neu klassifizierten Dämonenscharen, der nordländische Gespensterspuk, all das verformte das jüdische Bild vom gestürzten Engel. Die christliche Gnostik und die Manichäer, die das ursprünglich in Persien beheimatete dualistische Prinzip von einer guten und einer bösen Macht wieder aufleben ließen, stärkten den Glauben an ein eigenes Reich der Finsternis. Gleichwohl bestand die Auffassung, daß der Teufel für die Menschen gefährlich sei, bis weit ins Mittelalter hinein nur in allgemeiner Form.

Dämonomanie und Ketzerverfolgung

Auf der Pariser Reformsynode im Jahre 829 wurde die Hexerei nur als ein im Volk spukender Aberglaube bezeichnet, und noch der große Papst Gregor VII. (1073 bis 1085) rügte den dänischen König, weil in seinem Land bei Unwettern und Seuchen unschuldige Frauen verfolgt würden. Allein die geistige Revolution der Gotik, die neuerliche Berührung mit dem Orient in fünf Kreuzzügen, die Maurenherrschaft in Spanien, und die frühen italienischen Humanistenschulen, die die aristotelische Metaphysik wiederbelebten, brachten eine vermehrte Hinwendung zu magischen Denkweisen. Es gab wieder «Propheten», wie den Abt Joachim von Fiore (um 1130–1202) mit seinem «Evangelium aeternum». Unter neuplatonischem Einfluß verfaßte der byzantinische Philosoph Michael Psellos (1018–um 1078) ein System der Geisterwelt, dem nachweislich die Angaben eines Halluzinanten zugrunde lagen. Unheilvolle Folgen hatte es, daß auch die späteren Scholastiker, unter ihnen der «doctor angelicus» Thomas von Aquin (1225–1274), den auf rein heidnischen Vorstellungen beruhenden Aberglauben von einem fleischlichen Umgang des Teufels mit den Menschen übernahmen. Die 1233 erschienene Bulle «Vox in Roma» verschaffte ihm allgemeine Anerkennung, und 1275 wurde in Toulouse zum ersten Male eine Frau lebendig verbrannt, die sich selbst der Buhlschaft mit dem Teufel bezichtigt hatte. Dante Alighieri (1265–1321) schilderte mit weltweiter Resonanz die Schrecknisse der Hölle. Vom Hexensabbat ist erstmals 1353 bei einem Autodafé (einer pomphaften Massenaburteilung durch ein geistliches Gericht) die Rede. Wer fortan die Realität solcher Vorkommnisse, wie der dämonischen Zauberei überhaupt, bezweifelte, machte sich verdächtig. Ignatius von Loyola (1491–1556) modernisierte abermals die Dämonologie. Gleichwohl dauerte es noch längere Zeit, bis die neue Wissenschaft populär wurde. Mit nachhaltiger Wirkung setzte sich der als Kanzelredner berühmte schwäbische Dominikaner Johann Nider (um 1380–1438) in seinem «Formicarius» für die Wahrheit der wildesten Hexengeschichten ein; u. a. behauptete er, bei den zum Konstanzer Konzil (1414–1418) in Massen erschienenen Dirnen habe es sich um maskierte Dämonen (succubi) gehandelt.

Man würde den Menschen jener Zeit aber unrecht tun, sie nur abergläubisch zu nennen. Manche wagten um ihres unbändigen Erkenntnisdranges willen den faustischen Pakt mit dem Teufel, eine seltsame Vorahnung moderner naturwissenschaftlicher und tiefenpsychologischer Horizonte. Damals jedoch verlor sich ihr Weg im Dunkel von Mystizismus, Magie, Kabbalistik, Astrologie, Alchemie, Stein- und Kristallschau, Mantik, von Quintessenzen, Zauberei, Spuk und Geistererscheinungen. An



Die Zubereitung der Hexensalbe während des Hexensabbats. Lavierte Federzeichnung von Hans Baldung Grien (um 1475 bis 1545). Staatliche Graphische Sammlung, München.



Exekution von Ketzern (Autodafé), der jeweils eine große Volksmenge beiwohnte. Stich von Bernard Picart (1673 bis 1733) aus dessen Werk «Cérémonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde». Amsterdam 1723.

mehreren Universitäten in Spanien und Böhmen hatte die Nekromantie eigene Lehrstühle. Eine noch stärkere Triebfeder des spätmittelalterlichen Menschen war die Angst. Sie erfüllte ihn in einem kaum vorstellbaren Ausmaß mit Furcht vor dem Untergang der Welt, der Hölle, den Dämonen, dem Schwarzen Tod, vor Mißernten, Brunnenvergiftern usw. Unwissende Angst und Notwehr machen die Erbarmungslosigkeit teilweise verständlich, mit der die Hexen und andere verfolgt worden sind, im 14. Jahrhundert z. B. die Juden, die dank ihrer hygienischen Vorschriften von den Pestzügen leidlich verschont blieben und daher in Verdacht gerieten; 1321 hat andererseits eine Massenverfolgung der Aussätzigen eingesetzt.

Weiterhin waren die Bewahrung der Gläubigen im rechten Glauben und im Zusammenhang damit die aufstrebende sog. juristische Kirche ein mächtiges Motiv, das die christliche Welt in Bewegung hielt. Unter den Aposteln und innerhalb der ersten Gemeinden waren Meinungsverschiedenheiten noch brüderlich ausgetragen worden. Sobald aber der äußere Druck nachließ, wurde das anders, und es kam zu heftig umkämpften Abspaltungen. Im Jahre 385 ist in Trier der spanische Häretiker Priscillian wegen Glaubensabtrünnigkeit und Magie hingerichtet worden, ein damals unerhörtes Ereignis, gegen das sogar kirchliche Kreise protestiert hatten. Bedeutsame Sektenbewegungen entstanden in den folgenden Jahrhunderten innerhalb der abendländischen Christenheit jedoch nicht; sie lebte geeint in der Vorstellung eines tausendjährigen Reiches. Nachdem die Jahrtausendwende aber ohne das gefürchtete Ende der Welt vergangen war, begann es zu gären.

Als erste der Neuerer traten zu Beginn des 11. Jahrhunderts die Katharer («Die Reinen») auf. Als sie sich hartnäckig zeigten, wurden ihnen die schändlichsten Greuel angedichtet, und vielerorts wurden sie verbrannt. Als die Albigenser und Waldenser die Reformation weiterführten, rief Papst Innozenz III. (1198 bis 1216) gegen sie zum Kreuzzug auf, und in einem von 1209 bis 1229 dauernden Religionskrieg wurden sie fast ausgerottet. Auch in Deutschland wurden ihre Anhänger verfolgt; 1212 sind in Straßburg an einem Tag gegen hundert Menschen verbrannt worden. 1232 wurde die Reichsacht gegen alle Ketzer erlassen.

Im folgenden Jahr wurden die Stedinger, ein Friesenstamm, der die vom Bremer Erz-

bischof verlangten Zinszahlungen verweigert hatte, kollektiv der Ketzerei und Zauberei bezichtigt und 1234 blutig vernichtet. Mit lärmendem Teufelsgezeter ging 1310–1314 in Frankreich der Schauprozeß gegen die zwanzigtausend Ritter des Templerordens über die Bühne, und ebenso wurden später die Hussiten, Calvinisten, Freimaurer und andere religiöse Minderheiten, nicht zuletzt in Skandinavien und Schottland die Katholiken selbst als Teufelsverbündete verschrien und verfolgt. «Nur die Unverschämtheit kann leugnen», wandte sich der Jesuit Martin Antonio del Rio (1551–1608) gegen die Lutheraner, «daß die Zaubergreuel den Ketzereien auf dem Fuß folgen», und tatsächlich ist die Gegenreformation nicht zuletzt mittels der Hexenprozesse durchgeführt worden. Der Dominikaner Nicolas Jacquier (gest. 1471) schließlich bezeichnete in seinem 1458 verfaßten «Flagellum haereticorum fascinariorum» die Hexen rundheraus als eine eigene, festgefügte Sekte.

So war die Verschmelzung des Kampfes gegen die Häretiker mit dem gegen die Hexen zwangsläufig erfolgt. Zauberei und Teufelskult sollten die massivste Bestätigung des Ketzerns sein. Konsequenterweise ist später nach einer zauberischen Übeltat überhaupt nicht mehr gefragt worden, es ging nur noch um den Pakt mit dem Teufel als solchen, als dem todeswürdigen Verbrechen des Abfalls von Gott. In der Geschichte des Hexenwesens sind daher drei Phasen unterscheidbar: die Abwehr von teuflischen Einflüssen mit rein kirchlichen Mitteln und die Ahndung von zauberischen Übeltaten nur durch weltliche Gerichte; die Verfolgung von Ketzern und Sektierern als angebliche Zauberer mittels Glaubenskrieg, Folter und Hinrichtung; der reine Hexenwahn mit Massentötung aller, die eines Paktes mit dem Teufel verdächtig erschienen.

Indessen hatte die im Land umherziehende, von Rom delegierte Inquisition nach spanischem Vorbild in Deutschland zunächst nur wenig Erfolg. Die Diözesanbischöfe fanden sich nicht ohne weiteres zur Abtretung eigener Kompetenzen bereit, und im Volk stießen die terroristischen Schnüffler erst recht auf Widerstand. 1233 berichtete der Erzbischof von Mainz über den Generalinquisitor Conrad von Marburg (gest. 1233) an den Papst: «Wer ihm in die Hände fiel, dem blieb nur die Wahl, freiwillig zu bekennen und sich das Leben zu retten, oder seine Unschuld zu beschwören und verbrannt zu werden. Viele Katholischen ließen sich lieber unschuldig verbrennen, als daß sie Verbrechen auf sich genommen hätten, deren sie nicht schuldig waren. Die Schwächeren logen, um mit dem Leben davonzukommen, auf sich selbst und jeden beliebigen anderen.» Conrad wurde noch im selben Jahr ermordet; Papst Innozenz IV. (1243–1254) aber machte 1252 die Tortur zu einem rechtmäßigen Bestandteil der Inquisition. Gleichwohl vergingen noch etwa 250 Jahre, während derer Hexenprozesse eher vereinzelt vorkamen und Massenverfolgungen eine Ausnahme blieben. Neben den innerkirchlichen Rivalitäten konkurrierten auch die kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten miteinander; wo die weltliche Gewalt nicht in der Hand geistlicher Herren lag, kam es vor dem Hintergrund der wechselvollen Machtkämpfe zwischen der römischen Hierarchie und dem deutschen Kaiser bzw. der französischen Krone zu Kompetenzstreitigkeiten bei der Prozeßführung.

Die Anfänge der Hexeninquisition

So kam es, daß die Hexenprozesse örtlich recht unterschiedlich in Gang kamen. In Frankreich ab 1390, in Deutschland allmählich einsetzend, gingen sie schließlich ganz an die weltlichen Gerichte über. Bei diesen lagen die Dinge ursprünglich umgekehrt. Schon seit dem altrömischen Zwölftafelgesetz wurden nicht der Glaubensfrevel und das Zaubern an sich bestraft, sondern nur durch Zauberei begangene Übeltaten (maleficia), Majestätsverbrechen, Schädigung anderer durch Gift, Krankheit, Unwetter, Mißernten, Viehsterben usw. Auch in der Lex salica (um 500) war die Todesstrafe nur den Giftzauberern angedroht. Nach einem Kapitulare Karls des Großen (768–814) vom Jahre 785 sollte sogar mit dem Leben büßen, wer einen anderen «nach Heidenart» wegen Zauberei dem Feuertod preisgegeben hatte. Der Ungarnkönig Koloman der Friedliebende (1095–1114) dekretierte 1095: «De strigis vero, qui non sunt, nulla mentio fiat.» Im Sachsenspiegel (um 1230) wurden Zauberei und Hexen zwar ge-

nannt – «sie sollen mit Feuer gerichtet werden» –, aber selbst noch in der grausamen Gerichtsordnung Karls V. (1519–1556), der «Carolina» (1532), galt die Todesstrafe nicht dem Teufelsbündnis, sondern nur den zauberischen Missetaten.

Der Sieg der Hexeninquisition in Deutschland wurde 1484 durch die Bulle «Summis desiderantes affectibus» des Papstes Innozenz VIII. (1484–1492) eingeleitet, die mit den Worten beginnt: «Wir haben neulich nicht ohne große Betrübnis erfahren, daß es in einzelnen Teilen Oberdeutschlands und in den mainzischen, kölnischen, trierischen, salzburgischen, bremischen Provinzen und Sprengeln, in Städten und Dörfern viele Personen von beiden Geschlechtern gebe, welche, ihres eigenen Heils uneingedenk, vom wahren Glauben abgefallen, mit dämonischen Inkuben und Sukkuben sich fleischlich vermischen, durch zauberische Mittel mit Hilfe des Teufels die Geburten der Weiber, die Jungen der Tiere, die Früchte der Erde, die Trauben der Weinberge, das Obst der Bäume, ja Menschen, Haus- und andere Tiere, Weinberge, Baumgärten, Wiesen, Weiden, Körner, Getreide und andere Erzeugnisse der Erde zugrunde richten, ersticken und vernichten, welche Männer, Weiber und Tiere mit heftigen inneren und äußeren Schmerzen quälen und beide an der Verrichtung ehelicher Pflichten zu verhindern vermögen . . .» 1487 legten die Dominikaner-Inquisitoren Jacob Sprenger (gest. 1495) und Heinrich Institoris (Krämer) (gest. 1505) die Wissenschaft über das Hexenwesen und die Prozeßordnung in den drei Bänden ihres berüchtigten «Malleus maleficarum» (Hexenhammer) bis in alle Einzelheiten fest, wobei sie sich auf das «directorium inquisitorum haereticae provitatis» des Generalinquisitors Nicolaus Eymericus von Aragon (1320–1399) stützen konnten, der bereits Hunderte von Ketzereien in alphabetischer Ordnung aufgezählt hatte. Im ersten Band wird festgestellt, daß es unter Gottes Zulassung Teufel, Dämonen, Zauberer und Hexen gäbe und welche Bosheiten ihnen zuzuschreiben seien, nämlich Gotteslästerung, Anhexen von Krankheiten an Mensch und Vieh, Einfahren in einen Körper, Wettermachen, Buhlschaft mit dem Teufel usw.: «Das Böse, welches heute von den Hexen verübt wird, übertrifft alles andere Böse, das Gott je hat geschehen lassen, sogar die Sünden und den Sturz der bösen Engel. Sie verdienen die schwersten Strafen, mehr als alle Verbrechen der Welt.» Der zweite Band behandelt die Frage, wie man sich vor dem Hexenzauber schützen bzw. von ihm lösen könne. Der dritte Band enthält den eigentlichen Kriminalkodex, Zeugnisrecht, Verhör, Folterung und Strafen. Demnach ist die Hexerei ein «Crimen fori mixti», d. h., es soll wegen des Glaubens-



Malleus maleficarum
Opus egregium: de variis incantationum generibus origine: progressu: medela atq ordinaria damnatione: compilatus ab eximiis Heinrico Institoris: et Jacobo Sprẽger ordinis predicatorum sacre pagine doctorib' z heretice pestis inqsitoribus: non tã vtilis q̃ necessarius.
1519
Eme, lege, nec te precii pœnitebit.

Titel der 1519 in Nürnberg erschienenen Ausgabe des «Malleus maleficarum», des für die Hexeninquisition maßgebenden Werkes von Heinrich Institoris (gest. 1505) und Jacob Sprenger (gest. 1495).

frevels vom geistlichen, wegen der begangenen Untaten vom weltlichen Richter abgeurteilt werden. Die für die weitere Entwicklung des Hexenwesens folgenschwere, dem römischen wie dem deutschen Recht durchaus fremde Besonderheit der Inquisitionsgerichte, die später in die weltliche Prozeßführung vielfach überging, ist der Wegfall des Anklägers. Der Inquisitor ermittelte, klagte an, verhörte und verurteilte ex proprio officio. Da es üblich wurde, alle geständigen Hexen nach Mitschuldigen auszufragen, lag es in der Willkür der Richter, beliebig viele Prozesse anzuzetteln. So veranlaßten tatsächlich nicht imagi-

näre Hexen die Prozesse, sondern aus den Prozessen gingen immer neue Hexen hervor. Die direkte Abhängigkeit des Hexenwahns wie auch der Besessenheitssymptome vom Vorgehen der Gerichte ist belegbar; regelmäßig stieg oder fiel die Zahl der Affizierten mit der Strenge oder Milde, mit der die Richter ihr Geschäft betrieben, und die Aufregung erlosch, wenn die Verfolgungen eingestellt wurden. Die Freilassung der angeketteten Irren in der Pariser Salpêtrière 1793 durch den philanthropen Arzt Philippe Pinel (1745–1826) hatte hundert Jahre zuvor (1693) eine Parallele in den Ereignissen in Neuengland unter dem Gouverneur Sir William Phipps (1651–1695). Anläßlich seiner Abberufung setzte er alle Hexenprozesse – es waren mehrere hundert – aus und die Gefangenen in Freiheit. Das abergläubische Volk befürchtete das Schlimmste, aber als nichts geschah, kam man zur Besinnung. Durch ein allgemeines Fasten wurde die Reue über das verübte Unrecht bekundet, und die ehemaligen Hexenrichter baten wegen ihres Irrtums öffentlich um Vergebung!

Die Höhepunkte der Hexenverfolgungen

Die Schätzungen der Gesamtzahl der in fünf Jahrhunderten als Zauberer und Hexen verfolgten und zum größten Teil zum Tode verurteilten Menschen schwanken zwischen einigen hunderttausend und 9½ Millionen. Der lothringische Oberrichter Nicolas Remi ließ 1580–1595 über 900 Hexen hinrichten; nach dem Parlamentsrat Pierre Delancre verbrannte man im baskischen Labourd um 1609 mehr als 600. Um 1612 waren es in und bei Ellwangen über 450, 1633/34 114 in der oberhessischen Kleinstadt Büdingen, 133 im Jahre 1589 bei einem einzigen Prozeß in Osnabrück. Um 1600 rühmte sich der Richter Bozuet, innerhalb eines Jahrzehnts im Jura über 600 Hexen umgebracht zu haben, Balthasar Voß, der Malefizmeister von Fulda, ließ um dieselbe Zeit 700 töten. Innerhalb weniger Jahre sollen unter dem Erzbischof und Kurfürsten Johann VII. (1581–1599) in dem Ländchen Trier, das soeben von Krieg und Hunger heimgesucht worden war, 6500 Menschen getötet, im Bistum Straßburg 1615–1635 etwa 5000 Frauen und Mädchen verbrannt worden sein. Vor den Toren der Städte standen die Brandpfähle reihenweise, und in manchen Dörfern blieb kaum jemand am Leben. Unter den 900 Menschen, die unter dem Fürstbischof Philipp Adolph v. Ehrenberg (gest. 1631) in Würzburg 1623–1631 hingerichtet worden sind, fanden sich: «... die Tochter des Kanzlers von Aichstädt, die Goldschmiedin, die Amfrau (Hebamme) Schickelte (von der kommt das ganze Unwesen her), die Domprobst Vögtin, die Ratsfrau Baunachin, ein fremd Mägdlein von zwölf Jahren, der Ratsherr Baunach der dickste Bürger zu Würzburg, ein Knab von zehn und einer von zwölf Jahren, der Bentzin Tochter, die Bentzin selbst. NB. Damals ist ein Wächter, so theils Herren ausgelassen, auf dem Markt gerichtet worden. Der Steinacher ein gar reicher Mann, ein klein Mägdlein von neun Jahren, ein geringeres, ihr Schwesterlein, der zwey Mägdlein Mutter, der Domvikarius Schwerdt, der Lieblerin Tochter von vierundzwanzig Jahr, ein Knab in der Schule, zwei Edelknaben einer von Ratzenstein und einer von Rothenhan, der Chorherr David Hans, des Ratsvogts zwei Töchter und seine Magd, die Apothekerin zum Hirsch, ihr Töchterlein, ein Mägdlein von fünfzehn Jahren, das Goebel Babele die schönste Jungfrau in Würzburg, die Rosslein Martel, ein Student, wo viele Sprachen gekonnt und ein furtrefflicher Musiker gewesen, der Vikarius zu Hoch und die Harfnerin seine Mutter (hat sich selbst erhenket), des Ratsvogt klein Söhnlein, ein blind mägdlein...» (Soldan-Heppe II, 17–20.) Auch nahe Verwandte ließ der eifrige Bischof hinrichten; erst als er selber in den Geständnisprotokollen mehrfach als mitschuldig auftauchte, wurde er zurückhaltender.

Die weitaus überwiegende Mehrzahl der als Hexen Verfolgten war weiblichen Geschlechts. Es erübrigt sich, die Ursache hierfür näher zu begründen, der Hinweis möge genügen, daß Frauen dem Irrationalen von Natur aus näherstehen, und daß «die» Hexe der menschlichen Seele als ein Archetypus innewohnt. Tatsächlich sind es aber zwei recht verschiedene Typen, die uns dabei vor Augen stehen: das sinnliche, womöglich rothaarige Mädchen, das auf Männer verführerisch und auf Frauen anstößig wirkt, und die alte Vettel mit den



Verbrennung einer als Brandstifterin angeklagten Hexe in Schiltach (Baden). Offenbar waren einige Häuser vom Blitz getroffen worden. Kolorierter Holzschnitt in einer Flugschrift des Nürnberger Briefmalers Stephan Hamer aus dem Jahre 1533 (tätig bis 1554). Zentralbibliothek Zürich.

vermännlichenden Attributen einer langen Nase, spitzig-behaartem Kinn, dürren Händen und knotigem Stock.

Aber nicht nur Frauen waren gefährdet; die Inquisition, fürchterliches Vorbild aller späteren Arten von Geheimpolizei, machte vor niemandem halt. Weltliche aller Stände, aber auch Geistliche, Mönche und Nonnen sind ihr zum Opfer gefallen. Priester wurden denunziert, sie hätten am Hexensabbat teilgenommen, Kinder auf den Teufel getauft und schwarze Messen gelesen. Hysterische Nonnen in Loudun überlieferten 1634 den Kanonikus Urbain Grandier dem Gericht. Andere verklagten in Marseille den geachteten Abbé Louis Gaufridy, er sei der Fürst aller Hexenmeister von Frankreich und der Türkei; 1611 wurde er öffentlich seiner Würde entkleidet und barfuß, eine Kerze in der Hand, zur Hinrichtung geführt. Auf demselben Platz in Rouen, auf dem 1431 Jeanne d'Arc verbrannt worden war, erlitt 1674 Boullé, Beichtvater des Klosters St-Elisabeth zu Louviers, dasselbe Schicksal; er wurde auf Grund einer Anklage seiner Nonnen, die «manchmal gegen eine Stunde in Form eines Bogens stehen blieben, den Kopf bis zu den Fersen zurückgebogen», eingeäschert, zusammen mit der aus dem Grab geholten Leiche seines Amtsvorgängers.

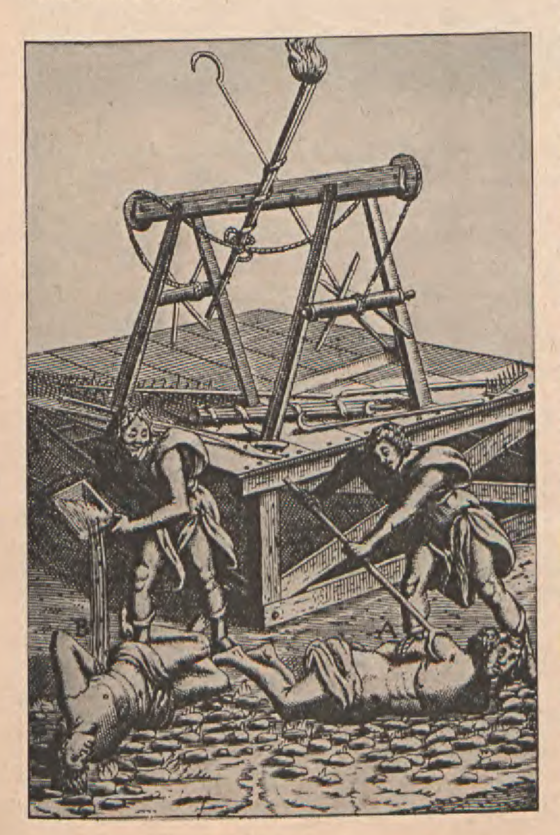
Das Verbrennen der Hexen hatte übrigens den Sinn, ihre Seelen ebenso wie ihre Körper dem Feuer, der richtenden Flamme, die alles Schlechte verbrennt, verfallen zu lassen.

Gefährdet waren auch die Ärzte. 1521 wurde in Hamburg der Geburtshelfer Dr. Viet verbrannt; er sollte dem Teufel ungetaufte Neugeborene zugespielt haben. Zusammen mit 62 Mitschuldigen wurden 1613 in Limburgisch-Roermond ein Chirurg als Fahnenträger der Zauberei und eine Hebamme als Hexenprinzessin gefoltert und verbrannt. Wegen Verzauberung einer schönen Wittib sind 1622 in Lothringen der Arzt Poiret und seine Gehilfin hingerichtet worden; ein Tribunal von 24 Richtern zeigt den Aufwand, den man um der Sache willen auf sich nahm. Der sächsische Arzt Dr. Protzel, der 1660 in einer Trinkgesellschaft mit seinen hypnotischen Fähigkeiten renommiert und einige Männer in Katalepsie versetzt hatte, bezahlte dafür mit seinem Leben; auf dem Weg zum Scheiterhaufen wurde ihm eröffnet, daß man seine Kinder vorsichtshalber in einer Badewanne hatte verbluten lassen. Ihm blieb nicht einmal der Nachruhm, als Märtyrer für die Kunst der ärztlichen Hypnose gestorben zu sein. Auch die Hebammen waren gefährdet, weil der Teufel sie zum Töten ungetaufter Neugeborener mißbrauchen konnte oder weil sie Kinder in des Teufels Namen getauft haben sollten. Zauberische Hebammen sollten vorzeitige Geburten hervorbringen können; in Ungarn glaubte man, daß sie die Nabelschnur zum Blutsaugen verwenden würden.

Anläßlich einer Masseninquisition unter den Basken im Jahre 1609 wurden gegen 2000



Zwei Phasen einer Folterung. Nach dem Strecken (oben) wird das Opfer auf einen mit Fragmenten von Molluskenschalen bedeckten Boden geworfen und unter anderem mit siedendem Öl übergossen (unten). Stiche aus Girolamo Maggi «De Equuleo». Amsterdam 1664.



Kinder für verdächtig gehalten. Man steckte sie in die Kirchen und hinderte sie am Einschlafen, damit der Satan sie nicht fortholen sollte. So wurde ihre Aufmerksamkeit ständig auf die befürchteten Erscheinungen gelenkt, die sich im Traum dann auch prompt einstellten, wenn der Schlaf sie überkam. Ähnliches ereignete sich in einem Erziehungsheim, wo zahlreiche Mädchen nach monatelangen strengen Exorzismen überzeugt bekannten, sie hätten mit dem Teufel Umgang gehabt. Diese Vorkommnisse sind beispielhaft für viele freiwillig gemachte Geständnisse bei den Hexenprozessen.

Jugendliches Alter schützte nicht vor Folterung und Hinrichtung; selbst einjährige Kinder sind verbrannt worden. Es kam vor, daß Mütter gestanden, sie hätten ihre Kinder dem Teufel überliefert, um selber freizukommen. Embryonen hielt man für Kielkröpfe und Elben; Mißgeburten und Kretinen wurden für Wechselbälge angesehen und oft umgebracht. Auf die Kinder von verurteilten Hexen wartete ein schlimmes Geschick. Man ließ «die Teufelsbrut» bei der Hinrichtung ihrer Eltern zugegen sein und vor dem Scheiterhaufen auspeitschen. Enterbt und verfemt verkamen viele im Elend oder wurden als lebenslänglich Verdächtige später selbst vor die Instanz gezogen. 1629 erschien in Köln ein «Newer Tractat von der verführten Kinder Zauberey», der derartige Maßnahmen rechtfertigte. In Dalekarlien (Schweden) wurden 1669 fünfzehn Kinder verbrannt, 56 wurden dazu verurteilt, allwöchentlich vor der Kirche ausgepeitscht zu werden, die kleinsten weniger oft. 1674 wurde ein achtjähriges Mädchen der Zauberei beschuldigt, zwei Priester unterwiesen es im Christentum und bezeugten schließlich, es sei nun so weit, daß es selig sterben könne, bliebe es am Leben, so könne der Satan es wieder auf seine Seite bringen; es wurde hingerichtet. Ein Augenzeuge berichtet in seinen Jugenderinnerungen von einer Hexenexekution in dem Flecken Etzel in Ostfriesland im Jahre 1657: «Jämmerlich war es anzusehen, als auch zur selbigen Zeit zehn kleine Kinder im geschlossenen Kreise mit dem Schwert hingerichtet wurden.» In einer kurbayerischen Instruktion zum «Malefiz-Inquisitionsprozeß» aus dem Jahre 1769 findet sich folgende Anleitung zum Inquirieren von Kindern: «Wie sie heißen? Ob sie ihre Eltern lieb haben? Ob sie schon zur Schule gehen? Was sie für Kameraden haben? Was



Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wird eine Hexe der Hexenprobe durch «Schwemmen» unterworfen. Malerei des 15. Jh. Historisches Bildarchiv Handke, Bad Berneck.

diese können? Was sie mit ihnen spielen? Was sie neulich da und dort mit diesen getrieben? In wem es bestanden? Was, wie er es gemacht? Wer es ihn gelehrt? Wie oft sie es gemacht? – Wie lange das Wetter gedauert und wem es geschadet? Zu wem sie die Mäuse geschickt? Wie er ausgeschaut? Wie oft sie auf dem Tanz gewesen? Wer sie hingeführt? Was ihnen dieser oder jener, auch der Teufel, versprochen?» usw. (Soldan-Heppe II, 310).

Oft spielten Kinder die Rolle von Denunzianten. Ein zwölfjähriger Knabe beschuldigte seinen Vater, er habe ihn dem Hexensabbat zugeführt. Unter Tränen beschwor ihn der Mann, er solle sie nicht beide ins Verderben stürzen, doch werde er ihn als sein Kind in jedem Falle lieb behalten. Der Knabe blieb bei seiner Aussage, was als «die gerechte Fügung Gottes, die den Sohn für das Gefühl des Blutes unempfindlich machte» galt. Von 22 in Bamberg hingerichteten sieben- bis zehnjährigen Mägdlein haben etliche «Zetter über die Mutter geschrieen, die sie solche Teufelskunst gelehrt», heißt es 1659 in einem «Wahrhafftigen Bericht über sechshundert Hexen».

Noch weniger als Kinder sind natürlich die Alten geschont worden. In Braunschweig wurde 1591 eine 106 Jahre alte Greisin hingerichtet, die «eine Zeitlang geschleift und danach auch verbrannt wurde».

Häufigster Anlaß für die Einleitung eines Verfahrens war die Denunziation. Verdächtig war alles irgendwie Auffällige: eine krumme Nase, ein böser Blick (gerötete oder schielende Augen, «Krähenfüße» in der Iris), Muttermale, auch erbrochene Fremdkörper, laute Darmgeräusche, Fistelöffnungen (von einem perversen Verkehr mit dem Teufel herrührend), Sich-links-Drehen beim Tanz, Selbstgespräche, der Besitz von Spiegeln, Knochen,

Salben, verbotenen Büchern usw., besseres Vieh und reichere Ernten, größere Körperkräfte und sicherere Hand (auch Wilhelm Tell galt als «Freischütze»), selbst erfolgreiche Taschendiebereien, sparsamer oder besonders häufiger Kirchgang. Im Verfahren gegen die Verdächtigen galten die sog. Hexenproben als mehr oder weniger zuverlässige Indizien. Man rasierte und sengte sämtliche Haare ab und suchte mittels Augenschein und Nadelstichen nach unempfindlichen Stellen als einem Stigma diaboli. Die Feuerprobe wurde nur selten angewandt, weil «das Feuer dem Teufel freundlich sei». Um so häufiger das Hexenbad: An Händen und Füßen übers Kreuz gefesselt – rechter Daumen am linken Zeh – warf man die Prüflinge ins Wasser, manchmal fast alle Bewohner eines Dorfes. Blieben sie an der Oberfläche, so war ihre Schuld erwiesen, «das Wasser stößt sie ab, weil sie die Taufe verleugnet haben». Auf der Halbinsel Hela wurde bei dieser Probe noch 1836 eine obentreibende Frau mit Rudern totgeschlagen. Andernorts prüfte man das Körpergewicht, da Hexen wegen der Fähigkeit, durch die Luft zu reiten, abnorm leicht sein sollten. Im Jahre 1730 wurde der dicke Stadtrichter von Szegedin (Ungarn) verbrannt, weil er nur einige Quentlein gewogen haben soll. Das holländische Städtchen Oudewater erfreute sich großen Zulaufs wegen einer von Karl V. privilegierten Hexenwaage; wer es hier auf mehr als 30 Pfund brachte, war vom Verdacht des Hexens frei und erhielt ein Attest. Tränenlosigkeit unter der Folter galt als ein Hexenzeichen (Atropinwirkung?, siehe S. 3367). Jungen Mädchen schlug man die Nase ein, um den Blutfluß als ein Gottesurteil (Ordal) zu verwenden.

Andererseits gab es auch keinen Unsinn, den man den Hexen nicht zugetraut und geglaubt hätte. Viele behaupteten, Mäuse-, Raupen- und Ungezieferplagen verursacht zu haben. Eine Frau aus Waldshut gestand, sie sei eine Wetterhexe, den Hagel löse sie mit ihrem Urin aus; sie wurde verbrannt. «Dis jars schlug der Hagel alles was da was. Die von Constanz viengent sy, umb Allerheiligentag ward sy verbrennt», heißt es 1453 in der Konstanzer Stadtchronik. In den Alpen verursachten die Hexen Lawinen, an der Küste Schiffsuntergänge. Eine Hexe verstand sich darauf, Butter in Kuhdreck zu verwandeln, andere verdarben das Bier. Hexen machten die Milch in des Nachbarn Stall versiegen, molken selbst aus einem Besenstiel und zauberten die Saat von fremden Feldern auf die ihren. Auf die Frage des Gerichts, ob er zaubern könne, jammerte ein Bauer, davon verstünde er nichts; nach der Tortur und Anwendung von brennendem Schwefel gab er an, er sei des Teufels Schuhputzer, dann sein Trompeter gewesen; er wurde verbrannt. Ein anderer Mann gestand, er habe eine schwangere Frau erschlagen und die Leibesfrucht aufgegessen. In einem Dorf bei Dresden bekannte ein neunjähriges Mädchen, es habe dem Satan ein Kind geboren. Herzte eine Hexe ein Kind, so mußte es sterben, wenn sie dabei den Teufel anrief. Hexen verwandelten sich in Katzen und schlürften Blut aus den Fingern, Zehen, Lippen und Fontanellen schlafender Kinder; die Mütter konnten aber nur an einer Hautrötung oder an einem Blutstropfen gewahr werden, daß ein Blutsauger dagewesen war. Mehrere der 1669 bei einem Prozeß in Mora in Dalekarlien umgebrachten 72 Frauen und 15 Kinder erklärten, der Teufel sei beim Sabbat erkrankt, sie hätten ihm Schröpfköpfe angelegt, andere klagten gar, er sei gestorben – immerhin wollten die klugen Richter dies nur als Scheintod anerkennen. Ein weitverbreiteter Greuel war die Hostienschändung. Österreichische Hexen behaupteten, sie hätten einen Wolkenbruch erzeugt, indem sie Hostien «mit unflätigem Wasser» begossen und in den Schweinetrog geworfen hätten. Andere wollten Hostien zum Bluten gebracht haben, indem sie sie durchstachen; auch von sprechenden Hostien ist vielfach die Rede. Die üppigsten Untaten aber betrafen den geschlechtlichen Verkehr der Hexen mit den In- und Sukkuben. Vor der Rostocker juristischen Fakultät wurden 1698 die obszönsten Untersuchungen über die Buhlschaft mit dem Teufel als Doktordissertation verteidigt.

Die Abwehrmittel, auf die die Gläubigen angesichts dieses zauberischen Unheils verwiesen wurden, waren in ihrem unverhüllt heidnischen Charakter oft nicht weniger abergläubisch als jenes selbst; so das Verstecken alter Besen hinter der Türe, das Eindrücken religiöser Zeichen in Butter und Brot, das Aufschlagen von Bibelstellen als Orakel, die Anwendung von «Hexenkräutern», wie Dill, Johanneskraut und Baldrian, dem die hexenfreundlichen Katzen nachliefen. Johannes Trithemius (1462–1516), Abt von Sponheim, empfahl in seinem «Antipalus maleficiorum»

Amulette nach folgendem Rezept: An Ostern geweihtes Salz, an Mariä Himmelfahrt geweihte Kräuter, Weihrauchkörper, Hostien vom Gründonnerstag, pulverisierte Friedhofserde und Wachs von Lichtmeßkerzen, weichgemacht in angewärmtem Weihwasser, werden unter dem Aufsagen des Paternoster, des Ave Maria und des Credo verknetet und zu Kreuzen geformt. Diese, unter Aussprechen der drei heiligsten Namen über den Türen des Hauses, der Kammern, des Stalles, dem Bett und der Wiege angebracht und am Hals getragen, sollten jeglichen Hexenzauber bannen. Da der Teufelszauber angeblich nur bei Kontakt des Hexers mit dem Fußboden wirksam werden konnte, ist es vorgekommen, daß man Verdächtigte von der Verhaftung weg nur noch getragen, gefahren und dann in Ketten schwebend an der Kerkerdecke angehängt hat.

Der Hexensabbat

Inmitten all dieses Beiwerks aber stand der Teufelskult, als die vollendete Blasphemie der christlichen Religion und des Gottesdienstes. Unzählige Prozeßakten enthalten Geständnisse über den Hergang des Hexensabbats, die sich trotz landschaftlichen Besonderheiten in allem Wesentlichen entsprechen. Um die nächtliche Entfernung der Teilnehmer zu verbergen, sollten ähnlich gestaltete Scheinwesen zu Hause zurückbleiben. Die Reise zum Versammlungsort geschah durch die Luft. Der Teufel erschien in verschiedener Gestalt, am häufigsten als Bock mit mehreren Hörnern. Sein bärtiges Gesicht war bleich, die Augen feurig, die Haare gesträubt, Hände und Füße krallig. Auch unter seinem Schwanz wurde ein Antlitz sichtbar, und es war eine Ehre, es zu küssen. Seine Stimme war rauh wie die eines Esels. Auf einem schwarzen Thron sitzend, präsidierte er die Versammlung mit gelangweilter Würde. Neben ihm saß die schönste der Hexen als Sabbatkönigin. Dämonen in abscheulicher Gestalt, Riesen und Zwerge umgaben das Paar als Leibdiener.

Ein Zeremonienmeister leitete die Versammlung. Die Wahrzeichen der Anwesenden wurden kontrolliert, Neulinge schworen

Der Hexensabbat. Radierung des Pariser Stechers Claude Gillot (1673–1722).



ihrem Glauben ab – «ich steh' hier auf dem Mist und verleugne Jesum Christ» –, dann wurden sie mit dem Teufelshorn gezeichnet. Unter Umtrieb und Gesang ging es an die Zubereitung von Giften und Salben, wozu Kräuter, Schlangen, Kröten, Schnecken, Hirn, Milz, Leber, Knochen, faule Eier, Kinderfett, Sanguis menstruus und Samen verkocht wurden. Unempfindlich gemacht, sprangen die Hexen durchs Feuer, um sich gegen die Flammen des Scheiterhaufens und der Hölle abzuhärten. Höhepunkt der Veranstaltung war die schwarze Messe, die vom Satan im Ornat und von der Hexenkunst ergebenen Priestern zelebriert wurde. An Stelle von Weihwasser wurden die Anwesenden mit «Teufelspisse» besprengt. Die Gebete verherrlichten Laster und Wollust, schmähten Gott und verkündeten den Sieg der Hölle, bei der Kommunion wurden schwarze, bitter schmeckende Hostien ausgeteilt.

Es folgte ein teuflisches Gastmahl, bei dem von schmutzigen Tischen Aas, Kröten und Menschenfleisch gegessen wurde. Zur Beleuchtung dienten brennende Kerzen die gebückt stehende Hexen im Gesäß trugen. Unter dem Getöse von Trommeln und Trompeten endete der Sabbat mit einer allgemeinen Orgie. Vor aller Augen buhlte der Teufel mit der Königin, dann mit seinen Lieblingshexen, schließlich mit den neu Hinzugekommenen. Seine Gunstbezeigungen waren schmerzhaft, denn sein wie eine Schlange eingerolltes Membrum sollte eiskalt, eine halbe Elle lang und mit Fischschuppen bedeckt sein, wie ein fünfzehnjähriges Mädchen es beschrieb, «zur Hälfte aus Fleisch, zur Hälfte aus Eisen». Für die Männer verwandelten sich die Teufel in weibliche Wesen, die Sukkubi; als solche ernteten sie den menschlichen Samen, denn sie selbst waren unfruchtbar. Unterdessen warfen alle Hexen die Kleider ab, und ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Verwandtschaft vermischte sich jeder mit jedem. Beim ersten Hahnenschrei stob alles auseinander.

Die Frage, wie sonst gesittete Frauen derart ausschweifende Phantasien oft freiwillig eingestehen und reumütig noch auf dem Scheiterhaufen aufrechterhalten konnten, hat schon viele Autoren beschäftigt. In seinem fünfteiligen, erstmals 1563 veröffentlichten Werk «De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis» hatte bereits der Renaissancearzt Johann Weyer (1515–1588)



Der rheinische Arzt Johann Weyer (1515–1588), der 1563 in einem aufsehenerregenden Werk gegen den Hexenglauben auftrat und deshalb vielen Anfeindungen ausgesetzt war. Stich von Pieter Holsteijn dem Älteren (gest. 1662).

als einer der ersten mutigen Verteidiger der angeblichen Hexen behauptet, daß viele von ihnen eine hysterische oder melancholisch zerrüttete Einbildungskraft besäßen. Daß es unter den Verurteilten geisteskranke Individuen gegeben hat, deren Wahn zeitgemäße Teufels- und Hexenphantasien zum Inhalt hatte, ist leicht nachzuweisen. Bei einzelnen der überlieferten Fälle kann man noch nachträglich eine psychiatrische Diagnose stellen. Schizophren dürfte Barbe Doré gewesen sein, die 1578 ihrem Kind und dem einer Nachbarin den Kopf abhackte und vor Gericht angab, der Teufel in Gestalt eines schwarzen Mannes habe es ihr befohlen. Ebenso jene Frau, die um dieselbe Zeit in Mailand gerädert wurde, weil sie ein Kind erdrosselt und davon gegessen hätte. Auch jener 75jährige Priester, der wegen angeblichen Trinkens von Kinderblut verbrannt worden ist, war offenbar geisteskrank; er hatte schon lange als Narr gegolten, weil er Selbstgespräche führte, seine Richter nahmen jedoch an, daß er sich mit seinem Sukkubus unterhielt. In Amsterdam folterte man 1564

eine Frau zu Tode, die fieberkrank im Spital vom Teufel phantasiert hatte. In Suffolk wurden 1665 zwei krampfkranke Frauen gehängt. Die Wirtsfrau Anna Käserin schließlich war schwermütig (siehe S. 3378). Stimmenhören und andere psychopathologische Phänomene, wie z. B. der schizophrene Wahn, beeinflußt, innerlich aufgezehrt oder abgetötet zu werden, ein fremdes Wesen in sich zu fühlen, wurden selbstverständlich als reiner Hexenzauber aufgefaßt. Hin und wieder sind Geisteskranke allerdings auch geschont worden; so geschah es im 13. Jahrhundert einer Hexe in Norwegen. Eine Kommission aus Tours hat 1589 das Urteil über 14 Teufelsanbeter überprüft und verfügt, sie seien nur stupide Menschen, man solle sie nicht bestrafen, sondern mit Helleborus abführen. Ein zum Tode verurteilter Lykanthrop wurde 1598 in ein Irrenspital eingewiesen, «damit er zur Erkenntnis Gottes zurückgeführt würde, die er in seiner bitteren Armut außer Acht gelassen». Ebenso verfuhren der Rat von Bern und der



Das Einreiben der Hexensalbe. Federzeichnung auf grundiertem Papier von Hans Baldung Grien (um 1475–1545), gleichzeitig Neujahrswunschblatt auf das Jahr 1514.

Ausfahrt einer Hexe und einer Novizin zum Sabbat. Radierung (Spätwerk) von Francisco Goya (1746–1828).



Große Kurfürst (1640–1688) in mehreren Fällen. Am Kölner Altenmarkt verwahrte man ein altes Weib in einem Schuppen; «man sollte sie verbrennen, aber läßt sie passieren und sagt, daß sie toll sey», schrieb ein Ratsherr in sein Tagebuch. Der letzte, 1728 in Preußen geführte Hexenprozeß endete damit, daß eine irre Müllerstochter auf Lebenszeit ins Spandauer Spinnhaus eingewiesen wurde, «von Rechts wegen».

Ziel jedes ordentlichen Inquisitionsprozesses war ein möglichst freiwilliges Geständnis, weil die Überführung des Angeklagten an Hand objektiver Tatbestände der Sache nach ausgeschlossen war. Die Annahme, alle Geständnisse seien herausgefoltert worden, ist unrichtig; tatsächlich sind viele freiwillig abgelegt worden. Der Teufelswahn bestand ja nicht nur auf seiten der Verfolger, er blühte nach jahrhundertelanger Übung auch im Volke selbst, und was an unerklärlichen Dingen vorkam, das wurde stets dem Teufel zugeschrieben. Wer konnte noch mit gutem Gewissen Zuflucht zu jenen geheimen Mitteln

nehmen, die als Liebeszauber doch von alters her im Gebrauch waren? Ein Schäfer wies eine Frau an, Schwalbennester im Bett zu verstecken, um die Gunst ihres Mannes zurückzugewinnen. Zum gleichen Zweck ließ sich eine andere Frau mit Eberfett einschmieren. Eine verliebte Magd mischte Asche von ihrem Haar in den Wein ihres Dienstherrn. Vor Gericht waren alle diese Sünderinnen des Zauberns geständig. Dasselbe gilt für die zahlreichen Kurpfuscher, die aus ihren magischen Praktiken Ansehen und Geld bezogen. Mit nicht weniger Wahrheitsgehalt erfolgten viele Geständnisse der Teufelsbuhlschaft. Verführer gebrauchten die bequeme Ausrede, der Teufel habe es in ihrer Gestalt getan. Umgekehrt haben auffallend viele Hexen im Prozeß angegeben, dem Schwarzen in Gestalt eines Bekannten erlegen zu sein. Auch die Maskeraden, die sich als Fastnachtsgebrauch mancherorts bis heute erhalten haben, begünstigten den Betrug: «Etwan legend mutwillige Gesellen Tüfelskleider an... und erschrekkend die Lüt», schrieb 1568 Ludwig Lavater Antistes (1527–1586) in Zürich.

Hexensalben

Von besonderer Bedeutung sind die sog. Hexensalben, ein entartetes Überbleibsel vorzeitlicher Kräuterkunde. Neben absonderlichen Bestandteilen aus der mittelalterlichen Dreckapotheke enthielten sie Schierling, Mohn, Tollkirsche, Stechapfel, Bilsenkraut. In Debreczin entdeckte die Polizei eine Hexenküche, in der ein altes Weib solche geheime Mixturen hergestellt hatte, dazu fand man Schlangen, Frösche und Leichenteile, als deren Lieferant der Totengräber ermittelt wurde. 1609 wurden in den Pyrenäen halsbrecherische Expeditionen durchgeführt, um angebliche Vorratslager ausfindig zu machen. Auf die psychotoxische Wirkung der verwendeten Pflanzen – der Ausdruck Nachtschattengewächs dürfte eine Verballhornung des Wortes «Nachschaden» sein, worunter die damaligen Ärzte angezauberte Krankheiten verstanden – ist schon früh hingewiesen worden, so von Weyer, und von Giambattista della Porta (um 1538–1615) in seinem berühmten Werk «Magia naturalis», später von Johann Weikhard von Valvasor (1641 bis 1693), der von einem «tiefen natürlichen Schlaff und unterschiedlichen Phantaseyen, darin der Hexe vor lauter Tanzen, Fressen, Sauffen, Musik und dergl. träumt, also daß sie vermeynet, sie sei geflogen» schreibt. Auch neuerdings wird behauptet, daß den Hexensalben hinsichtlich der Träume von Flügen, fratzenhaft entstellten Lebewesen und orgiastischen Exzessen eine spezifische Wirkung zukomme, was in Anbetracht der Erwartenseinstellung und der örtlichen Reizwirkung beim Einmassieren in die Achselhöhlen und am Genitale verständlich ist. Bei der Anwendung von nach überlieferten Rezepten hergestellten Salben träumten die Versuchspersonen vom «Dahinfliegen» und von abgrundtiefen Stürzen: Die Erde sei immer unwirtlicher und wilder geworden. Plötzlich seien merkwürdige Wesen auf sie zugekommen, halb Mensch, halb Tier, manche mit Hörnern auf dem Kopf; sie seien auf einem Schwein oder auf einem Bock durch die Luft geritten. Eigenartigerweise habe man sich nicht gefürchtet, sondern Dinge mit ihnen getrieben, die zu sagen man sich jetzt schäme, heißt es in einem Bericht.

Hexe bei der Zubereitung einer Zaubersalbe. Kupferstich von Franz Brun (tätig um 1559–1596). Staatliche Graphische Sammlung, München



Es ist müßig zu fragen, wie viele in der Unwissenheit ihrer Zeit befangene Frauen ehemals solche Mittel angewendet haben, um geheimen Gelüsten zu frönen. Ihre zauberische Zubereitung und ihr obszöner Gebrauch sind auf zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen dargestellt, insbesondere auch die Verführung junger durch alte Hexen. Nach heutigen Begriffen waren es Süchtige. Da sie aber selber von der satanischen Natur und der Realität ihrer Rauschphantasien überzeugt waren, waren sie vor Gericht stets bußfertig, und auch die Angabe von mitschuldigen Verführern und Verführten erscheint in einem anderen Licht. Noch verständlicher wird die Reaktion der Richter gegenüber diesem Treiben im Hinblick auf die narkotisierende Wirkung der verwendeten Drogen gegenüber Schmerzen, die den Torturprotokollen zufolge immer wieder beobachtet worden ist. Die naturwissenschaftliche Aufklärung dieser Vorgänge rechtfertigt in gewisser Hinsicht jene theologischen und juristischen Autoritäten, die, wie der Konstanzer Rechtsgelehrte Ulrich Molitor in einem 1489 erstatteten Gutachten, die Auffassung vertraten, die Hexen seien um ihrer ketzerischen Bosheit willen strafwürdig, während die zauberischen Freveltaten nur in ihrer Einbildung bestünden. Der Erklärung des Hexenwesens als einer geschichtlichen Form der Süchtigkeit kommt indessen keine universelle Bedeutung zu. Vom Coitus cum diabolo ist schon lange vor der Salbenanwendung die Rede, und manche Rezepte enthalten zudem überhaupt keine Psychopharmaka, sondern astrologisch, mantisch usw. determinierte Substanzen.

Prozeßordnung und Jurisdiktion

Wie aber sind die übrigen freiwilligen Geständnisse der Angeklagten erzielt worden? Als «gütliche Urgicht» galt jedes Geständnis, das lediglich auf Grund des Kerkerelends, des Durstenlassens, der Tortura insomnia oder auf Drohungen hin – die Reumütigen unter das Schwert, die Unbußfertigen ins Feuer! – oder auch während einer Folterpause aus Furcht vor weiteren Peinigungen abgelegt wurde. Unter dem Druck des grausamen Prozesses machten sich viele aber auch wirklich zu eigen, was ihnen vorgeworfen wurde. Angst, Erschöpfung und Schmerz ermöglichten das Zustandekommen von Zweifeln, von Fremd- und Autosuggestionen und

Geheime Zusammenkunft von Hexen. Holzschnitt aus «Die Emeis» (d. i. die Ameise), einer Predigtsammlung von Johann Geiler von Kaiserberg (1445–1510). Straßburg 1516.



Therapeutische Erfahrungen

In der Erforschung der Ätiologie und Pathogenese des Hochdrucks konnten im letzten Jahrzehnt beträchtliche Fortschritte erzielt werden, die zur Entwicklung neuer, sehr wirkungsvoller blutdrucksenkender Präparate führten. Die CIBA hat mit ihrer Forschung an diesen Erfolgen wesentlichen Anteil.
In den Laboratorien der CIBA konnte durch MÜLLER, SCHLITTLER und BEIN als erstes Alkaloid das Reserpin aus der Rauwolfia-Wurzel isoliert und 1953 den Ärzten für die Therapie der Hypertonie zur Verfügung gestellt werden.
1942 hatten indische Forscher bereits auf gute Therapie-Erfolge mit Rauwolfia-Extrakten bei der Behandlung von Hypertonikern hingewiesen. Bis zur Isolierung des wichtigsten Rauwolfia-Alkaloids Reserpin blieb es aber ungeklärt, ob die günstige Wirkung bei diesen Kranken nur auf einen sedativen Effekt des Extraktes oder aber doch auf eine spezifisch blutdrucksenkende Wirkung zurückzuführen war.
Das Forscher-Team konnte nachweisen, daß Reserpin (Serpasil®) neben der sedativen eine zentrale, stark blutdrucksenkende Wirkung besitzt, die eine gezielte Behandlung vor allem der leichteren Formen der essentiellen Hypertonie möglich macht.
Eine andere Forschergruppe der CIBA fand bei der pharmakologischen Untersuchung von Phthalazin-Derivaten neue Substanzen (Apresolin® und Nepresol®), die im Tierversuch eine langsam einsetzende, aber lang anhaltende Blutdrucksenkung hervorrufen. Im Unterschied zu allen anderen bekannten blutdrucksenkenden Stoffen fand sich daneben aber eine Steigerung der Durchblutung im Gebiet der Nieren-Arterien, ein Befund, den REUBI für Nepresol am Menschen bestätigen konnte. Nicht zuletzt auf Grund dieses Effektes nimmt Nepresol heute einen führenden Platz in der Behandlung von Präeklampsie und Eklampsie ein. Durch eine Kombination mit Reserpin – unter dem Namen Adelphan® im Handel – konnte die therapeutische Anwendung auch auf solche Hypertonie-Fälle ausgedehnt werden, die auf Serpasil allein nicht genügend ansprechen.
Ein weiterer Fortschritt ergab sich aus der Einführung der salidiuretisch wirkenden Sulfonamide, von denen Esidrix® und Navidrex® besonders bekannt sind. Schon die ersten Beobachtungen mit dieser Stoffgruppe ließen bei Hochdruck-Kranken auffällige blutdrucksenkende Wirkungen erkennen, während der normale Blutdruck nicht beeinflußt wird. Weiter zeigte sich, daß die hypotensive Wirkung durch andere Antihypertonika wesentlich verstärkt werden kann. Man nimmt an, daß Sali-Diuretica einen ähnlichen Effekt haben wie eine salzarme Diät, d. h., daß die für die Hochdruck-Entstehung mitverantwortlichen Natrium- und Chlor-Ionen weitgehend eliminiert werden. Das hat praktisch den großen Vorteil, daß bei einer Kombinationsbehandlung von Esidrix oder Navidrex mit anderen blutdrucksenkenden Präparaten die von vielen Kranken als unangenehm empfundene kochsalzarme Diät gelockert werden kann. Durch die Einführung der Kombination Adelphan-Esidrix gab die CIBA den Ärzten ein Präparat an die Hand, mit dem viele bis dahin unbeeinflußbare Hypertonie-Formen einer erfolgreichen Dauerbehandlung zugeführt werden konnten. Trotz weltweiter Anwendung der Kombination wurden bisher keine schwerwiegenden Nebenwirkungen festgestellt.
1959 wurde in den CIBA-Laboratorien von MAXWELL, MULL und PLUMMER Guanethidin (Ismelin®) eine besonders stark blutdrucksenkende Substanz, entwickelt, die in ihrer Wirkungsintensität alle bisher bekannten Antihypertonica übertrifft und durch ihren neuartigen Wirkungsmechanismus der Hypertonie-Forschung besondere Impulse gab. Ismelin ist besonders bei schweren Hypertonieformen einschließlich der malignen Hypertonie indiziert, also bei Fällen, die bisher durch die medikamentöse Therapie gar nicht oder nur schwer zu beeinflussen waren.
Hier bietet besonders die kombinierte Behandlung wesentliche Vorteile. Für eine Kombinationstherapie mit Ismelin eignet sich in erster Linie Adelphan®-Esidrix®.
Wenn man bedenkt, daß erst zehn Jahre seit der Isolierung des ersten und wichtigsten Rauwolfia-Alkaloids Reserpin vergangen sind, so kann wohl mit Stolz und Genugtuung auf die in gemeinsamer Arbeit vieler Forscher und Länder erreichten Erfolge zurückgeblickt werden, und es darf wohl auch in aller Bescheidenheit daran erinnert werden, daß die CIBA-Laboratorien an diesem Fortschritt einen bedeutenden Anteil haben.

selbst von Sinnestäuschungen: «Sie sagten uns, daß wir Hexen wären, daß sie es wüßten und daß wir es wüßten – und daß sie wüßten, wir wüßten es –, dies alles machte uns so verwirrt, daß wir schließlich dachten, wir wären wirklich Hexen. Unser Verstand, unsere Vernunft waren abhanden gekommen, und da sie uns mit ihrer Härte über die Maßen unfähig gemacht hatten, uns zu verteidigen, so sagten wir alles, was sie wünschten, und das meiste war in der Tat nur eine Zustimmung zu allem, was sie gesagt hatten.» Auf diese Weise sind geradezu groteske Geständnisse zustande gekommen (siehe S. 3378), und die Unglücklichen bedankten sich oft noch, zur Erkenntnis ihrer Sündhaftigkeit gebracht worden zu sein.

Man muß sich die unsagbare, notvolle Verlassenheit und Seelenangst vergegenwärtigen, denen die des Crimen exceptionalis Angeklagten ausgesetzt gewesen sind. Ihren Angehörigen entrissen, gab es für sie kaum noch eine Möglichkeit, Nachrichten zu geben oder zu erhalten. Respektierte und gefürchtete Männer, Geistliche und Richter bedrängten und bedrohten sie mit fürchterlichem Ernst, sie, die meist einfachen Standes und ungebildet waren und deren religiös-weltanschaulicher Überzeugung es nur allzusehr entsprach, was da von der Macht und Raffiniertheit eines Teufels, der auf jede Weise Schaden stiftete und auch die Frömmsten täuschen konnte, in sie hineinexaminiert wurde. Konnte man nicht selbst zu seinen Opfern gehören, mußte man nicht im eigensten Interesse Gewissen und Vergangenheit durchforschen lassen, um nicht der Verdammnis zu verfallen? Und war diese Verdammnis nicht schrecklicher als selbst der Tod auf dem Scheiterhaufen, der doch «ein kühler Taw» war gegen die ewige Pein? Unter solcher Gehirnwäsche wuchsen die Zweifel. Hatte man nicht schon sündhafte Zweifel und ketzerische Gedanken gehabt? Hatte man noch

In der Folterkammer unterhalten sich die Peiniger mit einem Kartenspiel. Radierung von Jan Luyken (1649–1712). Um 1685.



nie vom Teufel geträumt, und konnte das nicht Wirklichkeit gewesen sein, wie der Ankläger es jetzt unablässig behauptete? War einem niemals etwas Geheimnisvolles und Unerklärliches begegnet? Und wer konnte alle diese zweifelhaften Dinge auf die Dauer harmlos nennen, wo es um die ewige Seligkeit ging? So gestanden sie, weil ihre verwirrten Sinne unterlagen, und gingen dann reumütig, betend, Gott und die Richter um Verzeihung bittend, zum Richtplatz. Dabei erklärt sich die Gleichförmigkeit der Geständnisse nicht nur als ein Negativum der kirchlich-religiösen Gesetze, sondern auch aus dem Inquisitionsschema. In der Regel handelte es sich ja nicht um frei abgegebene Berichte, sondern um die Beantwortung der im Hexenhammer vorgeschriebenen Fragen, quasi um einen Beichtspiegel.

Was aber geschah jenen, die im Bewußtsein ihrer Unschuld widerstanden? Auch für sie gab es kaum einen Weg aus dem unerbittlichen Ablauf des Prozesses, schon deshalb nicht, weil jeder Ausweg ein Trick des Teufels sein konnte, der seine Anhänger dem Gericht entziehen wollte. Die Prozeßordnung ließ zwar einen Verteidiger zu, aber wer sich allzu eifrig für einen Angeklagten einsetzte, der machte sich selbst verdächtig. Eine nicht geringe Zahl von Priestern hat bei der Verteidigung von Hexen das eigene Leben eingebüßt. Als einer von ihnen noch vom Holzstoß herab der Menge zurief, es habe niemals wirklich Teufelsbündnisse gegeben, überschrien ihn seine Ankläger, er sei selbst kein echter Geistlicher, sondern ein verstellter Teufel. Einem Richter, der die Verurteilung einer Hexe verweigert hatte, wurde die Zunge herausgerissen. Grausamkeit gegen Hexen hielt man für Tapferkeit, Zuneigung und Mitleid für sündhafte Schwäche. Mancher Inquisitor hatte geschworen, er werde auch sich selbst nicht schonen, sondern auf Tod und Leben gegen den Satan kämpfen, wo immer er ihm begegne. Die Inquisitoren im Monsterprozeß von Bayonne (1609) bewiesen ihren Mut durch eine öffentliche Herausforderung, indem sie den Galgen an derselben Stelle errichten ließen, wo der Teufel nach Angabe der Hexen am Sabbat thronen sollte.

Leute, die die Aussagen verweigerten, «Maleficium taciturnitatis», konnten durch eine «Hexensuppe», z. B. eine Mischung aus Terpentinöl und Dreikönig-Ignatiwasser, die



Folterung durch Beinschrauben (3. Grad) und Aufzeichnung des Geständnisses durch einen Richter. Holzschnitt aus der «Praxis criminalis» des Johann Milaeus (gest. 1554), Paris 1541.

abscheulich schmeckte und Schwindel und Erbrechen auslöste, zum Reden gebracht werden. Versagte einem Angeklagten die Sprache, so verhinderte der Teufel das Geständnis; schrie er aber unter der Marter, so schrie nicht er selbst, sondern der Teufel schrie aus Wut aus seinem Leibe. Beschwor einer seine Unschuld, so durfte man ihm doch nicht glauben, denn Teufelsanbeter sind eo ipso meineidig. Erlitt eine Verdächtigte denselben Schaden wie die angeblich von ihr Behexten, so konnte dies ein besonders niederträchtiges Täuschungsmanöver sein. Fand sich keinerlei Merkmal am Körper einer Angeklagten, so war sie vielleicht eine besonders verläßliche Anhängerin des Teufels. Je hartnäckiger einer der Tortur widerstand, desto wahrscheinlicher war es, daß der Teufel ihm beistand. Wurde einer auf der Folter ohnmächtig, so hatte der Teufel ihm den Schlaf gegeben. Erklärte aber einer, er sei am Ende und wolle lieber unschuldig bekennen, so sagte man, wer auf eine Lüge sterbe, könne niemals selig werden; daher ließen sich gerade die Frömmsten weiter foltern, bis sie mit dem Geständnis zugleich die Hoffnung auf das himmlische Leben hingaben. Selbst objektive Tatsachen waren gegenüber dieser dia-

bolischen Logik wertlos. Starb unstatthafterweise ein Angeklagter unter der Tortur, so hatte der Satan ihm den Hals umgedreht, damit er nichts aussagen könne. Beendete einer im Kerker sein Leben selbst, so hatte der Teufel ihm den Strick gezeigt, um ihn zum Selbstmord zu verführen; daher erflehten manche eine Bewachung und stiegen dann zuversichtlich auf den Scheiterhaufen. Löschte ein Regenguß die Flammen, so war dies wiederum Teufelswerk.

Das letzte, nicht selten aber zuerst angewandte Mittel, um den Widerstand eines Angeklagten zu brechen, war die peinliche Befragung. Ursprünglich nach Art und Dauer bemessen, wurde sie später mit größter Willkür gehandhabt. Der Leser mag sich ausmalen, welche Szenen sich bei Fackelbeleuchtung in den Folterkellern abgespielt haben mögen. Vor allem weibliches Fleisch war es, das da gemartert wurde. Die zeitgenössischen Abbildungen geben die satanische Freude in den Gesichtern der Zuschauer oft deutlich wieder. Von zahllosen sadistischen Sonderleistungen abgesehen, gelangten üblicherweise folgende fünf Grade zur Anwendung: Daumenschrauben, Streckbett oder Aufziehen an den vorwärts gebundenen Armen, Zerquetschen der Beine mit spanischen Stiefeln, Aufziehen an den rückwärts gebundenen Armen mit Auskugeln der Schultergelenke, Anbrennen mit Fackeln, Schwefel und dergleichen. Jeder Grad konnte durch Schläge, Anhängen von Gewichten und Kombination mit anderen Graden verschärft werden. Wie es dabei zuging, wird daran deutlich, daß jeder ehrliche Scharfrichter sich schämte, mit einem alten Weib nicht fertig zu werden, während andere sich rühmten, daß unter ihren Händen jeder Angeklagte gestand. In schwierigen Fällen – die Frau eines Gastwirts in Nördlingen hat 1593/94 die Tortur 56mal ausgehalten, ohne zu gestehen! – wurden solche Spitzenkräfte gegen hohes Salär von auswärts beigezogen. Bezahlen mußte der Inquisit die Prozeßkosten übrigens in jedem Fall selbst – «und wass der Ausschuß bei der Hexenjagd allda verzehret, und in zwey Täg daselbsten versoffen = 8 Rthlr.» –, auch dann, wenn er als nicht überführbar von der Instanz schließlich loskam; er blieb im Kerker, bis die Gerichtskosten erstattet waren. Zu einem echten Freispruch kam es fast nie, und noch seltener erfolgte ein Schadenersatz seitens des Denunzianten. In der Regel begnügte man sich mit einer Entbindung aus Mangel an Beweisen. Der Verdächtigte galt weiterhin als unehrlich, hatte Urfehde zu schwören, blieb unter Aufsicht oder wurde ohne Rücksicht auf seine Familie aus dem Lande gejagt. So endete immerhin mancher Hexenprozeß nicht mit einer Exekution.

Folterszene. Charakteristisch erscheint der schadenfrohe Gesichtsausdruck der Inquisitoren. Holzschnitt aus Joost Damhouder «Praxis rerum criminalium». Antwerpen 1556.



Die meisten Urteile lauteten jedoch auf Hinrichtung und sind grausam vollstreckt worden. Bisweilen hat man die Unglücklichen auf grauenhafte Weise geschlachtet. Oft hatten die Exekutionen den Charakter eines Volksfestes, bei dem die Vernichtung der «Unholde» mit Glockengeläut und Schmauserei gefeiert wurde.

Betrachten wir die bildliche Darstellung (s. Abb. S. 3373) von der Hinrichtung eines «pauren» zu Köln im Jahre 1589: Ein Wolf hatte im Walde einen Mann angefallen und ein Kind weggeschleppt (oben links). Statt seiner ergriff man einen Bauern, brachte ihn zum Geständnis und exekutierte ihn im Beisein einer großen Menge. Die linke Hand war ihm bereits abgeschlagen, als er aufs Rad gebunden wurde. Über



Ein Bauer, in dem man einen «Werwolf» vermutete, wird durch den Kölner Nachrichter aufs Rad geknüpft, gemartert und verbrannt. Titelholzschnitt eines Nürnberger Flugblatts aus dem Jahre 1589. Kupferstich-Kabinett, Berlin.

dem Zwicken mit glühenden Zangen wurde er ohnmächtig, weshalb ihn der Gehilfe des Henkers mit einem nassen Tuch bearbeitete (unten links). Der Meister selbst trägt ein Wams mit Rüschen – sein Amt bringt ihm etwas ein! Bevor er den Mann köpfte, zerschlug er ihm die Glieder mit einem Beil (unten Mitte und rechts). Während der Kopf neben dem Galgen aufgepfählt wurde (Bildmitte), schleifte man «das Luder» zum Scheiterhaufen (hinten rechts), wo es zwischen zwei angebundenen Hexen noch einmal zu sehen ist. Es sind wohl Mutter und Eheweib des Gerichteten, die junge Frau ist hoch schwanger.

Der Augenzeuge einer Massenverbrennung erzählte, wie sich die schreienden Frauen im Angesicht der Zuschauer dem Feuer immer wieder zu entwinden suchten und laut ihre Unschuld beteuerten, bis sie in den Flammen niedersanken. Vielfach wurde den Unglücklichen ein Knebel in den Mund gesteckt, so daß bei der Verbrennung nichts zu hören war als das Knistern der Flammen, das Gebetsgemurmel der Mönche oder der Gesang der Schulknaben. Der Leser mag auch erfahren, daß der Magistrat von Neisse einen besonderen Verbrennungsofen für Hexen errichten ließ, in dem 1651 nicht weniger als 42 Frauen verbrannt worden sind. In München hatte im Jahre 1600 eine Familie auf der Folter bekannt, gegen 500 Menschen verzaubert, lahmgehext oder getötet zu haben. Zur Strafe wurde der Vater auf einen glühenden Spieß gesteckt, die Mutter auf einem beheizten Eisenstuhl verbrannt; die Söhne wurden mit glühenden Zangen gezwickt, dann gerädert, schließlich verbrannt; der jüngste Sohn, für unschuldig befunden, mußte zusehen, «damit er sich forthin zu hüten wisse».

So wie aus ursprünglich rein kirchlichen Strafen der Bußübung und Exkommunikation allmählich eine Mordjustiz erwuchs, so traten an Stelle des religiösen Eifers niedrige Motive, Habgier, das landesherrliche Geschäft, höfisch-klerikale Intrigen und offener Betrug. Die Könige von Spanien bedienten sich der Inquisition zugunsten ihrer absolutistischen Machtpolitik. Die Jungfrau von Orleans ist 1431 aus politischen Gründen verbrannt, Agnes Bernauer 1435 um einer Familienkabale willen in der Donau ertränkt worden. Der durch Geist und Männlichkeit ausgezeichnete, aber beim Klerus unbeliebte Kanzelprediger Grandier wurde auf Grund betrügerischer Verleumdungen gefoltert und ohne Geständnis hingerichtet (siehe S. 3360). Ein Zeitgenosse glossierte 1592, «daß mittels einer neuen Alchemie aus Menschenblut Gold und Silber hervorgelockt werde». Manche Richter hatten es besonders auf die Reichen abgesehen. Der Blutrichter von Lindheim in Oberhessen strebte seit 1661 immer neue Prozesse an, denn man «könndte soviel von de-

nen bekommen, daß die Brügck wie auch die Kierche kendten wiederumb in guten Stand gebracht werden» (Soldan-Heppe I, 439). Ein nicht geringer Teil der Ländereien, deren Besitzes sich die Staaten und Städte heute noch erfreuen, ist ihnen einst auf Grund eines Hexenmords an tausenden ihrer Bürger zugefallen; so konfiszierte die Mainzer Kapitularpräsenzkammer gegen tausend Morgen Land, das 300 hingerichteten Personen gehört hatte.

Das 17. Jahrhundert brachte den Höhepunkt der Hexenjustiz. Begünstigt durch den Dreißigjährigen Krieg geriet sie in die Hand des Pöbels, und es kam zu manchmal gänzlich formlosen Verfahren. Der Hexenwahn war nun so allgemein, daß das Volk von sich aus auf die Verfolgung der Verdächtigten drängte. Die Gemeinden setzten Hexenspürer und Sonderausschüsse ein; niemand war seines Lebens mehr sicher. In den Kirchen wurden Kästen mit Deckelspalten für schriftliche Anzeigen aufgestellt. Wer eine Hexe einlieferte, bekam mancherorts eine Fangprämie. Jetzt waren es die Juristen, die in fallweise eingeholten Fakultätsgutachten mehr und mehr zur Besinnung mahnten, während in vielen Klöstern ein sog. Hexenpater durch Abgabe von wunderkräftigen Zetteln, Pulvern usw. gegen das Hexenübel aus dem allgemeinen Elend noch immer ein Geschäft machte. Die Benediktiner vom Hl. Kreuz zu Scheyern in Oberbayern verteilten nach eigener Angabe noch im 18. Jahrhundert jährlich 40000 geweihte kleine Kreuze gegen den bösen Zauber.

Der Leipziger Rechtslehrer Benedict Carpzow (1595 bis 1666), ein Befürworter der Hexenprozesse. Kupferstich von Johann Dürr (1663).



Einem verbreiteten Irrtum entgegen ist die Hexenverfolgung aber keineswegs nur Sache der römischen Kirche gewesen. Im Kirchenstaat z. B. haben relativ wenige Prozesse stattgefunden, zahlreiche dagegen in Skandinavien, England und Nordamerika. Der fanatische Genfer Reformator Jean Calvin (1509 bis 1564) hat Hexenverbrennungen massenhaft geschehen lassen. Wie Martin Luther (1483 bis 1546) mit dem Teufel in Person zu kämpfen glaubte, ist bekannt. Geistesstörungen hielt er rundweg für teuflisch; ein zwölfjähriges idiotisches Kind wollte er in der Moldau ertränken lassen: es sei doch nur «eine massa carnis, da ist denn der Teufel in solchen Wechselbälgen als ihre Seele» (Werke, Ed: Irmischer, Bd. IV, S. 39). Noch 120 Jahre nach der Reformation hat der sächsisch-lutherische Rechtsgelehrte Benedict Carpzow (1595 bis 1666), Vorbild späterer Volksgerichtshofpräsidenten, dem man die Unterzeichnung von 20000 Todesurteilen nachrühmt, die Grundsätze des Hexenhammers in seine «Practica nova... rerum criminalium» übernommen: «Ins Feuer mit dem Teufelsgesindel!»

Überwindung des Hexenwahns durch die Aufklärung

Aber während das Hexenverbrennen im Volk seine wildesten Auswüchse zeitigte, erwuchsen aufklärerische Gegner dieses Wahns aus den Reihen der Ärzte, Juristen, Staatsmänner, Philosophen und Geistlichen. Zahlreiche dieser Freidenker bezahlten ihren Mut mit dem Tode; so wurde 1589 in Trier der

kurfürstliche Rat und Universitätsrektor Dietrich Flade wegen seines Eintretens für die Hexen zusammen mit zwei Bürgermeistern, einigen Ratsherren, Schöffen und Priestern lebendig verbrannt. Anfeindungen und Verfolgungen hatten auch alle übrigen auszustehen. Eines der frühesten Dokumente gegen den Zauberglauben findet sich 1533 in den Kinderpredigten des schwäbischen Reformators Johann Brenz (1499–1570): «... des sollt ihr Kindlein für gewiß halten, daß es nichts mit zauberey ist, sünder ist eytel betrug und lügen, wie da vil Leut zu irem Schaden erfahren haben. Darumb hüt euch davor, glaubt nicht daran, lernets nicht und förchtet euch nicht davor; es ist nichts denn daß man Gottes Namen mißbraucht, in mancherley Aberglauben falt und ein dem andern verdächtig wirt.» Zur selben Zeit trat auch der geniale Lehrer von Weyer, Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486–1535), mit seinem Werk «De occulta philosophia» mutig hervor. Neben vielen anderen verdienen ferner der Basler Arzt Felix Platter (1536 bis 1614) und die Jesuiten Adam Tanner (1571 bis 1632) und Paul Laymann (1574–1635) genannt zu werden, ferner die Italiener Giovanni Francesco Ponzinibbi (1549), Gerolamo Cardano (1501–1576), später der Schriftsteller Girolamo Tartarotti (1706–1761); der böhmische Pfarrer Mnichowic (Streitschrift, 1538), der holländische Arzt und Mennonit Abraham Palingh (1658), die Engländer Reginald Scot (gest. 1599) und der Arzt John Webster (1610–1682), die Franzosen Michel Eyquem de Montaigne (1533–1592), Pierre Charron (1541–1603), der Cartesianer Nicolas Malebranche (1638–1715); übrigens auch Hans Sachs (1494–1576) – «Des Teuffels eh und reiterey, ist nur Gespenst und Fantasey. So du im Glauben Gott erkennst, so kann dir schaden kein Gespenst» – sowie François-Marie Arouet Voltaire (1694–1778), der den Ausspruch tat, seit es in Frankreich Philosophen gebe, verschwänden die Hexen.

Besonders leidenschaftlich hat sich der Jesuit Graf Friedrich von Spee (1591–1635), der Verfasser der «Trutznachtigall», gegen den Hexenwahn eingesetzt; er hatte an die zweihundert Hexen zur Hinrichtung begleitet, bevor er 1631 sein Werk «Cautio criminalis» anonym erscheinen ließ: «Oh, du Elende, worauf hast du doch gehofft? Warum hast du nicht, sobald du das Gefängnis betreten, gesagt, du wärest des Lasters schul-



Graf Friedrich von Spee (1591–1635), Jesuit, Barockdichter und unerschrockener Kämpfer gegen den Hexenwahn. Anonymes Gemälde im Kölner Marzellen-Gymnasium.

dig? Folge meinem Rath und sage stracks zu, du seiest eine Hexe, und stirb; denn vergebens hoffest du, los zu werden, solches lässet der Eifer der Gerechtigkeit bei uns Teutschen nicht zu... Ich schäme mich Teutschlands! Was werden die anderen Nationen sagen, die so schon unsere Dummheit zu verlachen pflegen?» Noch kühner und kompromißloser waren die Schriften des reformierten Pfarrers in Amsterdam, Balthasar Bekker (1634–1698). Für ihn ist der Teufel nicht mehr der unter den Menschen wandelnde und Sabbatfeste feiernde Höllenfürst, sondern ein zur Strafe in den Abgrund gestoßener und verdammter Geist. Ein derartiger Angriff auf die traditionelle Teufelslehre wurde jedoch als Leugnung des wahren Gottesglaubens angesehen; Bekker verlor Amt und Würden. Die gründlichste Wirkung ging schließlich von dem Hallenser Professor des Rechts Christian Thomasius (1655–1728) aus, der als ein echtes Kind der Aufklärung über seine eigenen früheren Irrtümer sagte: «Ich hatte es so gehört und der Sache nicht ferner

nachgedacht.» In Leipzig gemaßregelt, fand er 1690 Asyl beim Preußenkönig; später lobte ihn Friedrich der Große (1740–1786), er habe den Weibern zum Altwerden verholfen. Einer der ersten Fürsten, die die Hexenjustiz überhaupt verboten, war der Erzbischof und Kurfürst Johann Philipp von Schönborn (1605–1673) aus Mainz, ein Jugendfreund des Grafen Spee. Dasselbe tat 1649 die schwedische Königin Christine (1626–1689) für ihre Untertanen in Deutschland. In Frankreich sind die Verfolgungen 1672 durch Ludwig XIV. (1643–1715) vorläufig beendet worden, zehn Jahre später hörten die Hinrichtungen auch in England auf. Preußen folgte 1728 unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. (1713–1740), Österreich mit seiner «Theresina» erst im Jahre 1766.

In Bayern ist noch 1749 die Würzburger Subpriorin Renata Sänger als Hexe geköpft und verbrannt worden. In ihrer Zelle hatte man einen gelben Rock, mehrere Katzen sowie «Bärenmutzkrautsalbe» (aus Tollkirsche) vorgefunden. Vor dem Verhör wurde ihr ein Brechmittel eingeflößt, dann wurde sie in einen Reifen gespannt, mit weihwassergetränkten Ruten geschlagen und mit Fackeln gebrannt. Der Fall hat unter dem Namen «die Klosterhexe» viel Aufsehen erregt. Die angeblich behexten Nonnen gaben die Namen anwesender Dämonen an, nannten den Exorzistenpater einen Ochsenkopf, lästerten die Heiligen und verkrampften sich. Eine Nonne riß eine Schwester mit zu Boden, «beide fielen aber ehrbarlich, denn der Teufel hat ohne Zweifel auf Gottes Befehl die Ehrbarkeit beobachtet», schrieb der wackere Exorzist. Ein Dämon ließ ihm durch den Mund einer Nonne sagen, er wolle sie «aus dem Loche» herausbringen. Das Ausfahren der Teufel erfolgte jeweils mit Durchfall. In Landshut wurde noch 1754 ein dreizehnjähriges, 1756 ein vierzehnjähriges Mädchen geköpft. Der letzte Prozeß auf deutschem Boden fand 1775 in Kempten gegen eine wahrscheinlich Geisteskranke statt; das Urteil lautete auf Tod durch das Schwert.

In Sevilla ist 1781 eine Frau, in Glarus 1782 die pflichttreue Magd Anna Göldi gefoltert und hingerichtet worden. Sie sollte das Töchterchen ihres Dienstherrn Dr. Tschudi, eines Arztes (!), krankgehext haben. Im Jahre 1799 rettete der österreichische General Brandi in Castelnuovo ein neunzehnjähriges Mädchen vor dem Feuertod; es stand schon auf dem Holzstoß, die Geistlichkeit war versammelt, als das Militär anrückte und dem Schauspiel ein Ende machte. In Spanien, Schottland, auf dem Balkan und im östlichen Europa sind Hexenurteile auch noch im 19. Jahrhundert ergangen. Die letzte ordentliche Hinrichtung erfolgte 1874 in S. Juan de Jacobo in Mexiko. Dabei wurden Mutter und Sohn als Zauberer lebendig verbrannt, andere Beschuldigte retteten sich durch die Flucht. Viele Strafgesetze sind erst annulliert worden, nachdem Volksschulen und Zeitschriften in der Bevölkerung eine gewisse naturwissenschaftlich-philosophische Bildung verbreitet hatten. Später sind Hexen noch mehrfach gelyncht worden; so haben Bauern bei Perugia (Italien) 1911 eine alte Frau in einem Kalkofen verbrannt.

Im Jahre 1957 hat ein Institut für Meinungsforschung ermittelt, daß sich noch 8% der westdeutschen Bevölkerung offen zum Hexenglauben bekennen. Im Durchschnitt werden in der Bundesrepublik jährlich 70 Hexenprozesse geführt, immerhin nicht mehr gegen die unglücklichen Hexen, sondern wie weiland unter Karl dem Großen gegen deren Verfolger. Das «Archiv zur Erforschung des neuzeitlichen Hexenwahns» (Leitung Joh. Kruse, Hamburg) beschäftigt sich mit diesen Erscheinungen, desgleichen Herbert Auhofer in der Schrift «Aberglaube und Hexenwahn heute»; eine moderne Darstellung des Hexenwesens gab u. a. Egon v. Petersdorff.

Aber das Hexenwesen überlebt nicht nur in den Köpfen zeitgenössischer Inquisitoren und abergläubischer Toren. Es lebt noch in der Seele vieler, bewußt als ein Nebenprodukt hemmungsloser sexueller Sinnlichkeit, oder es offenbart sich in Träumen, wie in dem folgenden einer jungen Frau: «Mein Traum vom brennenden Scheiterhaufen, dessen Feuer mein langes Gewand nicht erfaßt, hat sich wieder eingestellt. Ich freue und freue mich an der Farbenpracht, dem Knistern, der Wärme des Feuers. Die Menschen um den Scheiterhaufen sind in der von der Lohe erhellten Dunkelheit nicht zu erkennen – Schemen – ich stehe aber auch zu hoch, und der Rausch der Farben, das Spiel, der Tanz der züngelnden Flammen sind so faszinierend!»

Notizen zum Thema

Der Hexenprozeß gegen Anna Käserin aus dem Jahre 1629

Ihr Mann, der sie sehr lieb hatte, erklärte zu Protokoll, er könne wohl sagen, daß seine Frau seit sieben Jahren nie recht fröhlich gewesen. Sie habe zu keiner Hochzeit oder dergleichen Fröhlichkeiten, auch wenn es ihr befohlen, gehen mögen. Sie habe immer gebetet, gefastet und geweint. Dabei habe sie fleißig gesponnen und fürs Hauswesen gesorgt. Zu Eichstätt habe sie längstens alle vier Wochen gebeichtet und communiciert. Auf diese Frau hatten nun seit 1620 zwölf verhaftete Hexen und Zauberer bekannt, und die meisten derselben, welche man verbrannt hatte, waren «auf sie gestorben». In Folge dessen ward sie 1629 verhaftet. Sie leugnete, selbst als ihr der Daumenstock angeschraubt worden. Jetzt nahm aber der Scharfrichter die schärfere Tortur vor, und nachdem sie dieselbe eine halbe Viertelstunde ertragen, waren ihre Glieder und ihr Muth gebrochen. Sie gestand nun, weshalb das Gericht, um sie zum Tode vorzubereiten, zwei Geistliche zu ihr schickte. Diesen aber erklärte die Gemarterte sofort, daß alle ihre Geständnisse ersonnen und ihr lediglich durch die Folterqual abgepreßt wären. Neue Folter, und sie gestand Teufelsanbetung. Vor ihrem letzten Gange aber sprach sie vor den Richtern die Bitte aus, man möchte doch sonst niemanden verbrennen als sie. Am 20. September 1629 ward sie öffentlich enthauptet, dann zu Asche verbrannt.

(Gekürzt nach Kirchhoff, S. 48 f.)

Selbstzeugnis des Jesuitenpaters Surin aus dem Jahre 1635

Der Jesuitenpater Surin wurde nach Loudun berufen. Er hatte noch nicht einen Monat [gegen den Hexenwahn] angekämpft, als er während eines Exorzismus plötzlich die Sprache verlor. Häufig wiederholte es sich, daß der Teufel in den Priester fuhr, bis ein anderer Exorzist das Sakrament an den Theil des Körpers gehalten hatte, in welchem der Priester die Anwesenheit des Satans bezeichnet hatte. Seine Erlebnisse berichtete er in einem Brief vom Mai 1635: «Ich bin mit vier der bösartigsten Teufel in Kampf getreten. Die Sache ist soweit gediehen, wie ich glaube wegen meiner Sünden, daß der Teufel den Körper der Besessenen verläßt, in meinen herüberfährt, mich zu Boden wirft und mehrere Stunden unter den heftigsten Bewegungen bearbeitet. Ich kann nicht beschreiben, wie dieser Geist sich mit dem meinigen vereinigt, ohne mir jedoch das Bewußtsein meiner Seele zu rauben, als ob ich zwei Seelen hätte. Beide Geister kämpfen auf demselben Gebiete im Körper. Das Geschrei aus meinem Munde kommt gleichmäßig von beiden Seelen. Wenn ich im Antriebe der einen Seele das Zeichen des Kreuzes auf meinem Munde machen will, so hält die andere mit der größten Schnelligkeit mich davon zurück und bringt mir die Finger zwischen die Zähne, um sie voll Wuth zu beißen. Wenn ich sprechen will, bleibe ich stecken. Bei Tische kann ich keinen Bissen zum Munde führen, bei der Beichte vergesse ich alle meine Sünden. Betet für mich, denn ich bin dessen bedürftig.»

(Gekürzt nach Ideler, I, S. 391–394.)

Gerichtlich protokolliertes Geständnis der nachher verurteilten Nonne Simone aus Lille, 1613

«Ich habe in der Kleidung und dem Bettstroh der Nonnen ein Zaubermittel versteckt. Dasselbe war zusammengesetzt aus Hostien, geweihtem Blute, Pulver vom Bocke, Menschenknochen, Kinderschädeln, aus Haaren, Nägeln, Fleisch und Saamenflüssigkeit der Hexen nebst Stücken von Lebern, Milzen und Gehirn. Ich habe wiederholt Versuche gemacht, die Äbtissin zu töten, desgleichen den Bischof von Tournay. Zwei Personen habe ich wirklich umgebracht. Einigen Nonnen habe ich krankmachende Pulver gegeben, dem Pater Michaelis andere, welche auf den Magen und das Gehirn wirken, dem Pater Domptius solche, welche die Läusesucht erzeugen, der Gräfin Dair ein Gift, welches Unfruchtbarkeit bewirkte. Vom Sabbat brachte ich Wachsidole mit, welche die Nonnen zur Wollust reizten. Ich habe mehrere kleine Kinder getötet und sie lebendig geöffnet, um sie dem Teufel zu opfern. Mehrere habe ich erwürgt und ihr noch lebendiges Herz gegessen, besonders von Christenkindern. Mehrere habe ich erstickt, andere, indem ich ihnen die Haare ausriß. Andere habe ich gebraten, ersäuft, verbrannt, gekocht, oder ich habe sie in Latrinen, glühende Öfen gesteckt, den Wölfen, Löwen, Schlangen und anderen reißenden Tieren zum Verschlingen vorgeworfen; einige habe ich an den Beinen Armen, Schaamteilen, am Halse, aufgehängt, einigen zog ich die Haut ab. Andere habe ich wie Ochsen erschlagen und ihnen die Eingeweide herausgerissen, oder sie in Pressen zerquetscht, oder sie an große Hunde gebunden und zerreißen lassen. Einige kreuzigte ich ihrem Schöpfer zum Hohn, indem ich sprach: ‚Ich weihe den Körper, die Seele und alle Glieder dieses kleinen Kindes, dir Lucifer, und dir Beelzebub und allen Teufeln.'»

(Gekürzt nach Ideler, I, S. 423–425.)

Aus einem Brief des 1628 in Bamberg hingerichteten Bürgermeisters Johannes Junius

«Zu viel hundert tausend guter nacht hertzliebe dochter Veronica. Unschuldig bin ich in das gefengnus gekommen, unschuldig bin ich gemarttert worden, unschuldig muß ich sterben. Denn wer hier hinein kompt, der muß ein drudner (Hexer) werden und wird solange gemarttert, bis daß er etwas aus seinem Kopff erdachte weiß. Wil dir erzehlen, wie es mir ergangen ist. Als ich das erst mahl bin uf die Frag gehört worden, war Doktor Braun, Doktor Kötzendörffer und zween frembde Doktor da, da fragt mich doktor Braun: schwager, wie kompt ihr daher. Ich antwortt: durch die valschheit, im unglück. Hört ir, sagt er, Ir seyt ein Hexer, wolt Ir es gutwillig gestehen, wo nit, so wird man euch Zeugen herstellen und den Henker an die seyten.
Ich bat die Herren um gottswillen, daß es lauter falsche Zeugen waren, es hat aber nicht sein wollen, sondern gesagt, der Henker soll mich wohl zwingen.
Und dann kam, Gott erbarm es im höchsten himmel, der Henker und hat mir den Daumenstock angelegt, daß das Blut herausgegangen und ich die Hendt in vier Wochen nicht hab brauchen koennen, wie du das aus meyn schlechten schreiben sehen kannst. Darnach hat man mich uf die höhe in der Folter gezogen, achtmahl, da dachte ich, himmel und erden ging unter. Und dieses alles faser nackent geschehen.
Hertzliebs kind, daß ich der großen marter und harten tortur entging, hab ich ausgesagt lauter Lügen. Da hab ich etliche persohn müssen nennen. Ich wußte niemand. So haben sie den Dietmeyer genannet, also hab ich ihn nennen müssen. Nun hertzliebes kindt, da hast du meine lautter lüg, so wahr mir Gott helff. Gott im Himmel weiß, daß ich das geringste nicht kann noch weiß, darauf ich sterben muß. Hertzliebes Kindt, ich weiß, daß du so fromm bist als ich, und wann ich dir rathen soll, so sollst du von geld und briefen, was du hast, nehmen und dich ein halb Jahr uf ein wallfahrt begeben oder davonmachen.
Liebes kindt, dieses schreiben halt verborgen, sonsten werde ich dermaßen gemarttert und es würden die Waechter geköpffet. Ich hab etliche tag an dem schreiben geschrieben, bin haldt gar übel zugericht. Ich bitte dich umb des juengsten gerichts willen, halt dies schreiben in guter hut und bet für mich als dein vatter. Gute nacht denn, dein vatter Johannes Junius sieht dich nimmermehr.»

(Gekürzt nach Fernau, S. 90)

Ordentliches Protokoll über die Torquierung der später hingerichteten 80jährigen «Sachsen-Ursel» aus Georgenthal. Um 1670

Dieselbe wurde mit Daumenstöcken, spanischen Stiefeln und an der Leiter «ein paar Stunden» gefoltert. «Hat sie endlich gewehklagt und gesagt, der Nachrichter soll sie doch herunterlassen, dem wir aber widersprachen und begehrten, sie solle zuvor sagen, wann, wie und wo sie zur Hexerei gekommen. – Ad quo illa: Man sollte sie heruntertun, sie wolle sterben als eine Hexe und sich verbrennen lassen. – Nos: Ob sie denn eine Hexe sei? – Illa: Nein, sie wäre keine Hexe, wüßte nichts und könnte nichts, man möchte mit ihr machen, was man wollte. – Nos: Es wären so schwere Anzeigen wider sie da, daß man ihr sogleich nicht glauben könnte. – Haec begehrt nochmals, man möge sie herunterlassen, die Arme täten ihr wehe, man sollte ihr zu trinken geben. – Nos: Wenn sie gleich zu bekannt, so sollte sie gleich heruntergelassen und ihr, was sie begehre, gegeben werden. Ob nicht wahr, daß sie eine Hexe sei? – Haec: Sie müßte etwa vom Teufel heimlich verführt sein worden. – Nos: Ob sie denn verführt worden, wann und wo? – Haec: Ja, nu, nu, ich will mich erst besinnen. Er müßte im Kohlholz zu ihr gekommen sein, da sie vielleicht nicht gebetet oder sie sich Gott nicht befohlen haben würde. – Nos: Wann es geschehen? Haec: Als ihr Mann noch gelebt, müßte er zu ihr gekommen sein und sie in Essen und Trinken verführt haben. – Nos: Es gelte und heiße hier nicht: ‚es müßte, es müßte pp.‘, sondern sie sollte pure antworten: entweder ja oder nein. Sie sollte sagen, ob sie nicht das Hexen gelernt, wo, wie und wann? – Haec: Sie wolle es sagen, ja, ja, sie sei eine Hexe.»

(Gekürzt nach König, S. 395)

Urteil des Hexentribunals in Zug 1738

«Über die arme Sünderin Elisabeth Bossard, weilen diesen vor vierzig Jahren durch Ableugnung Gottes und seiner Heiligen, auch wegen begangener gottesschänderischen Verunehrung des Hochwürdigsten solche unmenschliche Verderbungen, nicht minder auch mit Vermischung mit dem Teufel sich entsetzlich verfehlet, daß diese arme Person vor dem Thurm hinter sich in einen Karren gesetzt, dreimal mit feurigen Zangen gerissen, als zum erstenmal allhier gleich nach Ablesung des Urtheils an der rechten Hand, das andere Mal am rechten Fuß gleich vor der Stadt auf der Schanze, und das dritte Mal gleich innerhalb des Schützenhauses an dem linken Fuße; hernach mit einem Vierling Pulver am Hals lebendig verbrannt, und also vom Leben zum Tode hingerichtet werde. Ebenso soll das Margareth zweimal mit feurigen Zangen gerissen, ebenso ausgeführt und mit einem Vierling Pulver am Hals an eine Leider gebunden und ins Feuer gestoßen werden. Das arme Mensch Theresia Bossard soll gleich der anderen zur Stadt hinaus auf den gewohnten Richtplatz geführt und alldort die rechte Hand abgehauen und da sie den Strick am Hals und noch lebendig, die Zunge mit einer feurigen Zange aus dem Mund gerissen, auch mit einem Strick an einer Stud erwürgt werden. Ebenso soll das Anna Maria Bossard ausgeführt, mit feuerigen Zangen gerissen und verbrannt werden. Dieselben alle vier sollen zu Pulver und Asche verbrannt, damit fernder Niemandem kein Schade geschehen könne.»

(Gekürzt nach Soldan-Heppe, II, S. 324-326.)

Literatur zum Thema (Auswahl)

Auhofer, H.: Aberglaube und Hexenwahn heute. Freiburg i. Br. 1960.

Barnheim, F.: Erotik und Hexenwahn. 3. Aufl. 1963.

Bekker, B.: Die bezauberte Welt. Hambur[illegible] [illegible]93. Übers. von J. M. Schwager, Leipzig 1781–1[illegible]

Binz, C.: Doctor Johann Weyer, ein rheinisc[illegible] [illegible]zt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. 2. [illegible] Berlin 1896.

Boenheim, F.: Die Ärzte und die Hexenprozesse [illegible] Z. Karl-Marx-Univ. Leipzig, Mathem.-Natu[illegible] Reihe *4* (1954–1955), 231.

Diefenbach, J.: Der Hexenwahn vor und nach de[illegible] Glaubensspaltung in Deutschland. Mainz 1886.

Fernau, J.: Und sie schämeten sich nicht. Berlin 1958.

Gardner, G.B.: Witchcraft today. London 1954.

Garrigues, A.: La sorcellerie et les médecins aux XVIe et XVIIe siècles. J. Prat. *65* (1951), 186 u. 206.

Hansen, J.: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgungen im Mittelalter. Bonn 1901.

Hecker, J.F.C.: Die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter. Berlin 1832.

Hecker, J. F. C.: Kinderfahrten. Eine historisch-pathologische Skizze. Berlin 1845.

Hecker, J. F. C.: Die großen Volkskrankheiten des Mittelalters. Bearb. von A. Hirsch. Berlin 1865.

Hecquet, P.: Le naturalisme des convulsions dans les maladies de l'épidemie convulsionnaire. Solothurn 1733.

Heinemann, F.: Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. Monogr. zur dtsch. Kulturgesch. IV. Leipzig 1900.

Hoffmann, H.: Der Hexen- und Besessenenglaube des 15. und 16. Jahrhunderts im Spiegel des Psychiaters. Greifswald 1935.

Ideler, K.W.: Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns. 2 Bde. Halle 1848–1850.

Kemper, J.: Hexenwahn und Hexenprozesse in Deutschland. Regensburg 1908.

Kirchhoff, Th.: Grundriß einer Geschichte der deutschen Irrenpflege. Berlin 1890.

König, B.E.: Ausgeburten des Menschenwahns im Spiegel der Hexenprozesse und der Autodafés. Berlin 1940.

Krämer, W.: Kurtrierische Hexenprozesse im 16. und 17. Jahrhundert vornehmlich an der unteren Mosel. München 1959.

Kruse J.: Hexen unter uns? Hamburg 1951.

Laignel-Lavastine, M. u. Vinchon H. J.: Les malades de l'esprit et leurs médecins du XVIe au XIXe siècle. Paris 1930.

Lehmann, H.: Aberglaube und Zauberei. 3. Auflage. Stuttgart 1925.

Leubuscher, R.: Der Wahnsinn in den vier letzten Jahrhunderten. Halle 1848.

Marx, K.F.M.: Über die Verdienste der Ärzte um das Verschwinden der dämonischen Krankheiten (Abh. d. Königl. Ges. d. Wissenschaften). Göttingen 1859.

Mayer, A.: Erdmutter und Hexe. Eine Untersuchung zur Vorgeschichte der Hexenprozesse. (Historische Forschungen und Quellen 12.) München 1936.

Meiners, C.: Geschichte einer merkwürdigen Teufels-Besitzung in Franken zwischen den Jahren 1740 und 1750. In: Göttingisches Magazin (hrsg. von C. Meiners und L. T. Spittler), Bd. 2, Hannover 1787–1788, S. 1 und 594.

Merzbacher, F.: Die Hexenprozesse in Franken. Schriftenreihe z. bayer. Landesgesch., Bd. 56. München 1957.

Palou, J.: La sorcellerie. Paris 1957.

[illegible]ndy, K.: Die Irrenfürsorge in Europa. Berlin 1908.

[illegible]aulus, N.: Hexenwahn und Hexenprozeß, vornehmlich im 16. Jahrhundert. Freiburg 1910.

Petersdorff, E. v.: Daemonologie. 2 Bde. München 1956–1957.

Peuckert, W.-E.: Hexensalben. Med. Mspiegel (Merck) *9* (1960), 169.

Peuckert, W.-E.: Geheim-Kulte. Heidelberg 1951.

Ponzinibbi, G. F.: De lamiis. Venedig 1584.

Ranft, M.: Tractat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern . . . Leipzig 1734.

Rhamm (Amtsrichter): Hexenglaube und Hexenprocesse . . . Wolfenbüttel 1882.

Richter, E.: Der nacherlebte Hexensabbat. Forschungsfragen unserer Zeit *7* (1960), 97.

Riezler, S.: Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Stuttgart 1896.

Robbins, R.H.: The Encyclopedia of Witchcraft and Demonology. New York and London 1959.

Schäfer, H. u. Wendte, H.H.: Hexenmacht und Hexenjagd. Hamburg 1955.

Schumacher, J.: Die seelischen Volkskrankheiten im deutschen Mittelalter und ihre Darstellungen in der bildenden Kunst. Berlin 1937.

Scot, R.: The Discovery of Witchcraft. London 1584.

Snell, C.: Hexenprozesse und Geistesstörung. Psychiatrische Untersuchungen. München 1891.

Soldan, W.G. u. Heppe, H.: Geschichte der Hexenprozesse. Bearb. von M. Bauer. 2 Bde. München 1911.

Spee, F. v.: Cautio criminalis oder Rechtliches Bedenken wegen der Hexenprozesse. Deutsch ediert von J. F. Ritter. Weimar 1939.

Spielmann, K. H.: Die Hexenprozesse in Kurhessen. 2. Aufl. Marburg 1932.

Sprenger, J. u. Institoris, H.: Der Hexenhammer. Deutsch von J. W. R. Schmidt. 3 Bde. Berlin 1906.

Tramer, M.: Kinder im Hexenglauben und Hexenprozeß des Mittelalters. Ztschr. f. Kinderpsych. *11*, 1945, Heft 5 und 6.

Weyer, J.: De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis. Basel 1563.

Zwetsloot, H.: Friedrich Spee und die Hexenprozesse. Die Stellung und Bedeutung der Cautio criminalis in der Geschichte der Hexenverfolgungen. Trier 1954.



Walpurgisnacht am Blocksberg/Brocken (Albert Zimmer, um 1866, o.).

Haubenschachteln des 18. Jahrhunderts









Ich liebe dich mit Hertzens Lust

Das ist eine der Beischriften zu Malereien auf Spanschachteln, in denen eine Braut ihre Haube, Tücher und Bänder verwahrte.

An Mädchen Hand verschleigt
Die Zeit recht froh und leicht.
Lieben in Ehren Darff niemand wörren.
Mein hertz und dein hertz
soll ein hertz seyn.
Mitt Weiber Willen
Kann Mann die Wiegen füllen.
Dann kannst Du sagen stoltz und laut:
Auch ich bin eines Helden Braut.
Bier, Daback und Brandewein
Das soll einmahl mein Lichte sein.
Beständigkeit sey unhser Band
So lang sich regt Hertz Mund und Hand.
Wo der Herr nicht das Haus bauet,
so arbeiten wir umsonst.







Fotos: Fritz Dressler

Das Schleswig-Holsteinische Landesmuseum in Schleswig besitzt einen umfangreichen Bestand an Haubenschachteln des 18. und 19. Jahrhunderts, der im Laufe von Jahrzehnten aus allen Teilen des Landes zusammengetragen wurde.
Allein schon aus der Bezeichnung wird deutlich, welchem Zwecke diese Schachteln ehemals gedient haben, nämlich der Verwahrung von Hauben, darüber hinaus aber auch von Bändern und Tüchern.
Hergestellt wurden solche Schachteln in einer uralten Technik, wie sie bereits für die Bronzezeit durch Bodenfunde belegt ist: Verhältnismäßig weiches Holz, meist Fichte, wurde in dünne Schichten gespalten und dann geglättet. Nachdem sie durch ein Heißwasserbad erweicht waren, bog man diese Folien um den „Gadelstock", eine hölzerne Grundform, wobei die Enden entweder zusammengeleimt oder – bei größeren Formaten – durch einen Span oder durch Weidenruten zusammengeheftet wurden. In die so entstandene Zarge wurde ein passendes Bodenbrett eingesetzt und verleimt. Die Stülpdeckel entstanden im gleichen Herstellungsverfahren.
Nichts spricht dafür, daß diese Haubenschachteln im Lande selbst angefertigt worden sind; wahrscheinlich wurden sie aus waldreichen Gegenden wie Sachsen oder Thüringen importiert.
Was diese Schachteln so reizvoll macht, ist die Malerei von köstlicher Naivität, die die Deckeloberseiten und die Zargen ziert. Im 18. Jahrhundert finden sich meist modisch gekleidete Paare, wobei der Deckel als Hochformat aufgefaßt ist; das 19. Jahrhundert bevorzugt hingegen das Breitformat, welches der Darstellung von Szenen entgegenkommt.
Beischriften zu diesen Malereien weisen die Schachteln häufig als Minnegaben aus (siehe oben). **Paul Zubek**

Erst seit Napoleons Zeiten tragen Bräute Weiß

730336

Kleiner Streifzug durch die Mode des Hochzeitskleides

VON TIONE RAHT

Zarter Organza und Seidenchiffon, Tupfentüll und Crêpe, Satin, Smock, Spitzen, Blütenstickereien und Plissee – welch herrliche Auswahl für den „schönsten Tag des Lebens"!

Brautkleider sind wieder zart und duftig geworden. Weite wehende Röcke mit Volantsäumen, Unterröcke, Bauschärmel, Schärpengürtel – all das gehört dazu; auch große blumengeschmückte Hüte oder Schleierwolken. Vorbei sind die Jahre, da die Hauptperson des größten Familienfestes lässig in Hosen erschien, im bunten Wallegewand oder im tennisrockkurzen Mini.

Die Spezialisten für Brautmoden scheinen mit Begeisterung in den Modegazetten der guten alten Zeit geblättert zu haben, etwa in jenem Jahrgang, da die echte Sissy unter dem Jubel der Wiener heiratete „... in gold- und silbergesticktem weißem, reich mit Myrthen geschmücktem Krinolinenkleid ... und mit einem Strauß taufrischer weißer Rosen an der Brust". Oder noch weiter zurück, als der Walzer erfunden wurde und die Mädchen im hochtaillierten Kleid mit kleiner Schleppe und Blumentuffs in den griechisch frisierten Löckchen vor den Altar trippelten.

Ein altmodisches Bilderbuch tut sich auf, wenn man sich die Brautmoden in Schaufenstern, Modeheften oder bei einer richtigen Hochzeit anschaut, ganz gleich, ob als gerührter Gast oder als interessierter Beobachter auf den Kirchenstufen.

Nun gut, denkt man, zur Abwechslung also wieder einmal ladylike und romantisch. Aber in puncto weiße Farbe, Kranz und Schleier – wenn es auch nur eine Blüte und ein Schleierchen sein kann – hat sich seit Adams Zeiten nichts geändert.

Doch wer weiß schon, daß die weiße Braut in Kranz und Schleier gar nicht so alt ist? Bis zu Minna von Barnhelms Zeiten durfte ein Brautkleid – wie andere Festkleider auch – jede Farbe haben; mit Vorliebe trug man Rot, Karmesin- oder Purpurrot. Unter dem Einfluß der strengen spanischen Mode wurde die fröhliche Braut dann trist: sie hüllte sich in schwarze Seide. Bei manchen Volkstrachten und bis zum ersten Weltkrieg in den niederen Ständen blieb diese Sitte erhalten.

Weiße Brautkleider wurden erst zu Napoleons Zeiten modern. Damals war die Antike das bewunderte und nachgeahmte Vorbild, der edle Faltenwurf der weißen Marmorstatuen (von denen man noch nicht wußte, daß sie ursprünglich bunt bemalt waren). Jeder Jüngling warf seinen Mantel wie eine Toga um die Schultern, und jede junge Frau sah sich als schöne Helena. Weiß war die große Mode, also auch für Brautkleider, und Weiß blieben sie von da an, Sinnbild für Keuschheit und jungfräuliche Unschuld.

Wenn auch Keuschheit und Jungfräulichkeit heute nicht mehr hoch im Kurs stehen, die weiße Ausstattung ist geblieben.

Als in der gutbürgerlichen Kaufmannsfamilie Buddenbrook die Tochter Tony im Jahre 1846 heiratet, beschreibt Thomas Mann auch ihre Toilette: „... Frau Stuht aus der Glockengießerstraße hatte wieder einmal Gelegenheit, in den ersten Kreisen zu verkehren, indem sie Mamsell Jungmann und die Schneiderin am Hochzeitstage bei Tonys Toilette unterstützte. Sie hatte, strafe sie Gott, niemals eine schönere Braut gesehen, lag, so dick sie war, auf den Knieen und befestigte mit bewundernd erhobenen Augen die kleinen Myrthenzweiglein auf der weißen moiré antique ..."

Über ein Hochzeitskleid in den höchsten Kreisen berichtete die „Illustrierte Frauenzeitung" ausführlich 1881, als der spätere letzte Deutsche Kaiser die Prinzessin Augusta-Viktoria heiratete: „... die Prinzessinbraut erschien in weißem, mit Rosenzweigen und Girlanden aus Silberspitzen verziertem Atlaskleid, dessen fünf Meter lange Schleppe mit einer Garnitur Myrthen umsäumt war. Von der Prinzessinnenkrone fiel ein kostbarer, mit Myrthen und Orangenblüten verzierter Schleier. Das Brautbouquet enthielt nur weiße Blumen: Orchideen, Gardenien, Rosen, Camelien, Flieder, Maiglöckchen, Orangeblüten und feine Farren ..."

Sie mußte wie ein ganzer Blumenladen geduftet und schwer an ihrem Strauß geschleppt haben. Aber ob mit oder ohne Krone, Myrthen trugen alle Bräute, wenigstens in Deutschland. In den angelsächsischen Ländern zog man Orangenblüten vor. Die Myrthe war im Altertum der Venus heilig, doch erst um 1800 wurde der Strauch der Liebesgöttin bei der Legalisierung eines Liebesbundes wieder unentbehrlich.

Die preußische Gräfin Dönhoff, die 1805 einen Grafen Schwerin heiratete, vermerkte etwas enttäuscht, daß ihr Wilhelm sich lebhaft gegen ihren Wunsch erklärt hatte, einen der neumodischen Myrthenkränze zu tragen, sie dagegen nicht die kleine steife Brautkrone wolle, die bisher üblich war. Die junge Gräfin gab schließlich nach und ließ sich eine Brautkrone binden, für die künstliche und frische Blumen, Edelsteine und Federn verwendet wurden.

Die angelsächsischen Bräute heirateten, wie schon gesagt, lieber unter Orangenblüten. Als die Queen Victoria ihrem angebeteten Albert das Jawort gab, trug sie einen Orangenblütenkranz und zeichnete ihn später als sentimentale Erinnerung in ihrem Tagebuch ab. Ihre Ururenkelin Elizabeth heiratete unter einem mit Orangenblüten bestickten fünf Meter langen Schleier.

Ein Anstandsbuch um 1900 faßte die Regeln für einen konventionellen Brautstaat noch einmal kategorisch zusammen – als Wegweiser für unsichere Ehekandidatinnen.

„... die Toilette der Braut sei völlig in Weiß gehalten. Der Schleier wird in der Regel schon am Polterabend von der ersten Brautjungfer dargebracht. Der Brautkranz sollte womöglich nicht aus künstlichen, sondern aus natürlichen Myrthenzweigen bestehen. Junge Witwen tragen statt des Myrthenkranzes ein Myrthendiadem, dem sie noch einige Zweige Orangenblüten beifügen, oder einen feinen Orangenkranz, jedoch keinen Schleier ..."

Was viele Bräute aber nicht kannten (oder kennen), ist die Bedeutung der Orangenblüten. Da kein Baum so oft und so reichlich trägt wie der Orangenbaum, sind seine Blüten ein Zeichen der Fruchtbarkeit. So wird wie bei vielen Überlieferungen auch hier noch eine Form gewahrt, deren Inhalt längst verlorengegangen ist.







Kurz vor der Jahrhundertwende war das Hochzeitskleid aus steifem Atlas (links); in den zwanziger Jahren trug „sie" fließenden Satin (Mitte); um 1854 präsentierte sich die Braut mit Krinoline unter dem reich verzierten Rock.

Archiv Tione Raht

ndere bald alle guten
er Bord und sich den
ehrern in die Arme. K. W.

„Frau Cheneys Ende": Martin Held (oben) und Lilly Palmer Röhnert

Rücksprache, ehe sie sich entschließt, Dillings Einladung auf eine kleine Jacht anzunehmen . . . mwr.

als um die Künstler und die drei Schweizer stets in Einheitskostüme stecken wollen. MB.

interessant zu erfahren, welche Resonanz diese dreistündige Sendung beim Publikum gefunden hat. mck

Der Fluch der Opale

Von Victoria Holt

38. Fortsetzung

aller Beteuerungen meines Ehemanrte mich der Gedanke an unser ames Schlafzimmer. Er hatte sich Sessel entschlossen, der ihm doch quemlichkeit als der Fußboden zu chien, und ich zog nur Rock und aus. Beide schliefen wir nicht allzu

reinen Morgenluft ging es weiter, kamen wir dann an einen Fluß, wo alt machen wollte. Die Pferde n Ruhe und konnten getränkt Unter einem Baum fanden wir n Platz und packten unsere Vorräte

onne wurde heißer, wir fühlten uns ch dieser Nacht ziemlich zerschlaschlief rasch ein und träumte, auf iff zu sein. Es war Sturm, ich ging spazieren und wurde von einer r anderen geschleudert. Plötzlich nich jemand, es war Joss. „Willst du ord begehen?", fragte er, und ich mich nicht halten, zu sagen: „Wäre nz gut für dich, nicht? Dann gehört , auch der Grüne Blitz." Als ich den wähnte, veränderte sich sein Gesdruck, und der Griff wurde härter. Idee", sagte er mit mörderischem Ohne dich wäre ich besser dran." Ich „Nein, nein, bring mich nicht um!"
vachte erschrocken auf, mein Hez vor Entsetzen, denn ganz dicht an Gesicht sah ich seines. Einen lick lang dachte ich, mein Traum sei it gewesen.
war denn?", fragte er.
habe geträumt."
lang aber wie ein Alptraum."
das war es auch."
Alptraum in hellem Tageslicht? Was hast du denn nur auf dem Herzen. Irgend etwas beängstigt dich. Worum ging es denn im Traum?"

„Ach, nichts weiter. Ein wirres Zeug, wie eben Träume so sind."

„Es ist schon schwierig, seine Heimat zu verlassen und einfach in ein fremdes Land zu kommen. Beunruhigt dich das?"

„Manchmal überlege ich, ob ich mich anpassen kann."

„Und dazu die Ehe . . . mit einem Fremden . . . eine sinnlose, leere Ehe. Hoffentlich kommen wir da wenigstens mit der Zeit zu einem Kompromiß."

Was mochte er mit Kompromiß meinen?

„Es gibt hier gesetzlose Menschen", fuhr er fort.

„Die gibt es überall."

„Hast du schon von den Buschräubern gehört?"

„Natürlich."

„Aber du weißt nicht, wie sie tatsächlich sind. Verzweifelte . . . Männer, die ohne weiteres töten, wenn es sich gerade ergibt."

„Mir scheint, du möchtest, daß ich gleich wieder umkehre."

Er lachte. „Ich möchte nur sehen, ob du der Mensch bist, der wegen ein paar Unbequemlichkeiten sofort heimkehrt."

„Ich will dir mal was sagen, ich bin die Sorte Mensch, die sehr viel auf sich nehmen würde, nur um dir zu beweisen, daß du Unrecht hast."

„Aber keine Angst. Du hast ja einen Beschützer. Und das hier", er nahm eine kleine Pistole aus seinem Hüftgürtel, „ohne sie reise ich nie."

Seite an Seite ritten wir weiter durch den Busch.

Plötzlich ertönte ein gackerndes Lachen über uns, das mich so erschreckte, daß ich im Sattel rutschte. Joss bemerkte es und lachte. „Das ist nur ein Kookaburra", sagte er, „der Lachvogel oder Königsfischer. Beim Pfauenhaus wirst du sie oft hören."

Gegen sieben Uhr abends hielt Joss auf einem Hügelchen an und blickte sich in der Buschlandschaft um.

„Von hier aus müßte man die Farm schon sehen können", sagte er. „Es liegt in einer Mulde."

„Es wird bald dunkel sein."

„Ja, und ich möchte vor Sonnenuntergang hinkommen. Das Buschland ist gefährlich. Ich kenne es zwar gut, aber auch alte erfahrene Australier sind schon verlorengegangen. Es ist immer die gleiche Landschaft, durch die man zieht, man wandert Meilen und Meilen und geht zum Schluß im Kreis. Nichts kann man sich merken, weil alles sich wiederholt."

Wir ritten weiter. Die Sonne war schon unter dem Horizont gesunken, die ersten Sterne tauchten auf, eine schmale Mondsichel. Und dann hielt er ganz plötzlich an und ich neben ihm.

„Du meine Güte!" rief er. „Sieh dir das an!"

Ein unheimlicher Anblick in dem blassen Mond- und Sternenlicht. Die leere Hülse eines Hauses. Joss ritt weiter, ich folgte ihm vorsichtig über das verbrannte Gras. Ein Feuer hatte die eine Seite des zweistöckigen Gebäudes verwüstet.

„Sehen wir uns erst einmal um", sagte Joss und stieg vom Pferd. Ich folgte seinem Beispiel, er pflockte die Pferde an einen eisernen Zaun an, dann wandte er sich um und nahm mich bei der Hand. Wir überschritten die schwarze Schwelle.

„Sie müssen alles verloren haben", sagte er. „Wo mögen sie hingezogen sein?"

„Hoffentlich haben sie wenigstens das Leben gerettet. Die guten Trants! Hier übernachtet fast jeder, der durchzog. Es war wie eine Oase in der Wüste. Auf Meilen im Umkreis gibt es nichts mehr." Er wandte sich zu mir. „Wir müssen aber heute nacht hierbleiben, die Pferde können nicht mehr weiter. In der Nähe ist ein Fluß, hoffentlich ist er nicht ausgetrocknet. Warte mal, ich gehe nachsehen."

Als ich alleine in diesem ausgebrannten Gerippe stand, empfand ich plötzlich Entsetzen. Eine Tragödie war hier passiert. Tod und Unheil schienen in der Luft zu liegen. Die schwarzen Mauern erfüllten mich mit einer Ahnung, ich hatte bis dahin die entsetzliche Einsamkeit im Busch noch nicht richtig gespürt.

Dann sah ich, daß noch einige Überreste der Einrichtung vorhanden waren – ein halbverbrannter Tisch, Metallstücke von irgendeinem Gerät und eine Metallkiste, wie sie unsere Maddy zu Hause hatte. Ihre Kiste, in der sie allen Besitz aufbewahrte.

Eine Gestalt tauchte plötzlich neben mir auf, ich erschrak entsetzlich.

Fortsetzung folgt

730337



Junggeselle fegte vor Siedenburger Rathaus

Ein ebenso heiterer wie auch alter Brauch, der jetzt zahlreiche Siedenburger amüsierte: Junggesellen – wie im Foto der in Borstel wohnende Wolfgang Stempel – finden sich nach Vollendung des 30. Lebensjahres am heimischen Rathaus ein, um den Vorplatz zu fegen. Dabei – so heißt es jedenfalls in alten Überlieferungen – müssen die nicht mehr ganz jungen Männer solange den Besen schwingen, bis daß sich eine Jungfrau erbarmt und den ledigen Gesellen küßt. Nach jüngsten Erkenntnissen der HARKE hatte der Elektronik-Techniker Wolfgang Hempel Erfolg, hat ihn eine junge Maid vom Besen befreit.
WS

730338

Der heilige Oswald – Walter der Asen

Brauchtum im Wandel der Zeit

Unter den Legenden des Mittelalters nimmt die fromme Dichtung von Sankt Oswald einen bevorzugten Platz ein. Sie ist durch und durch deutscher Art, daraus erklärt sich auch ihr tiefes Eindringen in den Glauben und das Leben des Volkes. Zahlreiche Kirchen wurden diesem Heiligen geweiht (zum Beispiel die Oswaldkirche bei Bozen oder St. Oswald bei Freistadt, usw.) und seit dem 14. Jahrhundert trugen viele Männer den Namen Oswald. Oswald von Wolkenstein (1367 bis 1445) ist wohl einer der berühmtesten unter ihnen.

Die ältesten Nachrichten über Sankt Oswald verdanken wir der „Historia ecclesiastica Anglorum" des Beda Venerabilis (673 bis 735). Nach ihm wurde Oswald als Sohn von Acca und Ethelfred, der über Northumbrien herrschte, geboren. Als nach Ethelfreds Tod Eadwin sich der Krone bemächtigte, mußte sich Oswald mit seinen sechs Brüdern zu den Schotten flüchten. Nach Eadwins Tod teilten Eanfred, Oswalds ältester Bruder, und Osric, ein Verwandter Eadwins, das Reich und trennten es in Deiri und Bernicien. Eanfred und Osric waren Christen, kehrten jedoch zum Heidentum zurück und wurden von Kedwalla, dem König der Briten, im Kampfe erschlagen. Jetzt wurde der seit 617 bei den Schotten in Verbannung lebende Oswald zurückgeholt.

Er kam, besiegte bei Denissesburna König Kedwalla, bemächtigte sich im Jahre 635 der Herrschaft und brachte es dahin, daß sich das ganze Britenvolk taufen ließ. Beda erzählt noch, daß die Stätte, wo der zur Schlacht ziehende König Oswald ein Kreuz errichtete, vom Volke hoch verehrt wurde, und daß dort viele Wunder geschahen. Am 5. August des Jahres 642 fiel Oswald im Kampf gegen Penda, den König der heidnischen Mercier.

Andere Bearbeitungen der Oswaldlegende erwähnen neben der rein historischen Grundlage auch etliche typisch heidnische Attribute. Diese Darstellungen sind es aber gerade, an die der Volksglaube beharrlich festgehalten hat. Der König sitzt hoch zu Rosse. Auf dem Szepter, das er trägt, sitzt ein Rabe. Manche Bilder und Statuen zeigen auch noch einen Ring im Schnabel des Vogels beziehungsweise einen Reichsapfel, den der Heilige in der Linken hält.

Raben und Tauben gelten beim Volke als weisende Tiere. Die Raben gehören in dieser Bedeutung dem Heidentum an. Zwei Raben (Hugin und Munin) sitzen auf den Schultern Odins/Wotans. Er sendet sie jeden Tag aus, die Zeit zu erforschen; sie bringen ihm Kunde vom Gehörten und Gesehenen und raunen ihm die Neuigkeiten der Welt ins Ohr. – Erst durch die Raben wurde er allwissend, daher hieß er auch der Rabengott.

Die Tauben sind vermutlich erst später nach Einführung des Christentums an die Stelle der verrufenen Raben (Rabenvieh!) gesetzt worden. Deshalb sind auch aus den neueren Legenden und Sagen die Raben als weisende Vögel beinahe ganz verdrängt, nur als Vögel der Hölle kommen sie noch vor, und oft erscheint der Teufel selbst als Rabe.

Merkwürdig ist auch das Brauchtum, das den heiligen Oswald betrifft. Er heißt im Volksmund auch Aswald (Answald) und gilt als der mächtigste Wetterherr. Vorzüglich liegt der Hagel in seiner Hand. Zürnt er, „schlägt der Heilige das Korn in Grund und Boden, daß es ein Graus ist". Als Wetterherr ist Oswald auch Herr der Saaten. Denn von ihm hängt es ab, ob die Hoffnung des Bauern vernichtet werde oder nicht.

Wenn der Roggen oder Weizen geschnitten sind, bleibt auf dem Acker das letzte Büschel stehen, am liebsten in der Nähe des Weges, wo es die Vorübergehenden sehen können. In die Mitte dieses Büschels wird ein Stab gepflanzt, dann werden die stehengebliebenen Ähren mit noch anderen abgeschnitten und so um den Stock gebunden, daß eine menschliche Figur daraus wird. Die anderen Ähren werden mit dazwischen gesteckten Feldblumen (zum Beispiel Kamille, roten und blauen Kornblumen usw.) so gebunden, daß Kopf und Hals entstehen.

Diese Figur heißt ASWALD. Während die Burschen den ASWALD machen, sammeln die Mädchen die schönsten Blumen und schmücken ihn damit. Dann knieen alle im Kreis nieder, danken und beten, daß das Korn wieder gewachsen ist, und daß sie sich nicht geschnitten haben. Nach dem Gebete wird noch um den ASWALD ein Walzer getanzt.

Bekannt ist, daß das deutsche Volk selbst nach der Einführung des Christentums noch an seinen alten Mythen und Gebräuchen festgehalten hat. Auf die Heilgen des Christentums sind demnach viele Reste aus der alten Religion übergegangen. Dazu gaben auch Name und Stand des heiligen Oswald Veranlassung.

Ein mythischer Zug in manchen Oswaldlegenden ist auch der Goldhirsch, der als Symbol der hoch über Berg und Tal dahineilenden Sonne gilt. Dieses Edeltier hat im Glauben der Deutschen zweifelsohne eine sehr große Bedeutung. Der Hirsch Eckthrasir steht in Walhall und nagt an den Zweigen des Baumes Lärad. Von seinem Geweih fallen so viele Tropfen, daß sie nach Hwergelmir fließen und die Ströme der Utnerwelt bilden (jüngere Edda). – An den Zweigen der Weltesche nagen vier Hirsche. – Eine isländische Sage des 14. Jahrhunderts erzählt, daß Odin selbst von einen Hirsch in die Unterwelt gelockt worden sei.

MICHAEL DAMBÖCK

Schlachtefest in Niedersachsen

um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Novemberstürme fegten über die Felder. Dem Sween, einem alten, knickebeinigen Junggesellen, wurde es draußen im Holze recht ungemütlich. „Verdüwelt kolt düsse Dage! Et werd ok all so freuh schummerig . . . De Swiene sind feit, un äwerdat is't in'n Uemmegahn Martensdag . . . Eck hewwe dat Minige dahn, . . . leiwe Gott, nu will eck di walten laten . . .“ Er zog Holster und Kruckstock von der niedrigen Hainbuche, an die er sich gelehnt, führte den Griff, der am oberen Ende in eine Pluckflöte auslief, an die Lippen und gab durch ein langgezogenes Pfeifen das Zeichen zum Sammeln.

Im Dorfe war Feierabend. Bauer und Bäuerin saßen in der Ulenflucht hinterm Ofen und machten in Anbetracht der sich nahenden Schlachtezeit ihren Ueberschlag. — „Tja, wenn du dat meenst, Mudder, . . . tau Martensdag 'n paar Göse, denn 't erste Swien un up Wihnachten dat Kalf, dat wi noch sitten hewwet, . . . denn sau gaht dat jo erst mal, . . . denn is 't gaud, . . . denn will eck morgen man gliek up'n Kerkwege sau bilöpig mit 'n Slächter kören . . .“ —

Das Schlachtefest erforderte mancherlei Vorbereitungen. Da mußten am Tage vorher der Brennetrog, der Schlachtetisch, der Krummstock, das Hackebrett und die Hackemesser — eine Fleischmaschine gab's noch nicht — vom Boden geholt, der kupferne Fleischkessel blank gescheuert und alle möglichen Schalen und Becken gereinigt werden. Abends schnitten Bauer und Großknecht unter Zuhilfenahme eines alten Gesangbuches die Wurstbänder und fertigten aus getrockneten Weißdornreisigen die „Prühnen“ an, dünne Stäbchen, die zum Zusammenstecken der Wurstenden gebraucht wurden, während die Bäuerin mit den Mägden heißen — und Nelkenpfeffer mahlte und einen Berg Zwiebeln abzog.

Am nächsten Morgen erschien in aller Herrgottsfrühe, wenn es noch dunkel war, der Schlachter, eine höchst wichtige Person im Dorfe. Nachdem er das erste Frühstück, bei dem auf keinen Fall die alte Mettwurst von der vorjährigen Schlachtung fehlen durfte, eingenommen hatte, sah er sich nach dem zum Abbrennen des Schweines nötigen Brennwasser um, ob es auch heiß genug war. Inzwischen hatten sich die mehr oder weniger redseligen Nachbarn eingefunden, um das Tier mit „an den Haken“ zu bringen. Das Gesinde ging dem Schlachter nach Kräften zur Hand.

Dann wurde die feierliche Handlung vorgenommen.

„Den einen sin Dod is den annern sin Brot,“ meinte der Schlachter, als er sein Opfer glücklich aus dem Leben befördert hatte. „Du ole Kummedigenmaker“, schalt ihn die Kleinmagd, die unter starken Würgeanfällen zum ersten Male das warme Blut rührte. „Hast dine Sake awer fein makt, da is jo nich ein Kluten inne! . . . Kannst drieste frien, oder . . . kummt din Hinnerk . . .?“ „Nu holt awer 't Mul, du ole dewische Kerel!“

War das Tier abgebrüht, abgeschrappt, mit dem Krummstock an den Haken gebracht und grob zerlegt, so reichte der Bauer in dem gewaltigen Spitzglase den ersten Schnaps. Nun war es Zeit für die Umstehenden, das Abschätzen des Schlachtgewichts vorzunehmen. Daß natürlich nach jedem weiteren Schluck das Gewicht etwas höher taxiert wurde, war mehr oder weniger ein Gebot des Anstandes. — „Pabarschet Swien!“ stammelte der alte, rotnäsige Nachbar, der den nächsten . . . . kaum abwarten konnte, „Junge, du hast würklich jümmer 'n banniget Glücke! Denkt jück, in 'n lesten Joahre hat öhne jede Sog tahn gesunne Farken innebrocht!“ „Tja, wenn de Minsche Glücke hewwen schall, denn kalwet öhne ok de Osse“, fiel der witzige Schlachter ein. — Die Bäuerin rief zum zweiten Frühstück.

Im Kessel unter dem Rähmen brodelte und zischte es. Dann ging's ans Wurstmachen. Die Großmagd trug die zahlreichen Würste zum Kessel, wo die Bäuerin selbst sorgfältig das Kochen überwachte. Die Kinder standen gierig dabei, um ihre mit bunten Bändchen gezierten Würstchen in Empfang zu nehmen, und übten sich im Hersagen des „Wöpkenbrotverses“, der gegen Abend an die Reihe kam und vor der „lütken Dör“ vom „platten Steine“ aus gesungen wurde:

> Wöpkenbrot, Wöpkenbrot,
> Bülwost, de smeckt ok all good.
> Ji möt mi 'n lütket Stücke gewen,
> denn wünsch eck jück 'n langet Lewen.
> Eck stahe hier vör jue Dör
> up'n platten Steine.
> Latet mi nich sau lange stahn,
> eck mot noch 'n Hus vüddergahn!

„Paßt mi awer up, dat de Pudentje nich platzet! 'n beten euflich mit der Kellen!“ rief der Schlachter zum Rähmen hinüber. —

„Mak mi de Wost för 'n Köster awer n' bitchen regelle . . . un de . . . för'n . . . Pestur : . . .“, weiter kam der Bauer nicht. „Eck weit't“, schmunzelte der Schlachter, er wußte, daß der Bauer den Pastor nicht gut leiden konnte. „Worümme ok?“ fuhr er schlagfertig fort, „wat dat Oge nich süht, dat quält dat Harte nich.“ . . . „Pst!“ winkte der Bauer ab. —

Waren Schinken und Speck in Salz versenkt, hob ein gewaltiges Schmausen an, dat sogenannte Bucken, zu dem sich wieder die Nachbarn und nächsten Anverwandten — natürlich nur die Männer — einstellten. Der Küster erschien in voller Würde, sprach ein paar passende Worte und ließ sich dann mit seiner langen Pfeife im Lehnstuhl in der Dönze nieder. Die Bäuerin trug Pannwurst, frische Beutelwurst, Stek und Mett so reichlich auf, daß mancher am nächsten Morgen zu „quienen“ hatte. Angesichts solch fetter Genüsse unterblieb fast jedes Tischgespräch, selbst der Küster, der Mann von mehr geistlicher Natur, wie man meinte, verspürte nicht die geringste Neigung, auf seine großen musikalischen Fähigkeiten hinzuweisen. Draußen in der Küche und auf der Diele schäkerten die Knechte mit den Mägden. Nach dem Schmaus wurde bis spät hin Karten gespielt und herzhaft der Schluckpulle zugesprochen.

So endete dann der arbeitsreiche Tag in bester Stimmung. — „Nun ist es Zeit zum Schlafengehen, denn morgen müssen wir früh aufstehn“, damit gab der Schlachter das Zeichen zum Aufbruch.

G.





Viel heißes Wasser – bis nichts Widerborstiges mehr zu sehen war. Fratzer/dpa



Mit einem Traktor wurde die Sau emporgehievt. Aufn.: Blüher



Das Schwein hing am Haken – der Tierarzt konnte kommen. dpa

Wenn dem Hausschwein alles Wurst ist

Fetter Braten und altes Brauchtum – ein Schlachtefest auf dem Dorf

VON PETER ARNOLD

Das Feuer unter dem ziegelummauerten Kessel brannte schon, ehe der erste Milchwagen durch das Dorf rumpelte. So ist es Brauch bei ländlichen Schlachtefesten, von alters her. Viel Wasser gehört dazu, heißes Wasser. Nun dampfte der Kessel. Der Hof war gefegt. Willi, der Hofhund, winselte in der Scheune. Die hilfsbereite Verwandtschaft schaute auf die Uhr. Der Schlachter konnte kommen.

Viereinhalb Zentner wog die Sau, die Bauer Hermann in knapp zwei Jahren herangefüttert hatte. Das war beileibe kein Allerweltsschwein. Es hatte kerniges Futter bekommen, nicht solch nährenden Brei aus der Tüte wie seine schnellwachsenden Geschwister, die für die Fließbänder des Schlachthofes bestimmt waren. Dieses Borstenvieh sollte den eigenen Tisch bereichern, den häuslichen Schmalztopf, die heimische Wurstekammer.

Das ist nicht nur im Süden Niedersachsens so. Die meisten Bauern in deutschen Landen halten nicht viel von einer klassenlosen Gesellschaft in ihren Stallungen. Was auf eigenem Teller landen soll, genießt beizeiten tiefere Zuneigung in Form von Sonderrationen an Schrot und Dampfkartoffeln.

Das Schwein, das Moses einst in seiner Speiseordnung als unrein bezeichnete, ist auch heute noch der Deutschen liebster Brotbelag. Wenn Gottfried Keller reimte „Würste, Schinken, süßes Hirn, gut Gekröse, Därme, Bletze, feisten Schweinebraten her . . .“, so wissen die Bauern, was sie dem Dichter schuldig sind. Zwei Millionen Borstentiere, etwa ein Fünftel des gesamten bundesrepublikanischen Gemetzels, bekommen alljährlich den unwiderstehlichen Zugriff eines Hausschlachters zu spüren.

Wie viele dieser Heimwerker ihr fleischliches Handwerk ausüben, weiß man nicht. In Niedersachsen mögen es 8000 sein. Gustav hieß der Mann, der bei Bauer Hermann gewichtig über den Hof schritt. Als Hausschlachter arbeitet er nur in den Wintermonaten, ansonsten verdient er sich sein Brot als Kraftfahrer. Drei Winter war er vormals mit einem altgedienten Schlachtersmann über die Dörfer gezogen, hatte bestimmte Handgriffe und Fertigkeiten erlernt. Nun geht er selbst auf die Höfe, wenn man ihn ruft – und das geschieht am Fuße der Gleichen im Süden Göttingens gar nicht so selten.

Schlachtefest – das war zu Vorväterzeiten an Sankt Martini, dem Martinstag, am 11. November. Zu Weihnachten gehörten frische Würste und Braten auf den Tisch. Heute, im Zeitalter der Tiefkühltruhe, ist man an solche Vorgaben nicht gebunden. Man schlachtet auch im Frühjahr. Nur kalt muß es sein. Dann gerät die Wurst gut – Voraussetzung natürlich, daß die Sau kerniges Fleisch hatte. Dafür wollte Bauer Hermann gern die Garantie übernehmen.

Das Schwein sah den Vorgängen eigentlich recht unbeteiligt entgegen. Mit aufmunternden Zurufen wurde es am Strick des Schlachters aus dem Stall geführt. Irritiert blinzelte es in den frühen Morgen, quiekte ärgerlich über das lästige Seil und schien den Bolzenschußapparat kaum zu bemerken, den Gustav ihm an die gekrauste Stirn hielt.

Ein leiser Knall – und viereinhalb Zentner fielen betäubt zur Seite. Es hat jemand mal Buch geführt, daß es immer die rechte Seite sei, auf die das Schwein falle. Er hat recht.

Nun mußte alles schnell gehen. Kräftige Stricke hielten die Beine fest. Der Schlachter griff nach seinem schärfsten Messer im Köcher. „Schlachten“, so definiert es die amtsdeutsche Umschreibung, „ist Töten durch Blutentzug nach vorheriger Betäubung.“

Wer kein Blut sehen wollte, drehte sich zur Seite, als mit schnellem Bruststich die Halsschlagader geöffnet wurde. Kein Wunder, wenn der Gesetzgeber fordert, daß Jugendliche unter vierzehn Jahren dabei nicht zusehen sollen. Doch Bauernkinder sind nicht zimperlich. Sie wissen um kleine Verstecke, von wo aus sie einen Blick auf den Schlachter und die „Sachverständigen“ werfen können.

Nach zwei Minuten war alles vorbei. Drei Liter von dem, was später der Blutwurst Farbe und Geschmack geben sollte, waren in eine große Schüssel gesprudelt, kräftig gerührt, um den Gerinnungsfaktor zu überlisten. Das Schwein war tot. Im Stall grunzten zufrieden die Artgenossen, als ob sie das alles nichts anginge. Willi bellte vergeblich in der Scheune.

Man merkte den Helfern an, daß sie nicht zum erstenmal mit einem Tier umgingen, dem schon im alten Mesopotamien (5. Jahrtausend vor Christus) genüßliche Verehrung galt. Der Brennetrog wurde herangeschleppt und unter den Rücken der Sau gekantet. „Hauruck“ – und schon lag sie im hölzernen Bett, die Beine ergeben in die Luft gestreckt.

Schlachter Gustav rief nach Wasser. Heißes Wasser, kaltes Wasser! Die richtige Mischung mußte es sein. Bald dampfte der Schweineleib, dampfte der ganze Hof.

„Hermann schlachtet“, hieß es auf der Dorfstraße. Die Nachbarn nickten wohlgefällig.

Mit den traditionellen „Glocken“ schabte man der Jolanthe die gebrühte Schwarte, daß die Borsten nur so flogen. Ein Griff in die Schnauze, an die Beine, ein Ruck – und schon war das Schwein auf die andere Seite gedreht. Früher, da wurden die Borsten noch vom Schlachter gesammelt, zur Bürstenherstellung. Heute wandern sie auf den Misthaufen wie die Hornschalen der Klauen, die herausgeschnittenen Ohrmuscheln und die Augen – alles für die Katz.

Bauer Hermann hatte inzwischen den Trecker geholt. Behutsam senkte er den Frontlader ab, hievte das Schwein an den Sehnen der Hinterbeine empor und legte es auf den Schlachtetisch. Heißes Wasser, kaltes Wasser! Scharfe Messer rasierten den kleinsten Stoppel aus den Hautfalten. Nun lag es da, nackend, ein weißer Leib, gar nicht mehr rosig.

Wieder trat der Frontlader in Aktion, hob den Körper an den Hinterbeinen empor bis er sich ganz streckte und den glatten Bauch zeigte. Ein etwas genierlicher Anblick. Wer schaut ansonsten einem Schwein schon unter den Bauch?

Schlachter Gustav focht das nicht an. Er war sich seiner Sache sicher. Breitbeinig stellte er sich in Positur, wetzte noch einmal das Messer. Ein flinker Schnitt schlitzte den Bauch auf, ein weiterer Schnitt trennte den Darm am Schwanzende und am Magen. Mit einem einzigen Griff beförderte er das herausquellende Geringel in eine Molle. Da lag sie nun, sauber, mit feinen Fetträndern, gar nicht eklig anzusehen – die Naturpelle.

Ein letzter Schnitt bis zum Kopf, dann ein paar Schläge mit dem Beil durch das Brustbein. Herz, Leber, Lunge, Magen, Schlund und Zunge rutschten in eine andere Molle. Die Nieren wurden aus ihren Fettpolstern gelöst. Kaltes Wasser spülte eimerweise letzte Blutreste davon. Glatt, kühl und leer hing der Körper nun da.

Bäuerin Gisela hatte Kaffee aufgebrüht, doch die Männer verlangte es nach etwas Stärkerem. „Wenn das Schwein am Haken hängt, wird der erste eingeschenkt!“ Das Schnapsglas machte die Runde. Man begrüßte den Tierarzt zum „Fleischbeschauen“.

Tags zuvor hatte er das Tier noch im Stall begutachtet. Jetzt schnippelte er hier und da herum, blickte durch ein Mikroskop auf der Suche nach Finnen und Trichinen, prüfte alles – auch Herz und Nieren. Dann drückte er mehrere Stempel aufs erkaltete Fleisch. Das Schwein hatte sich guter Gesundheit erfreut – bis vor drei Stunden.

Schlachter Gustav hatte die zwanzig Meter Gekringel, die einstmals den Bauch der Sau füllten, gesäubert und sortiert – als naturreine Verpackung für die Rotwurst, die Leberwurst, die Schwartenwurst. Noch einmal landete alles in einer Molle. Mit viel Salz, einem Schuß Essig und einem Reisigbesen wurden die letzten Reste des ehemaligen Inhalts davongespült. Die Blase, aufgepustet wie ein Luftballon, trocknete bereits an der Hauswand.

So ein großes Schwein und nur so wenig Hirn! Man sah es hier, als der Sitz der Weisheit beim Durchtrennen des Kopfes in eine Schüssel plumpste. Doch für die Bregenwurst, die Lieblingsspeise der Norddeutschen zu Grünkohl, reichte es allemal.

Gustav hantierte wieder mit Beil und Messer. „Der Kopf und das Bauchfleisch gleich in den Kessel, Nieren und Herz dazu“, bestimmte er. So ist das beim Hausschlachten. Viele Dörfer haben zwar blitzsaubere Schlachteküchen mit allen Gerätschaften in ihren Dorfgemeinschaftshäusern, bodenständige Bauern jedoch wollen davon nichts wissen. „Ein Schlachtefest bringt Leben ins Haus“, sagen sie und freuen sich über nachbarschaftliche Hilfe.

Über den Hof zogen erneut Dampfschwaden, doch das Geschehen hatte sich jetzt ins Haus verlagert. Küche und Stube waren ausgeräumt worden. Tische, Bänke und Mollen standen bereit. Man brauchte schon kräftige Arme, um die schweinernen Hälften durch die Haustür zu bugsieren.

Während die Frauen am Herd das Mittagessen für die vielköpfige Mannschaft kochten, teilte der Schlachter die Arbeit ein. Die Flomen, jene Fettschicht unter den Rippen, mußten enthäutet werden. Das gab Schmalz und eine gute Fetthaut für die beste Mettwurst. Wurstebänder mußten geschnitten und Gewürze bereitgestellt werden. Sorgfältig löste er die Rippen aus, setzte hier einen Schnitt, griff dort zum Beil.

Die Kinder sprangen aufgeregt umher. So viel Besuch im Haus. Und wie das duftete – nach Gewürzen und heißer Brühe.

Eine große Molle füllte sich mit kleingeschnittenem Fleisch – alles für die Wurst, auch die Schinken. Im Süden Niedersachsens, der Heimat der luftgetrockneten Mettwurst, hält man nicht viel von Räucherware. Nur zehn Wurstsorten stellt man her (in Deutschland gibt es fast tausend Wurstsorten), doch die haben es in sich.

In einem Winkel der Stube rumorte der Fleischwolf mit klatschendem Treibriemen. Gustav streute Hände voll Salz, Pfeffer und Senfkörner über die Fleischmollen. Für die Mettwurst gab es noch eine Prise Knoblauch, zuvor eingeweicht in einem Wasserglas voll Schnaps. „Manche nehmen auch Rum dazu“, sagte er, „doch das ist Geschmacksache.“ Jeder Hausschlachter hat so seine kleinen speziellen Würzgeheimnisse.

Viereinhalb Zentner Gewicht hatte die Sau unter den Borsten gehabt, doch an dicken Speckschichten gab sie sich zurückhaltend. „Das war nach dem Krieg anders“, sagte Bauer Hermann, „da wollte jeder viel Speck haben. Heute schreit alles nach magerem Fleisch. Deshalb haben sich die Bauern bei der Schweinezucht umgestellt.“ Doch für die Mettwurst – damit sie geschmeidig bleibt – war's genügend Fett.

Lange Schwartenstreifen blubberten in einer Schüssel. „Ab in den Kessel“, befahl Gustav. Der Fleischwolf hatte Berge rosigen Wurstemetts ausgespuckt. Man probierte es mit dem Zeigefinger. Alles in Ordnung. Das Wurstdrücken konnte beginnen.

Das ist eine Wissenschaft für sich. Nur ein geübter Schlachter vermag es, die Kälberblasen und Stracke (Würste) so geschickt zu füllen, daß sie später gleichmäßig trocknen und reifen. Es dürfen sich keine Löcher oder Schimmelkränze bilden – dann würde die Wurst verderben.

Natürlich hängt vieles auch vom Wurstboden ab. „Lehmböden sind am besten“, sagen manche Bauern, „die lassen die Luft zirkulieren und halten trotzdem die Temperatur.“ Am schlimmsten sei eine Ölheizung im Haus. Durch die Dämpfe müsse die Wurst ja sauer werden. Vorurteil oder Erfahrung? Die Bauern wissen oftmals mehr als sich Städter träumen lassen.

Glänzend und ohne Makel hingen die dicken Mettwürste auf der Stange. Bäuerin Gisela zählte – und war zufrieden. Altbauer Heinrich nickte anerkennend. Dann waren auch Küche und Stube voller Dampf. Das Kochfleisch war frisch aus dem Kessel gekommen – Grundsubstanz im Gemenge mit dem restlichen Mett für Kopfwurst, Schwartenwurst, Leberwurst, Blutwurst und Weckewurst.

Weckewurst? Nun, eine Spezialität der Gegend – Wurst mit Wecken (einer Art Weißbrot). Schneeweiß sieht sie aus und schmeckt in den drei Wochen nach dem Schlachten am besten. „Das ist Wurst für die Knechte“, soll es früher geheißen haben. Heute gibt es keine Knechte mehr. Die Weckewurst wurde zum Schnellimbiß der Bauern.

Es duftete nun anders in den Räumen, nach Thymian und Rosmarin, nach Zwiebeln und Kümmel. Der Fleischwolf würgte glatte Schwarten in sich hinein. In den Mollen wabbelten rote, graue und rosa Massen. Zunge und Nieren dampften sich kühl als Leckerbissen in mächtigen Blutwürsten. Auf der Hausveranda rührten die Kinder die Wärme aus dem Brei der Weckewurst.

Jungbauer Armin, heute nicht vom Schulalltag gebeutelt, wurde in die Stube gerufen. Schlachter Gustav wollte ihm eine Wurst anmessen. So will es der Brauch. Gehorsam sperrte er seinen Mund auf und Gustav schmierte genau den Umfang ein – mit rotem Blutwurstfinger. Beim nächsten Mal wird Armin schon zu alt für solche Späße sein.

Doch auch der Schlachter bekam sein Fett ab. Unbemerkt hatte ihm Nachbar Uwe den Schweineschwanz an das Schürzenband gehängt. Man lachte, die Kinder am meisten. Die Männer tranken einen Schnaps, während die Frauen in der Küche wieder Kaffee kochten.

Plötzlich war das Rumpeln des Fleischwolfes verstummt. Die Mollen waren leer. Die Frauen trugen Kannen heißer Fleischbrühe zu den Nachbarhöfen hinüber Es sollten ja alle teilhaben an dem Fest, so will es die dörfliche Tradition – auch daß Bauer Hermann „seiner Stimme“ des Gesangvereins beim nächsten Übungssingen eine Wurstprobe spendiert. Nun aber stapfte er mit Stangen voller Kopf- und Schwartenwürste die Treppe zum Dachgeschoß hinauf, überwachte den siedenden Kessel, in dem sich die Leber-, Blut- und Weckewürste wälzten.

In acht Stunden waren viereinhalb Zentner Sau oder 1400 Mark verwurstet worden. Etwa 850 Mark hätte das Schwein gebracht, wäre es verkauft worden. Der Rest der Summe entfiel auf den Hausschlachter (etwa 150 Mark), den Tierarzt (etwa 20 Mark), auf die Gewürze, die getrockneten Kälberblasen und den anderen Zubehör. Die Eigenarbeit und die Hilfe der Nachbarn nicht gerechnet.

Ist das Schlachten auf dem Dorf noch ein Fest in herkömmlichem Sinn? „Das ist es noch“, sagte Bauer Hermann, „denn man ist fast traurig, wenn alles vorbei ist, wenn die Gäste gegangen sind. Dann beginnt wieder der Alltag.“

Doch noch saß man bei ihm zusammen, müde und froh zugleich, daß man alles geschafft hatte. Man probierte frisches Mett, trank eine Flasche Bier und erzählte von früheren Schlachtefesten. Die Arbeit war getan. Ein Schwein war aus dem Stall auf den Wurstboden gewandert. Oder in den Schweinehimmel – wenn es einen gibt.



Sorgsam löste Schlachter Gustav die Rippen aus.



Die Kinder rührten auf der Veranda die Weckewurst kühl.



Bauer Hermann hängte bedächtig die Würste auf. Aufn.: Arnold (3), Brinkmann

ALDI informiert ALDI informiert ALDI infor

Spirituosen

Long Wood, Scotch-Whisky, über 12 Jahre alt, 40% Vol. 0,7-l-Flasche 14,50
Clarke's Bourbon-Whiskey, 40% Vol. 0,7-l-Flasche 13,95
Statesman, schott. Whisky, 40% Vol. 0,7-l-Flasche 11,95
Gorch Fock, Aquavit, 40% Vol. 0,7-l-Flasche 11,95
Echt-Schwarzwälder Waldhimbeergeist, 40% Vol. 0,7-l-Flasche 10,95
Zaranoff, Wodka, 40% Vol. 0,7-l-Flasche 10,95
Johnsen-Club-Dry-Gin, 38% Vol. 0,7-l-Flasche 10,50
Bergbauer-Doppelweizen, 38% Vol. 0,7-l-Flasche 9,95
Echter Steinhäger, 38% Vol. 0,7-l-Tonkrug 9,95
Silberling, alter Weizenkorn, 32% Vol. 0,7-l-Fl. 8,95
Meckstädter-Doppelkorn, 38% Vol. 0,7-l-Flasche 8,95
Burgenthaler Korn, 32% Vol. 0,7-l-Flasche 7,50
Apfel mit Weizenkorn, 25% Vol. 0,7-l-Flasche 7,25
Klarer, 32% Vol. 0,7-l-Fl. 7,25
Robby 54, Jamaica-Rumverschnitt, 54% Vol. 0,7-l-Flasche 12,95
Old Hopking, weißer Rum, 38% Vol. 0,7-l-Flasche 9,95
Robby 40, Jamaica-Rumverschnitt, 40% Vol. 0,7-l-Flasche 9,95
Steuerrad, echter Rum, 40% Vol. 0,7-l-Flasche 9,95
Metaxa, 5-Stern, griech. Spirituosen-Spezialität, 38% Vol. 0,7-l-Flasche 17,95
Akropolis, 5-Stern, griech. Spirituosen-Spezialität, 38% Vol. 0,7-l-Flasche 13,95
Grand Rayon, franz. Cognac, 40% Vol. 0,7-l-Fl. 14,95
Der Alte, Weinbrand VSOP, 38% Vol. 0,7-l-Fl. 11,75
Conferencier, franz. Weinbrand, 38% Vol. 0,7-l-Fl. 10,95
Regent, Weinbrand, 38% Vol. 0,7-l-Flasche 9,95
Grafenthaler Branntwein-Verschnitt, 32% Vol. 0,7-l-Flasche 7,95
*) St. Vitus-Boonekamp, 44% Vol. 4er-Packung 1,75

Chadess, franz. Orangenlikör, 40% Vol. 0,7-l-Fl. 12,95
Mümmelmann, Jagdbitter, Kräuterlikör, 35% Vol. 0,7-l-Flasche 11,75
*) Cherrysette, ein herzhafter Edelkirschlikör, 26% Vol. 0,7-l-Flasche 10,95
St. Vitus-Stonsdorfer, 30% Vol. 0,7-l-Flasche 10,95
Spezial-Sahne-Creme, Likör mit Scotch-Whisky und frischer Sahne, 17% Vol. 0,7-l-Flasche 8,95
*) Mümmelmann, Jagdbitter, Kräuterlikör, 35% Vol. 4 Stück à 20-ml-Packung 1,85

WEIN-KARTE

Mosel-Saar-Ruwer

85er Qualitätswein b.A., fruchtig, frisch 1-Liter-Flasche 2,95
83er oder 85er Spätlese, feine Frucht, dezente Süße 0,7-l-Fl. 3,45

Rheinhessen oder Rheinpfalz

85er Qualitätswein b.A., lieblich, leicht 0,7-l-Flasche 2,25
85er Kabinett, halbtrocken, Weinsiegel, feine Frucht 0,7-l-Flasche 2,95
83er oder 85er Spätlese, lieblich, feine Art 0,7-l-Flasche 3,25
83er oder 85er Auslese, reif, vollmundig 0,7-l-Flasche 3,95
85er Weißherbst, Qualitätswein b.A., lieblich, leicht und frisch 1-Liter-Flasche 4,25

Baden

83er Ettenheimer Burg Lichteneck, Q.b.A., Müller Thurgau, Erzeugerabfüllung, harmonisch, kräftig 1-Liter-Flasche 4,75
83er Reichsabt Knittel, bad. Frankenland, Q.b.A., Erzeugerabfüllung, Weinsiegel, halbtrocken 0,7-l-Bocksbeutel 4,95

Frankreich

Bordeaux blanc, appellation controlée, lieblich, fein 0,7-l-Flasche 2,95
Bordeaux rouge, appellation controlée, trocken, kräftige Art 0,7-l-Flasche 3,95
Edelzwicker, appellation controlée, trocken, fruchtig 1-Liter-Flasche 4,45
85er Chardonnay Bourgogne, appellation controlée, trocken, sehr feine Frucht 0,7-l-Flasche 6,25
ab Okt. 86:
85er Bordeaux Château de l'Eglise, appellation controlée, kräftig, vollmundig 0,7-l-Flasche 5,95

Darüberhinaus finden Sie in Ihrem ALDI-Markt noch weitere höherwertige Rotweine, die hier leider nicht alle aufgeführt werden können. Diese Weine sind nicht jederzeit in beliebigen Mengen zu beschaffen.

Sekt/Schaumweine

Sekt Schloß Stolzenfels, trocken, Hausmarke aus der Kellerei Sartor/Koblenz, weiß 0,75-l-Flasche 5,50
Sekt Herzog Alba, halbtrocken 0,75-l-Flasche 4,25

Kosmetik

Mildeen-Protein-Shampoo für normales und strapaziertes Haar 500-ml-Fl. 1,79
Tag für Tag, Mild-Shampoo mit natürlichen Kräuterauszügen für häufige Haarwäsche 200-ml-Flasche 1,39
Mildeen-Creme-Kurspülung 200-ml-Flasche 1,65
OLANA, Körper-Lotion mit natürlichen Feuchtigkeitsspendern und Collagen, klinisch geprüft 500-ml-Flasche 3,95
Lavati-Schaumbad mit Protein-Hautschutz-Colloid 1.000-ml-Flasche 3,95
Ombra-Creme-dusch, ein mild hautpflegendes Duschbad 300-ml-Flasche 2,45
Melissen-Kräuteröl-Bad 500-ml-Flasche 2,10
Mildeen-Duschbad 300-ml-Flasche 1,45
Parfüm-Deo-Spray, 4 versch. Duftrichtungen je 100-ml-Dose 2,45
Consul, After Shave, Lotion 100-ml-Flasche 3,95
Fee-Seife, desodorierend 150-g-Stück –,65
Lido-Seife, milde Pflege für zarte Haut 150-g-Stück –,59
Kamille-Seife 125-g-Stück –,45
Blendax fluor super 100-ml-Tube 1,95
Viofluor-Zahncreme 100-ml-Tube 1,35
V-Kurzkopf-Zahnbürsten 2-Stück-Packung 1,95
Kukident, Die Blauen 96-Stück-Packung 6,50
Höschenwindeln für Kleinkinder, mit elastischem Beinabschluß und wiederverklebbarem Klebestreifen, ab 15–25 kg 30-Stück-Packung 13,50
*) o.b.-Tampons 100-Stück-Packung 12,25
Slipeinlagen 45-Stück-Packung 1,99
Damenbinden, superdünn 20-Stück-Packung 1,79
Tissue-Toilettenpapier, dreilagig 8 x 250 Blatt 4,95
*) Tissue-Toilettenpapier, zweilagig 10 x 250 Blatt 3,45

Rückforth Advocaat-Eierlikör, 20% Vol. 0,7-l-Fl. 7,75

Säfte/Bier

*) Himbeersirup 0,7-l-Fl. 2,75
Orangenfruchtsaft 10 x 0,2-l-Tetrabrik-Pckg. 1,99
*) Schw. Johannisbeer-Nektar, 30% Fruchtgehalt 1-Liter-Tetrabrik-Packung 1,59
Traubensaft, rot 1-Liter-Tetrabrik-Packung 1,19
Fruchtnektare, sortiert: Fruchtmix, 50% Fruchtgehalt, Maracuja, 25% Fruchtgehalt je 1-Liter-Tetrabrik-Pckg. 1,19
Zweifrucht-Nektar, Aprikose-Orange, 50% Fruchtgehalt 1-Liter-Tetrabrik-Packung 1,09
Orangen-Nektar, 50% Fruchtgehalt 1-Liter-Tetrabrik-Packung –,59

Goldhorn-Orangensaft 1-Liter-Tetrabrik-Packung –,89
Apfelfruchtsaftgetränk, 50% Saftanteil 1-Liter-Tetrabrik-Packung –,59
River-Citro in Dosen 0,33 l –,35
River-Orange in Dosen 0,33 l –,35
River-Cola in Dosen, coffeinhaltig 0,33 l –,35
*) Karottensaft 330-ml-Fl. 1,25
V8-Gemüsesaft 0,5-Liter-Tetrabrik-Packung –,95
Karlsquell-Edel-Pils 0,33-l-Dose –,47
Pilsener aus Bocholt, Belgien 0,5-l-Einwegfl. –,69
Karlsquell-Malzbier, 0,33-l-Einwegflasche –,52 6er-Packung 3,12

Knabberartikel

*) Cashew-Kerne, geröstet und gesalzen 100-g-Vakuum-Packung 1,95
*) Studentenfutter 200-g-Beutel 1,69
*) ibu-Taps, feines Salzgebäck 3 x 75 g Packung 1,35
ibu's-Stapelchips, rundes Kartoffelgebäck mit Paprika 100-g-Dose 1,29
Hultsch Pizza-Cräcker 100-g-Faltschachtel 1,25
*) Erdnüsse, pikant gewürzt, ohne Fett und Öl geröstet 150-g-Beutel 1,19
*) Kartoffelsnacks, pikant gewürzt 100-g-Beutel –,95
*) ibu-Paprika-Chips 200-g-Beutel –,85
Erdnußkerne, geröstet und gesalzen 200-g-Dose –,79
*) Erdnuß-Flips 150-g-Beutel –,79
Salzstangen 250-g-Pckg. –,69

Obstkonserven

*) King's Crown, Preiselbeeren, Auslese 370-ml-Glas 2,25
*) Fruchtcocktail 850-ml-Dose 1,99
*) Heidelbeeren 580-ml-Glas 1,75
Pfirsiche, gleichm. ausgesuchte halbe Früchte 850-ml-Dose 1,39
Williams-Christ-Birnen, halbe Früchte 850-ml-Ds. 1,59
*) Ananas in Scheiben 850-ml-Dose 1,45
Schattenmorellen ohne Stein 720-ml-Glas 1,25

*) Ananas in Stücken 580-ml-Dose –,79
Span. Mandarin-Orangen 314-ml-Dose –,75
Apfelmus, je kg –,83 720-ml-Tetra-Packung –,59

ALDI-Einkaufstip

Die nachstehend aufgeführten Artikel zählen nicht zu unserem Standardsortiment.
Wir empfehlen Ihnen, sich zu bevorraten.

Deutscher Kaviar 100-g-Glas **1,59**
Ital. Tomatenmark, 2fach konzentriert 200-g-Tube **–,49**

Gurkentopf, mit vielen Kräutern und Gewürzen 1.700-ml-Glas 2,49
Gurkensticks, Gurkenstreifen in Marinade, süß-sauer eingelegt 720-ml-Glas 1,79
Cornichons, ausgesucht kleine Gewürzgurken 370-ml-Glas 1,39
Delikateß-Gewürzgurken, Auslese 720-ml-Glas 1,29
Gurkenhappen, schlesisch 580-ml-Glas 1,25
Kleine rote Delikateß-Bete 370-ml-Glas –,99

Gemüsekonserven

King's Crown, Champignons in Scheiben, I. Wahl 314-ml-Glas 1,79
*) China-Champignons, ganze Köpfe, I. Wahl 425-ml-Dose 1,39
*) Champignons, geschnitten, III. Wahl 314-ml-Dose –,69
Stockschwämmchen, kleine honiggelbe Zuchtpilze 314-ml-Glas 1,25
Formosa-Stangenspargel, geschält 840-ml-Dose 3,59
Formosa-Stangenspargel 250-g-Dose 1,79
*) Formosa-Spargelabschnitte mit grünen und weißen Köpfen 460-ml-Dose 1,49
Schwarzwurzeln 580-ml-Glas 1,65
Bonduelle, Mexikanische Gemüseplatte 425-ml-Ds. 1,19
Jg. Erbsen, sehr fein 850-ml-Dose –,99

Jg. Erbsen, sehr fein, mit Möhren 425-ml-Dose –,65
Delikateß-Rotkohl, tafelfertig 720-ml-Glas –,65
*) Delikateß-Weinsauerkraut 850-ml-Dose –,65
USA-Gemüsemais 425-ml-Dose –,99
Ital. Schältomaten 850-ml-Dose –,75

ALDI aktuell

Kinder-Strumpfhose, – mit Baumwolle – „Luigi Tomasi" oder „Esda" in vielen aktuellen Farben, mit echt gekettelter Spitze und eingesetztem Zwickel, in den Größen 1–2 bis 11–12, Material: 44% Polyamid, 36% Polycryl, 20% Baumwolle, superweich, 30° Stück **3,25**

IDEAL **Stepp-Einziehdecke,** Größe ca. 135 x 200 cm, anschmiegsam und temperaturausgleichend – für wohltuenden Schlaf –, Material: Maco-Feintricot, Bezug aus 100% Baumwolle, hochwertige Füllung aus 100% Schafschurwolle Stück **49,95**

ELECTRONICS **Elektronischer Radiowecker**



UKW/MW, Weckmöglichkeit mit Radio oder Summton, Sensortaste, Helligkeitsregler für die Zeitanzeige, 24-Std.-LED-Digitaluhr, Einschlafautomatik, Garantie bis 30.4.87 Stück **24,95**

Vademecum fresh, Mundwasser mit Menthol 75-ml-Flasche **3,25**



Diese Artikel empfehlen wir Ihrer besonderen Aufmerksamkeit. Verkauf, solange der Vorrat reicht.

Wasch- und Putzmittel

Unamat-Vollwaschmittel 4,5-kg-Tragepackung 9,95
Una-Vollwaschmittel, phosphatfrei 3-kg-Tragepackung 6,98
Tandil-Vollwaschmittel 3-kg-Tragepackung 5,98
Luhns fein, Feinwaschmittel 1,5-kg-Tragepackung 4,50
Fee-Wäscheweich 4-Liter-Flasche 2,98
Fee-Wäscheweich-Concentrat 1.000-ml-Flasche 1,69

Sanitär-Plus, Sanitär-Reiniger, absolute Frische für Bad und WC 1.000-ml-Flasche 2,35
Clinär-WC-Reiniger, flüssig, strahlende Sauberkeit und Hygiene bis unter den Rand 750-ml-Flasche 1,75
WC-Automat Stück –,85
Unah-Glanzreiniger 1.000-ml-Flasche 3,10
Putzmeister Allesreiniger 1.000-ml-Flasche 1,65
Una-Geschirr-Reiniger 5-kg-Eimer 11,95

neu im ALDI-Markt

„Gut" beurteilte die Stiftung Warentest im Heft 7/86

AGFA High Color Videocassetten VHS E 180

Die Stiftung Warentest hat 10 Videocassetten (Standard, VHS, E 180) getestet.

7 Cassetten wurden mit „gut"
2 Cassetten wurden mit „zufriedenstellend"
1 Cassette wurde mit „mangelhaft" beurteilt.

Erstaunlich waren wieder einmal die Preisunterschiede. Nach dem Preisvergleich lag der niedrigste Preis für eine Cassette bei 14,95 DM, der höchste bei 16,90 DM.

Unser Preis für eine Agfa High Color Videocassette VHS E 180 beträgt **10,95**

AGFA HIGH COLOR E-180 VHS VIDEO CASSETTE
test Heft 7/86 gut

Testurteil der Stiftung Warentest 7/86 „gut". In diesem Test wurde keine Videocassette in der Standardklasse besser beurteilt.

*) Gefrierbeutel, mit Clipsen, 60 St. - 20 x 30 cm, 20 St. - 25 x 45 cm, extra starke Folie, gefriersicher + kältegeprüft (bis –40°C) 80-Stück-Packung 2,65

Küchentücher, passend für alle üblichen Rollenhalter 2-Rollen-Packung 1,49
*) Mülleimerbeutel, 45 x 60 cm, für 20 l

ALDI

Schwurhand und Segensgestus

Ursprünglich Symptom einer Krankheit?

Von Gerhard Weber

Die rechte Hand ist senkrecht erhoben, der vierte und der fünfte Finger werden angewinkelt. Diese Handhaltung, bekannt als Schwur- oder Segenshand, findet ihr Vorbild in Darstellungen Johannes des Täufers in der Ikonenmalerei, vornehmlich des 14. bis 16. Jahrhunderts. Die typische Fingerhaltung, die als charakteristisch für den Heiligen gilt, kann das Symptom einer Krankheit sein: bei der Dupuytrenschen Kontraktur schrumpfen die Sehnen in der Hohlhand, so daß betroffene Finger nicht mehr gestreckt werden können.

Aus der Hautklinik der Städtischen Krankenanstalten Nürnberg
(Direktor: Prof. Dr. med Gerhard Weber), Flurstraße 17, 8500 Nürnberg

„Hebe die Hand zum Schwure" ist eine Aufforderung, der seit Jahrhunderten in stets gleicher Weise nachgekommen wird. Diese Bewegung ist so tief im Wissen des Europäers verwurzelt, daß die an sich komplizierte Haltung des senkrecht erhobenen rechten Handtellers mit den angewinkelten vierten und fünften Fingern keiner Erklärung des zum Schwur Auffordernden bedarf. An dieser grundsätzlichen Haltung ändert der Umstand nichts, daß in der jüngsten Vergangenheit einzelne Politiker bei ihrer Vereidigung von dieser Handhaltung durch Streckung aller Finger der rechten Hand abweichen. Mit der Formel „. . . so wahr mir Gott helfe" ist ersichtlich und bekannt, daß die vom Rechtsstaat zur Bestätigung der höchsten Glaubwürdigkeit verwandte Eidesformel sich die Bindung des Menschen an Gott zunutze macht. Es liegt daher nahe, auch die Schwurhand dem kirchlichen Ritual zuzuordnen, um so mehr als in der römisch-katholischen Kirche diese typische und geradezu unverwechselbare Geste der stets rechten Hand bei der täglichen Ausübung religiöser Verrichtung ein Bestandteil des Rituals ist; der Ostersegen des Papstes „Urbi et orbi" wird in dieser Weise gespendet. Wohl sind beim Segen oder beim Zeichen des Kreuzes auch andere einem strengen Codex unterworfene Fingerhaltungen zu beobachten, etwa das Zusammenlegen der drei ersten Fingerkuppen oder das senkrechte Aneinanderstellen der Finger einer Hand ebenso wie die flachgestreckte Hand, übernommen aber wurde für die Gerichtsbarkeit einzig die Handhaltung zum Schwure. Daß hierzu stets die rechte Hand verwandt wird, scheint ein Widerspruch zu sein, wenn man berücksichtigt, daß nach kabbalistischer Tradition die Gerechtigkeit durch die linke Hand Gottes, also anders als beim Schwur, ausgedrückt wird. Die rechte Hand Gottes ist die Hand der Barmherzigkeit. Der Segen wurde von Jesus durch Handauflegen oder durch Erheben der Hände erteilt. Beide Gesten sind auf frühen Katakomben, Fresken und Sarkophagen abgebildet. Die Schwurhand findet sich als Segensgestus im lateinischen Segen sehr früh dargestellt, beispielsweise in den Mosaiken von Ravenna, so in der „Berufung von Petrus und Andreas durch Jesus" am Bischofsstuhl des Maximians.

Schwurhand oder Segensgestus sind in den vorchristlichen Religionen nicht bekannt, obwohl von diesen, wie übrigens auch von Diktaturen, auf die Möglichkeiten einer ausdrucksstarken Gestik nicht verzichtet wird. Es erweckt den Anschein, als habe in der Einflußsphäre der römisch-katholischen Kirche diese Segensgeste im Laufe der Jahrhunderte an Symbolkraft verloren, da sie in der Malerei der vergangenen Jahrhunderte nur noch selten zu finden und dann nur noch Heiligen vorbehalten ist.

Anders zeigt sich dieses Phänomen dort, wo die orthodoxe Ostkirche durch ihre autokephalen Patriarchate und Erzbischöfe vertreten wird. Gemeint ist damit nicht nur die lebende Gestik im Ritual

Die häufigsten Nebenwirkungen der hochpotenten Neuroleptika sind Parkinsinoid, Rigor, Tremor, Akathisie, Amimie, Hypersekretion der Talgdrüsen und anfallsartige Dyskinesien. Die Nebenwirkungen der Breitbandneuroleptika liegen im vegetativ-vasomotorischen Bereich. Es kommt zu Trockenheit der Schleimhäute, Schwitzen, Temperaturanstieg, Blutdruckanstieg oder -abfall, Obstipation, Durchfällen oder zur Photosensibilität.

Neuroleptika des Mittelbereiches führen zu emotionaler Indifferenz ohne besondere Antriebsverminderung oder besondere hypnotische Wirkung. Die Hauptvertreter Melleril®, Truxal® und Taractan® haben im mittleren Dosierungsbereich bis zu 100 mg auch einen thymoleptischen Effekt.

Die Thymoleptika bedingen eine Steigerung des Antriebes und der Stimmung, Nebenwirkungen sind vegetative Beschwerden, hypotone Kreislaufstörungen, Herzklopfen, Schwindel, Übelkeit, Fieber, Miktionsstörungen, delirante Bilder, Verwirrtheit und auch atypische epileptische Anfälle.

Kielholz hat die unterschiedlichen Wirkungsbereiche der Antidepressiva anschaulich und übersichtlich tabellarisch festgehalten. Daraus ist zu erkennen, daß die einzelnen psychotropen Substanzen verschiedene Wirkungen entfalten können. Die vorhandenen Antidepressiva haben in unterschiedlich starker Ausprägung einen depressionslösenden und -dämpfenden oder depressionslösenden und antriebssteigernden Effekt.

Die in der letzten Zeit zur Quantifizierung der Depression und damit auch zur Quantifizierung des Erfolges einer antidepressiven Behandlung entwickelten Selbstbeurteilungsskalen werden von den klinischen Psychiatern mit Mißtrauen registriert, da sie sich bei extremen Formen depressiver Symptomatik wegen der Entscheidungsunfähigkeit der Patienten als unbrauchbar erweisen und weil die Skalen vielfach etwas für Depressionen unspezifisches, nämlich eine Art Pseudodemenz erfassen.

Wenn es über die Behandlung mit den Psychopharmaka vor allem bei den schweren affektiven Störungen gelungen ist, die Psychose zu beherrschen, schließt sich unter schrittweiser Reduktion der Medikation die Aufbauphase der Therapie mit dem Wiedergewinnen sozial angemessener Verhaltensweisen an. Hierzu gehören Therapieformen im Rahmen der Beschäftigungstherapie, der Arbeitstherapie, der Bewegungstherapie und der Musiktherapie. Mit dem Abbau der Psychopharmaka gewinnen auch allgemeine psychotherapeutische Behandlungsverfahren an Gewicht. In den Rahmen dieser Aufgaben gehört auch die Aufklärung der Angehörigen, die Beeinflussung des Sozialfeldes des Patienten, um damit prophylaktisch auslösende oder beeinflussende reaktive Mechanismen der Depression auszuschalten. ●

Literatur beim Verfasser.



Abbildung 1: Johannes der Täufer wird auf Ikonen meist „bekleidet mit Kamelhaaren und mit einem ledernen Gürtel um seine Lenden." (Markus 1.6) gemalt.



Abbildung 2: Typisch für die Darstellung des Johannes ist die Haltung seiner rechten Hand: der vierte Finger ist gebeugt und ruht auf der Kuppe des Daumens.

der Religionsausübung, sondern vielmehr ihre Überlieferung in der darstellenden Kunst. Die häufigsten Darstellungen der gleichsam zum Schwur erhobenen Hand sind in der Ikonenmalerei zu finden, obwohl man dieser nicht die Rolle eines Chronisten zuerkennen kann. Bekanntlich wurden die geläufigen Motive über Jahrhunderte stereotyp wiederholt, woran die berühmten Ikonenschulen selbst bis in die Neuzeit nichts änderten oder zu ändern vermochten. Sieht man von gelegentlichen Varianten in dieser Kunst ab, so kann die Ikone als strenge Überlieferung frühchristlichen Geschehens angesehen werden. Schon der Vergleich von Ikonen derselben Provenienz aus verschiedenen Jahrhunderten beweist diese längst bekannte Tatsache, was ihre Altersbestimmung erschwert.

Die „Schwurhand" ist das typische Merkmal Johannes des Täufers

Bei vergleichenden Betrachtungen russischer Ikonen gewinnt man den Eindruck, daß dieser Segensgestus in der Häufigkeit von Norden nach Süden zunimmt, also auf karelischen Ikonen weniger häufig als auf jenen Moskauer Provenienz oder gar aus dem südlichen Rußland stammend dargestellt wird.

Diese Handhaltung ist im 14. bis 16. Jahrhundert zugleich ein typisches, sogar das typische Merkmal für die Darstellung von „Johannes dem Täufer", der entsprechend Markus 1.6 „bekleidet mit Kamelhaaren und mit einem ledernen Gürtel um seine Lenden . . ." gemalt wird. Zu seinen Füßen, vornehmlich links, liegt ein abgeschlagenes Haupt, während seine rechte Hand überraschenderweise keineswegs erhoben ist, sondern einmal eine Bibel begrenzend oder seitlich vom Körper ausgestreckt (Abbildung 1), aber auch vollkommen unerklärlich in der Zuordnung zum Körper unter der Harmonie des Bildes eine Fingerhaltung erkennen läßt, die beinahe an die Zeiten des Manierismus denken läßt (Abbildung 2). Der vierte Finger ruht dabei, fast im rechten Winkel gebeugt, auf der Kuppe des Daumens. Der fünfte Finger ist gestreckt, der zweite und dritte Finger ebenfalls oder leicht gebeugt. Vornehmlich bulgarische Ikonen zeigen so Johannes den Täufer (Abbildung 3), aber auch kretische Ikonen kennen diese für Johannes den Täufer charakteristische Handhaltung (Abbildung 2). Mit der Existenz von Johannes-Ikonen kann im Bereich der byzantini-



Abbildung 3: Vor allem bulgarische Ikonen zeigen Johannes den Täufer mit der chrakteristischen Fingerhaltung, die manieriert und unnatürlich wirkt.

schen Reichskirche nicht gerechnet werden, sofern sie vor dem neunten Jahrhundert datieren. Grund für die Zäsur in der Überlieferung bildlicher Darstellungen ist der Bildersturm auf die Ikonen, der um 843 nach Christus sein Ende fand und das letzte ökumenische Konzil 879 bis 880 mitverursachte.

Im Gegensatz zur römisch-katholischen Kirche sind die Patriarchate, die zusammen die byzantinische Reichskirche oder orthodoxe Ostkirche bilden, selbständig (autokephal), und unter ihnen ist der Patriarch von Konstantinopel der Primus inter pares. Sein Sitz, der Phonar, ist ein Stadtteil von Konstantinopel und unweit vom heutigen Topkapi-Museum, das in dem berühmten Sultanspalast untergebracht wurde.

Die Frage, warum beim retrospektiven Vergleich russischer und besonders bulgarischer Ikonen „Johannes der Täufer" mit einer Haltung der rechten Hand abgebildet wird, die sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte und Darstellungen zur Schwurhand oder der segnenden Geste entwickelte, die dann auch nicht mehr diesem Heiligen allein vorbehalten blieb, müßte eigentlich unbeantwortet bleiben, wenn nicht zwei Brücken über den Bildersturm der Ikonen hinweg in die Vergangenheit reichten. Die eine ist die Darstellung Johannes des Täufers auf den noch erhaltenen Mosaiken in der Hagia Sofia, deren Entstehung in die Zeit Diokletians, nämlich in die Jahre von 532 bis 537 nach Christus reicht. Wiederum findet sich „Johannes der Täufer" mit abgewinkeltem viertem Finger der rechten Hand dargestellt (Abbildung 4). Es ist nicht zu beantworten, ob dieses Bild Vorlage für die Ikonenmalerei gewesen ist, wenngleich es auffällt, daß die bulgarischen Ikonen, unweit von Konstantinopel entstanden, recht häufig der bildlichen Darstellung Johannes des Täufers dieses Attribut der Gestik mitgaben. Auch die Außenmalereien des aus dem 14. Jahrhundert stammenden Klosters Rila, ein paar Autostunden von Sofia entfernt, stellen Johannes den Täufer so dar, obwohl auch andere Heilige gelegentlich ähnliche Handstellungen haben.

Waren es wirklich die Gebeine des Johannes, die die Johanniter tausend Jahre nach seinem Tod „retteten"?

Das Wissen über Johannes den Täufer ist karg, wenn man von kurzen biblischen Hinweisen absieht. Die viel geläufigeren Zusammenhänge seines Todes mit dem Tanz der Salome, der die Vorlage für kirchliche Ausschmückungen, so in der Kathedrale von Rennes, ferner für musikalische Themen, wie die Salome von Strauß, oder für literarische Bearbeitungen durch Flaubert und Oscar Wilde, war, sind ohne Authentizität und führen daher nicht weiter. Es gibt in den Bemerkungen über sein Leben und insbesondere sein Aussehen keinen Hinweis auf die ihm zugeordnete Haltung der rechten Hand.

Matthäus (14, 12) sagte zu seiner Enthauptung „. . . da kamen seine Jünger und nahmen seinen Leib und begruben ihn". Sein Tod erfolgte auf Veranlassung von Herodes, er wird auf das Jahr 29 nach Christus datiert. Auf einer Tafel des Geertgen tot Sint Jans vom Altar für die Johanniter in Haarlem ist zu ersehen, daß die Gebeine Johannes des Täufers schließlich durch die Johanniter „gerettet wurden". Sollte für deren Identifizierung nicht ein Merkmal vorhanden gewesen sein, um einen Irrtum bei der Exhumierung ein Jahrtausend nach dem Tode auszuschließen?

Auch scheint es nicht abwegig, daß die „Rettung" der Gebeine eine Verlegung der Grabstätte mit einschloß, für die Byzanz in Frage kommt, wohin in den Jahrhunderten zuvor mannigfache Heiligtümer oder Bestandteile verlagert wurden.

Die Sammlung, Aufbewahrung und Verteilung von Reliquien wird schon sehr früh betrieben: so schreibt man der heiligen Helena die Sammlung von Reliquien

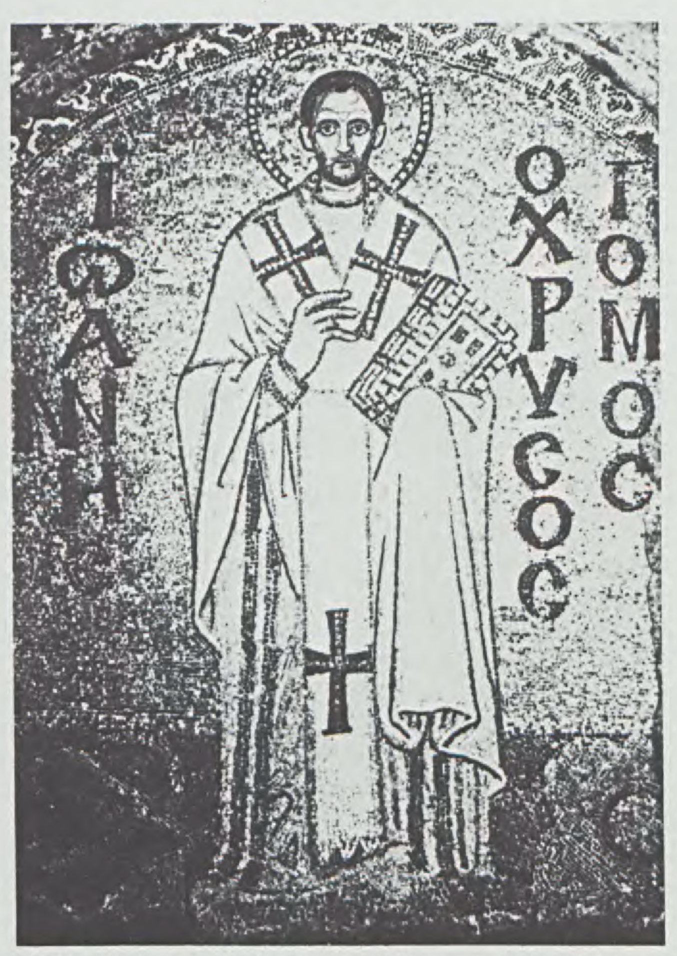


Abbildung 4: Auch auf den Mosaiken in der Hagia Sofia findet sich Johannes der Täufer mit der charakteristischen Fingerhaltung der rechten Hand.



Abbildung 5: Eine Johannes dem Täufer zugeschriebene Armreliquie, mit Silberblech ummantelt, zeigt ebenfalls die typische Stellung des vierten Fingers.

anläßlich ihrer Pilgerfahrten ins Heilige Land zu, wie die Auffindung des Kreuzes. Als Mutter Kaiser Konstantins wurde sie im Jahre 306 zur Augusta, Kaiserin, erhoben. Keine Auskunft erhält man aus den Beschreibungen, wie die Reliquien beispielsweise der Makkabäischen Brüder und ihrer Mutter aufgefunden wurden und woran man sie erkannte, ebensowenig „ob das Grab Johannes des Täufers in der Nähe des palästinensischen Sebaste echt war, das Julian zerstören ließ. Aber es wird uns berichtet, daß die zu Asche verbrannten Gebeine des Vorläufers Christi nicht nach dem Willen des Kaisers zerstreut wurden, sondern daß es treuen Christen gelang, größere Mengen des kostbaren Schatzes zu sammeln und nach Alexandrien zu schaffen, wo Athanaseus sie in seine Obhut nahm".

Obwohl uns keine sicheren Angaben möglich sind, ob die aufgefundenen und bis in die Jetztzeit bewahrten Reliquien den zugesprochenen Heiligen entstammen, so erlauben sie doch einen Schluß, der das Zustandekommen des Segensgestus erklärt. Im Topkapi-Museum von Konstantinopel sind Fragmente aufbewahrt, die Johannes dem Täufer zugesprochen werden. Neben einem Teil des knöchernen wohlerhaltenen Schädels, der reich mit Edelsteinen gefaßt und geschmückt ist, wird ein Reliquiar aufbewahrt, rechte Hand und Unterarm darstellend. Offensichtlich ist seine Existenz nur wenig bekannt geworden, da in einer wesentlichen Darstellung dieser Kultrichtung aus dem Jahre 1940 das Vorkommen von Armreliquiaren im ersten Jahrtausend überhaupt verneint wird. Als ältestes Beispiel wird der Blasius-Arm aus dem 11. Jahrhundert erwähnt. Solche Reliquiare, eine Hand darstellend, zeigen im wesentlichen drei Abwandlungen. Während in der einen alle Finger gestreckt sind, finden sich in der zweiten die ersten drei Finger gestreckt, der vierte und fünfte gekrümmt; vornehmlich stellte man so heilige Bischöfe und Priester dar, „deren Hand man diese Form gab". Die dritte Abwandlung ist eine Hand, die „einen heute nicht mehr zu deutenden Gegenstand hält". Ganz vereinzelt findet sich als Reliquiar die Form einer geballten Hand.

Handelt es sich bei dem im Topkapi-Museum aufbewahrten, aus feinstem Silberblech getriebenen Modell der Hand und des Unterarmes um ein Reliquiar, also ein zur Aufnahme von Reliquien des Johannes speziell gefertigtes Gefäß? Eine kleine mit einem Scharnier versehene Klappe auf dem Handrücken des Modells zeigt darunter liegend gut erhaltene

→



Abbildung 6: Bei der Dupuytrenschen Fingerkontraktur kommt es, meist beim 4. Finger beginnend, zu einer Schrumpfung der Sehnen und Sehnenscheiden.

Sehnen, Sehnenscheiden und Knochen im normalen Verband, so daß kein Zweifel besteht, daß hier praktisch ein silberner Handschuh angefertigt wurde, der Finger, Hand und Unterarm ummantelt. Die Arbeit ist so präzise ausgeführt, daß nicht nur die Beugung der Gelenke plastisch hervortritt, sondern auch Nagel und Nagelsaum zweifelsfrei erkennbar sind (Abbildung 5). Vergleicht man nun die Stellung der Finger dieser rechten Hand, so findet sich eine identische Stellung des vierten Fingers mit der, wie sie in der Ikonenmalerei bis ins 18. Jahrhundert für Johannes den Täufer immer wieder als charakteristisch überliefert wurde. Darin ist nicht nur ein weiterer Beweis für die fast stereotype und damit wirklichkeitsgetreue Überlieferung christlichen Kultes erbracht, sondern auch das anatomische Vorbild für die Segensgeste und damit auch für die Schwurhand selbst.

Versucht man einmal, den vierten Finger seiner Hand allein abzuwinkeln, so gelingt dies nur mit Mühe, sofern die anderen Finger der Beugung nicht folgen dürfen. Stützt man hingegen, wie dies in der Abbildung 1 gezeigt wird, den abgewinkelten vierten Finger auf die Daumenkuppe, gelingt dies leicht. Die Imitation dieser Bewegung, wie sie für Johannes den Täufer und der ihm zugeschriebenen Reliquie charakteristisch ist, wird mit dieser zusätzlichen Bewegung des Daumens einfach gestaltet, was wohl die Ursache dafür sein dürfte, daß die Maler solcher Gesten davon Gebrauch machten, zumal ihnen der eigentliche Grund der abnormen Fingerhaltung mit Sicherheit unbekannt war.

Die Handhaltung Johannes des Täufers – Zeichen einer Dupuytrenschen Fingerkontraktur?

Mit Sicherheit deshalb, weil erst im Jahre 1831 ein Baron Guillaume Dupuytren darauf hinwies, daß einer solchen Fingerstellung eine krankhafte Veränderung zugrunde liegt, die nach ihm als Dupuytrensche Kontraktur bezeichnet wurde. Im Verlauf dieser Erkrankung kommt es, zumeist im Bereich des vierten Fingers beginnend, sich auf diesen beschränkend oder noch auf andere Finger übergreifend, aus ungeklärter Ursache zu einer Schrumpfung der Sehnen und Sehnenscheiden in der Hohlhand, so daß der betroffene Finger zunehmend und bleibend (Abbildung 6) gebeugt wird. Daraus ergibt sich ein Zustand, der in klassischer Weise dem entspricht, wie wir ihn bei der Johannes dem Täufer zugeschriebenen Hand feststellen. Da die Dupuytrensche Kontraktur die Fingersehnen so schrumpfen lassen kann, daß der Finger nicht mehr zu strecken ist, wird verständlich, warum der Silberschmied, der die Totenhand Johannes des Täufers ummantelte, diese, seine Arbeit außerordentlich erschwerende, anormale Stellung des vierten Fingers berücksichtigen mußte. Die Diagnose dieser Krankheit ist „prima vista", also auf den ersten Blick möglich, so daß nicht einmal Zweifel auftreten, ob eventuell eine abnorme Verkrampfung beim Eintreten eines gewaltsamen Todes zu einer solchen Fingerstellung führte. Denn nach dem Tode kommt es bekanntlich zu einer Erschlaffung auch der Fingermuskeln, so daß die Fingerhaltung in der Reliquie nur Ausdruck einer krankhaften Veränderung, also der Dupuytrenschen Kontraktur sein kann. Natürlich werden sich die letzten Zweifel an der Richtigkeit dieser Diagnose und allen ihren Konsequenzen nur dadurch ausräumen lassen, daß man fast zwei Jahrtausende nach dem Tode dieses Heiligen, von dem wir so wenig in Erfahrung bringen können, den silbernen Handschuh öffnet, um die typischen, sicher noch heute erhaltenen Krankheitserscheinungen nachzuweisen. Es wäre nur der letzte Beweis dafür, daß Segensgestus und Schwurhand Symptom einer vor zweitausend Jahren erlittenen Krankheit sind, einer Krankheit, die in ihrer Abnormität einerseits vielleicht zur Identifikation eines tatsächlich einst lebenden Heiligen diente, unabhängig davon aber das Ritual und die darstellende Kunst von zwei Jahrtausenden mit beängstigend exakten Stereotypien beeinflußte. ●

730347

„Der Knüppel beim Hund" – Redewendung und Ursache

Streunende Hunde waren von jeher ein öffentliches Ärgernis

Einerseits werden trotz klirrender Kälte Schutzhunde-Prüfungen durchgeführt um einen bestimmten Ausbildungsstand der Tiere festzustellen, andererseits werden zu manchen Jahreszeiten solche Haustiere ausgesetzt oder dem Tierheim überantwortet, weil man sie nicht mehr halten kann oder will. Herumstreunende Hunde wurde seit eh und je nicht gerne gesehen, weil sie dadurch offensichtlich für Mensch und Tier bis heute zum öffentlichen Ärgernis werden können.

So sehr der Jäger seinen treuen Jagdgefährten seit den ältesten Zeiten geschätzt hat, so sehr hat er den wildernden Hund in Wald und Feld immer bekämpft. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatten die Landesherren unserer Heimat strenge Verordnungen gegen wildernde Hunde erlassen. Den Bauern wurde befohlen, ihren Hofhunden Schleppknüppel am Halsband zu befestigen. Dadurch sollte erreicht werden, daß es den Tieren unmöglich war, schnell zu laufen und das Wild zu hetzen.

Im allgemeinen war dieses Tier nicht fest angebunden, hatte Haus und Hof zu bewachen und beim Viehtrieb zu helfen. Wurde jedoch ein Hund ohne Knüppel in der Feldmark angetroffen, erschoß man ihn kuzerhand und belegte den Besitzer obendrein mit einer Geldbuße.

In einer Eingabe beschweren sich einige Dorfbewohner darüber, daß ihnen nicht nur unrecht durch die hohen Bestrafungen widerfahre, sondern daß man eigens zum Aufspüren von Hundebrüchen (Brüche – strafbare Vergehen) „Flurschützen" bestellt habe. Diese verfolgten die Hunde ohne Knüppel sogar bis auf den heimischen Hof, und es sei vorgekommen, daß sie die Hunde dort noch auf dem Mist oder im Stroh – ungeachtet der großen Feuergefahr – erschossen hatten.

Obwohl jeder Hundebesitzer schon darauf achtete – um den hohen Strafgeldern zu entgehen – daß seinem Hunde ein Knüppel angehängt sei, so käme es ungeachtet aller Maßnahmen doch mal vor, daß bei einem Tier der Knüppel im Zaun oder in einer Hecke abgerissen sei, ohne daß der Eigentümer es sofort merkte. Gegen das absichtliche Erschießen der Hunde wenden sie ein, daß diese Hunde ja auch „auf Geheiß Ew. Fürstl. Gnaden" gehalten würden, damit sie „bei fürfallenden Zeiten" zur Schweinehatz und zu Wolfsjagden bereitzuhalten seien.

Aus dem Bruchgerichtsprotokoll „de 9. Apr. 1763" des Bruchgerichts zu Anderten, wo damals vom Burgherrn der Andertenburg Gericht gehalten wurde, kann man unter Nr. 16 entnehmen, daß der Einwohner „Bornkamp wegen des Hundes ohne Knüppel" zu 24 Mariengroschen Strafe verurteilt worden war, Nr. 17 „desgl. Biermann 24 mg".

Ein weiterer „Extract" berichtet aus dem Jahre 1787, als am 15. November Gericht gehalten war und im Protokoll vermerkt steht: „Ortmanns Hund ist ohne Knüppel betroffen – 6 mg" und „Cordes Hund desgl. – 6 mg". Wie hoch diese Strafen einzuschätzen sind, mag daraus hervorgehen, daß im letzteren Protokoll unter Nr. 28 vermerkt ist: „des alten Deicken höltzernen Aschenofen ist im Feuer aufgegangen, 6 Tage Arbeit oder 1 Rthlr" (1 Thaler – 36 Mariengroschen).

Spätere Verordnungen verzichteten auf den Hundeknüppel. Schon im Bruchregister von Anderten aus dem Jahre 1792 finden wir keine derartigen Bestrafungen mehr.

Wenn jedoch heute noch jemand sagt: „Da liegt der Knüppel beim Hund", so will er damit ausdrücken, daß eine bestimmte Tatsache einem Plan oder einem Wunsch entgegensteht, eine Redewendung, die an den Hundeknüppel des 17. und des 18. Jahrhunderts erinnert.

-stg-

Meisterprüfung: „eine fertige Schüßel von Englisch Zinn“ 30348

Erinnerung an eine Verordnung der Nienburger Zinngießer

Die vor kurzem zu Ende gegangene Ausstellung in Hoya hat gezeigt, wie sehr das Interesse an der Beschäftigung mit Zinnfiguren zugenommen hat. Aber auch altes Gebrauchszinn ist in den letzten Jahren wieder stärker in den Blickpunkt von Sammlern gerückt. Nur sehr wenige haben sich bislang jedoch näher mit den Menschen beschäftigt, die ihren Lebensunterhalt mit der Herstellung von Zinngegenständen verdienten. Der vorliegende Beitrag von Klaus Ziegler gibt einen kleinen Einblick in das Leben der Nienburger Zinngießer zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, einer Zeit, in der sich die Blütezeit dieses alten Handwerks bereits ihrem Ende entgegenneigte.

In unserer Zeit, in der die Erlernung und Ausübung von Berufen durch Gesetze und Verordnungen geregelt sind, vergißt man leicht, daß auch schon in früheren Zeiten das Arbeitsleben streng reglementiert war. Besonders im Handwerk bestanden mit den Gilden und Zünften Standesorganisationen, die einerseits ihre Interessen gegenüber anderen Berufsgruppen mit Nachdruck vertraten, andererseits aber auch eine ständige Kontrolle auf ihre Mitglieder ausübten.

Der berufliche Aufstieg innerhalb einer Zunft war nicht leicht und war an verschiedene Bedingungen geknüpft. Zur Erlangung der Meisterwürde war vor allem die Herstellung eines oder mehrerer Meisterstücke von Bedeutung. Wie solche Meisterstücke der Nienburger Zinngießergilde aussehen mußten, geht aus einer Aufstellung vom 3. Februar 1826 hervor:

„Nach alten Herkommen haben die Zinngießer in Nienburg zu dem Meisterstück verferdigen müßen:

1. Eine dreyfündige Schüßel Form, es sey dieselbige in Stein oder in Metall gearbeitet, jedoch in Ordnungsgemäßer Facon. Daraus eine fertige Schüßel von Engl. Zinn ohne Fehl.

2. Eine Terine von zweieinhalb Quartier, von Engl. Zinn, die Form dazu kann aus jeder dazu schicklichen Maße verferdigt werden, auch kann das Facon rund, oder oval seyn.

3. Eine Schaale von zwei Quartier mit zwey Griffen. Die Form kann in Metall oder Stein seyn, gutes Engl. Zinn und ohne Fehl.

NB. Die Formen sind der Untersuchung wegen der Tüchtigkeit, und ob die selben nach der Regel verferdiget sind, den Meistern vorzuzeigen.

Nienburg, d. 3. Febr. 1826

I. G. Friedrich

Zum besseren Verständnis dieser Aufstellung sollen zwei der obengenannten Begriffe näher erläutert werden. Der Begriff „Englisch Zinn“ bezeichnet eine bestimmte Zinnqualität, die in der Zinngießerei jahrhundertelang üblich war. „Quartier“ ist eine alte Maßeinheit und entspricht etwa einem Liter.

Der Unterzeichner dieser Aufstellung, Justus Gottlieb Friedrich, war lange Zeit Vorsteher der Nienburger Zinngießergilde. Obwohl er mehrere Jahrzehnte in Nienburg gearbeitet hat, sind doch nur sehr wenige Stücke aus seiner Hand erhalten geblieben.





Marken des Nienburger Zinngießermeisters Justus Gottlieb Friedrich (Originalgröße 0,8 Zentimeter Durchmesser).

ebrauchtwagen erwarten Sie.
ochenende.

0, Ez. 5/84, TÜV 5/87, 10300 km, dun- ..., SL, 5-Gang, ZV, Spiegel re., Radio, für bleifrei, **27950,– DM.**

0 D, Ez. 9/84, TÜV 9/87, 10300 km, , ZV, Spiegel re., **29600,– DM.**

Ez. 7/83, TÜV 7/86, 39000 km, blau, 5- ebstahlsicherung, **13500,– DM,** i.A.

Ez. 2/82, TÜV 3/86, 60400 km, grünmet., **11700,– DM,** i.A.

en Range Rover, Ez. 11/80, TÜV 10/ beige, SD, wärmed. Glas, AHK, Radio, **800,– DM,** i.A.

Ez. 7/80, TÜV 8/86, 72000 km, brazil- Radio, Autom., Spiegel re., Aluräder, Co- **0,– DM,** i.A.

1,6 GL, Ez. 2/76, TÜV 7/86, 135400 **50,– DM.**

D 1,2 S, Ez. 11/81, TÜV 12/85, 36400 **850,– DM.**

Hannoversche Straße 56 · Telefon (0 50 21) 20 58

Deichstraße 45 · Telefon (0 42 51) 24 53

Opel Ascona C
4trg., Bj. 83
Opel Rekord E
Opel Manta B
Audi 80 LS, 55 PS
Fiat 126
Fiat 128 Sport
Fiat Ritmo
Renault 5 Autom.
Renault 5 TL
Renault 11 Electronic
Renault 18 Turbo
Renault 18 GTL
Renault 18 Kombi

Vorführwagen:
Renault 5 GTL
Renault 9 GTX

SCHLESNER
NIENBURG
Telefon 30 12
Hannoversche Str. 85

Ford F
Bj. 84,

VW Go
79, 50
z. T. im



Peters
Sich
durc
Uns
is

AK

Aktuel
49,5 kW
Beide si
lich gün
Sie sich
sssssss

Einstieg in nklasse:

FINANZIERUNG 1,9% effektiver Jahreszins für alle neuen Fiat PKW
30% Anzahlung
30 Monate Laufzeit
FIAT KREDIT BANK

Fiat Ritmo 60 L 12.750,–*
*** unverbindliche Preisempfehlung ab Kippenheim/Bad.**
Sein Preis hat einen Preis verdient: 5 bequeme Plätze, 5 Türen, 40 kW/ 55 PS, Gürtelreifen, Verbundglas/ Windschutzscheibe, Heckscheibenwischer/-wascher, Kindersicherung, umlegbare Rücksitzbank, Unterdruckbremskraft-Verstärker ...

Fiat Regata 75 15.950,–*
*** unverbindliche Preisempfehlung ab Kippenheim/Bad.**
Die Klasse für die sportliche Familie: Riesiger 513-Liter-Kofferraum, 4 Türen, 5 Gänge, Gürtelreifen, 55 kW/75 PS, Kindersicherungen hinten, Lenkrad höhenverstellbar, Rückfahrleuchten, Nebelschlußleuchte, getönte Scheiben rundum usw... Den Regata gibt es in 7 Varianten – vom Energiesparer (ES) bis zum Super Diesel.
Unser Tip:** Sprechen Sie Ihren Händler unbedingt auf die **Zeitwertgarantie für alle Regata Modelle an. Eine finanziell hochinteressante Sache.

Fiat Automobil AG Heilbronn

FIAT

rführungskosten informieren Sie unsere örtlichen Fiat-Händler:

Leintor

Leeser Straße 13
3056 REHBURG-LOCCUM 2
Telefon (05766) 410

Die Berserker und ihre Deutung

Ein volkstümliches Phänomen

Zeugnisse dieser merkwürdigen Erscheinung des Berserkertums liefern vor allem die nordischen Göttermythen und Heldenromane sowie die isländischen Familiengeschichten (Sagas). Was den Berserkeranfall von einem gewöhnlichen Wutausbruch oder dem bloßen Kampfeifer, in den sich die Krieger im Gedränge der Schlacht hineinsteigerten, unterscheidet, ist die innere Seite, die Verwandlung.

Der altnordische Ausdruck für IN BERSERKERWUT GERATEN lautet SKIPTA HOMUM, d. h. DIE GESTALT TAUSCHEN, auch einfach HAMAST, DIE HÜLLE WECHSELN. HAMA, die Wortwurzel, die unserem Wort HEMD (ahd. HEMIDI) und LEICHNAM (ahd. LIHHAMO = LEIBESHÜLLE) zugrunde liegt, bedeutet eigentlich GESTALT, HAUT, KLEIDUNG und erklärt nebenbei den verwandten Sinn des Wortes BERSERKER, dessen Bedeutung DER BÄRENHÄUTIGE ist. Bei uns hat sich noch der Ausdruck BÄRENHÄUTER erhalten, und wir sagen von einem Zornigen, er sei VOR WUT AUS DER HAUT GEFAHREN.

Werwölfe

Die Sage hat daraus den Zug von den Wolfshemden gemacht, die zum Wolf werden lassen, wer in sie hineinschlüpft. Die Seele tauscht ihr Kleid, verwandelt sich; sie schweift jetzt frei in der Wildnis und besitzt Überkräfte.

Der schwedische Erzbischof Olus Magnus schildert 1555 das Treiben einer geheimen Gesellschaft in Preußen, Livland und Litauen, an der Deutsche und Einheimische teilweise aus höchstem Adel des Landes teilnahmen: An festgesetzten Plätzen rotten sie sich vornehmlich in der Christnacht zusammen, verwandeln sich in Wölfe, und indem sie übers Land ausschwärmen, „wüten sie mit unglaublicher Wildheit", gegen Mensch und Vieh; sie dringen in einsame Waldgehöfte ein, sprengen die Türen, stürmen in den Keller, berauschen sich am Met und Bier und stellen dann die leeren Fässer in die Mitte des Kellers aufeinander.

„Dem Ort jedoch, wo sie etwa in jener Nacht gerastet haben, schreiben die Einwohner dieser Länder etwas Prophetisches zu: Denn wenn einem dort etwas zustößt, etwa daß sein Gefährt umstürzt und er selbst in den Schnee fällt, so sind sie ganz überzeugt, daß jener im selben Jahr sterben werde, wie sie das seit langen Zeiten erfahren haben." Die Aufnahme in diesen Bund geschieht durch einen in Zauberei besonders Erfahrenen, indem dieser unter gewissen Worten dem Adepten einen Becher Bier zu trinken gibt.

Ähnliche Gestaltwandlung wird selbstverständlich auch dem germanischen Kampfgott zugeschrieben. So berichtet uns Snorri: „War Odin auf dem Kriegszug, dann erschien er seinen Feinden gar furchtbar. Der Grund war, daß er die Kunst verstand, Aussehen und Gestalt nach Belieben zu wechseln... Solche Macht hatte Odin, daß er in der Schlacht seine Feinde blind oder taub machen konnte oder von Schrecken wie gelähmt, und ihre Waffen schnitten dann nicht mehr als Ruten. Aber seine eigenen Mannen gingen ohne Brünnen, und sie waren wild wie Hunde oder Wölfe. Sie bissen in ihre Schilde und waren stark wie Bären oder Stiere. Sie erschlugen das Menschenvolk, und weder Feuer noch Stahl konnte ihnen etwas anhaben... Wollte Odin seine Gestalt wechseln, dann lag sein Körper wie schlafend oder tot da, er selbst aber war ein Vogel oder ein wildes Tier, ein Fisch oder eine Schlange. Er konnte in einem Augenblick in ferne Länder fahren in seinen oder anderer Angelegenheiten."

Einer riesigen, berserkerhaften Kraftsteigerung ist auch Thor, der mächtige Bauerngott, fähig, von dem es immer wieder heißt: „Thor ward sehr zornig und fuhr in seine Asenkraft."

Der Sumpfporst

Zauber und Ferngesicht setzen einen Zustand der Entrückung, der Trance und Ekstase voraus. Die volkskundlichen Quellen sprechen lediglich von einem „Anfall" — (periodisch, und zumeist abends beim Dunkelwerden) —, können aber das Phänomen der Berserkerei nicht begründen.

Eine sehr einleuchtende Antwort auf diese Fragen bietet uns Wilhelm Sandermann. Er gibt eine natürliche Erklärung dafür, daß ein an sich friedliebender Menschenschlag plötzlich außer Rand und Band und in „Berserkerwut" geraten konnte: Durch Alkohol und Pflanzengift.

Im Laboratorium hat man aus dem ätherischen Öl des Sumpfporstes einen Sesquiterpenalkohol, das Ledol, abtrennen können, der auf das menschliche Zentralnervensystem als starkes Gift wirkt. Diese Verbindung gelangte bei der Bierherstellung aus Porst in das Getränk. Porst war also die eigentliche Ursache für jenen Zustand, den man landläufig als Berserkerwut bezeichnete. Die blutigen Zweikämpfe, wie sie zur Zeit der Wikinger in einigen Gegenden üblich waren, wurden demzufolge durch ein Gift verursacht, das den klaren Verstand ausschaltete und die Trinker zu „Berserkern" und Amokläufern machte.

Bei den Gastmählern früherer Zeiten wurden ja oft beträchtliche Mengen alkoholischer Getränke gereicht, und aufkommender Streit artete häufig in Bluttaten aus. In gewissen Gebieten von Smaland banden sich die Zweikämpfer nach alter Sitte mit dem Gürtel zusammen, aus dem sie nicht eher freigemacht wurden, bis einer der Kämpfer durch das Messer erledigt war. Die Frauen pflegten deshalb stets das Totenlinnen mitzunehmen, wenn sie ihre Männer zu Trinkgelagen begleiteten.

Bältespännare

In dem Park unmittelbar am Nationalmuseum in Stockholm steht das BÄLTESPÄNNARE-Denkmal, eine 1859 von J. P. Molin geschaffene Gruppe zweier Kämpfender. Der Name heißt soviel wie DIE MIT EINEM GÜRTEL VERBUNDENEN, im übertragenen Sinne DIE AUF LEBEN UND TOD KÄMPFENDEN. Eine ungeheure Spannung und Entschlossenheit zeigt dieser Kampf mit dem Dolch. Man fühlt, daß es hier kein ritterliches Unentschieden gibt, sondern nur den Tod für den einen oder gar für beide Gegner.

Zwei am Denkmalsockel angebrachte Reliefs, die von einem Runenband in Schlangenform umgeben sind, stellen eine Trinkszene und einen aufkommenden Streit dar. Ein drittes, abschließendes Relief zeigt die trauernde Witwe vor dem Runen-Grabstein des Erstochenen.

Ebenso wie Opium, Absinth und ähnliche Nervengifte hat der Sumpfporst viel Unheil angerichtet, bevors strenge Verbote und der Übergang zum Hopfenbier eine Änderung brachten. Noch heute erinnert die gelegentliche Bezeichnung „Rausch" für Sumpfporst an dessen frühere Verwendung.

Die Pflanze kommt in weiten Teilen Rußlands, Skandinaviens, Polens und Grönlands vor. In Deutschland findet sie sich vereinzelte im Urstromtal der Elbe. Sie stirbt bei uns jedoch mehr und mehr aus, weshalb sie jetzt auch unter Naturschutz steht. Westlich der Elbe wird der Sumpfporst nicht mehr angetroffen. Die größten Bestände findet man im Königsmoor bei Schmilau im Kreise Herzogtum Lauenburg..

MICHAEL DAMBÖCK

es und entlarven manch gepflegtes Götzenbild.

Tatsache ist, daß Weimar bei einem solchen Vergleich ausgesprochen gut wegkommen muß, denn wenn auch die Vergleichsmaßstäbe verschoben sind, so hat Weimar nach dem Zusammenbruch 1918 in unvergleichlich härterer Weise das Recht der Deutschen vertreten, hat vom ersten

... Freunde von heute geworden waren.

In diesen Abschnitten liegt die Stärke dieses Buches, das erneut ein Beispiel für das Wort Bismarcks ist, daß man sich „für Deutschland verzehren" müsse. R. P.

Martin Jenke: „Bonn besser als Weimar?" Verlag M. Jenke, Göttingen, 176 Seiten, gebunden, Personen- und Sachregister, DM 19,80.

zerschlagen mußten, sie aber richteten s nach diesen erneut auf und zwangen s zu erneuter Energie, mit der sie erst ü sich hinauswuchsen. Wie oft wurde Goethe von der Kritik gnadenlos verriss Kotzebue hat einen förmlichen Krieg geg ihn entfacht, ein Pfaffe hat behauptet, sei „ein unglücklicher Mensch", der n sich selbst ständig im Unfrieden lebt. I mer wieder mußte er sich im Alltag mit d

Der Limburger Dom

Steingewordene Geschichte unseres Volkes

Dort wo sich die Lahn — auf ihrem 218 Kilometer langen Weg vom südlichsten Punkt des Rothaargebirges nach Westen zum Rhein — durch die Basaltfelsen des südlichen Westerwalds zwängen muß, hat man auf dem festen Grund steiler Schroffen Schlösser, Kirchen und Dome erbaut, die das Bild des überraschungsreichen Tals prägen: Da wächst in Dietkirchen die Lubentiuskirche aus dem Vulkangestein, in Runkel wuchtet das Stammschloß der Fürsten zu Wied in mittelalterlicher Strenge finster über dem Fluß, und Limburg ist gekrönt vom 750jährigen Bauwunder seines St.-Georg-Doms, dem Werk eines unbekannten Meisters.

Wie es beherrscht und dennoch zugleich dient, ist es ein bewundenrungswürdiges Beispiel für die Großartigkeit mittelalterlichen Bauwillens. In kaum 30jähriger Bauzeit ist dieser 1235 geweihte Dom durch einen Baumeister errichtet worden, dessen Bildnis man in einer Steinplastik in der linken Nische des Hauptportals zu erkennen glaubt. In seinen Maßen und Formen geht wohl die Zeit der großen Stauferkaiser seinem Ende zu, und ein neues Leben kündigt sich an: Über wuchtigen Stützpfeilern im sogenannten romanischen Baustil verwebt sich die Gotik mit dem Baugedanken der altdeutschen Kaiserzeit zu einem Mischstil rheinischer Prägung, an dem sich die Wandlung des Weltgeschehens ablesen läßt, denn auf spätromanischen Grundriß zeigt der Dom im Äußeren noch romanische Züge, während im Inneren des Gotteshauses bereits frühgotische Bauformen Platz greifen, und damit wurde der Limburger Dom zu einem der eindrucksvollsten Denkmäler deutsch-romanischer Baukunst.

Werk eines Unbekannten

Der schöpferische Gedanke eines großen unbekannten Meisters in den Jahren 1215 bis 1235, der Regierungszeit Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen, den Dom im Mischstil rheinischer Spätromantik und französischer Gotik zu errichten, ließ das Gotteshaus zu einem einzigartigen faszinierenden Bauwerk werden. Die Dichterin Ricarda Huch feierte die Kathedrale als Bauwunder über dem Felsen in schwärmerischer Weise mit den Woren: „... glorreich thront sie, verschmolzen mit der Burg, ein vollendetes Menschenwerk zwischen den Elementen. Dienend trägt sie der Fels, schützend umrauscht sie der Strom.

Limburgs Geschichte

Limburg an der Lahn wurde schon im Jahr 910 erstmals erwähnt, als es sich im Besitz der Konradiner befand, dann kam es an die Grafen von Leiningen, später an die Isenburger, schließlich an die Erzbischöfe und Kurfürsten von Trier, bis es 1803 auf Napoleons Beschluß dem — von ihm errichteten Rheinbundstaat — Herzogtum Hessen-Nassau zugeschlagen wurde. 1827 wurde es dann selbständiges Bistum und die bisherige Stiftskirche St. Georg zum Dom. Limburg hat also eine lange und wechselvolle Geschichte durchlebt und durchbebt. Seine jeweiligen Dynasten haben letzten Endes an unserer bewegten Volksgeschichte in kräftigen Strichen mitgeschrieben:

Gemahl der Tochter Imagina des Grafen Gerlach I. von Isenburg war Adolf von Nassau, der nach Rudolf von Habsburgs Tod zum deutschen König gewählt wurde und der zur Schaffung einer ausreichenden Hausmacht Thüringen und die Mark Meißen in seiner Hand vereinigte, worauf sic die Kurfürsten mit seinem Hauptgegne Albrecht von Österreich verbündeten, u ihn zu stürzen. Adolf wurde darauf in de Reiterschlacht von Göllheim bei Worms a 2. Juli 1298 besiegt und erschlagen, verlo also Thron und Leben. Das Heer des glück losen Königs zog in die Entscheidungs schlacht mit dem Gesang: „In Gottes Na men fahren wir, Seiner Gnaden geren wir während das Heer des Habsburgers: „Sa Maria Mutter und Magd, All unser Not s dir geklagt" sang. Als die Witwe des gefa lenen Königs vor Albrecht, dem Sieger, die Knie sank, um die Freigabe ihres in d Schlacht gefangenen Sohnes Rupprecht z erflehen, konnte ihr der Habsburger u spätere König die Bitte nicht mehr erfülle Er hatte den Königssohn bereits dem Er bischof von Mainz überlassen, in desse Kerker er dann einige Jahre später ve schmachtete ... Das war dann wenig christlich als die frommen Gesänge vor d Schlacht von Göllheim ...

Beinahe bescheiden gibt sich die Bu der einstigen Herren von Limburg neb dem siebentürmigen Sakralbau mit sein reichen, zu köstlicher Einheit geschloss nen Gliederung. Im Dominneren steht da der Besucher vor einer weiteren Überra schung: Alle ungeschmückten Flächen selbst die hohen Bündelpfeiler — sind h gehalten, so daß die romantische Vorst lung des erfahrenen Kunstfreundes v mystischen Dunkel mittelalterlicher S kralbauten völlig gelöscht wird.

Das schöne altertümliche Städtch Limburg mit seiner steinernen Brücke a dem Jahr 1315 ist glücklicherweise v Krieg verschont geblieben und kann d halb noch mit seinen malerischen nassa schen Fachwerkhäusern einen wirkun vollen Kontrast zur Weiträumigkeit alles beherrschenden Doms bilden.

Geldnot zwang einst die Isenburger G fen, die Stadt Limburg, mit Zustimmu ihrer Bürger, im 14. Jahrhundert an Erzbischof von Trier zu verkaufen. In bensvollen Bildern hat dann ab dem J 1402 der kaiserliche Notar Tilemann Eh von Wolfhagen seine Zeit mit ihren M schen in seiner berühmten „Limbur Chronik" geschildert, indem er nicht geschichtliche Daten festhielt, sondern gleich auch Kurzgeschichten, Volkslie und Berichte sammelte und damit ein we volles Handbuch zur Kulturgeschichte beginnenden 15. Jahrhunderts schuf.

Von Kuno von Falkenstein, jenem Erz schof von Trier, mit dem die Limbur vereint so manches Raubritternest ausrä

Brakezeit – Zeit der Flachsbreche

730350

Von August Biester †

Wer früher zu Beginn es Herbstes durch unsere hannoverschen Geest- und Heidedörfer ging, der vernahm fast von jedem Gehöft her ein lautes klappendes Geräusch. Die Schläge erschollen miteinander, nacheinander und durcheinander. Es war die Zeit der Flachsbreche, die sogenannte „Brakezeit". Der Flachs, der überall zum eigenen Bedarf und oft noch darüber hinaus angebaut war, wurde nun seines Bastes, der eigentlich wirklichen Nutzungsmasse – außer Leinsamen – benommen und zum Spinnen im Winter und zum Weben im Frühjahre vorbereitet. Denn: Selbstgesponnen und selbstgemacht, das war die rechte Bauerntracht. Welch ein reges Leben und Treiben herrschte im Orte zur Brakezeit! Welch ein Wetteifer zwischen den jungen Leuten, namentlich den Mädchen, da diese wohl ausschließlich das eigentliche Braken zu besorgen hatten. Es galt, wer zuerst fertig wurde. Der Schimpf, als Letzte den Schäbekerl vor die Tür, ins Haus oder gar auf das Hausdach zu bekommen, war schwer zu ertragen. Wie tobten und schalten unsere Mädchen einst, als sie als die letzten Braker eines Morgens ein Schäbeungeheuer, in des Nachbars alten Ehrentagsrocke gekleidet und mit dessen zerrissener Klabutsmütze zu Häupten, vor der Halbtür stehend fanden! Natürlich waren sie der großen Menge Flachses wegen nur die Letzten geworden. Hätten sie Nachbars Stine gehabt, die an dem Schabernack selbstverständlich allein schuld war, eine Körperverletzung wäre nicht ausgeschlossen gewesen.

Viel und mannigfache Arbeit erforderte der Flachs. Er mußte gesät, gegätet, gezogen, geriffelt, gerettet, gespreitet und geboft werden, bevor das „Braken" geschehen konnte. Beim Boken, einer Haupttätigkeit, kamen besonders die Manneskräfte in Frage. Es geschah auf der großen Diele des Hauses, während zum Braken meistens Scheunenräume benutzt wurden. Mit starken, länglichen, vierkantigen, unten gekerbten Buchenhölzern, die mit einem rundlichen Stiele versehen waren, bearbeitete man den Flachs, nachdem er in der Sonne oder gar am oder im Backofen getrocknet war. Das war das Boken. Es mußte, anders wie beim Dreschen, zusammen geschlagen werden. Das dröhnte dann, daß die Wände zitterten. Hernach kam das Braken, wozu auch das Schleifen und Schwingen gerechnet wurde. Das wurde mit an einem Ende befestigten Handschlägeln, die beim Schwingen noch mit Eisenkanten versehen waren, gemacht. Diese „Braken" hatten noch das Gute, daß sie bei Festmahlen als Tischuntersätze dienen konnten.

So gestaltete sich das Dorfleben in der Brakezeit. Die moderne Landwirtschaft hat auch mit diesem Zweige niedersächsischer Eigenart aufgeräumt. Man hat keine Zeit mehr dazu. Vor allem aber fehlt heute das Bedürfnis für die Erzeugnisse des Flachses. Um das Schwinden der vielen mit der Flachsbereitung verbundenen Sitten und Bräuche ist es schade.

★

Langzeiturlaub im Schwarzwald bietet Bad Herrenalb an. Auskünfte: Kurverwaltung, 7506 Bad Herrenalb, Telefon (0 70 83) 79 33.

Kurluft zur Probe schnuppern

Um mit Bad Rothenfelde am Teutoburger Wald für den Gesundheitsurlaub 1987 schon jetzt Bekanntschaft zu schließen, hat die Kurverwaltung des Heilbades ein besonderes Angebot: In einer erholsamen Woche „Kurluft" schnuppern, einige der vielseitigen Einrichtungen probieren und auch die Umgebung kennenlernen. Zum Preis von 306 Mark für sieben Tage Vollpension einschließlich Besuch von Hallen-Sole-Wellenbad, Heimat- und Automuseum sowie Teilnahme an einer geführten Wanderung und Kurbeitrag. Auskünfte: Kurverwaltung, 4502 Bad Rothenfelde, Telefon (0 54 24) 6 31 14. R.

Au pair in den Niederlanden

Seit einiger Zeit vermittelt das „Bureau Internationale Jongeren Kontakten" (BIJK) Au-pair-Jobs in den Niederlanden. Wer die niederländische Sprache lernen, bei einer Familie wohnen und leichte Hausarbeit verrichten möchte im Austausch gegen freie Kost, Unterkunft und Taschengeld, kann Kontakt aufnehmen mit BIJK, afdeling bemiddelingen, Telefon (0031) 20 26 43 74. Das Büro von BIJK ist dienstags bis freitags von 9 bis 12 Uhr geöffnet. tin



Im November wird der Flachs gebrochen – Novemberblatt des Halberstädter Kalenders von 1716

Munteres Schwitzen nach der Arbeit

Der alte Flachsanbau gewinnt neue Freunde

VON WULF PETZOLDT

Eine der ältesten Kulturpflanzen soll in deutschen Landen wieder kräftig Wurzeln schlagen. Die Europäische Gemeinschaft und der deutsche Bauernverband fördern neuerdings den Anbau von Flachs – als Alternative zum Getreideüberschuß. Schon wurde in Landsberg am Lech eine Interessengemeinschaft von 21 Landwirten gegründet, die ein Pilotprojekt zur industriemäßigen Nutzung von Flachs starteten.

Früher wurde Flachs direkt am Hof verarbeitet: In Brechelbädern, kleinen „Zuhäusln", die eine interessante Geschichte haben: Sie dienten zugleich als Bauernsauna.

Flachs, der die Leinfaser liefert, wurde seit urdenklicher Zeit angebaut. Das ließ sich sogar in Schweizer Pfahlbausiedlungen aus der Jungsteinzeit nachweisen. Im Bundesgebiet, speziell in Oberbayern und in Norddeutschland, gab es Flachsanbau bis in die fünfziger Jahre. Unrentabel wurde er durch synthetische Fasern, starke Konkurrenz aus der UdSSR und durch „Mordsarbeit".

Inzwischen aber wird Flachs wieder interessant, weil Synthetiktextilien aus der Mode kommen. Und weil es neue Verwertungsmöglichkeiten gibt, so bei der Möbelpolsterung, nachdem in einigen Ländern Schaumstoffe oder Kunstfasern verboten wurden (bei Bränden entstanden giftige Dämpfe). Aber auch für die Papierherstellung, für Bindegarn taugt Flachs. Durch neue Techniken läßt er sich spielend mit Wolle, Seide oder Baumwolle verspinnen.

Das beweist Dänemark, wo zur Zeit eine große Flachsfabrik anläuft, eine zweite ist bereits geplant. Deutscher Flachs wandert jedoch zumeist in eine belgische Fabrik, nachdem die letzte Firma in Holstein 1960 ihre Pforten schließen mußte.

Wie heimische Flachsverarbeitung früher ablief, das ist neuerdings nachzuvollziehen im südostbayerischen Bauernhofmuseum in Amerang. Dort wurde jetzt ein altes Brechelbad wieder aufgebaut.



Johann Maier beim Flachshecheln.

Aufn.: Puchstein

Mitarbeiter Johann Maier, der das Brecheln von Kindheit an kennt, zeigt es: Er „riffelt" den Flachs bündelweise durch die Zähne eines großen Eisenkammes. Dadurch fallen Samenkapseln und Blätter ab. Damit die Flachsfasern aufweichen, werden die Garben dann lange in Tau und Regen (oder einem Teich) liegengelassen. Dann die Dörre: Die ganze Nacht durch wird der Steinofen im Brechelbad angefeuert. Das machte ehedem die „Baddirn", die arg ins Schwitzen kam. In dem fensterlosen Raum rösten die Flachsbündel auf langen Stangen bei gewaltiger Hitze.

Hernach werden sie gedroschen, bis die holzigen Teile der Stengel sich lösen. Dann abermals rein zum Heißtrocknen, ehe sie auf Schwingrädern und Hechselbrettern nochmals windelweich geschlagen werden. So wird der Flachs zur Faser und fertig zum Spinnen und Weben.

Das grobe Leinen wurde damals zu Kitteln (die recht kratzten) und zu Schürzen oder Hosen verarbeitet. Die feineren seidig glänzenden Fasern wurden zu Zöpfen geflochten, die dann jede Bauerntochter in ihrem Brautschrank aufbewahrte. In Heimatmuseen sind manche Bauernschränke noch voll davon. Aus diesen Zöpfen entstanden später „besseres Gewand" und Bettwäsche.

In manchen Brechelbädern ist ein Dörrofen mit eingebaut. Auch in Amerang. Da dörrt Johann Maier wie zu alten Zeiten Birnen und Zwetschgen auf Holzrosten.

Aber nach Feierabend, zumal am Wochenende, hockten sich die Bauern freiwillig ins Brechelbad. Sie legten Kieselsteine auf den Ofen, heizten kräftig ein, gossen Wasser über die Steine, daß es nur so dampfte, und saßen auf Bänken oder Holzbühnen beim Schwitzbad. Jeder „ward tüchtig in die Züchtigung genommen", heißt es in einem alten Buch. Ein Rutenschlagen also – wie in der finnischen Sauna. Manche Bauern hatten sich solch ein „wöchentlich Padt" eigens im Erbdokument ausbedungen.

Weil aber Mannsbilder und Frauenzimmer beileibe nicht immer getrennt in diese Bauernsauna gingen, sondern gerade die Jüngeren gern zusammenrückten und noch ein bißchen mehr als nur Schwitzen wollten, wetterte die Kirche höllisch gegen solche „unsittigen Bäder". Sie wurden verboten. „Das war das Ende dieser uralten bäuerlichen Badekultur", sagt Baudirektor Paul Werner vom Landesdenkmalamt in München.

Mit seiner Unterstützung und mit Amtszuschüssen wurden mehrere Brechelbäder im Berchtesgadener Land renoviert. Im Voralpenland hatte einst fast jeder größere Bauernhof sein „Badhäusl". Heute gibt es davon in Südbayern nur noch hundert.



Auch wenn es auf den ersten Blick so aussieht: Ein Bus ist nicht wie der andere. Aufn.: Heidorn

Manche

Daß es verschiedene Hotelkategorien gibt, ist bekannt. Daß aber auch Reisebusse klassifiziert werden, übrigens schon seit zehn Jahren, wissen viele immer noch nicht. Das mag daran liegen,

Was einstmals zum allgemeinen Sprachgebrauch gehörte, sind jetzt Fremdwörter:

Weg vom Flachs zum Leinen führte auch über Bäume: Garn-, Linnen-, Worenboom

Estorfer „Dörphus" bildete stilvolle Kulisse für praxisnahe Veranstaltung des Heimatvereins

Mit der Einladung von Heimatfreund Heinrich Lüdeke (Wietzen), der wie kaum ein anderer als Sachkenner so nett in Platt über bäuerliche Kultur und Lebensweise plaudern kann, hatte der Estorfer Heimatverein einen guten Griff getan. Vorsitzender Rudi Niemann begrüßte im „Dörpshus" die zahlreich erschienenen Gäste ebenfalls in kernigem Estruper Platt.

„Wie wütt nich blos Burnhüser restaurieren, sonnern ok mal wäten, wat fröher so up'n Dörpe makt würd", meene Niemanns Vader, beför hei Lüdeken Hannerich dat Wurd to sienen Vördrag „Von Flaß bet to'n Linnen" (vom Flachs bis zum Leinen) öbergaw. Der Innenraum des ehemaligen Bauernhauses war die beste Kulisse für den Vortrag und die Vorführung der zur Flachsbearbeitung gebräuchlichen Geräte.

Der Vortragende, von Kind an mit dem Leben und Treiben auf dem elterlichen Bauernhof vertraut, erlebte in seiner Jugend noch den Flachs vom Anbau bis zur Verarbeitung zu Leinen.

In Plattdeutsch heißt der Flachs „Lin" (abgeleitet von „Linnen" für Leinen). Gesät wurde der Flachs am 10. April, den unsere damals noch naturverbundenen Vorfahren schlicht „Linsaatsdag" nannten.

War der Flachs fingerlang, mußte er mit der Hand vom Unkraut befreit werden (Utluken nannte man das). Im Juni waren die himmelblau blühenden Flachsschläge in der Feldmark eine wahre Augenweide. Der reife Flachs wurde dann im August mitsamt der Wurzel ausgerissen, in kleine Bunde gelegt und zum Trocknen in „Puppen" aufgehockt.

Der erste Arbeitsgang zu Hause war dann, den Leinsamen von der Pflanze zu trennen. Der Flachs wurde hierbei am unteren Ende angefaßt und durch den „Reepeboom", einen mit Zinken bewehrten Eichenbalken, gezogen, so daß der in kleinen Kügelchen („Knütteln") befindliche Leinsamen zu Boden fiel. Um den reinen Leinsamen zu bekommen, wurden die „Knütteln" mit dem Dreschflegel gedroschen. Das Gedroschene wurde dann in einer Staubmühle („Stöwemöhlen") – einen von Hand angetriebenen hölzernen Apparat mit Windschaufeln – vom Spreu gereinigt.

Ein Teil des Leinsamens wurde als Saatgut zurückgelegt. Leinsamen galt darüber hinaus in Haus und Stall als probates Hausmittel u.a. gegen Geschwüre und Verdauungsstörungen bei Mensch und Vieh. Auch konnte man sich in Huischens Ölmühle in Nienburg Leinöl für den Hausgebrauch schlagen lassen. Sogar Ölfarben stellte man selbst her, indem man Leinöl mit Bleiweiß vermischte. —

Um die holzige Außenhaut des Flachses mürbe werden zu lassen, kam er etwa 14 Tage in die „Rödekuhle", in der sich Wasser befand. In Ermangelung einer Kuhle wurde der Rohstoff mancherorts auch vier Wochen auf den Stoppeln Wind, Sonne und Regen ausgesetzt. Nach der Trocknung im Backofen wurde mit der „Brake" der holzige Flachsstengel gebrochen. Mit der „Släpbrake", die eiserne Schienen hatte, wurden die kleinen Stengelstücke – „Schäwe" genannt – vom Flachs abgestreift.

Im nächsten Arbeitsgang zog man den Flachs so lange durch den „Hechelkamm", bis die „Strähnen" ganz dünn und geschmeidig wurden. Dieses Produkt nannte man „Hede", die zu „Knocken" zusammengedreht wurde. Die „Knocken" wurden auf dem Schoß zu einer dünnen Lage ausgebreitet, die dann kegelförmig um den „Wockenstock" gewickelt wurde. „Wockenblatt und -nadel" gaben dem „Wocken", der dann auf das Spinnrad gesetzt wurde, den Halt.

Erst im Herbst, wenn die Außenarbeit erledigt und das Haus auf Hochglanz gebracht worden war, surrten die schließlich gedrechselten Spinnräder. Die Spinnerinnen zupften dabei einen dünnen Faden vom „Wocken", der dann aufgespult wurde. Die volle Spule kam auf die „Haspel", die bei der hundertsten Umdrehung anzeigte, daß ein „Bind", das mit einem Faden zusammengebunden wurde, voll war. Zehn solcher „Bind" gehörten zu einem Stück.

Ab Maria Lichtmeß (2. Februar) standen Spinnrad und Haspel wieder still. Man hatte genügend „Stücke" gesponnen, die nun für das Weben von Leinen vorbereitet werden mußten. Das Garn wurde zunächst auf eine große „Schärspule" gespult. Ein „Stück" nach dem anderen wurde auf die „Garnwinde" gelegt, um dann mit dem „Spulrad" etwa 20 „Schärspulen" vollzumachen. Wieviel „Bind" auf jede „Schärspule" kam, richtete sich danach, wie lang und breit das zu webende Leinen werden sollte.

Die Länge rechnete man z.B. nach „Smitten" (ein Smitten = 18 Ellen). Rechnet man die Elle mit 60 Zentimeter, mißt ein „Smitten" 10,80 Meter. Auf der Diele wurde dann die „Schärleddern" mit den 20 Spulen „Schärgarn" aufgestellt und damit die gewünschte Garnlänge über „Schärtoppen" hergestellt.

Dann wurde der Webstuhl, in unserer Gegend „dat Stell" genannt, aufgestellt. Wenn das „Schärgarn" aufgezogen wurde, half die ganze Familie, denn die „Ketten" mußten stramm um „Garnboom, Linnenboom, Worenboom und Brustboom" gelegt werden.

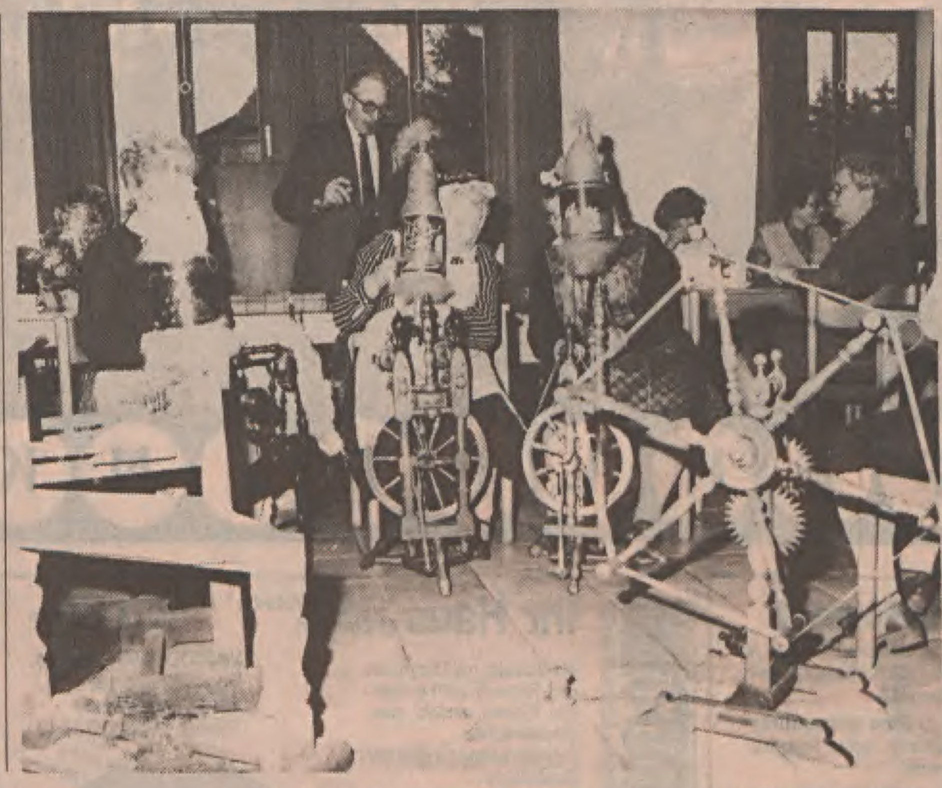
Mit Spulen, Schiffchen, Händen und Füßen, die die Pedalen traten, begann der Webvorgang. Man setzte sich bei uns nicht „an den Webstuhl und webte", sondern man ging „ant Stell un warkte". Es gab nicht weniger als 2000 verschiedene Webmuster.

Bevor Handtücher, Bett- und Tischwäsche, Taufkleid oder Totenhemd ins „Linnenschapp" kamen, wurden sie auf dem Bleicheplatz durch Sonne, Luft und Regen 14 Tage lang zu schneeweißen Produkten gebleicht. Das unverwüstliche Leinen wurde über Generationen vererbt; ein Beweis bäuerlicher Qualitätsarbeit.

Die Mädchen mußten sich früher allerdings ganz schön ranhalten, wenn zu ihrer Hochzeit der Leinenschrank mit der Aussteuer voll sein sollte. – „Geblüht im Sonnenwinde, gebleicht auf grüner Au, liegt still es nun im Spinde als Stolz der deutschen Frau" heißt es auf einem gestickten Band, das ein „Linnenschapp" ziert.

Alfred Dreppenstedt





Nach Trocknung im Backofen werden die holzigen Flachsstengel mit der „Brake" gebrochen, um die Flachsfasern freizulegen (Bild links). – Rechtes Bild: Hilde Höhn, Miele Kasten und Else Hasselbusch (von links) spulten auf ihren surrenden Spinnrädern aus den Jahren 1911 und 1924 einen guten Faden, wie der Vortragende Heinrich Lüdeke (im Hintergrund) später feststellte. Im Vordergrund links die „Brake" und rechts die „Garnwinde".

Fotos: Dreppenstedt

Die silberne Hand des heiligen Johannes

War eine Krankheit die Ursache für den Segensgestus der christlichen Kirche?

VON IRMTRAUD RIPPEL-MANSS

Mit einer reichlich unbequemen Geste begleiten die Europäer seit Jahrhunderten ihre Eidesformel „So wahr mir Gott helfe": Die rechte Hand heben sie dabei senkrecht auf, den vierten und fünften Finger winkeln sie ab. Wenn auch zum Beispiel Bundestagsabgeordnete mittlerweile nur noch leger die Hand zum Schwur heben, ohne auf spezielle Fingerstellung zu achten – in der Kirche hat sich der traditionelle Gestus unverändert erhalten. So etwa beim Ostersegen „urbi et orbi", den der Papst Jahr für Jahr auf dem mit Pilgern übersäten Petersplatz erteilt.

Der Frage, warum sich die Abendländer eigentlich dieser Geste bemächtigt haben, woher die unbequeme „Schwurhand" und „Segenshaltung" ursprünglich stammt, ist jetzt der Mediziner Professor Gerhard Weber, Direktor der Hautklinik Nürnberg, nachgegangen. Im Januarheft der Fachzeitschrift „Musik und Medizin" hat er ein verblüffend schlüssiges Ergebnis seiner Nachforschungen veröffentlicht.

Schwurhand und Segensgestus, so legt der historisch versierte Arzt dar, sind in vorchristlichen Religionen nicht bekannt. In der Einflußsphäre der römisch-katholischen Kirche dagegen tauchen sie schon sehr früh in bildlichen Darstellungen auf, verlieren dann aber bald an Bedeutung. So ist in der Malerei der vergangenen Jahrhunderte der Segensgestus mit der typischen, abnormen Fingerhaltung kaum noch zu finden.

Auf russischen und bulgarischen Ikonen ist der Gestus jedoch bis heute noch zu finden. Vom 14. bis zum 16. Jahrhundert galt diese unnatürliche (oder sogar verkrampfte) Handhaltung mit dem gekrümmten vierten und fünften Finger in der Ostkirche als typisches Symbol Johannes des Täufers. Die Spuren solcher Darstellungen der „Segenshand" des Heiligen sind zurückzuverfolgen bis zu den Mosaiken in der Hagia Sophia, die um 532 bis 537 entstanden.

Auf die merkwürdige Handhaltung des Heiligen zu seinen Lebzeiten, wie sie nach diesen Darstellungen plausibel wäre, gibt es in den spärlichen Lebensbeschreibungen jedoch keinen Hinweis. Im Jahr 29 nach Christus soll Johannes der Täufer auf Veranlassung von Herodes getötet worden sein. Die Gebeine des Vorläufers Christi aber, so will es die Überlieferung, seien nicht auf Befehl des Kaisers hin zerstreut, sondern von treuen Christen gesammelt und nach Alexandria gebracht worden.

Im Topkai-Museum von Istanbul sind Fragmente aufbewahrt, die Johannes dem Täufer zugesprochen werden: Der Teil eines wohlerhaltenen Schädels, reich mit Edelsteinen gefaßt und geschmückt, und ein Reliquiar (rechte Hand und Unterarm mit feinstem Silberblech überdeckt). Dieses Reliquiar hat nun – und dies ist der Ausgangspunkt für die fast aufregende Theorie von Weber – genau die Form der Schwurhand.

Die Sehnen, Sehnenscheiden und Knochen der Hand, die man durch eine Klappe auf dem Handrücken des Reliquiars sehen kann, lassen für den Mediziner mit historischem Spürsinn kaum Zweifel zu. Für diese Hand, so sagt er, ist eigens ein silberner „Handschuh" gefertigt worden – für eine Hand, die einem geübten Arzt auch nach 2000 Jahren noch eine klare Diagnose aufzwingt: Johannes der Täufer litt an der „Dupuytrenschen Krankheit". Das ist eine Schrumpfung der Sehnen und Sehnenscheiden, die beginnend im Bereich des Ringfingers auf andere Finger übergreift.

Baron Guillaume Dupuytren entdeckte diese Fingerkontraktur als krankhafte Veränderung im Jahre 1831. Weil die Sehnen dabei verkümmern, kann die abnorme Fingerhaltung auch nach dem Tod nicht mehr erschlaffen. Ein plausibler Grund dafür, daß vor vielen Jahrhunderten der Silberschmied, der die Totenhand des Heiligen ummantelte, mühevoll diese ausgefallene Geste berücksichtigen mußte. Mag sein, so mutmaßt Professor Weber, daß erst dieses Krankheitsbild die Identifizierung der Reliquien als sterbliche Überreste des heiligen Johannes ermöglicht hat. Auf jeden Fall war diese Krankheit der historische Ausgangspunkt für eine Geste, der die Überlieferung zwei Jahrtausende hindurch einen religiösen Nimbus verliehen hat.



Johannes der Täufer (Ikone) mit der typischen Fingerhaltung.



Das Armreliquiar des heiligen in Istanbul.

Musik + Medizin

Gohgericht unter der Linde zu Bohnhorst am 21. Juni 1548

Jürgen Böhnig schildert es, als sei er dabeigewesen

Johann Graf von Tilly, der Feldherr des Dreißigjährigen Krieges, kann überhaupt nichts dafür, daß viele alte Linden in unseren Orten seinen Namen tragen. Es ist durchaus möglich, daß Tilly, so wie es die landläufige Meinung in den Orten Warmsen, Bohnhorst und Lavelsloh ist, unter der Linde gesessen hat, um Recht zu sprechen, jedoch ist die tatsächliche Namensgebung der „Tilly-Linden" lange vorher geschehen.

Bereits im 12. Jahrhundert wird nachweislich unter Thie- oder Thinglinden „des Tags unter dem Himmel das Recht vergeben". Wahrscheinlich sind diese Freigerichte aus den alten fränkischen Grafengerichten hervorgegangen. Sie wurden in der Regel dreimal im Jahr abgehalten. Die Teilnehmer – Kläger und Beklagte – wurden per „Steckbrief" aufgefordert, zu erscheinen.

Dabei waren die Schöffen (Schöffenbarfreien) die Gerichtsgemeinde des Freidings. Sie waren in der Regel ritterliche und bäuerliche Freie. Über diese saß der Freigraf zu Gericht. Schon 1255 war der Graf von Hoya Inhaber des Freigerichtes.

Als nun im 13. Jahrhundert immer mehr bäuerliche Freie in Leibeigenschaft gerieten, wurde das Freigericht nicht mehr gehalten; nur in Lavelsloh finden wir im 13. und 14. Jahrhundert noch viele Freie, deshalb hat sich hier das Freigericht am längsten erhalten. –

Neben den Freigerichten gab es noch Gohgerichte. Der Gohgraf wurde nach Volksrecht von den „Landleuten" gewählt.

Das waren freie Landsassen, Laten (Abhängige) und Leibeigene. Um 1370 jedoch hatten in der Grafschaft Hoya die Landleute nicht mehr das Recht, ihren Gohgrafen selber zu wählen, sondern der Graf von Hoya ernannte den Drost oder den Amtmann zum Vorsitzenden.

Der Drost, wie in unserem Beispiel einer Gerichtsverhandlung, leitete jedoch nur die Sitzung, legte das Strafmaß fest und verkündete das Urteil. Die Urteilsfindung selber übernahmen die „Schöffen". Nur bei wichtigen Angelegenheiten oblag das der Obrigkeit: „allemal auf unterthänigstes Ersuchen dem Gericht gelehrte und erfahrene Personen" zur Wahrheitsfindung zugeordnet, da, so das Amt Stolzenau", in solch hochwichtigen Sachen die ungeschickten Landleute das Urteil nicht zu finden vermögen." –

Heute aber, wir schreiben den 21. Juni des Jahres 1548, geht es um leichtere Fälle. Die Bauern des Dorfes Bohnhorst haben sich unter der Linde zum Gerichtstag versammelt. Der Bauermeister (Erster unter den Schöffen) ruft die gewählten Gohleute mit Namen auf. Alle sind gekommen, nur Dirk bi der Molen und Gerd Lüniges fehlen. „Sind sie nicht geladen?", fragt der Vogt Hinrich Groppers vom Schamerloh. „Alle sind geladen, wie es Brauch ist", antwortet der Bauermeister. „Gerd Lüniges liegt krank darnieder, aber Dirk bi der Molen ist ohne Entschuldigung fortgeblieben." „So muß er drei Gulden Strafe bezahlen", sagt der Vogt und stellt ein Gefäß mit Tinte auf den schweren Eichentisch. Dann holt er einige Gänsekiele aus seiner Tasche um sie mit einem Messer fein säuberlich anzuspitzen.

„Sie kommen!" ruft einer der Gohleute. Alle sehen zur Seite. Von Hoyersvörde her kommen zwei Reiter durch die Heide. Deutlich ist die Gestalt des Gohrichters und Drosten Hilmar von Münchhausen zu erkennen. Neben ihm reitet der Amtmann Severin Schöttler, dahinter laufen zwei Knechte. Der Vogt und der Bauermeister gehen den Reitern entgegen und melden, daß die Gohleute versammelt sind.

Der Gohrichter Hilmar von Münchhausen betritt den abgegrenzten Gerichts-Platz unter der Bohnhorster Linde. Der Amtmann rollt ein Pergament auseinander, um darauf die Klagen und Urteile der Gohe niederzuschreiben. Hilmar von Münchhausen gürtet sich mit einem breiten Schwert, dem Zeichen seiner Macht; es wird still in der Runde. Die Gohleute, die bislang in kleinen Trupps herumgestanden haben, kommen näher und schließen einen Halbkreis um die Linde.

Das Gericht beginnt.

Richter: „Es ist Zeit und Stunde, hier an alter Gerichtsstätte des Hoyaer Grafen Gohgericht zu halten und zu hegen."

Der Vorsprake: (Vorsprecher, oder Fürsprecher, Advokat): „Herr Richter, habt Ihr die Gnade von Gott und die Macht von unserem Herrn, so ist es Tag und Zeit, daß Ihr das angesetzte Gohgericht halten und hegen möget."

Richter: „Wie soll ich das Gohgericht halten und hegen?"

Vorsprake: „Herr Richter, Ihr sollt gebieten Recht, Ihr sollt verbieten Unrecht, Streit, garstige Scheltworte und alle Wehr und Waffen, auch daß keiner vor das Gericht trete und des anderen Worte tu, denn es geschehe mit Erlaubnis des Gerichtes."

Richter: „Ich habe vernommen, was Ihr gesprochen habt. Ich hege und halte das Gericht des Grafen von Hoya, meines Freundes und Herren, und gebiete darin Recht, und verbiete Unrecht, Hass, Streit, Schmäh und Scheltworte als auch alle Wehr und Waffen. Erkennt Ihr solches alles für Recht?"

Vorsprake: „Solches alles ist Brauch des Landes."

Richter: „Wer nun bei dem gehegten Gericht zu klagen hat, der gebe es dem Vorspraken an, und wenn er selbst nicht des Wortes mächtig ist, so soll er seine Klage durch den Vorspraken anbringen lassen."

Vorsprake: „Wollet Ihr nun die Namen der Urteilsträger vernehmen, die die Gohe erwählet hat. Als Urteilsträger hat die Gohe erwählet: Johann Meygering, Gerke Morhoff, Harmen Quelhorst, Johann Heseker, Henneke (oder Reineke) Dörgelo."

Richter: „Tretet in das Gericht, die Ihr als Urteilsträger erwählet seiet! Wollt Ihr das Recht getreulich herbringen, niemanden zum Leide, niemandem zur Freude es ändern oder fälschen, so schwöret es."

Urteilsträger: „Wir schwören es."

Richter: „Wer nun eine Klage hat wider einen anderen, der trete hervor."

Vorsprake: „Es klagt Harbort Hoyer gegen Dirk Rolfes, daß er ihm zwei Schweine mit Hunden zu Tode gehetzt habe."

Richter: „Harbort Hoyer erhebe die Klage!"

Kläger: „Da Dirk Rolfes Kohlgarten offen liegt, so daß jedliches Vieh kann ungehindert eindringen, so ist auch mein Schwein eingedrungen. Dirk Rolfes ist in großen Zorn geraten, hat das Schwein nicht gelind fortgetrieben, sondern es mit Hunden gehetzet, so daß die Schweine daran gestorben; hat auch ein anderes Schwein gehetzet, was nicht in seinen Kohlgarten eingedrungen ist. Ist auch gestorben."

(Für den Kläger soll als Recht erkannt werden, daß Ersatz für die getöteten Schweine zu leisten sei.)

Nachdem sich die Urteilsträger untereinander geeinigt haben, übergeben sie dem Richter das Urteil in mündlicher Form: „Weil der Garten mit liederlichem Zaun versehen, und es bei Tage geschehen, so ist der schuldig, der gehetzt hat."

Drost Hilmar und die Anwesenden erheben sich. „Dirk Rolfes soll den Schaden bezahlen", bestimmt von Münchhausen kraft seines Amtes. –

Otten Gerken klagt gegen Hinrich Brassen, daß er ihm in seinem Busch einen Eichbaum abgestümmelt und verdorben habe. Hinrik Brassen sagt, er habe es nicht getan. Cord Pinken, sagt er, habe Hinrik Brassen dabei angetroffen.

Da keine Zeugen vorhanden sind, wird die Gohe befragt, welchem von beiden am meisten zu trauen sei.

Es wird eingebracht von den Urteilsträgern, Cord Pinken sei am meisten zu trauen (man kennt sich ja auf dem Dorfe genau). Der Richter verkündet folgendes Urteil: „Hinrik Brassen soll den Baum bezahlen und einen Thaler Strafe dazu." –

Wunke Frolekink (Fröhlking) klagt gegen Hinnerk Funke. Hinnerk Funke findet in seinem Grase zwei zusammengespannte Pferde, davon das eine ein Hengst, nimmt die Pferde aus seiner Weide und spannt den Hengst davon und läßt denselben auf die gemeine Weide gehen (Almende), nimmt das andere Pferd zum Pfande mit sich. Unterdessen beißt das andere Pferd ein ander Pferd auf der Almende zu Schanden.

Ist die Frage: wer zahlt den Schaden? Es wird von der Gohe als Recht eingebracht, daß derjenige, so das Pferd abgespannt und auf die Gemeinheit gehen lassen, den Schaden abtragen soll. –

Henneke Berch klagt gegen Gerke Droge. Gerke Droge hat seinen unfleißigen, ungehorsamen Knecht gestrafet und mit den Worten „Du Schelm" angeredet. Ist die Frage, ob damit gesündigt sei, und der Knecht Ursache habe, aus dem Dienste zu treten?

Es wird für Recht eingebracht, daß der Hauswirt mit der Strafe an seinem Knechte nicht gesündigt habe, doch wenn Gerke Droge gescholten, so sollen andere dem nicht folgen. Der Knecht aber habe Unrecht getan als er aus dem Dienst getreten.

Als alle Fälle verhandelt worden sind, schließt Gohrichter Hilmar von Münchhausen die Sitzung im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.



Bereits in der vorchristlichen Zeit wurde unter Bäumen „das Recht" vergeben. Das gesellschaftliche Ereignis eines Gohgerichts bot sich dreimal im Jahr. – Die zeitgenössische Darstellung zeigt im Hintergrund Besucher, die für ihr leibliches Wohl sorgen, während der Gohrichter den Schöffen, einfachen Leuten aus dem Volk, den Eid abnimmt: „Das Recht getreulich herzubringen, niemandem zum Leide, niemandem zur Freude es zu ändern oder zu fälschen." Kläger und Beschuldigte durften an der Gerichtsstätte keine Waffen tragen, nur das Gericht. Der Gohrichter erhebt beim Eid nur den rechten Zeigefinger, alle anderen erheben drei Finger.

730357

Binsen und Binsenwahrheiten

Aus der deutschen Volkskunde

Die gewöhnlich Binsen genannten Simsen (Junaceen) und die Riedgräser (Cyperaceen) oder Seggen zählen die Botaniker zu den Halbgräsern. Sehen wir uns solche Sumpfsimse, von denen die Wissenschaft etwa achtzig Arten unterscheidet, genauer an, so finden wir in den engständigen Rispen kleine, vollkommen regelmäßige, dreizählige Zwitterblüten, aus denen eine dreifächerige Kapsel mit vielen Samen entsteht.

Was dem Naturfreund an den Halbgräsern im Gegensatz zu den echten Gräsern stets am meisten auffiel, war das Fehlen der Knoten an ihren Halmen. KNOTEN AN DER BINSE SUCHEN (nodum in scirpo quaerere), d.h. ETWAS AUSSICHTSLOSES UNTERNEHMEN, war schon bei den Römern ein geflügeltes Wort.

Mit den Binsen konnte man wohl flechten, aber nicht knüpfen. Binsenknoten hielten nicht lange, das war eine BINSENWAHRHEIT. ES GING auch rasch IN DIE BINSEN naß durch. Nicht so bei Irisblättern und Schilfgeflecht. Man deckte im Altertum ja die damals großteils geflochtenen Hütten wasserdicht mit Schilf. Schilfdächer sind uns heute noch aus dem Burgenland bekannt. Saxo Grammaticus (gestorben 1204) erwähnt, daß die Germanen im Herbst vor Wintereintritt Matten aus geflochtenen Binsen herstellten und den Boden damit bedeckten. – Manche Forscher wollen überhaupt den Namen BINSE vom lateinischen Wort VINCIO = BINDEN ableiten.

Da nun das auf den Mooren nicht selten vorkommende PFEIFENGRAS (Molinea coerulea) einen scheinbar aus einem einzigen knotenlosen Abschnitt bestehenden mannshohen Schaft ganz wie die Binsen treibt, so wird es auch allgemein „blaue Binse" genannt, obwohl der Halm an seiner Spitze eine zusammengezogene Rispe echter Grasblüten trägt.

Der Halm dieses schönen Grases wurde in Süddeutschland früher zur Reinigung der Pfeifenröhren verwendet, und man brachte ihn unter dem Namen „Pfeifenbinse" dort sogar in großen Bündeln auf die Wochenmärkte.

Vor der Zeit der Renaissance hieß das Pfeifengras noch RANSCHOOF. Mit „Schoof" war damals ein Bund Stroh benannt, und RAN hieß die Wasser-, Meer- und Moorgöttin, die die Menschen in ihr Totenreich hinabzog. Das heißt, diese ertrunkenen Menschen starben den „Strohtod".

Der Julhalm

Nach der deutschen Volkssage ist die Binse die Reitgerte der Elfen, Hexen und des Teufels, welche sie nicht bloß in der Hand tragen, sondern selbst als „Transportmittel" benützen und in ein kleines munteres Reitpferd verwandeln. Überhaupt betrachtete man die Binse in der Macht eines überirdischen Zaubers stehend: So sollen die Hexen mit einer Binse des Nachbars Kuh melken können...

Indessen scheinen in diesen Sagen nur die heidnischen Gebräuche in Mißkredit gebracht worden zu sein, denn die alten Nordvölker und Germanen hielten im Gegenteil die zu so vielen nützlichen Flechtarbeiten verwendbare Pflanze hoch in Ehren, nannten sie „Julhalm" und bestreuten beim Julfest den Fußboden der Gemächer damit, wie später mancherorts mit Kalmus die Pfingststuben ausgeschmückt wurden.

Wahrscheinlich ist der asiatische Kalmus erst später als Festsymbol an die Stelle der Binse getreten, denn auch gewisse Binsenarten entbehren eines eigenen Aromas nicht. In Rom verfertigte man aus den Wurzeln derselben die billigste Pomade, die als Parfüm der „kleinen Leute" geächtete Binsensalbe (schoenus), die damals etwa in demselben Rufe gestanden haben mag, wie das PATSCHOULY bei uns um die Jahrhundertwende.

Das Binsenmark brauchte man noch um 1935 in der Gegend von Rabescheid und Dillenburg für den OSTERVOGEL, der aus einem ausgeblasenen Ei, ein paar bunten Stoffläppchen, Papierstreifen und Spiralen aus dem Mark der Binsen gebastelt wurde. Er blieb das ganze Jahr über unter der Lampe oder an der Stubendecke hängen.

Der volkstümlichen Pflanzensymbolik galt allgemein die Binse als das Sinnbild der Zähigkeit und Ausdauer, weil sie sich im Sturme biegt, während die majestätische Eiche bricht. Sie war eine der verehrtesten Pflanzen, weil so vielseitig nutzbar! – Im Sommer flochten die Kinder eigens zur Waldbeerenernte kleine Körbchen aus Binsen, die sogenannten KATZENSTÜHLCHEN. Schuhe, Hüte und Kappen aus Binsen waren früher allbekannte Gegenstände des täglichen Lebens.

Binsenlichter

Das weiche Mark der hohen grünen Halme diente unseren Vorfahren auch als Docht für ihre Öllampen. Die Binsen wurden im Hochsommer eingesammelt und so lange ins Wasser gelegt, bis die äußere Halmhaut aufgeweicht war. Diese ließ sich dann leicht abschälen. Wichtig war noch, daß man einen dünnen Streifen über dem Mark stehenließ, so daß dieses geschützt blieb. Die so vorbehandelten Binsen wurden getrocknet und in geschmolzenes Küchen- oder Abfallfett getaucht. Ein Binsenlichthalm von 60 cm Länge, mehrmals eingetaucht, leuchtete fast eine Stunde. Solche Lichter oder „Lampen" gab's früher vor allem in Krankenhäusern und Gaststuben.

MICHAEL DAMBÖCK

Verdrehter Baum: Wasserade. unter der Wurzel.



Wünschelrutengänger Josef Neumeyer: „Mehr als ein Hobby."

Aufn. (2): Petzoldt

Das Bett stand auf einem Wasserkreuz

730358

Warum die Arbeit von Wünschelrutengängern oftmals mit Mißtrauen betrachtet wird

Aha, da kommt der Uhren-Knacker", heißt es in dem Uhrengeschäft, wo der Sepp seit Jahren Stammkunde ist. Das liegt daran, daß seine Armbanduhr oft „spinnt". Mal geht sie vor, mal nach, mal überhaupt nicht. Das passiert ihm bei jeder Uhr, wenn er vergessen hat, sie bei der Arbeit abzunehmen: Josef Neumeyer (62) aus Rosenheim (Bayern) ist Wünschelrutengänger. Er und 400 seinesgleichen sind sogar in einem Bundesverband mit Sitz in München organisiert.

Bei Josef Neumeyer begann alles vor 18 Jahren. Damals hatte er eine Hühnerfarm, die von einer geheimnisvollen Plage heimgesucht wurde. Das Federvieh wollte nicht so recht gedeihen. Hilfe suchte Neumeyer bei einem Pfarrer. Der war zugleich als Rutengänger bekannt. Der Geistliche entdeckte prompt ein dichtes Netz unterirdischer Wasseradern, die kreuz und quer unter dem Hühnergehege verliefen. Das schlug dem Federvieh offenbar auf den Magen. Neumeyer: „Das waren die Strahlungen vom Wasser."

Bevor der Pfarrer den Stall samt Auslauf mit isoliertem Kupferdraht ringsherum abschirmte, wollte es der Sepp einmal selbst wissen. In der Tat – die Wünschelrute schlug auch in seiner Hand so stark aus, daß er ihre Drehungen gar nicht stoppen konnte.

Warum unterirdische Wasseradern „strahlen", das weiß so genau kein Mensch. Wie auch immer, bei vielen erzeugen sie offenbar gesundheitliche Beschwerden.

Das war anscheinend auch bei einem Briefträger so, der mit seiner Frau über gewisse eheliche Probleme klagte – bis Josef Neumeyer kam. Überm Bett schlug dessen Wünschelrute „wie narrisch" aus: Unter dem Fußboden kreuzten sich drei Wasseradern. Oder bei einem Nachbarn des Sepp, der an einer Straßenecke wohnte, wo die Neonleuchte immer und immer wieder kaputt ging und sich die städtischen Elektriker grün und blau ärgerten, da war Wasser im Boden.

Nur noch in etwa einem von zehn Fällen geht der Sepp auf Brunnensuche. Und das auch nur in entlegenen Gegenden, auf Almen etwa, wo die kommunalen Wasserversorgungsnetze nicht hinreichen. Gelegentlich muß er Rohrbrüche erkunden, dafür hatten die Wasserwerke größerer Städte früher sogar eigene Rutengänger. Auch die Bahn hatte solche Männer beschäftigt, um Unterspülungen von Schienensträngen ausfindig zu machen.

Untrügliches Zeichen für verborgene Wasseradern gibt es auch für Laien – das meint zumindest Josef Neumeyer: Ameisen halten sich gerne über solchen Zonen auf, ebenso Schlangen, Eulen und Bienen. Ausgesprochene Strahlenflüchter sind anscheinend Hunde, Hühner, Mäuse, Kaninchen.

Bei den Pflanzen sollen Pilze, Farne, Nesseln und Fingerhut, Eichen, Weiden, Hollunder, Misteln und Lärchen auf solchen Reizzonen ins Kraut schießen (wobei Bäume über den Wasseradern oftmals einen Drehwuchs bekommen). Josef Neumeyer schätzt, daß bei ihm die Wasserstrahlungen vierzigmal stärker anschlagen als bei einem Normalbürger. Deshalb hat er auch in seiner Wohnung mehrere Stanniolflaschen liegen. Auf diese Art des Abschirmens kam er durch den Krieg. Bei der Luftwaffe lernte er, wie durch Stanniolstreifen das Radar durcheinandergeriet, die Strahlen wurden zurückgeworfen. „Ich könnt's auch mit isoliertem Kupferdraht abschirmen, aber das Zeug oxydiert nach ein paar Jahren und nützt dann nichts mehr." Seine Stanniolflaschen jedoch „halten unter der Erde ewig".

Beim Bundesverband der Rutengänger und Pendelanhänger weiß Geschäftsführer Wolfgang Wetzel noch andere Abhilfen gegen wassertechnische Unbillen unter dem Fußboden: Manche Rutengänger lassen an der betreffenden Stelle im Keller auch Holzscheite aufschichten, andere greifen zu Korkplatten.

Gegen Beutelschneider, die quer durchs Bundesgebiet reisen und mit großem Tamtam und für viel Geld Heilung per Wünschelrute an den Mann zu bringen suchen, macht der Bundesverband in München selbst Front. Er achtet auch darauf, daß kein Rutengänger zuviel kassiert (das einmalige Abgehen eines Terrains kostet bis zu 200 Mark) und daß keiner in fremden Revieren grast.

Die eigentlichen Aktivitäten des Verbandes aber liegen auf anderem Gebiet: Er weiht Interessenten in die Geheimnisse von Wünschelrute und Pendel ein – das gilt nicht nur für Mitglieder. Wetzel: „Interessierte gibt es genug." Zudem hält der Verband Lehrgänge in „Radiästhesie" ab, denn Rutengehen muß bei allem Gespür für unterirdische Strahlen stets fleißig geübt werden.

Weltreise gefällig?

Dieser wertvolle Leuchtglobus gehört Ihnen – als Prämie für einen neuen Abonnenten.

Sie lesen täglich unsere Zeitung. Warum? Jeden Morgen das Neueste aus Politik und Wirtschaft, ausführliche Sportberichte, großer Lokalteil, aktuelle Serien, spannende Romane, die weltoffene Einstellung? Welche Gründe auch immer Sie haben, es sind gute Gründe, mit denen Sie auch Ihre Tante, Ihren Nachbarn oder Ihren Kollegen überzeugen können, daß unsere Zeitung die richtige Abonnements-Zeitung ist.

Gutschein

Ich bin Bezieher Ihrer Zeitung. Untenstehenden Abonnenten habe ich geworben. Er war in den letzten 6 Monaten nicht Bezieher Ihrer Zeitung und wohnt nicht mit mir im gleichen Haushalt. Ich werde auch weiterhin, mindestens aber ein weiteres Jahr, Abonnent Ihrer Zeitung bleiben.

Bitte senden Sie mir nach Überprüfung die Prämie:

____

____
(Name)

____
(Vorname)

____
(Straße/Nr.)

____
(PLZ/Wohnort)

____
(Datum/Unterschrift des Vermittlers)

Auftrag

Vom ____________________ an bestelle ich DIE HARKE für die Dauer von mindestens 12 Monaten zum örtlichen Bezugspreis.

Ich war in den letzten 6 Monaten nicht Bezieher Ihrer Zeitung.

____
(Name)

____
(Vorname)

____
(Straße/Nr.)

____
(PLZ/Wohnort)

____
(Datum/Unterschrift)

Abbuchungs-Service

Hiermit ermächtige ich Sie widerruflich, das Zeitungsbezugsgeld

O monatlich O vierteljährlich O halbjährlich

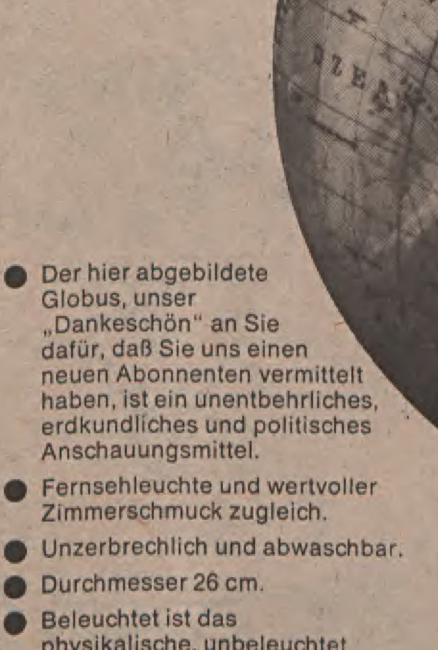
von meinem Konto Nr. ____________________

bei ____________________ BLZ ____________

mittels Lastschrift einzuziehen.

Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s. o.) keine Verpflichtung zur Einlösung.

____
Datum/Unterschrift des neuen Lesers.



- Der hier abgebildete Globus, unser „Dankeschön" an Sie dafür, daß Sie uns einen neuen Abonnenten vermittelt haben, ist ein unentbehrliches, erdkundliches und politisches Anschauungsmittel.
- Fernsehleuchte und wertvoller Zimmerschmuck zugleich.
- Unzerbrechlich und abwaschbar.
- Durchmesser 26 cm.
- Beleuchtet ist das physikalische, unbeleuchtet das politische Kartenbild zu sehen.



Brot und Korngeist

Brauchtum im Wandel der Zeit

Mit der Bitte um „Unser tägliches Brot“ im Vaterunser wird die große Bedeutung des Brotes klar ausgesprochen. Leben und Sterben eines Volkes, Krieg und Frieden stehen oft in Wechselwirkung mit dem Vorhandensein oder dem Fehlen seiner Nahrung, seines Brotes, eine Tatsache, die wir auch heute Tag für Tag in der Weltgeschichte beobachten können. Mangelt es an Brot, gibt es Hunger, Armut, Teuerung, politische Wirren, und mit ihnen kommen Vernichtung und Tod.

„Fallen ein Kind und ein Brot in den Bach, muß man zuerst das Brot herausholen“. Mag dieses Sprichwort in unseren Ohren als grober Frevel klingen, es drückte in Wirklichkeit nichts anderes aus, als eine bedingungslose Ehrfurcht vor dem Leben überhaupt.

Eine derartige Übertreibung will sagen, daß das Überleben der Gemeinschaft vor das des Einzelmenschen gestellt werden muß. Wenn eine Gemeinde, die vom Brot lebt, das sie als Gemeinschaft erzeugt, den Glauben an die „Heiligkeit“ des Brotes verliert, verliert sie letztlich auch den Glauben an sich selbst.

Immer wieder führen uns Brauchtum und „Aberglaube“ vor Augen, daß das Brot für den Bauern, der es selbst sät und mit eigenen Händen aus dem Backofen herausholt, als etwas Lebendiges empfunden wird und mit entsprechender Ehrfurcht behandelt werden muß.

Backen und Heiraten sind im Volksglauben ganz eng miteinander verbunden, denn beide setzen Fruchtbarkeit voraus. Der gärende, aufschwellende Teig wird zum Inbegriff der Fruchtbarkeit selbst. Die junge Bäuerin wird zum „Brotlaib“, sie tut „aufhefeln“, sagt man im Unterinntal, wenn sich die ersten Anzeichen der Schwangerschaft zeigen. Und schließlich wird die Bäuerin zum Backofen, und wenn das Kind das Licht der Welt erblickt, „ist der Backofen eingebrochen“ – und das Brotmysterium beginnt wieder von neuem, mit Gevatterbesuch und „Waisatbrot“. – Einige Tage nach der Geburt kommen die Patin und die Frauen aus der Nachbarschaft, um der Mutter einen Besuch abzustatten und ihr dabei ein Geschenk zu überbringen. Diesen Gevatterbesuch und das damit verbundene Geschenk nennt man das „Waisat“ (von lat. visitatio).

Das Brot begleitete den bäuerlichen Menschen auf allen wichtigen Lebensabschnitten, von der Wiege bis zum Grabe, dem Gottesacker. Mancherorts war es sogar Brauch, den Verstorbenen auf einem Brotbrett aufzubahren (Südtirol).

Interessant ist auch die Etymologie von LAIB und BROT. LAIB ist das ältere Wort, und zwar wahrscheinlich ursprünglich für das ungesäuerte, süße Brot, den Fladen. BROT ist die spätere Bezeichnung für das gesäuerte, durch Gärung hergestellte Gebäck. Daher auch die Verwandtschaft mit „brauen“ (gären). Auch in den englischen Wörtern LORD und LADY ist das Wort „Laib“ enthalten. Sie sind aus dem Angelsächsischen HLAFORD = Brotwart, Herr und HLAEFDIGE = Brotkneterin, Herrin entstanden. (Adrian)

Der Korngeist

Wenn der Wind im Korn wallt, glaubte man einst, es wäre der Korngeist, der befruchtend durchs Getreide fuhr. Heute weiß jeder Bauer, daß zur Zeit der Kornblüte der Wind den Blütenstaub verstreuen muß, wenn die Ähren richtig voll werden sollen.

Doch der Wind hat viele Gesichter und viele Namen, er kann schadend oder befruchtend wirken und dementsprechend wurde er einst verehrt oder gefürchtet. Lange lebten die alten Windgottheiten in der Sage von der WILDEN FAHRT (vgl. die Wilde Jagd) weiter, von der man heute noch erzählt, und die mit Gänsegeschnatter, Hundegebell und dem Grunzen wilder Schweine vor Jahren noch dem Großvater nachts begegnet sei. Die Ähren im Wind sind die SALIGEN FRÄULEIN, die an die Roggenfee erinnern, von der man sagte, daß sie fliegen kann und an windigen Tagen dem Korn durch das Haar krallt.

Noch heute unterscheidet man zwischen förderlichen und verderblichen, „abzehrenden“ Winden. In Tschengls (Südtirol) nennt man den Oberwind den BROTVATER, den Unterwind hingegen den BROTFRESSER. Man schätzt den einen, weil der das Korn für den Schnitter richtig biegt, und fürchtet den anderen, weil er das Korn zu Boden wirft. Wenn es lange regnet, und der Wind das Korn „niederwalzt“, entstehen die gefürchteten „Leger“. Dem Oberwind gelingt es manchmal, diese Leger wieder „aufzureißen“. Wenn der Sturm das Korn zu Boden schlug, sagte man früher, die WINDSAU hätte sich im Kornfeld gewälzt, oder ein BÄR oder eine SAUBRUT hätten darin getobt.

Von der einstigen Verehrung des Korngeistes, der im Winde durchs Getreide fährt und die Saaten fruchtbar macht, sind nur wenige Spuren verblieben. Man weiß aber noch von früheren Windopfern, als man den Wind mit Mehl fütterte und so besänftigte. – Später flogen dann die ARMEN SEELEN im Wind und jetzt wurde diesen geopfert, denn sie nahmen die Stelle des Vegetationsdämonen ein und sorgten für Segen und Fruchtbarkeit. Der Korngeist aber flüchtete sich in die LETZTE GARBE, wo er, in verschiedenen Bräuchen vermummt, bis in unsere Zeit weiterlebt.

Die letzte Garbe

Die letzten Halme, der SCHWOAF, sind nach Mannhardt das „Organ des zeugenden oder gebärenden Prinzips“. Wer den Korngeist mit dem letzten Sichelhieb oder mit dem letzten Drischelschlag traf, erhielt mancherorts die FAKKNSCHNALLE, den Schweineschwanz, als Lohn.

Die Verehrung der letzten Garbe fand ihre christliche Ummünzung im Erntedankgebet. Es ist nicht lange her, daß in Gsies das Schnittervolk im Kreis um die letzte Garbe niederkniete und „fünf Vaterunser und den Glaubegottvater“ betete. Die Garbe wurde auf dem „Arsch“ aufgestellt, so daß sie nicht umfallen konnte. Fiel sie aber trotzdem um, so hielt man dies für ein böses Omen, denn derjenige, dem sie zufiel würde als erster sterben.

Hier klingt die Erinnerung an die alte Auffassung an, daß die Tötung des Korngeistes ein Frevel ist, der mit dem Tode des Täters gebüßt werden muß, bzw. daß der Schnitter des letzten Kornes sterben müsse.

MICHAEL DAMBÖCK



Von Brot der Teutschen.
Cap. viij.



Aus dem Kräuterbuch des Hieronymus Bock (Straßburg 1630)

…Kohls Manipulation …Lasten Deutschlands

…ner Brief
…rn Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl
…ndeskanzleramt
…onn 1

…pfern festgehalten, obwohl es sich hier …ediglich um die eindeutig **identifizierten** …oten gehandelt hat.

Bei den tatsächlichen Verlusten der Zigeu…er liegt die Vermutung nahe, daß sie durch …riegseinwirkung und Seuchen zu einem …rheblichen Teil verursacht sein dürften.

Ich muß mir um die Zukunft unseres Vol…es und damit meiner eigenen Kinder Sorgen …achen, wenn ich sehe, wie unsere eigenen …ührenden Leute und die Massenmedien uns …tändig seit 40 Jahren moralische Schuld …ufbürden. Wann kommt hier endlich eine „Wende“, die Schluß macht mit zersetzender …ropaganda?

Hochachtungsvoll
Apotheker Ernst Nopitsch, Frankenthal

„Deutsches“ Fernsehen

Seit Monaten ärgere ich mich darüber, daß im Deutschen Fernsehen vorwiegend ausländische Künstler engagiert werden. Wer die Unterhaltungssendungen des Deutschen Fernsehens „Auf los geht's los“ und „Wetten daß!“ verfolgt, muß mit Bedauern feststellen, daß das Rahmenprogramm, dieser an und für sich guten Ideen, fast ausschließlich von fremdsprachigen Künstlern getätigt wird, die für teures Geld aus Übersee in die Bundesrepublik Deutschland … den und häufig nur zwe… sind. Dabei gibt es im … Bundesrepublik Deuts…





Franz von Sickingen.

Der deutsche Reichsritter und Feldhauptmann Franz von Sickingen wurde am 2. März 1481 auf der Ebernburg bei Kreuznach geboren. Er trat auf die Seite der Reformation. 1520 nahm er den verfolgten Herold der Reichseinheit Ulrich von Hutten auf der Ebernburg auf. Sickingen war bestrebt, die staatlichen Verhältnisse Deutschlands, das vielfach gespalten war und zum Spielball auswärtiger Mächte zu werden drohte, zu verbessern. Er fiel am 7. Mai 1523 in einer Fehde.

wort. Mandela mag Ihre Redakteure interessieren, alle Hörer, mit denen ich sprach, wollen heute nur noch wissen, was man gegen Terroristen aller Art und Richtung, nicht was man für sie unternehmen kann. Allein des beispielhaft inszenierten amerikanischen Filmes wegen wurde Ihre Nachrichtensendung eingeschaltet gelassen.

Was sind das für Rundfunkräte, die eine Ausgewogenheit der Sendungen überwachen sollen? Es gelingt ihnen doch nicht einmal, die Redakteure zu veranlassen, über Nichtterroristen wie Pasternak, Sacharow und Solschenizyn im Ausgleich zu Mandela-Meldungen hinzuwirken. Von den 40 000 Toten Afghanistans 1985, von den Millionenopfern Kambodschas und von den unbe…

…ber mit Brief vom 6. Dezember beantworten …lassen. Wenn Sie für Ihre Behauptung, daß 500 000 Zigeuner in Konzentrationslagern …ermordet worden seien, „Schätzungen“ zwi…



Glück und reicher Kindersegen

Ordale – Gottesurteile

Ein Stück deutscher Rechtsgeschichte

Der Ursprung der Ordalien reicht bis weit in das frühe Heidentum zurück. Wahrscheinlich sind die Ordale – ein altes deutsches Wort für Urteile (Gottes) oder Gerichte Gottes – aus den Orakeln oder Weissagungen hervorgegangen, deren sich unsere Ahnen bedienten, um unvoraussehbare Dinge zu entscheiden oder über Schuld und Unschuld zu befinden.

Die erste Wahrheitsprobe unter den Deutschen überhaupt war vermutlich der Eid, den man auf mancherlei Art leisten konnte. So warf man z. B. eine Handvoll Spreu gegen den Himmel und beschwor seine Unschuld oder man legte den Eid auf dem Grabe oder – in der Zeit des sich ausbreitenden Christentums – über einem Reliquienkasten bzw. auf dem Evangelienbuch ab.

Bei schweren Verbrechen mußten sowohl der Kläger als auch der Angeklagte eine gewisse Anzahl Zeugen haben. Konnte der Beschuldigte nicht so viele Zeugen stellen oder zweifelte man an der Echtheit des Eides, so forderte man den Beklagten zum Gottesurteil auf.

Das wichtigste uns bekannte Gottesurteil war die Feuerprobe. Sie bestand darin, daß der Angeklagte entweder ein Stück glühenden Eisens in die Hand nehmen oder über glühendes Eisen (Pflugeisen) gehen mußte. Auch das Schreiten über einen brennenden Scheiterhaufen war üblich, ebenso das Überstreifen und Tragen eines glühenden Handschuhs. Frühe Spuren solcher „Gerichte" finden wir in Deutschland zu Beginn des 5. Jahrhunderts.

Ehe der Beschuldigte zu einer solchen Unschuldsprobe zugelassen wurde, mußte er drei Tage fasten und beten. Am Tage des Urteils erwartete das Volk dann in der Vorhalle zur Kirche den Priester und den Angeklagten. Der Priester, der früher auch das Amt des Richters in Händen hielt, bestimmte den Ort, wo Feuer gemacht werden sollte, und holte das Eisen, das in der Kirche aufbewahrt war. „Dieses Eisen war ein bis drei Pfund schwer und wurde gleich bei seiner ersten Bestimmung mit vielem Pomp geweiht; nur gewisse Kirchen hatten das Privilegium der Feuerprobe, die es auch ihrer daraus fließenden nicht geringen Einkünfte halber zu schätzen wußten."

Nachdem der Priester das Feuer gesegnet hatte, legte er das Eisen hinein und ließ es – je nachdem das Verbrechen war – mehr oder weniger glühend werden. Währenddessen wurde eine Litanei gesungen.

Das glühende Eisen wurde noch einmal gesegnet, und jetzt rief der Priester gegen den Himmel: „Segne o Herr! durch Anrufung deines allerheiligsten Namens, dieses Metall, zur wahren Kundmachung deines Urtheils, damit die Wahrheit deines Urtheils frei von allen Verfälschungen des Teufels deinen Gläubigern bekannt werde, durch unsern Herrn, Jesu Christ, deinen Sohn, welcher kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten, und die Welt durch Feuer zu vernichten, Amen!"

Somit reichte er dem Angeklagten das Eisen, das dieser in der rechten Hand so lange halten mußte, bis er eine Strecke von neun Fuß durchschritten hatte. Diese neun Fuß waren in drei Teile unterteilt: Bei dem ersten Zeichen, einem Pfahl, mußte er seinen rechten Fuß aufsetzen, in das zweite Zeichen seinen linken Fuß, und sowie er seinen Fuß in das dritte Zeichen setzte, warf er auch das Eisen von sich. Seine Hand wurde augenblicklich mit einem Tuch verbunden, sorgfältig versiegelt und das Siegel erst nach drei Tagen aufgebrochen. Fand man die geringste Verletzung an der Hand, so blieb der Angeklagte schuldig. Unverletztheit hingegen zeugte von seiner Unschuld.

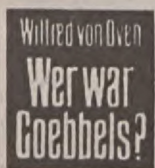
Es bedarf keiner näheren Erklärung, daß der Freigesprochene es entweder der Bestechlichkeit des Priesters, seiner abgehärteten Haut oder einem „Wundersälbchen" zu verdanken hatte, wenn er unverletzt davonkam. Eine andere Art von Gottesurteil stellte der „Kesselfang" dar. Ein Stein wurde an einen Strick gebunden und in einen Kessel voll siedenden Wassers gesenkt. Der Angeklagte mußte den Stein mit bloßer Hand herausholen.

Die „kalte Wasserprobe" hingegen bestand darin, daß man den Beschuldigten, nachdem man ihm den linken Arm, den rechten Fuß, den rechten Arm und den linken Fuß zusammengebunden hatte, an einem Strick anderthalb Ellen unters Wasser ließ. Stieß ihn das Wasser auf die Oberfläche herauf, war er schuldig, sank er aber unter, blieb er unschuldig.

DR. MICHAEL DAMBÖCK

Best.Nr. 1988

Walther: DIE 12. SS-PANZER-DIVISION „HJ“. Kämpfe und Männer der Division. 120 S., 300 Fotos, DM 36,—. **Best.Nr. 2089**



von Oven: **WER WAR GOEBBELS?** Eine bahnbrechende Biographie, verfaßt vom persönlichen Referenten des Ministers. Tatsachen, die bisher geheimgehalten wurden. 380 S., DM 39,80. **Best.Nr. 1900**



DAS OSTFRONT-DRAMA 1944. Rückzugskämpfe der Heeresgruppe Mitte. Das vollständige Zeitdokument über einen der wichtigsten Abschnitte der Kämpfe an der Ostfront. 450 S., zahlr. Abb., DM 49,—. **Best.Nr. 1920**

ALLE BÜCHER liefert Ihnen unser Buchdienst. Bestellschein unten.

1. 3. 1944 bis 31. 8. 1944. 795 Karten, viele Dokumente 125,—. **Best.Nr. 1652**; Band 9. 44 bis 31. 12. 44. 490 S DM 125,—. **Best.Nr. 1452**; 12: 1. 1. 45 bis 9. 5. 45, 4 DM 125,—. **Best.Nr. 1069**

Conrad Pütter

Rundfunk gegen das "Dritte Reich"

Ein Handbuch

Unter Mitwirkung von Ernst Loewy und mit einem Beitrag von Elke Hilscher

Pütter: **RUNDFUNK GE DAS „DRITTE REICH“.** T Verbeugungen vor dem Z geist ein hochinformatives mit zahlreichen Zahlen, D und Fakten. 388 S., DM 12 **Best.Nr. 2094**

Bestellschein

Deutscher Buchdienst, FZ-Verlag, Paosostr. 2, 8000 München 60
Telefon (089) 8 34 70 07, Telefax (089) 8 34 15 34, Telex 524685

(Vor- und Zuname) (Straße) (PLZ und Wohnort)

Hiermit bestelle ich: **Kunden-Nr.:**

Stück*	Titel * bitte Anzahl eintragen		Best.-Nr.
	War Deutschland allein schuld?	DM 49,90	2090
	Verheimlichte Dokumente	DM 49,90	2100
	Prominente ohne Maske Band II	DM 49,80	2002
	Die Wahrheit über von Weizsäcker	DM 29,80	2500
	„Kein schöner Land ...“	DM 48,50	1890

Ich abonniere hiermit (Zutreffendes bitte ankreuzen)

DEUTSCHE NATIONAL-ZEITUNG ☐
DEUTSCHER ANZEIGER ☐
DEUTSCHE WOCHEN-ZEITUNG ☐

Monatlicher Bezugspreis jeweils DM 8,35

Der Buchrechnungsbetrag ist innerhalb einer Woche nach Rechnungserhalt zahlbar. Bei Teilzahlungen 5 % Aufschlag. Ratenzahlungen nur bei Beträgen über 50,— DM und bis zu sechs Monatsraten, je mindestens 25,— DM. Die erste Rate (25 % oder mehr der Rechnungssumme, jedoch nicht unter 25,— DM) ist bei Lieferung zu zahlen. Bei Bestellungen von außerhalb der Bundesrepubliken Deutschland und Österreich Vorauskasse. Der Deutsche Buchdienst behält sich das Eigentum bis zur vollständigen Bezahlung vor.

Datum: .... **Unterschrift:** ....

Sie können die Zeitungsbestellung binnen einer Woche schriftlich widerrufen. Es genügt die Absendung in dieser Frist an DSZ-Verlag, Paosostr. 2, 8000 München 60.

Datum: .... **Unterschrift:** ....

730362

Bauern und böse Erntegeister

Symbolisch hat sich Brauchtum bis heute erhalten

Heute sind diese uralten Sitten eigentlich nur noch Gesten, deren tieferer Sinn verloren ging, trotzdem werden sie noch gewissenhaft und mit großem Ernst eingehalten.

Wenn die Mähdrescher den größten Teil der Arbeit geleistet haben, wird in manchen Gegenden noch ein kleines Eckchen Getreide dem Handmäher übrig gelassen. Er hebt mit dem letzten Sensenschlag die Sense hoch, schlägt mit dem Schleifstein dreimal an die Klinge und tröpfelt den Rest seines Getränkes auf den Acker, während Binderinnen Brotkrumen darauf streuen.

Wold, Wold!

Darauf wird wieder dreimal an die Sense geschlagen, und man ruft gemeinsam „Wold, Wold"!, das heißt Wotan. In diesem alten Volksbrauch hat sich ein Rest der alten germanischen Dankopfer erhalten, die die Bauern nach glücklich eingebrachter Ernte den Göttern darbrachten.

Der germanische Gott Wotan war nicht nur Kriegsgott und Anführer der wilden Jagd, sondern galt auch als der wohlmeinende Beschützer der Feldfluren. Er fuhr als säuselnder Wind über das Ährenfeld, er schüttelte jeden blühenden Halm, damit der Fruchtstaub verteilt werde, er wachte darüber, daß niemand das Korn verderben könnte.

Wolfsrachen und Eberzahn waren Strafen, die Wotan den Schädigern der Brotfrucht angedroht hatte. Auch an den Erntetagen schwebte Wotan über den Feldern. Es durfte in dieser Zeit des Jahres kein Gericht gehalten werden, um die Erntefeiern nicht zu stören.

Auch Hulda, die Gemahlin Wotans, hatte nach altem Glauben das Brotgetreide unter ihren persönlichen Schutz genommen. In der Morgendämmerung zog sie in Begleitung von Wichten und Elfen über die Felder, um die Halme zu segnen. Die schmalen Pfade, von Hasen in die Saaten eingetreten werden, nannte man ehrfürchtig Elfenpfade; man glaubte, es seien die Spuren Huldas und ihrer Schar.

Wenn man heute auch kaum noch bewußt an gute oder böse Korngeister glaubt, die sich in den Feldern aufhalten sollten, so sind sie doch nicht vergessen. In manchen Gegenden wurde das alte Brauchtum zur Vertreibung oder Besänftigung der Geister bi in die neue Zeit beibehalten.

Der „Bilwitz"

Die Dämonen zeigten teils Tier-, teils Menschengestalt und verraten durch verschiedene Bewegungen der schwankenden Halme ihre Anwesenheit im Kornfeld. Ein besonders gefürchtetes Wesen im Kornfeld war von jeher der „Bilwitz" oder Bilmesschneider.

Er hat Menschengestalt, ist sehr mager, trägt einen Rock mit langen Schößen und einen sonderbaren, dreieckigen Hut. Um Walpurgis oder Johanni geht dieser Bösewicht kreuz und quer durch die Felder. Dabei schneidet er mit der scharfen Sichel, die er am rechten Fuß trägt, breite Streifen in die wachsende Feldfrucht. Durch aufgehängte geweihte Kränze ließ er sich abschrecken.

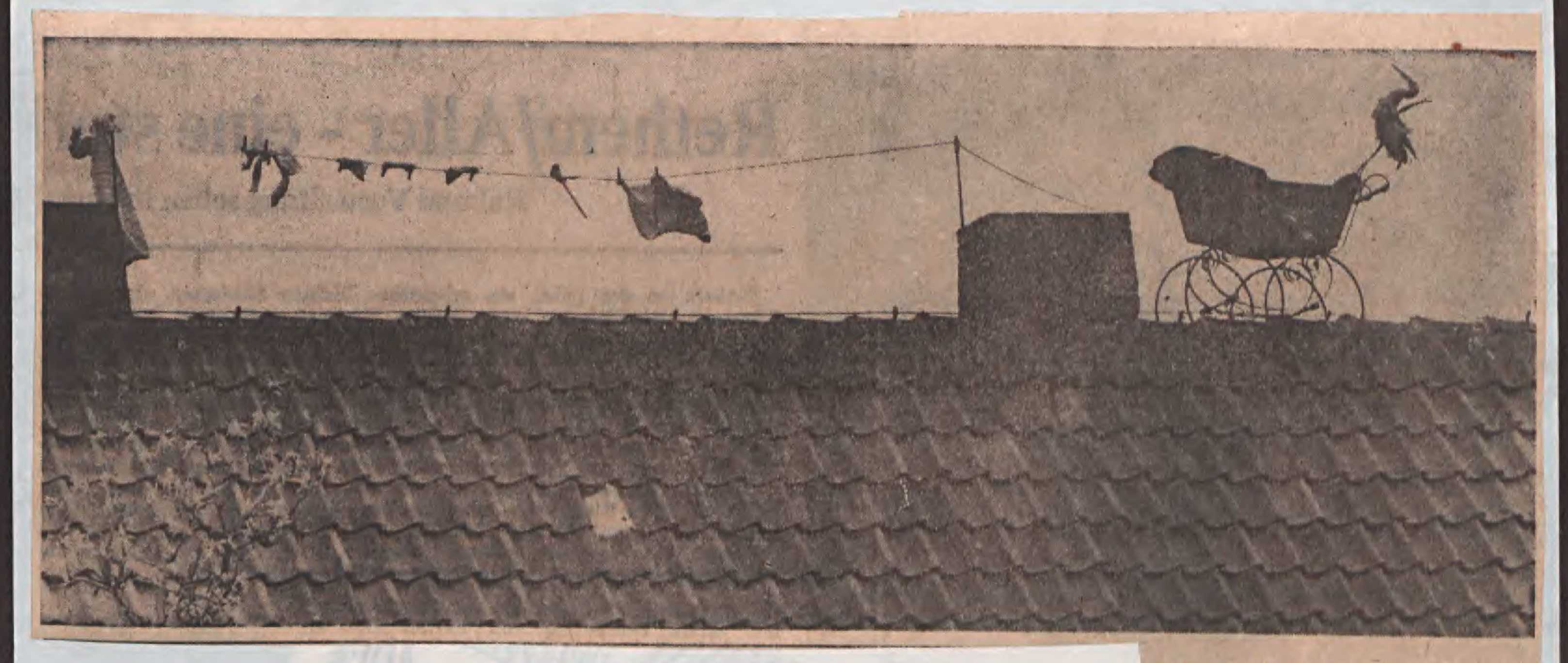
Um den Bösewicht zu erkennen, drosch man mit Flegel auf sieben ausgebreiteten Reisigbündeln herum. Näherte sich diesem Austreibungsort zufällig ein Fremder, so hielt man ihn für den Bilmesschneider, und der Wanderbursche mußte sehen, daß er schnell und ungeschoren wieder aus dem Ort kam.

In vielen Landgegenden banden die Bauern Dornen und Disteln in die ersten Erntegarben und sangen dabei: „Dornen und Disteln für den Bilmesschneider, das Korn für mich".

Das Kornweible darf nicht erzürnt werden

Uralt und heute noch nicht vergessen ist auch der Glaube an die Kornmutter, das Kornweible, die Erbsenfrau und Roggenmühne. Diese geisterhafte und sehr mächtige Feldgestalt darf unter keinen Umständen erzürnt werden. Sie erscheint vor allem in der Mittagsstunde und wehe, wenn sie Schnitter findet, die während der Ruhezeit arbeiten.

Aus dieser Überlieferung her werden Frühstücks- und Mittagspausen in der Feldarbeit streng eingehalten und auch dann nicht abgebrochen oder verkürzt, wenn heraufziehendes Schlechtwetter die Einbringung der Ernte bedroht.



Ein alter Brauch

730363

Das alte Erntefest gibt's nicht mehr

„Schluck" in der letzten Garbe / Im Galopp ging's vom Stoppelfeld

Jetzt, wo die Erntezeit vorbei ist und die Erntefeste beginnen, werden wohl viele Einwohner unseres Raumes an die alten Erntefeste zurückdenken, die es heute kaum noch gibt und die bald ganz der Vergangenheit angehören werden.

Damals fing die festliche Stimmung an, wenn auf dem Felde die letzte Garbe aufgeladen wurde. Ein großes buntes Band wurde um die Ähren geschlungen, damit der so gefürchtete Korngeist nicht heraus konnte. Er hatte das Korn vor Unwetter geschützt und sollte es auch noch in der Scheune vor Unheil bewahren.

Eine mit „Schluck" gefüllte Flasche wurde in der Garbe versenkt und machte beim Abladen die Runde. Das letzte Fuder wurde bekränzt und obenauf saß die Großmagd mit dem Erntekranz in der Hand. Im Galopp ging die letzte Fuhre vom Stoppelfeld.

Der Erntekranz wurde später am Giebel des Hauses befestigt, wo er bis zum nächsten Jahre hing und er dem neuen Kranz das Feld räumen mußte. Große Betriebsamkeit herrschte dann am Sonnabend vor dem Erntefest auf dem Hofe. Bis kurz vor der Jahrhundertwende gab es auf dem flachen Lande noch kaum Tanzsäle. Irgendein Bauer gab für das Erntefest seine Diele her und schenkte an dem Tage Bier und Schnaps aus. Der große Backofen rauchte aus allen Fugen, so viele Kuchen wurde gebacken. Im ganzen Hause duftete es nach Äpfeln und Korinthen.

Am Abend kamen die jungen Mädchen, gebräunt von der Sonne während der Erntezeit, auf der Diele zusammen und wanden die Erntekrone aus Buchsbaum und Tannengrün mit den letzten Rosen als Schmuck. Die bunten Bänder vergaß man nie. Oft wurde der Kranz in Form eines Kegels gestaltet und mit Runkeln, Steckrüben und allerlei Erntezeug verziert.

Ernteumzüge gibt es auch heute noch in unseren Dörfern. Aber damals führten die Vorreiter hoch zu Roß, den Zug an. Die Pferde trugen einen dicken Eichenkranz um den Hals. Ein paar kräftige Bauernmädchen hielten die Erntekrone auf dem Leiterwagen. An seinem äußersten Ende stand ein großes Faß voll Erntebier. Auf einem zweiten Wagen waren meist die Burschen mit aufgekrempelten Hemdsärmeln beim Dreschen. Kein Schlag kam zu früh und keiner zu spät. Wagen mit Ackergeräten, die zur Bestellung der Felder nötig waren, folgten. Man zog hinaus auf die nun abgeernteten, kahlen Felder, auf denen man eine Kornhocke stehen gelassen hatte. Sie sollte der Erde wieder zurückgegeben werden und wurde verbrannt. Der Aberglaube meinte, daß das Feld dann im nächsten Jahr wieder eine gute Ernte geben würde.

Zurück zum Dorf ging es dann, wo Großknecht und Großmagd vor dem Hause des Gastgebers überlieferte humorvolle oder auch ernste Sprüche aufsagten. Dann kam der Erntetanz zu seinem Recht, bei dem der Hausherr zuerst immer mit der Großmagd tanzen mußte. Bis zum nächsten Morgen herrschte das fröhliche Treiben.

„...man mußte einschenken, bis sie die Tasse umstülpten“

Alter Brauch beim Kaffeetrinken schloß das „Nötigen“ mit ein

Ältere Einwohner des Nienburger Landes erinnern sich der Gewohnheit, daß Gäste nach einem ausgiebigen Kaffeetrinken ihre Obertasse umstülpten oder seitlich auf die Untertasse legten, um zu zeigen, daß sie nichts mehr zu trinken wünschten, weil ihr Durst gestillt war. Vor nicht zu langen Jahren war dieser Brauch allgemein. Dabei konnte man – namentlich bei „Visiten“ – ganz nette Steigerungsstufen in der dankenden Ablehnung eines weiteren „Köppkens“ beobachten.

Eine zweite Tasse wurde stets ohne Widerrede, ja mit Wohlbehagen angenommen. Erging nun die freundliche Aufforderung zum dritten Anhub, weil „dat Köppken“ doch nur so groß wäre wie ein „Neihhütken“, dann ward die Goldrandige mit der sinnigen Aufschrift „Ich gratuliere“ oder „Zum Geburtstag“ einige Zoll nach der Mitte des Tisches geschoben, und ein „Eck danke, danke“ versuchte dem weiteren Drängen vorzubeugen, was aber nicht verhinderte, daß auch die dritte bis zum Rand vollgefüllt wurde. „Hier is Zucker un Melk, un bedeint jug un schanäert jug nich“, lautete dann die ermunternde Zusprache. „Da sin ok Stuten un Tweiback; un griepet tau, as wenn je tau Hus wiert!“

Auf diese Weise wanderte auch die dritte Füllung an ihren Bestimmungsort; aber noch lugte nicht der Tassenboden hervor, so stand auch die Gastgeberin bereits wieder mit ihrem "Pott" fertig. „Up dree Been künn man nich lopen; eck well noch en Dröppken dabi doon!“ – „Stine, wat künn jee kawweln; aberst et geiht nich mihr; eck künn et met'n besten Willn nich.“ Und zum Zeichen der Bekräftigung wurde die rechte Hand mit gespreizten Fingern über die Tasse gedeckt.

Die brave, vielerfahrene Hausfrau jedoch kannte ihre Leute ganz genau. Durch den Spalt der Finger ergoß sich der braune Trunk, und die so Überfallene mußte sich fügen, auch diese Portion den voraufgegangenen nachzuschicken. Obschon der Besuch erklärte, daß er schon ganz „owerböstig“ geworden sei und für solch ein „Schöleken Pankrottwater“ wohl kaum noch Platz habe. Na, auch diese Hürde wurde genommen.

Beim weiteren Ansturm jedoch wurden jetzt beide Hände krampfhaft über die weite Tassenöffnung gebreitet. Doch was half's?! Nach kurzem Nötigen und Zerren blieb die Spenderin Sieger und die Ärmste – so werden viele vielleicht denken – zur fünften Füllung verurteilt, die trotz des heftigen: „Aberst man – ne halwe; holt up, holt up, et is genaug!“ ebenso reichlich bemessen wurde wie die vier ersten.

Darauf jedoch gebot des Magens beschränkte Fassungskraft ein energisches Halt. Nach dem Leeren wurde die Tasse mit einem nicht mißzuverstehenden Blick auf die Seite gelegt oder vollständig umgekippt. Nun konnte die Hausfrau mit stiller Befriedigung feststellen, daß ihr Besuch wirklich befriedigt war. Und dann unterblieb jede weitere Nötigung.

Allerdings sollen bei einigen passionierten Kaffeetanten die einzelnen Abwandlungen des Dankesagens noch weiter gezogen gewesen sein. Die vorsorgliche Spenderin kam dadurch aber nicht in Verlegenheit, freute sich vielmehr und sagte dann wohl: „Drinket man un lat't jüg nich sau lange neudigen; de Waterkettel koket noch, un Lenechen dreiget all weer de Mähl!“

Frau von Campe, die Tochter des bekannten Arztes und Heimatdichters Dr. Rudolf Bensen in Bückeburg, erzählte einmal, daß für ihren Vater jedes Jahr am 1. Januar das Honorar von den einheimischen Patienten eintraf. „Die Stadtleute zahlten das Geld per Post, und zwar pauschal. Die Landleute brachten Naturalien ins Haus. Da saßen dann die Landfrauen in ihren schönen Trachten in der Küche, tranken Kaffee und stippten Zwiebäcke ein, und man mußte einschenken, bis sie die Tasse umstülpten.“

Walter Siebert

730365

Die „Zaftbotter“ gehörte zur täglichen Nahrung der Vorfahren

Rüben-Erzeugnis war ein Zeugnis bescheidener Lebensweise

Wer wohl erinnert sich heute, da die Lebensmittelgeschäfte und Supermärkte voll von Butter und fettem Brotaufstrich sind, noch an jene karge Zeit, da man, vor allem auf dem niedersächsischen Lande, während und auch nach dem letzten Krieg „Rübensaft als Brotaufstrich“ aus Zuckerrüben herstellte.

So ist man jetzt allgemein der Auffassung, daß dies eine Notmaßnahme zu Zeiten der letzten beiden Weltkriege war. Dem aber ist nicht so. „Rübenzaft“ kannte man in unseren niedersächsischen Landen schon zu viel älteren Zeiten. Derzeit allerdings wurde der „Zaft“ nicht aus Zuckerrüben hergestellt, sondern aus den langen Runkelrüben, die heute zumeist als Viehfutter verwendet werden.

Darüber liegt ein recht interessanter Bericht aus den Jahren vor der Jahrhundertwende vor, der nachstehend wiedergegeben sei als eine Erinnerung an die bescheidene und genügsame Lebensweise unserer Vorfahren:

„Saun düchtig Zaftbotter steiht bi'n Riwwen“, sagt der Bauer und er ißt Zaft auf Schwarzbrot zum Cichorien- oder Roggenkaffee des Morgens und zur Buttermilchgrütze des Abends. Man kannte von früher her kein Haus, ob bei den Bauern oder den „lütjen Lüen“, in dem nicht täglich Zaft genossen wurde. Selbst aus den modernen Bauernhäusern, die manche niedersächsische Eigenart abgestreift haben, ist diese Sonderheit nicht gewichen.

Der „Zaft“ wird aus der gewöhnlichen langen, roten Runkelrübe gewonnen und schmeckt säuerlich-süß. Das sogenannte „Utpressen“ geschieht in der Regel im Herbst, wenn die Feldarbeit zu Ende ist, für den Bedarf des ganzen Jahres. Die Hauptsache dabei ist, daß alle Hausbewohner zur Stelle sind. Auch die „Keerlslüe“, denn sie müssen periodisch in den Preßtagen sämtlich antreten.

Die Vorbereitungen zum Zaftpressen kommt jedoch den Frauenspersonen zu. Die Großmagd wäscht und „stuppt“ mit einem stumpfen Reiserbesen in den Tagen vorher die Masse der zu verbrauchenden Runkeln rein. Am Preßtag werden sie dann kesselweise, d. h. so viele jedesmal in den großen kupfernen Mauerkessel passen, gekocht.

Wenn ein solches Quantum gar ist, gibt die meistens hohe, helle Stimme der Hausfrau das Signal zum „Aflöppen“. Groß und klein tritt an. Man setzt sich in der Küche oder auf der Diele um große „Tubben“ mit klarem Wasser – mancher hat auch einen Eimer allein vor sich – und zieht oder schiebt mit bloßen Händen den heißen Rüben die Haut ab. Das klare Wasser schützt vor dem Verbrennen der Hände.

Die Großmagd zerstößt nun in einem großen Holzbehälter die Runkeln, und der Bauer selbst tut dies „Stötelse“ dann sofort in die Presse. Das waren früher dicke Eichenstämme mit den nötigen Aushöhlungen und Löchern zum Aufnehmen der Masse und Durchlassen der Flüssigkeit, mit der Wippe und dem Schraubstock zum Druck darüber und dem Kübel zur Aufnahme des Zaftes darunter.

Alles muß rasch dabei gehen, solange die Rüben heiß sind. Das brodelt, dampft und qualmt dann, zieht süß durchs Haus und zur Tür und zum „Ulenlock“ hinaus ins Dorf. „Sei preßt“, sagen die Nachbarn dann schnüffelnd, und am anderen Morgen gehen die Kinder des Hofes mit braunen „Zaftschaum-Mäulern“ zu ihresgleichen im Dorfe und protzen, denn in der Nacht ist der Zaft fertiggekocht.

Dieses Kochen ist von großer Bedeutung, nicht nur für den zu erreichenden Zaft, sondern auch für die tätige Person dabei. Die Mädchen müssen es tun. Es wechselt um bei ihnen, wenn mehrere zum Haushalt gehören. Die ganze Nacht geht fast darauf hin, bis der Zaft eingedickt ist. Ist ein Mädchen wohlgelitten, so bieten sich die jungen Burschen bei ihm an zum „Wachtholen“, wenn nicht, so kann es allein am Kessel stehen und rührt und rührt und rührt ununterbrochen Stunde um Stunde mühsam im Schweiße ihres Angesichts.

Nicht verwunderlich, daß bei solch einsamer Deern oft auch Tränen beim Rühren in die brodelnden Rübenmassen fielen, denn es hieß doch „Bi dei Deern hett dei Jungs Zaft mit'ekakt“, was ein Ruhm für jedes junge Mädchen im Dorfe war.

Gerhardt Seiffert

Als der „Butterberg" sich noch auf den Bauernhöfen befand

Milchpanscherei schon um die Jahrhundertwende schwer bestraft

„Alles in Butter?" So fragte Wilhelm Stelling sen. aus Langendamm († 1973) vor 25 Jahren. Im „Heimatboten" Nr. 517 gab er in seinem Aufsatz zu dem Thema einen Rückblick auf althergebrachtes Brauchtum, auf Herstellung, Verkauf und Verbrauch des Milcherzeugnisses; Preisvergleiche fehlten nicht. – Anläßlich der angekündigten kostenlosen Verteilung von EG-Butter in Berlin sei der interessante Bericht noch einmal hervorgeholt, in dem einige Anmerkungen über Gebrauchsgewohnheiten aus der Zeit vor 25 Jahren für uns heute schon wieder „Geschichte" sind.

„Alles in Butter?" Eine Redensart. – Sie trägt in sich einen alten, tiefen Sinn, der meist vergessen ist. Der Mann hatte für das tägliche Brot zu sorgen, die Hausfrau aber für die Butter. Und war diese jederzeit da, so gab es wohl keine Sorge ums Haus; alles war dann in bester Butter!

Symbolisch wurde das hier und da in alten Tagen bei der Hochzeit angedeutet, indem man der jungen Hausfrau als besondere Gabe einen „Butterteller" überreichte, einen Zinnteller mit Fuß, ähnlich einer Tortenplatte, der in der Mitte mit einem Dorn einen verzierten Butterkegel hielt. Auf diesem waren auf Vorder- und Rückseite Braut und Bräutigam mit Rosinen und Korinthen bildlich dargestellt und an den Seiten ihre Namen geschrieben.

Die Butter wurde hernach von der Braut, und keinem andern, angeschnitten und als Zeichen des Wohlstandes nach dem Essen „ihle" verzehrt, d.h. ohne Brot und als Abschluß des Mahles. Jeder Gast schnitt sich ein Häppchen ab; dann erst wurde die Tafel aufgehoben.

Ist bei uns heute auch alles in Butter? – Die Frage möge jeder sich selbst beantworten. Vergessen haben wir aber nicht die Buttereinkäufe an der dänischen und holländischen Grenze. Vergessen ist ebenfalls nicht das Steigen der Butterpreise hüben wie drüben.

Ehedem war zwar vieles einfacher, doch auch damals hatte man seine Sorgen. Die meiste Butter kam noch direkt vom Erzeuger, dem Bauernhofe, zum Verbraucher, dem städtischen Bürgerhaushalte. Dabei waren aber die jahreszeitlichen Preisschwankungen bedeutend und die Vorratshaltung sehr gering.

Bis zum 1. Weltkrieg kaufte die Nienburger wie die Stolzenauer Hausfrau auf dem Wochenmarkte, oder ihr Bedarf wurde von der Bauersfrau regelmäßig ins Haus gebracht. Wagte die Bürgersfrau über den Preis zu klagen, so bekam sie höchstens die Antwort: „Düsse Boddern is awer ok von usen Hove!" – und damit war der Fall klar. Saubere, ordentliche Bauersfrauen hatten eben ihre feste Kundschaft, der sie auch die Eier brachten, und diese Einnahme war fast das einzige Geld, womit die Bäuerin das ganze Jahr hindurch wirtschaften mußte.

Kaufte die Städterin auf dem Markte und wollte die Ware erst prüfen, so nahm sie einen Groschen. Mit der Hand durfte sie ja die angebotene Butter nicht berühren; so nahm sie mit dem Geldstück von der Butterwelle eine Probe, um sie zum Munde zu führen!

Die schöne Butterwelle anbieten zu können, das war die Kunst der tüchtigen Bauersfrau. Wie leicht hat es der heutige Bauernhof, wenn er nach dem Melken die vollen Kannen zum Abtransport an die Straße stellt, um später die rückgelieferte Magermilch und die fertige Butter wie auch den Käse – fast aller Art – vom gleichen Platze abzuholen. Einst aber waren „Melkschapp" und „Setten", „Flöttpott" und „Bodderfatt", „Molle" und „Boddersleif" unersetzliche Bestandteile der Milchwirtschaft, wenn sie allmählich auch abgelöst wurden von Zentrifuge und Buttermaschine. Und kam man am Tage vor dem Wochenmarkte ins Bauernhaus, so hörte man wohl zum Rhythmus des unverkennbaren Geräusches den Vers von Kindermund: „O, wie klötert dat, in dat Bodderfatt".

Wenn es dann „butterte" und „der Stock stand", mußte Mutter „dalspülen". Dann nahm sie mit dem „Sleif", dem großen Holzlöffel, den Butterklumpen in die hölzerne „Molle" zum Auswaschen und Kneten; und schließlich wurden die abgewogenen Stücke von einem, zwei oder zweieinhalb Pfund in der irdenen „Sette" zur handlichen Welle zurechtgeschwenkt, bekamen ihren Eindruck in der Mitte und daneben ihr Gewichtszeichen. In saubere Leintücher gelegt trug die Bäuerin sie im Korbe zum Verkauf.

Fragen wir nach den Preisen? Bitte: Vom 31. Oktober 1891 meldet der Nienburger Marktbericht, daß das Pfund 1,10 bis 1,20 Mark kostete. Am 19. Dezember 1891 lag er bei 90 Pfennig bis 1,10 Mark. In Hannover stieg er bis 1,30 Mark. – Zum Vergleich der Eierpreis: das Schock (60 Stück) kostete 4,20 Mark, das Stück also 7 Pfennig im Winter. Der Roggen brachte in dem Jahre pro Zentner 11 Mark, die Kartoffeln 2,60 bis 3,20 Mark.

Im Jahre 1876 wurde im Hannoverlande die erste genossenschaftliche Molkerei eröffnet; 15 Jahre später waren es bereits über 70. Von ihnen verarbeiteten 33 im Jahre 1890 je über eine Million Liter Milch, eine sogar fast zwei Millionen Liter. 14 Molkereien berechneten die angelieferte Milch bereits nach Fettprozenten, die anderen noch nach der reinen Literzahl. Die Folge war natürlich gelegentliche Panscherei. Aber die wurde mit sehr harten Strafen belegt, in der Regel vorerst von der Genossenschaft durch Konventionalbuße, bei ernsten Fällen auch durch die Gerichte.

Ein Beispiel berichtete „Die Harke" vom Jahre 1891; daß nämlich die Molkerei Steyerberg einen Hof (nicht im heutigen Kreise gelegen) wegen Milchpanscherei mit 1000 Mark Konventionalstrafe belegte. Das war gewiß eine heiße Suppe, die dieser Bauer sich eingebrockt hatte. Da war nicht alles in Butter!

„Wenn de Kuckuck röppt, ward de Schinken ansnäen"

Sprichwörter, Lieder und Legenden um einen volkstümlichen Frühlingskünder

Von H.-O. Schneegluth

In vielfältiger Weise beschäftigt der Kuckuck, einer der merkwürdigsten Sommervögel unserer Heimat, von jeher die Phantasie der Menschen. Unscheinbar und grau, dabei sehr scheu, bekommt man ihn selten zu Gesicht. Den Kuckucksruf kennt jedoch jeder.

Die Nienburger erwiesen dem Kuckuck einst ihre Reverenz, indem sie ein vor dem Wesertor belegenes Gasthaus „Der Kuckuck" benannten. Die gastliche Stätte, zu der eine Gartenwirtschaft und sogar ein eigenes Brauhaus gehörten, bestand bereits im 17. Jahrhundert.

Zu unserer Kinderzeit führte uns der obligatorische Osterspaziergang meistens über die im Zuge der Weserstraße noch bestehende Fußgängerbrücke hinüber in die Wesermarsch. „Kuckuckstraße" und „Kuckucksplatz" erinnerten noch an den inzwischen längst verschwundenen „Kuckuckskrug".

Fiel Ostern in die zweite Aprilhälfte, so konnte man häufig bereits den Kuckucksruf vernehmen. Nun durfte der Schinken angeschnitten werden, der von der letzten Hausschlachtung noch auf dem Räucherboden hing.

Kuckuck, sag' mir doch . . .

Eine alte Legende weiß zu berichten, wie der Kuckuck zu seinem Namen und Ruf kam. Es gab einmal eine große Teuerung im Lande und ein Bäckergeselle hatte Teig gestohlen. Als der liebe Gott zum Backofen kam, um das Brot zu segnen, erkannte er, was geschehen war und rief: „Guck! Guck!" Der Dieb wurde in einen Vogel verwandelt, der nun immerzu „Guck! Guck!" rufen mußte. Vielleicht zur Warnung für zukünftige Diebe, denen, wie es heißt, beim Vernehmen des Kuckucksrufes die Entdeckung droht.

So ruft er nun bis heute, den lieben langen Tag, solange die Fortpflanzungszeit währt. Manche Artgenossen schreien sich regelrecht heiser und beginnen schließlich zu stottern. Allerdings rufen nur die Männchen „Kuckuck", die Weibchen stoßen nur ein kicherndes „kwickwickwick" aus.

„Kuckuck, Kuckuck sag' mir doch, wie viele Jahre leb' ich noch?", so richtet man an ihn die Orakelfrage. Da der Kuckuck mit Eifer und Ausdauer seinen Ruf erschallen läßt, wird die Antwort, die sich nach der Anzahl der Kuckucksrufe richtet, selten schlecht ausfallen. Wer dazu noch beim Vernehmen des ersten Kucksrufes auf sein Portemonnaie klopft, dem geht bis zum nächsten Frühjahr das Geld nicht mehr aus.

Kuckuck ruft's aus dem Wald

So beginnt eines unserer schönsten und bekanntesten Frühlingslieder, das Hoffmann von Fallersleben dichtete. „Auf einem Baum der Kuckuck . . .", „Der Kuckuck auf dem Zaune saß" singt und klingt es zu dieser Jahreszeit, und jedes Kind kennt den Sängerstreit zwischen Kuckuck und Esel. Es gibt sogar einen „Kuckuckswalzer".

Unser Kuckuck — Cuculus canorus — oder Gauch ist ein Baumvogel, jedoch keineswegs an den Wald gebunden. Der Insektenfresser begnügt sich bei seiner Standortwahl auch mit wenigen Bäumen oder Gestrüpp, und auch in den Mooren ist er zu finden.

Nienburgs Ornithologe Emil Rabe hat den Kuckuck vor Jahren sogar einmal in dem damals noch mit dichtem Buschwerk bestandenen Park am Stahnwall (heute „Hastra") beobachtet. Hier wurde einmal ein junger Kuckuck von Buchfinken-Eltern großgezogen.

Hei treckt 'n Kuckucksei grot

heißt es derb und deftig im Volksmund von einem gehörnten Ehemann. Man bezieht sich dabei auf eine der größten Merkwürdigkeiten unserer Vogelwelt: den Brutparasitismus des Kuckucks. Die Kuckuckseltern führen weder eine Ehe noch bauen sie Nester. Mit List und Geschick legt das Weibchen bei Abwesenheit der Besitzer ihr Ei in die Nester der Wirtsvögel — etwa 20—26 Stück im Jahr. Dabei wählt das Kuckucksweibchen immer die Art aus, bei der es selbst erbrütet wurde.

Gartengrasmücken, Wiesenpieper, Rotkehlchen, Goldammern, Bachstelzen und viele andere Vogeleltern sind in aufopfernder Pflege bemüht, das Kuckuckskind in ihrem Neste großzuziehen. Es „bedankt" sich dafür, indem es seine Stiefgeschwister sämtlich aus dem Nest wirft.

Aber der junge Kuckuck kann ja nichts für diese angeborene Triebhandlung; er, der seine Zieheltern größenmäßig bald überflügelt hat, braucht all die Nahrung, die sie heranschleppen, für sich alleine. „Schier bringt's die Pflegeeltern um — doch er schert sich den Kuckuck drum", dichtet Eugen Roth treffend in seinem „Tierleben".

Taun Kuckuck un kein Enne!

„Taun Kuckuck noch emal!" „Dat weit de Kuckuck!" heißt es im plattdeutschen Sprichwörterschatz. Manchmal muß der Kuckuck sogar „Teufelsstelle" vertreten: „Ga taun Kuckuck!" „Dat schall de Kuckuck halen!"

Den weißen Schaum am Wiesenschaumkraut, in dem sich die Larve der Schaumzirpe versteckt hält, nennt man „Kuckucksspucke".

Abergläubisch war man früher davon überzeugt, daß der Kuckuck nach Johanni, wenn sein Ruf verstummt ist, sich in einen Sperber, Habicht oder Falken verwandelte, da sich niemand so recht erklären konnte, wie der Kuckuck verschwand. Auch Aristoteles berichtet in seiner Naturgeschichte der Tiere von der Verwandlung des Kuckucks in einen Falken.

Tatsächlich ziehen die Kuckucke bereits ab Juli/August wieder zu ihren Winterquartieren in Afrika ab. Doch sind sie durchaus standorttreu. Es sind Kuckucke beobachtet worden, die viele Jahre zur Frühlingszeit wieder in das gleiche Revier in ihrer Brutheimat zurückgekehrt sind.

De ole Krüsel

Treuer Gefährte unserer Vorfahren zur Winterszeit

Die Tage sind kürzer geworden, zeitig am Nachmittag schon wird es dunkel; da begann dann früher bei unseren altniedersächsischen Vorfahren der Krüsel zu brennen. Neben dem offenen Herdfeuer im Flett war er die einzige Lichtquelle im Haus und Hof und wurde sorgsam gehegt und gepflegt.

Wer aber kennt ihn heute noch, den alten Krüsel? Kaum würde man sich seiner erinnern, wenn er nicht neuerdings von der Industrie wiederentdeckt worden wäre und nun „auf alt" neu hergestellt würde, um unserer modernen Wohnkultur einen Hauch der „guten alten Zeit" zu verleihen, auf den mancher trotz aller Fortschrittlichkeit nicht ganz verzichten möchte.

Wie getreulich hat doch dieses Hausgerät mit seiner lichtspendenden „Piepe" unseren Ahnen und Urahnen durch die Dunkelheit geleuchtet! Sein Vorfahr war der altersschwache Kienspan, seine Nachfahren sind die Kerze, die Petroleumlampe, die Gasflamme, das elektrische Licht.

Unter den Krüseln gab es drei Arten. Der Stubenkrüsel war der vornehmste; er war aus Zink, Zinn oder gar Messing hergestellt. Und wenn er auch mit seinen Mitkrüseln denselben Docht hatte, nämlich den selbstgesponnenen Wollfaden, so speiste man ihn doch mit feinerem, dem sogenannten „gereinigten Öl", und behandelte ihn sorgsamer. Jede harte Behandlung nahm er übel, was er durch Verbiegen seines Körpers oder seiner Piepe andeutete.

Dagegen war der steife, eiserne Küchenkrüsel lange nicht so formgerecht und empfindlich. Er konnte eher einen Knuff vertragen. Seine Speise war nur Tran, und er wurde seines plebejischen, anrüchigen Wesens wegen nicht in der besseren Stubengesellschaft geduldet. Noch schlimmer war sein Vetter, der Prolet „Stallkrüsel" dran; er war grob geschmiedet und konnte leicht feuergefährlich werden. Man umgab ihn daher stets mit Glaswänden, „Lüchten" genannt. Darin konnte er stänkern und qualmen, wie er wollte, das Vieh nahm ihm das nicht übel.

Des alten Krüsels treuer Genosse war der „Krüselhaken". Es war dies eine lange Holz- oder Eisenstange, die am mittleren Balken an der Decke des Raumes oder an der Wand in zwei Scharnieren hing und durch den ganzen Raum gedreht werden konnte, wo man eben gerade Beleuchtung benötigte.

Die Pflege des Krüsels war eine Kunst, die sich meistens die Hausfrau selbst vorbehielt. Regelmäßig mußte er mit Öl oder Tran gefüllt, seine Piepe stets sauber gehalten und der Docht mit dem anhängenden Drahtstifte achtsam „abgefusselt" werden, wollte man nicht zeitweise im Düstern sitzen. Doch nahm man des Krüsels lichtspendende Dienste im allgemeinen nicht allzulange in Anspruch. Öl und Tran waren teuer, und des nächsten Tages frühe Arbeit erforderte rechtzeitige Ruhe.

Ja, der alte Krüsel, treuer Gefährte der guten alten Zeit! Wo sein Tranflämmchen leuchtete, da herrschten Beschaulichkeit, Zufriedenheit und Ruhe. Vielleicht kommt er heute deshalb wieder zu Ehren, weil unserer rastlosen und hastvollen Zeit diese lebenserhaltenden guten Eigenschaften so auffallend fehlen.

Gerhardt Seiffert



a) Standkrüsel

b) Hängekrüsel

c) Stallkrüsel

d) beweglicher Krüselhaken (Archiv Seiffert)

Für abgabepflichtige Untertanen brachten Quatember-Tage Tränen

Fasten-, Steuer-, Windvorhersage-Tage im heimischen Brauchtum

Der Ausdruck „Quatember", früher im Sprachgebrauch sehr geläufig, wie in jedem Kalendarium einstmals immer angeführt, ist heute fast gänzlich verschwunden. Darum ist es vielleicht augenblicklich, da man stets neuen zeitgemäß „modernen" Wortbildungen begegnet, recht interessant, sich auch einmal jenes nun anscheinend „veralteten" Wortes „Quatember" zu erinnern und seiner Bedeutung im heimischen Volksbrauch nachzugehen.

Aus der Tatsache, daß es alljährlich vier Quatembertage gibt, könnte geschlossen werden, daß sie das Kalenderjahr in vier, auf den ersten Tag von je drei Monaten, teilen. Das trifft aber nicht zu. Sie hatten zwar seit Jahrhunderten einen bestimmten Tag im Kalender, aber kein festes Datum.

Christliche Deutung

Die beiden ersten Quatembertage werden nach christlichen Feiertagen festgelegt, die beiden letzteren liegen nur annähernd fest. Alle vier sind jedoch an einen Mittwoch gebunden; der erste an den Mittwoch nach dem Sonntag Invokavit, dem ersten Sonntag der österlichen Fastenzeit, der zweite an den Mittwoch nach Pfingsten, der dritte am Mittwoch nach dem Fest der Kreuzerhöhung, das am 14. September zur Erinnerung an die Wiederaufrichtung des von den Persern geraubten Kreuzes Christi durch den Kaiser Heraklius um das Jahr 628 gefeiert wird, der vierte an den Mittwoch nach dem Luciatag, dem 13. Dezember. Die Quatembertage richten sich also nach den katholischen Feiertagen, die der Buße und dem Fasten vorbehalten waren und an denen dann einst auch besondere Gottesdienste mit Buß- und Fasten-Predigten gehalten wurden.

Abgaben-Zahltage

Zu ältesten Zeiten hatten die Quatembertage noch eine wirtschaftliche Bedeutung. Sie galten als Steuer-, Zins- und Abgaben-Termine. Die von den verschiedensten obrigkeitlichen Stellen verordneten und erhobenen Accisen mußten an jedem Quatembertag abgeliefert werden. Etwaige Zinsbeträge wurden ebenfalls fällig. Die „Buern-Reknungen", die Bauernrechnungen, wurden ernsthaft erstellt und anschließend feucht-fröhlich beurkundet.

Die den herrschaftlichen Höfen abgabenpflichtigen Untertanen hatten an diesen Tagen ihre Naturalien abzuliefern, und zwar je nach den Jahreszeiten zerhacktes Brennholz, Gemüse, Heu, Getreide, Kleinvieh. Da gab es zuweilen von den Vögten manch hartes Wort und bei den Säumigen traurige Gesichter, je auch Bitten und Tränen.

Wetterglaube

Der Ausdruck Quatember setzt sich aus zwei lateinischen Wörtern zusammen: quattuor und tempora. Sie bedeuten „vier Zeiten", nicht aber Jahreszeiten. Diese vier Quatembertage hatten im Wetterglauben unserer Vorfahren von altersher eine besondere Bedeutung, und es gibt bei uns auf dem niedersächsischen Lande immer noch alte Leute, die an einem ihnen geläufigen Quatembertag genau auf den Wind achten und aus ihren Beobachtungen Schlüsse auf das Wetter der nächsten Zeit ziehen.

Da hieß es zum Beispiel: „De Quatember set't dat Wä'er" oder genauer gesagt: „Wo de Wind dree Daag na'n Quatember herweiht, dor weiht he söben Wäken her." In anderer Gegend unserer Heimat prophezeite man: „Woneem de Wind herkummt, blifft he'n ganz Verteljohr stahn", etwas humorvoller ausgedrückt: „Wo de Wind an'n Quatember herweiht, dor hett he een Bruut", eine Braut also, deshalb wird er sich dort wohl auch gern und recht lange aufhalten.

Nun, heute achtet kaum jemand von uns auf die Quatembertage. Im Kalender stehen sie nicht, Buß- und Fastentage werden an ihnen kaum noch abgehalten, Accise- und Naturalabgaben gehören längst der Vergangenheit an, und die Wind- und Wetter-Voraussagen bringen uns täglich Radio und Fernsehen.

Wer aber den Wind an den kommenden Quatembertagen einmal „spaßeshalber" auf die Probe stellen möchte, dem seien diese für das neue Jahr 1982 hier angegeben. Es sind der 3. März, 2. Juni, 15. September und 15. Dezember.

Gerhardt Seiffert

Poesie des Dreschflegels – romantische Erinnerung

Ein Bericht aus „grauer Vorzeit" moderner Mähdrescher

Die Feldbestellung war beendet, die Dreschzeit hatte begonnen, dann ertönte einst aus der Strohdachtenne ein besonderer Klang; es ging im Viertakt: „De – Bur – de – kummt; de – Bur – de – kummt!" So hatte man nämlich in früherer Zeit den Drescher-Viertakt in Worte umgesetzt. Die „Poesie des Dreschflegels" ist, wie so vieles andere aus alter Zeit, heute ganz und gar verschwunden. Man kann der Jugend nur noch von den Großeltern erzählen, wie sie früher noch den Dreschflegel handhabten oder wie sie auf dem Webstuhl das selbst gesponnene Garn zu feinem Leinen verarbeiteten.

Doch wieder zurück zum Dreschflegel. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts kannte man kaum eine Dreschmaschine mit Göpel, geschweige denn große oder kleinere fahrbare Dampfdreschmaschinen. Da war das Ausdreschen des Getreides aus den Garben noch eine umständliche Geschichte, und auf den größeren Bauernhöfen wurden fast den ganzen Herbst und Winter hindurch das Gesinde und die Heuerleute damit beschäftigt. Ruhte draußen auf Feld und Flur wegen des Frostes oder der Schneedecke alle Arbeit, so wurde drinnen im Bauernhaus mit dem Dreschen begonnen.

Nun war aber das Dreschen wie jede andere landwirtschaftliche Arbeit eine Kunst für sich und mußte mühsam erlernt werden. War der Hütejunge der Schule entwachsen, so wurde er zur Winterszeit auch zum Dreschen herangezogen. Sobald ein Bursche, der anfänglich beim Dreschen nur die Garben zu wenden hatte, erst den Dreschflegel regieren und den Takt halten konnte, durfte er in Reih und Glied mit auf die Garben losschlagen, daß es nur so eine Art hatte und das liebe Vieh zu beiden Seiten der groten Deele ob der Kraft und der Ausdauer des Nachwuchses einige Zeit das Wiederkäuen vergaß.

Es wurde nun der „Neuling" dabei wie folgt instruiert: „Also du und ich, wir beginnen einstweilen mit dem Dreschen, bis nach und nach noch sechs Personen hinzukommen, so daß zuletzt im ganzen acht Personen den Dreschflegel zu gleicher Zeit handhaben. Aber dabei immer hübsch gleichmäßig im Takt bleiben! Da heißt es, indem wir uns gegenseitig – im Hinweis auf das baldige Erscheinen des Bauern – anspornen: „He – kummt; he – kummt!" Erscheint dann die dritte Person, so heißt es nun: „Nu – man – gau; nu – man – gau!" Die vierte Person fällt jetzt mit dem Dreschflegel ein und meldet: „De – Bur – de – kummt; de – Bur – de – kummt!" Nach dem Eintritt der fünften Person heißt es: „Dot – all – watt – jü – könnt; dot – all – watt – jü – könnt!"

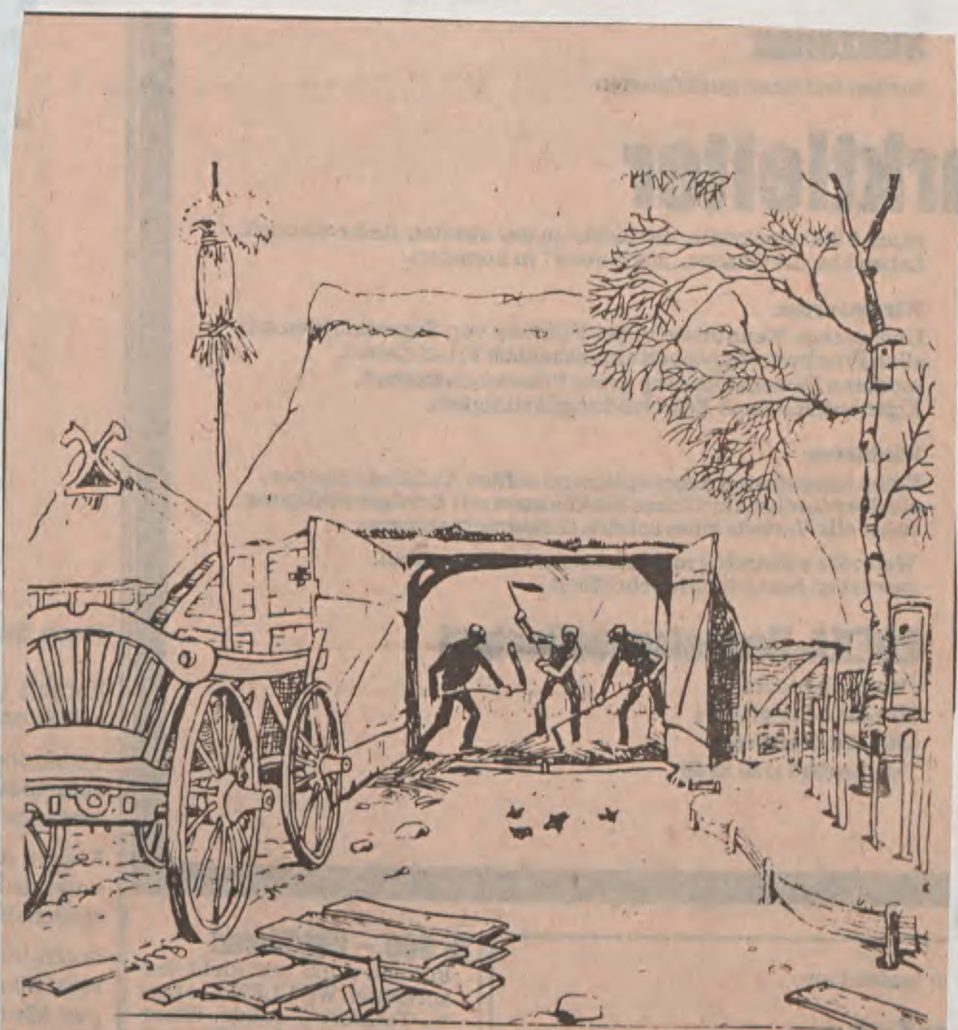
Nachdem die Großmagd inzwischen das Vieh gefüttert hatte, nahm auch sie den Dreschflegel zur Hand und jetzt klang es: „Nu – geiht't – all – watt – bä – ter; nu – geiht't – all – watt – bä – ter!" Da trat nun als siebente Person der Großknecht mit ein, und schneller und immer schneller ging es jetzt im Takte: „Is – all – noch – nich – so – rich – tig; is – all – noch – nich – so – rich – tig!"

Schließlich war auch der Bauer selber auf der Bildfläche erschienen, und bevor die Hausfrau, die Bäuerin, das Frühstück hergerichtet hatte, bei dem der Buchweizen-Pfannkuchen oder die „Pann vull Speck un Eier" nicht fehlen durften, fiel er als Achter mit in den Chorus ein, und jetzt im Achtertakt, als wenn der Bauer es selber sagte, gings ganz vollendet: „Wenn – ick – nich – bünn – denn – wat – niks – van; wenn – ick – nich – bünn – denn – wat – niks – van!" –

Längst schon haben Dreschmaschine und jetzt der Mähdrescher dem Handdreschen ein Ende gesetzt und die altniedersächsischen Dreschtaktsprüche, die Poesie des Dreschflegels, verklingen lassen. Technik und Automation haben das ländliche Leben erleichtert, aber die Romantik des bäuerlichen Alltags ist durch sie verlöscht.

Gerhardt Seiffert

730371



Gute Zusammenarbeit in des Wortes wahrster Bedeutung war einst von größter Wichtigkeit, wenn mit dem Dreschflegel die Arbeit vorgenommen wurde, die heute moderne Maschinen „so ganz nebenbei“ erledigen. *Archiv Seiffert*

Und wieder ruft der Kuckuck ...

Der Kuckuck in altniedersächsischer Sage und Volksglauben

Und wieder ruft der Kuckuck in unseren niedersächsischen Wäldern und Gehölzen. Man sieht ihn kaum, trotzdem hört man ihn gern, da er tief im altniedersächsischen Volksglauben verwurzelt ist.

In uralten Zeiten, als der Herrgott noch in persönlichen Beziehungen zu seiner Erde stand, hatte er unter deren Bewohnern auch einen Mann, der sich des Stehlens nicht enthalten konnte. Und zwar stahl dieser Mann mit Vorliebe Mehl, so daß er allgemein Mehldieb genannt wurde. Damals war es noch so, daß die Menschen nicht anders als mit Worten strafen durften, und da Gott ungemeine Langmut mit diesem Mehldieb hatte und ihm immer wieder seine Missetaten vergab, ließ dieser, ungeachtet der Ermahnungen des Herrn, nicht von seinem verderblichen Laster. Aber eines Tages war auch Gottes Geduld zu Ende.

Es kam eine große Teuerung ins Land, da die Früchte des Feldes verdorrt waren. Nun gab es wenig Mehl, und der Dieb wußte nicht, wo er welches stehlen konnte. Er suchte an all den Orten, wo es sonst von seinen Nachbarn aufbewahrt wurde, aber nirgends fand er etwas. Endlich kam er an einen Backofen, in dem gerade Brot für die Armen des Dorfes gebacken wurde. Und als er die Tür des Backofens öffnete und den zu Broten geformten Mehlteig in der Hitze sich bräunen sah, rief er frohlockend und höhnisch: „Kuck! Kuck!" und stahl den Armen das Brot.

Da ergrimmte Gott und sprach zu dem Mehldieb: „Weil du von der Nahrung der Armen genommen hast, sollst du hinfort kein Mensch mehr sein. In einem mehlgrauen Gefieder sollst du als Vogel in den einsamen Wäldern hausen, und damit jeder wisse, wer du bist, muß du immer wieder den Ruf, den du bei deinem letzten Diebstahl ausstießest, als deinen eigenen Namen rufen!" –

So die alte Sage, wie man sie einst den Kindern erzählte. Aber auch im Brauchtum unserer niedersächsischen Vorfahren spielte der Kuckuck eine besondere Rolle, wie wohl kein anderer Vogel unserer heimischen Tierwelt. Man schrieb ihm prophetisches Wissen zu und fragte beim Hören des ersten Kukkucksrufes „Kuckuck in'n Häwen, wie lang schall ick läwen?" und meinte nach der Zahl seiner Rufe die Dauer des noch bevorstehenden Lebens herauszuhören. Die heiratsfähigen Mädchen berechneten danach, wie lange sie noch auf einen Freier warten müßten und waren froh, wenn der Vogel möglichst wenig rief.

Wir Heutigen sind natürlich über den Aberglauben um den Kuckuck erhaben. Aber freuen wir uns nicht doch ein wenig beim ersten Ruf des Kuckucks, wenn wir Geld in der Tasche haben und kräftig darauf klopfen? Sollten wir doch dann altem Volksglauben nach das ganze Jahr hindurch nicht an Geldmangel leiden! In der Hauptsache aber ist uns der Kuckuck ein Vogel, der nun einmal zum deutschen Frühling gehört, der uns durch seinen Ruf erfreut und uns endgültig bestätigt, daß der Lenz tatsächlich da ist und der uns außerdem die Erlaubnis gibt, den Schinken aus dem Rauch zu holen und anzuschneiden.

Wohl kein Vogel unserer heimischen Tierwelt ist so oft besungen worden wie der Kuckuck. Unser niedersächsischer Landsmann, der Dichter Hoffmann von Fallersleben (1798 – 1874), widmete ihm fünf seiner Lieder: „Der Kuckuck", „Der Kuckuck und der Esel", „Kuckuck und Wiedehopf", „Des Kuckucks Ruf" und schließlich die ewig junge, vielgesungene Frühlingsbotschaft „Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald".

Gerhardt Seiffert



Der Kuckuck. 730372 Archiv Seiffert

b) OG, gr. Wohnschlafraum, Küche, Dusche/WC, Abstellraum, Flur, 53,85 m², frei ab 1. 7., **Miete: 420,– DM**

2. **Wilhelmstraße,** I. OG, Wohnraum mit Schlafnische, Flur mit Kochecke, Duschbad/WC, gr. Loggia, 40,41 m² Wohnfläche, frei ab 1. 6., **Miete: 380,– DM**
3. **Erichshagener Lendenberg,** DG-Appartement mit Wohnzimmer, sep. kl. Schlafraum, Flur m. Einbau-Garderobe, Küche, Bad/WC, gr. Südwest-Balkon, frei, **Miete: 350,– DM** zuzügl. 55,– DM für den Tiefgaragen-Einstellplatz
4. **Celler Straße,** 2-Zimmer-Appartement im EG, mit Kochnische, Duschbad/WC, Balkon, frei ab 1. 7., **Miete: 310,– DM**

Gut ausgestattete 3-Zimmer-Wohnung in zentraler Lage mit Terrasse und Gartenanteil, 79,63 m² Wohnfläche, Küche, Bad/WC, Gäste-WC, Flur, in Kürze frei, **Miete: 600,– DM**

Neubau-Wohnung Erichshagener Lendenberg mit 3 Zimmern, Küche, gr. Bad/WC, Gäste-WC, Abstellraum, großer Südwest-Balkon, ideale Lage für Kinder, kurzfristig zu übernehmen, **Miete: 550,– DM** + 55,– DM für den Tiefgaragen-Einstellplatz

Kleine 3-Zimmer-Wohnung im Leintor EG, 59,41 m² Wohnfl., m. Küche, Bad/WC, Flur, Kellerraum, frei, **Miete: 380,– DM**

Sämtliche Mieten zuzüglich Heizungs- und Nebenkosten!
Heute von 9.00 bis 12.00 Uhr im Büro: Fräulein Petra Steiner.



RÜBENACK Immobilien-treuhandgeschäft seit 1852
3070 Nienburg, Kirchplatz 10
Tel. (05021) Sa.-Nr. 7077



Suche

in Nienburg und Umgebung

kleine und große **Wohnungen** sowie Ein- und Zweifamilienhäuser für **Mietinteressenten, Einfamilienhäuser** bis 250000,– DM für solvente Käufer.

Nienburg (Stadtzentrum) **Geschäftslokal,** 80 m² groß, demnächst zu vermieten, Parkplätze vorhanden, Miete: **VS.**

Carola Hagen · Immobilien · Hausverwaltungen
Telefon (05021) 66139

VERKÄUFE:

Nendorf

1. **„An der Moorstraße"** Ackerland **2,52,96 ha**
   Übernahme nach diesjähriger Aberntung!
2. **Im Zusammenhang mit dem Verkauf des Grundstücks Nendorf 73 kann eine Teilfläche von ca. 8 Morgen – gegen Höchstgebot – käuflich erworben werden.** Nutzungsüberlassung sofort!

Warmsen

a) **„Hint. d. Schafdamme"** Grünland **4,01,43 ha**
b) **„Bruchwiesen"** Grünland **1,66,00 ha**
c) **„Bruchwiesen"** Ackerland **1,27,33 ha**

Wohnfläche, Ölz
Rolläden, Holzve
preis: 165000,–

Eigen

Nähe Realschule
heizung, neue
nahme sofort m

Eigen

Nähe Gr. Draker
gute Raumaufte
Garage, Übernah

Einf

auch als Zweifa
vorbereitet, Ölze
bauküche, Grun
Kaufpreis: auf A

Ack

Lage: Hüttenmo
Ø 24 BP, Übern

Lage: Im Stube
BP. Lage: Oste
BP, Kaufpreis:

Imm



Hafen

Neubau von 2
mit verso

Ha

Günstige Versorgu
Zweigeschossige,

schlüsse
eins

Dipl.-Ing. Ka
Nienbu

D-Wohnha
225400,– DM sch
Haus-Anschluß



730373

Vun Hexenkrut, Düvelsoog un Ziolinta

Friedrich Hasselmann vertellt vun Planten un Blomen in Wischen un Wiesen

Wenn de Sünn schient, denn geiht et rut in Feld un Woold, Wischen un Wiesen, de Beek längs un ok darhen, wo dat dunkle Moor ist. Överall bleiht et in de schönsten Farven. Un denn loppt wi dörch de Natur, seht de Blomen un wat rundherüm sünst noch waßt, haalt deep Luft un treckt den frischen Duft dörch de Nees. Man wo heet' de Planten un Blomen blot all? Se staht an'n Ackerrain or in de Heid, un een weet de Namen meist gar nich.

Wenn ik mit Fritz 'n Spazeergang maak, so as nülich den Diek längs, denn speelt he jümmer den Kloken: „Süh mal, dat Stengelgewächs dar mit de Stacheln, dat is de . . . ja, dat is de Cuwegis stalléris!" Dünnerlittchen he weet sogar den latinschen Utdruck! De geiht mi lang dörch 'n Kopp, wat is de komisch, un denn fallt mit mit'n mal wedder in, dat is de Sumpfkratzdistel, Cirsium palustre. Fritz, du büst doch 'n groten Filou, wullt mi mal wedder för'n Griesen holen!

Fröher in de Schooltiet wüß een ja mehr darvon, wat buten in Feld un Flur to finnen wöör, dat bröchen wi den Lehrer mit. De füng denn an to fragen: „Was ist das, was ich hier in der Hand halte?" Alle Mann in'n Choor: „Weet wi nich!" – Also, paßt auf, es ist die Wegwarte, Cichorium Intybus, Familie: Compositen, Blütezeit Juli bis August. Jakob, wiederhole!"

De harr jüst ut'n Finster keken, füng an to stötern un see: „Zichorie rumsdibums, Kaffeepflanze, wächst auf Komposthaufen!" Grote Heiterkeit, sogar de strenge Hemmann hööl sik den Buuk vör Lachen. – Un dat vertellt sik de Olen: wenn ener mit de Wegwarte sien Leevsten över de Hand or dat Gesicht strakelt, denn so blifft de em sien Leven lang tru, aver witt mutt se sien.

Wenn wi dörch de Natur wannert, denn seht wi in'n Bökenholt Buschwindröschen, Haselwurz un Lungenkruut, den Aronstab mit de groten witten Bleder un den brunen Kolben, wo de Insekten so geern rangaht; in de Lichtung steiht de Akelei, de violett-blau lücht'. Albrecht Dürer hett in't Jahr 1526 'ne wunnerbare Teeknung von ehr maakt. –

In'n Fröhjahr bleiht rosaroot de giftige Seidelbast, den de olen Germanen Ziolinta nöömt hefft to Ehren von Gott Ziu. Ja, un denn dat Hexenkruut! Wenn helle Ringen un Placken up'n Rasen sünd, wo dat Gras nich mehr waßt, denn is dat de Stell, wo s'nachts de hexen danzt. Wo Hexen sünd, dar is de Düvel nich wiet af. Sien Oog is root as 'n Blootsdrüppen mit 'n dicken swarten Punkt darin. Un so heet dat Kruut ok; de giftige Sömmerblootsdrüppen is meist up'n Acker to finnen.

Nu mutt noch 'ne Botaneseertrummel un'n Herbarium her! Un wat wi sülven nich weet, dat leernt wi bi'n Afteker. De stellt Planten, Kruut un Blomen in sien Schaufinster. Wenn ener vörbikummt un blifft 'n Ogenblick stahn, denn staunt he, wat et bi Mudder Natur allens so gifft, un dat noch mit de latinschen Namen. De klingt schöön, to'n Bispill de Barg-Jasione, Jasione montana, se steiht blangen Heidenelke, Wullkruut, un den gemeinen Froschlepel. Et maakt reinweg Spaaß, noch mal wat totoleern, un de annern wunnert sik, wo hett he dat blot wedder her!

Der Kran hat seinen Namen vom Kranich

Ein Zugvogel mit sehr menschlichen Beziehungen

An hellen Herbsttagen hört man das „Krü, krü" der nach Süden ziehenden Kraniche und sieht das Dreieck der Zugform. Wer seine Kindheit auf dem Lande verbracht hat, dem ist diese Erscheinung von der Kartoffelernte und dem Rübenziehen wohlvertraut. Es kommt ihm in der Stadt jetzt vor, als wenn es früher viel häufiger Kranichzüge gegeben hätte. Liegt das am Lärm der Stadt, an der Geschäftigkeit und Unruhe, oder hat sich wirklich die Zahl der rufenden Kraniche vermindert? Für Niedersachsen trifft das letzte der Behauptungen zu. In jedem Sumpf, an jedem Moor nisteten diese großen und stolzen Vögel, 1,20 Meter hoch, bis 5,6 Kilogramm schwer und bunt im Federschmuck. Nur im Wendlande gibt es heute noch brütende Kraniche. Der „schreibende Förster" Otto Koke hatte nicht nur seine Freunde an dem innigen Familienleben und dem Gehabe der Gattenstrenge, Einehe, Liebestänze und Trompetenstöße in der Balzzeit, Begrüßung der aufgehenden Sonne durch Verneigen, liebevolle Aufzucht der beiden Jungen, nachdem die Eltern abwechselnd sich während der 32tägigen Brütezeit abgelöst haben.

Der Graukranich hat seinen Namen, auch den zoologischen „Grus-grus" nach seinem Ruf erhalten. Das haben Kuckuck, Fink und Krähe auch, aber ungewöhnlich viele Orts- und Familiennamen künden die nahe Beziehung im Mittelalter an, wenn auch der Kranich bei uns nicht Haustier war wie bei den Griechen und Römern, wo er wegen seines wohlschmeckenden Fleisches gehalten und gemästet wurde.

Im Bezirk Stade gibt es die Kranenburg, die Siedlung Kranmoor bei Wesermünde, unzählige Flurnamen wie Kronsberg, Kraunsmoor, Kronskamp bezeugen das Vorkommen oder wenigstens den Ruheplatz bei dem Vogelzug. Familiennamen wie Cranach, Krauns, Krohn, Krahn und Kronacker und Kronschnabel zeugen von guter Beobachtung und Spottlust. Reizvoll aber ist die Übertragung von dem Tier und seinen Bewegungen in das Reich der Technik. Es gibt auch den Storchenschnabel als Zeichengerät, die Ramme von dem Rammelbock, den Schusterbock, es gab den Widder als Mauerbrecher im Mittelalter, den Gewehrhahn und den Bierhahn. Wie genau ist die Bewegung des Kranichs beim Nestbau beobachtet: Erfassen der Last, Aufwinden mit dem Hals, Schwenken des Körpers und Niederlassen am richtigen Platz. Im 14. Jahrhundert erfand man den Kran zum Beladen und Ausladen der Schiffe in den Städten der Hanse, und weil Lüneburg zu den Seestädten und Hafenorten zählte, schuf es sich früh seinen Kran. Schon 1367 wird „circa krane" erwähnt, 1411 wird um den Kran, um das Heringshaus und um den Fischmarkt gepflastert. Jahrhunderte lang sollte der Lüneburger Kran seine Schuldigkeit tun. Als er für die Eisenbahn als größten Feind des Frachtfahrer- und Schifferwesens einen schweren Lokomotiventeil verladen sollte, da tat er seinen Dienst, ließ aber das Seil abreißen, so daß das schwere Eisenstück in die Ilmenau fiel. Heute hat der Kran größte Bedeutung: Baukran, Brückenkran und Schwimmkran. Der arme Handlanger von früher, der im Tragkasten Kalk und Steine auf das Gerüst schleppen mußte, wird im Großen Brockhaus 1962 nicht einmal erwähnt.

Die Erfindung des Zichorienkaffees

Wie so viele Erfindungen, so verdankt auch der „Zichorienkaffee" seine Entdeckung einigen Zufälligkeiten. Wenn man es so nennen will, daß die Kalesche der Frau Majorin von Heine aus Braunschweig während des Siebenjährigen Krieges von einer „Parthey französischer Reiter" ausgeplündert wurde. Die zart besaitete Dame mußte sich infolge des darob erlittenen Nervenschocks einer längeren „Zichorienkur" unterziehen. Die Wegwarte (Cichorium intybus) war als Heilpflanze von altersher bekannt. Um den widerwärtigen Geschmack des Absuds der rohen Wurzeln zu verbessern, versuchte es die Frau Majorin mit dem Rösten nach Art des Bohnenkaffees. Das Gebräu schmeckte sogar „kaffeeähnlich" – der „Zichorienkaffee" war erfunden.

Im Jahre 1770 erhielten der Major Christian von Heine und sein Kompagnon Gottlieb Förster ein „Exklusiv-Privilegium" für eine „Zichorienpulverfabrik". Der „deutsche Kaffee" wurde nicht nur als frei von den „gefährlichen Nebenwirkungen" des Bohnenkaffees gelobt – man schrieb ihm, da er ja von einer Heilpflanze stammte, ebenfalls eine nervenstärkende Wirkung zu – seine Erfindung wurde auch als „patriotische Tat" gepriesen. Die Pakete von Heine und Förster zeigten einen Zichorien säenden Deutschen, der mit erhobener Hand Schiffe abweist, die Kaffeebohnen einführen wollen und trugen die Aufschrift: „Ohne euch gesund und reich!"

Von Braunschweig aus verbreitete sich die Erfindung sehr schnell. Der Wölper Advokat Barth soll den Anbau der Zichorie in unserer Gegend eingeführt haben. Unter den Bezeichnungen „Bester Continental-Kaffee", „Deutscher Kaffee" und „Echter Nienburger Zichorien" war das Erzeugnis weithin bekannt und beliebt und trug der Stadt Nienburg den Scherznamen „Zichorienburg" ein.

H.-O. Sch.

730375

Knöterichgewächs mit Geschichte

Gutsherren im Raum Hoya kultivierten vor 2000 Jahren Rhabarber

Das köstliche Kompott, welches in diesen Wochen wieder frisch auf den Tisch kommt und die Lebenskräfte gegen die Frühjahrsmüdigkeit stärkt, gibt Veranlassung zu einem heimatgeschichtlich-kulinarischen Rückblick.

Es waren die Gutsherren im Hoyaer Land, die das ausdauernde Knöterichgewächs aus der Gattung der Polygonaceen, das vor zweitausend Jahren zum ersten Male in China beurkundet wurde, in unserer Heimat kultivierten.

Die teilweise aus Holland stammenden Edelleute (von Ompteda) führten das „Knotenkraut", welches seinen europäischen Namen von dem alten Namen der Wolga „Rha" ableitet, aus England ein. England war im 18. und 19. Jahrhundert bekanntlich mit dem Hannoverland durch eine Personalunion verbunden.

In den heimischen Gutsküchen der alten Grafschaft Hoya wurde Rhabarber in großen Mengen zu Kompott und zu Obstwein verarbeitet. Den alten Dokumenten ist zu entnehmen, daß die etwa 25 cm hohe Blütenknospe einst ein sehr beliebtes Gemüse war, sie wurde – nach alten Hausrezepten – wie Blumenkohl zubereitet.

In den heimischen Gutsgärten wurde der Rhabarber auch als Zierpflanze gezogen. In einer alten Beschreibung heißt es: „Die Blattstiele riechen und schmekken eigentümlich aromatisch, bitterlich herb, sie enthalten verschiedene Säuren, harzartige Stoffe, Stärkemehl und oxalsauren Kalk, welcher beim Kauen knirscht."

Kurt Asendorf

„Frau Hasel lockt die jungen Menschen . . ."

Der Haselnußstrauch in Mystik und Brauchtum der Vorfahren

Überall in Feld und Wald, in den Gärten wie um die Scheunen und Stallungen der alten Bauerngehöfte unserer Heimat findet man ihn, den Haselnußstrauch. Wohl erfreut man sich im frühesten Frühjahr schon seiner Blüten, der so lieblich im Winde schwankenden Kätzchen, erquickt sich im Sommer im Schatten seines Blätterdaches und genießt im Herbst und Winter seine wohlschmeckenden Früchte, der Nüsse. Kaum jemand aber weiß es heute noch, daß dieser Strauch, tiefer als jeder andere, in der Mythologie, dem Brauchtum wie der Spruchweisheit unserer Vorfahren bis weit in die heidnisch-germanische Zeit zurückreicht.

Da ist zunächst die nordische Mythologie: Nach ihr war der Haselstrauch dem Thor-Donar geweiht. Er schonte ihn, indem er niemals seinen Hammer danach warf. Diesem Glauben liegt die Beobachtung zugrunde, daß der Blitz wirklich in keinen Haselstrauch fährt, was biologisch mit der Ölhaltigkeit der Pflanze zusammenhängen mag. Zugleich war dieser germanische Gott höchster Beschützer des Rechts.

Alte Überlieferungen nordischer Quellen berichten, daß es üblich gewesen sei, die Stätten des Gerichts und des Zweikampfes mit dünnen Haselstäben, zwischen denen Schnüre gezogen waren, abzustecken. Jacob Grimm erläuterte dazu: „Diese einfache Schutzwehr würde der Ungestüm des heutigen Volkes bald zerbrechen; damals gab ihr der allgemeine Glaube an die Heiligkeit des Bandes festeren Halt als Schranken von Balken und Eisen (1829)." Und an anderer Quelle heißt es: „Abgesteckt durch Haselgerten war ein Ring mit roten Faden mehr geschützt vor Volkes Andrang als durch feste Eisenschranken, denn geheiligt war die Hegung."

Und schließlich sei noch aus der nordischen Göttersage hinzugefügt, daß nach ihr der Feuergott Loki, Idun, die Göttin der ewigen Jugend und Schönheit, in eine Nuß verwandelte, um sie aus der Gewalt der Riesen zu den infolge ihrer Abwesenheit alternden Göttern zurückführen zu können. Auf diese Weise verband sich mit der Nuß die Vorstellung des immerwährenden, sich stets verjüngenden Lebens, das den Tod nicht kennt.

Mannigfach sind daher auch die Bräuche, die auf diese uralte Anschauung zurückgeführt werden können: Haselgerten wurden an den Hochzeitswagen gesteckt, damit die Ehe mit Kindern gesegnet sei. Während des Hochzeitsschmauses geben sich die jungen Leute untereinander Nüsse. Enthält dann eine Schale zwei Kerne, so werden die jungen Leute ein Paar. Aus dieser Sitte ist wahrscheinlich das auch heute nicht mehr ausgeübte „Vielliebchenessen" hervorgegangen.

Wer um das Jawort seiner Auserwählten kämpft, der suche sie unter einem Haselstrauche zu sprechen, und sie wird seiner Bitte nicht widerstehen können, denn „Frau Hasel lockt die jungen Menschen". Denselben Erfolg soll auch eine Nuß auslösen, die man „unbemerkt" dem angebeteten Mädchen in das Mieder steckt.

Um die von ihr erwarteten Wirkungen zu erlangen, mußten gewisse althergebrachte Eigenarten strikt eingehalten werden: Der Rutengänger mußte sich in der Johannisnacht nach dreimaliger Verbeugung rückwärts dem Strauche nähern, schnell zwischen den Beinen hindurch einen Zweig, durch dessen Gabeläste die Ost- und Westsonne scheinen konnte, mit dem Messer abtrennen und dabei bestimmte Sprüche hersagen, wie zum Beispiel: „Gott segne dich, du edles Reis! Mit Gott dem Vater such ich dich, mit Gott dem Sohne find ich dich, mit des Geistes Macht brech ich dich!"

Hier sind bereits christliche Momente in den uralten Glauben hineingetragen, doch gibt es auch Sprüche, die davon noch nichts verlauten lassen. Weitere christianisierte Gebräuche sind: „Werden vor der Ernte sechs Haselzweige zu je zweien kreuzweise in die Scheune gelegt, so bleiben die eingebrachten Vorräte vor Feuer und sonstigem Schaden bewahrt. Am Palmsonntag geschnittene Haselgerten, in die Ecken des Viehstalles gestellt, bannten alles Übel von Vieh und sichern einen gesunden Nachwuchs. Nüsse und Kätzchen der Hasel unter den Hafer gemengt machen die Pferde mutig und stark, doch müssen sie während des Kirchenglockenläutens gepflückt sein."

Abschließend seien noch kurz einige der unzähligen volkstümlichen Redensarten erwähnt, in denen die Nuß Gegenstand des Vergleichs mit Ereignissen des menschlichen Lebens wurde: Dienen ist eine harte Nuß – Um Nüsse spielen – Viele Nüsse, viele Kinder – Taube Nuß – Dowe Nuß – und endlich der Vers: „Eine harte Nuß, ein hohler Zahn, ein junges Weib, ein alter Mann, zusammen sich nicht reimen wohl! Drum seinesgleichen jeder nehmen soll!" oder „Das Weib ist eine Nuß, die man aufbeißen muß. Dem Mann Gott genad, der keine Zähne mehr hat!"

730376

Dieser Käfer hat viele Namen

Schwarzgepunkteter Glücksbringer zugleich Blattlausvertilger

Jetzt kriechen, krabbeln und fliegen sie wieder in Feld, Garten, ja selbst im Blumenfenster des Hauses, die niedlichen kleinen, rötlichen, schwarzpunktierten Marienkäferchen. Ist das eine Freude im Juli und August für die Kinder! Sie lieben die Glückskäfer Siebenpunkt, lassen sie gern zutraulich auf der Hand oder den Fingerspitzen kriechen und geben ihnen allerlei nette volkstümliche Namen, wie Sünnkind, Sunnenhäuneken, Herrgottshäuneken, Herrgottswörmeken, auch Mu-schäpken oder Muküfchen.

Dazu wußten die Kleinen früher auch manch altüberliefertes Sprüchlein zu sagen oder gar zu singen: „Sünnkind flüg up un dal, flüg na'n hogen Himmel, hal mi 'n Korf vull Kringel. Mi en'n, di en'n, anner Kinder ok en'n!" oder „Herrgottswörmeken, fleig up, fleig tau usen Herrgott rap, dat't morgen good Wedder ward!"

Dabei wurde das Glückskäferchen sanft angehaucht, und groß war die Freude, wenn es dann endlich nach mehrfachem Anpusten die Flügel ausbreitete und abschwirrte, der Sonne entgegen – aber einen Kringel hat es nie gebracht, den steckte dann meist die Mutter den Kleinen zu, damit ihnen der kindliche Glaube an den glücksbringenden Siebenpunkt erhalten bliebe.

Zuweilen benutzte man das Anpusten auch als abergläubisches Lebensorakel, man sang dabei: een Johr, twee Johr, dree Johr und so fort, bis das Herrgottshäuneken weiterflog, die letzte Zahl ergab dann die noch bevorstehenden glücklichen Jahre. Aber der Marienkäfer war zuweilen auch ein kleiner Filou. Er stellt sich bei der Berührung nicht nur tot und läßt sich auf den Boden fallen, sondern gibt auch Tropfen seines ätzenden übelriechenden Blutes von sich. Das ist sein Schutzmittel, daher wird er von den Insektenfressern nur selten verzehrt.

Ja, niedlich sind sie, die Marienkäferchen und auch nützlich, sie sind nämlich die Feinde der Blattläuse und bei der Bekämpfung von Ungeziefer nach Aussagen von Wissenschaftlern wirkungsvoller als jedes chemische Mittel. In diesem Jahr sind die kleinen Tierchen, die ihren großen Auftritt in den Monaten Juli und August haben, in großer Zahl zu beobachten.

Die Ursache für die Verschiebung im Naturkreislauf liegt vermutlich an dem verhältnismäßig milden Winter. In Mitteleuropa gibt es 88 verschiedene Arten von Marienkäfern; etwa die Hälfte davon kommt in unserer Heimat vor. Die meisten von ihnen sind nicht – wie man landläufig meint – rot gefärbt und mit schwarzen Punkten versehen. Selbst die weitverbreitetste Art ist zunächst gelblich. Erst der über die Nahrung aufgenommene Farbstoff im Karotin sorgt für die Rotfärbung. Die Zahl der Punkte auf den Flügeln hat übrigens keineswegs etwas mit dem Alter der Tiere zu tun.

Und wieder beginnt die Blaubeerpflückerzeit

Aus dem einst ernsthaften Wildbeerenpflücken wurde ein Wochenendvergnügen

„Jetzt wolln wir Bickbeeren pflücken gehn in dem grünen Wald; wollen in den grünen Wald gehn, wo die vielen, wo die vielen, vielen Bickbeern stehn, in dem grünen, grünen Wald." So schrieb einst unser Heidedichter Hermann Löns. Und jetzt ist es wieder soweit; das Wildbeerenpflücken hat begonnen.

Es wurde früher intensiver betrieben als heute. „Bickbeerplücker, Eierlikker!", so neckte man einst die Kinder und Frauen, wenn sie zu Beginn der „Plücketied" mit ihren Kiepen und Körben in den Wald auszogen, um die Bickbeeren und später die Kronsbeeren zu pflücken. War das eine Aufregung bei jung und alt, wenn diese Zeit begann, denn Bickbeerenpflücken gehörte einst zum schönsten und lukrativsten Nebenverdienst in der Nordheide wie Südheide, weil die Beeren zu jener Zeit ein schönes Stück Geld einbrachten.

Wie es heißt, soll der Vogt in Harburg dazumal lange überlegt haben, ob er nicht eine besondere „Bickbeerensteuer" zum Nutzen seiner Amtsvogtei-Rechnung einführen solle. So gab es so viele Dörfer in der Heide, bei denen der Vogt schon 1755 in den großen Listen seines Verzeichnisses Hof über Hof unter Nebenbeschäftigung „Bickbeersuchen" eintrug.

Wie beim Besenbinden wurde die Ware auf der Schiebkarre oft auch in die nächste Stadt zum Markt geschoben. Bargeld lachte auch damals schon, und man sagte: „Bickbeerplücker schöw sien Wor hen nah den Stadt upp de Kor, hier sünd Bickbeern, hier sünd Bickbeern, Städter häst du Geld?"

Die Kiepe mit der Kaffee-Blechflasche und dem Brot, dem Kopftuch und den beiden Pflückekörben auf dem Rücken zog man los und gönnte sich tagsüber kaum eine Ruhepause. Abends ging man zu dem Aufkäufer, der an einer bestimmten Stelle schon auf die Beeren wartete und seine Lieferanten seit Jahr und Tag kannte. Hier wurde gewogen und dann gleich bar ausbezahlt.

Für die Pflücker war das Geld aus den verkauften Beeren die größte Nebeneinnahme im Jahr, besonders für die Häuslerfamilien, die von sich selber sagten: „In'n Sommer hefft wi ja de schönen Beeren und Pilze, da geiht dat noch so hen, awer in'n Winter möt wi oft man recht kort affbieten". Es wird aus einigen Dörfern glaubhaft berichtet, daß sich früher so manche Tagelöhnerfamilie in einem Sommer durch Beerenpflücken so viel verdienst habe, daß sie sich dafür ein Stück Kleinvieh anschaffen konnte.

Kein Wunder, daß man die Zeit nicht abwarten konnte, wenn es auch Mühe und Schweiß bedeutete. Da war es mit den „Klusterbeeren", den Kronsbeeren, schon eine andere Sache, sie waren leichter zu pflücken als die Bickbeeren. Allerdings wurde einstmals der Beginn der Krons- oder Preißelbeerernte durch eine amtliche Bekanntmachung auf einen bestimmten Tag, gewöhnlich war es der 1. August, festgesetzt. Wenn es irgend ging, pflückte man aber heimlich schon vorher. Ins Bettstroh soll man sie zum Nachreifen gebracht haben, wie alte Heidjer noch heute zu erzählen wissen.

War aber die offizielle Pflückezeit herangekommen, dann zog man in Scharen hinaus. Mit einem Kammkasten, vorn besetzt mit eisernen Zähnen, wurden die Preißelbeeren „gekrascht" und so wurden die Kronsbeerenpflücker auch „Krascher" genannt. Weil dabei Blätter und kleine Zweigspitzen mit abgestreift wurden, war das „Kämmen" verboten. Aber wer unter den echten Kraschern richtete sich schon früher danach. Das schaffte in den Korb und später in die Säcke. Mehrere Zentner am Tag zu pflücken, war so keine Kunst.

Das Tagebuch eines alten Heidekrügers in Wolthausen – Hermann Löns hat dort oftmals geweilt – weiß von den Mengen zu erzählen, die vor dem ersten Weltkrieg in die Großstädte Hamburg, Hannover und Braunschweig geliefert wurden. Das Jahr 1895 soll eine solche Massenernte gebracht haben, daß der Verkaufspreis auf zwei Pfennig das Pfund herabsank.

Heute, da man die Freuden des Lebens wie den Segen der Heide und Wälder möglichst genießen will, ist das Beerenpflücken mehr und mehr zu einem reinen Zeitvertreib, zu einem Wochenendvergnügen geworden. Mit dem Auto fährt man bequem hinaus und sammelt sich ein Eimerchen voll. Nur auf den Dörfern findet man hie und da noch Pflücker, die so viel ernten, daß ihr Wintervorrat für Marmelade und Kompott gesichert ist. Unseren Vorfahren aber war die Beerenpflückerei ein fast lebensnotwendiger Nebenerwerb. Man wußte den Segen des Waldes noch zu schätzen und zu achten.

Gerhardt Seiffert

Schnasseliges Kohlvergnügen

Heinz Meyer plaudert über ein niedersächsisches Leibgericht

Ganz richtig, Braunkohl mit Brägenwurst ist gemeint, jenes niedersächsische Leibgericht, bei dem gleich das Mundwerk wäßrig wird, sich jeder Hannoversche die Finger ableckt und „ordentlich wat herinnen neiht", um Wilhelm Henze zu Worte kommen zu lassen.

„Pframpf nich so dolle", mahnte mich Spucht immer die Mutter bei diesem deftigen Mahl, wenn ich vor Schmacht im Leibe hibbelig wurde, gewaltige Bissen in mich hineinzwang und Mund und Backen voll waren, obgleich ich damals, ganz nebenbei bemerkt, Puffer, Pellkartoffeln mit Stippelse und Bottermelkangeballerse mit gleichem Heißhunger verputzte, denn „so'n Äten steiht bi de Rippen" und hält lange vor.

Doch es geht sicher nichts über unser Nationalessen, das proppenvoll macht. Jeder Heimatliche liebäugelt mit ihm, vor allem dann, wenn es nicht an feingehackten, gedünsteten Zwiebeln fehlt, der schön in Schmalz geschmorte Kohl auch geräucherten Schweinebauch aufweist und mit Muskat abgeschmeckt ist. Beim eifrigen Spachteln werden sogar die Griesmuligen und brammsigen Püttjer munter, quesen nicht mehr und schmunzeln verhalten.

Natürlich gibt es kulinarische Varianten in Hülle und Fülle, die kocherfahrene Hausfrauen ausgetüftelt haben und auf die sie mit Nachdruck schwören. Wie es auch sei mit Mengen und großen und kleinen Zutaten, tüchtig zupacken beim Schnasseln ist die Losung, bis keiner mehr papp sagen kann und sich den Schnüssel abwischt.

Nur wer nicht rechtzeitig aufzuhören versteht, ist schlimm dran, was Heinrich Krummfuß vor einigen Jahren am eigenen Leibe zu spüren bekam. Grundsätzlich verschmähte er jede wabbelige Kost, aber für „brunen Kohl" war er besonders zu haben und besaß einen voluminösen Magen, mit dem keiner weit und breit konkurrieren konnte. Eines Mittags übernahm sich dieser Vielfraß aber so, daß er ganze vier Tage das Bett hüten und mit einer von ihm tief verachteten Diät vorlieb nehmen mußte.

Als die strapaziöse Hungerkur vorüber war und der Hausarzt dem ungeduldigen Patienten erlaubte, sich wieder normal zu ernähren, fragte ihn seine Frau Anna fürsorglich, was er denn essen wolle? Da seufzte Heinrich lächelnd: „Brunkohl mit Brägenwurst...!" Dunnerlittchen, dunnerlittchen, doch warum eigentlich nicht?

Heinz Meyer

Das „Hasenbrot"

Neulich fiel mir in einem verschrumpelten Tagebuch dieses erinnerungsschwere Wort wieder mal auf, das heute wohl keiner mehr benutzt und kaum noch jemand kennt und dessen Herkunft ebenfalls im Dunkeln liegt.

Hasenbrot war jedoch in unserer Kindheit und Jugend ein recht gebräuchlicher Ausdruck, unter dem wir jenes belegte, schon etwas trockene Brot verstanden, das der Vater abends von der Arbeitsstelle oder dem Acker zurückbrachte, die Mutter von einer Reise oder Onkel und Tante von einer ereignisreichen Tageswanderung über Land.

Ja, es war ein köstliches Geschenk für uns Sprößlinge. Wir kauten mit Heißhunger an der harten Rinde und schmatzten und schmausten genüßlich, nachdem die Mutter das Brot, vor unseren scharf beobachtenden Augen und bei unruhigen Zappelbewegungen in kleine, gleichmäßige Stücke geschnitten oder gebrochen hatte, denn keiner wollte bei der Verteilung zu kurz kommen.

Meist, wenn die Zeit es zuließ, wurde nebenher vom Erlebnis erzählt, daß mit dieser Brotgabe zu tun hatte, was selbstverständlich den Wohlgeschmack noch besserte. Wie strahlten unsere Augen und glühten unsere Wangen!

Die präzise Frage der Erwachsenen: „Wollt ihr Hasenbrot?" liegt mir noch jetzt in den Ohren und auch das laute, bejahende Freudengeheul, das wir vergnügt im Chor als Antwort anstimmten.

Heute würde ich gern einen duftenden Braten, leckeren Fisch und edlen Wein gegen ein Hasenbrot aus Kindheitstagen vertauschen und mich beim Verdrücken des Altgebackenen in Träumen der ersten Lebensstufe verlieren.

Heinz Meyer

Der Holunder blüht – und er vertreibt das Fieber

Eine besinnliche Betrachtung von Gerhard Seiffert

„Am Holunderstrauch", so begint ein schönes, altes, deutsches Volkslied, das man früher im Feierabendfrieden vor der Haustür, auf der Gartenbank, unter der Dorflinde oder auf einsamem Heidehofe in stiller Besinnlichkeit gern und innig sang. Wer kennt es heute noch, wer singt es heute noch? Es ist genau so in Vergessenheit geraten wie die Bedeutung des Holunders im heimatlichen Brauchtum und für das niederdeutsche Haus und seine Bewohner.

Bis zur Jahrhundertwende noch verströmten in den Junitagen aus allen Hekken und Zäunen, Grasgärten und Höfen, an den Stadtmauern, an zahlreichen Wohnhäusern, Scheunen und Backhäusern unserer niederdeutschen Heimat die zu einer großen schirmförmigen Trugdolde gehäuften vielen kleinen weißen Blüten des Holunders ihren lieblichen Duft.

Flieder, Holder oder auch Keilken nannte man den Holunder und viele Sagen, Märchen und Volksbräuche, die bis in die heidnische Vorzeit zurückreichen, knüpfen sich an ihn.

Die alten Germanen glaubten, daß in den Holunderzweigen ein göttliches Wesen, Frau Holder, wohne; sie sei die Beschützerin des Hauses und verleihe zum Segen der Bewohner dem Strauche mancherlei Gaben und Kräfte. Daher fand man den Holunder fast ausschließlich in der Nähe von Wohnungen, und das Jungvolk, vor allem die Liebenden, vertrauten sich seinen schützenden Zweigen und seinem betörend würzigen Duft gern an, wovon das Volkslied ja zu singen weiß.

Wie zur Freude, so war der Holunder auch im Leid dem Menschen Helfer und Beschützer. Die Blüten lieferten einen schweißtreibenden Tee, der wohltätig gegen Fieber, Kopfweh, Brust- und Leibschmerzen gebraucht wurde. „Fliedertee, Fliedertee, Mudder, mi deiht dat Liw sau weh!", so hieß es zu alter Zeit. An der Elbe und in Schelswig-Holstein traut man dem Holunder die Kraft, Krankheiten anzuziehen, zu, und benutzte als Besprechungsformel: „O Fliederbaum, du lieber, mich quält das böse Fieber; weil Judas sich an dir erhängt, sei das Fieber dir geschenkt."

In den niedersächsischen Landen band man einen Wollfaden an den Holunderbaum und sprach dazu: „God'n Morgen, Flieder! Hier bring ick di min Feber. Hier bind ick dat an. Im Namen Gottes gah ick dorvan."

Die schwarzen Beeren, die Holunderbeeren, wurden in der Küche als Gewürz sehr geschätzt, gern zu Mus gelocht, als Färbestoff benutzt und besonders auch als Sympathiemittel gegen mancherlei Krankheiten verwandt. Ein altes niederdeutsches Kräuterbüchlein sagt darüber: „Laßt die Apothekerbüchsen jedem, der sie mag. Wir, wir strecken mit dem Flieder jeden Lebensfeind darnieder auf den ersten Schlag."

Nicht minder auch wurde der Holunder von den Kindern geschätzt. Aus den entmarkten Ästen wurden Büchsen zum Schießen, Knallen und Spritzen gefertigt, und aus dem dicken Mark Kugeln, Stehaufmännchen und anderes Spielzeug. Wer wollte da noch zweifeln, daß der Holunder des Hauses guter Geist war.

Vielfach verschleppten Vögel den Samen des Holunders, daher fand man nicht selten seine Büsche auf alten Mauern und Türmen, und der Volksmund wußte davon zu sagen: „Nachbars Kinder und Nachbars Holunder bannest du nicht auf die Dauer. Schließst du ihm die Türe, o Wunder, klettern sie über die Mauer."

Heute verschwindet der Holunder mehr und mehr aus dem Landschaftsbild unserer Heimat, um repräsentativeren Ziersträuchern Platz zu machen. Der alte Volksglauben an den Segen des Strauches ist vergessen, seine Heilkräfte haben Drogen übernommen, und verklungen ist die schöne alte Volksweise „Am Holderstrauch".

Ja, er blüht wieder, der Holunder, und wo wir ihn noch vereinzelt antreffen, wo uns sein süßherber Duft begegnet, weckt er Erinnerungen an eine friedvolle, besinnliche Zeit, ist er ein Gruß aus schlichter, ernstgläubiger bodenverbundener Urväter Tagen.

730380

Das war eine gute Bickbeeren-Ernte

23.8.79

Sie brachte vielen Familien auch einen Ferienspaß

Die Bickbeeren-Ernte geht zu Ende. Und wenn man erfahrene Sammler und die Forstleute hört, dann war sie überdurchschnittlich gut, wie schon lange nicht mehr. So haben denn die vielen Regenwochen doch noch etwas Gutes bewirkt. Hunderte von Sammlern durchstreiften wieder die Wälder der Weberkuhle, des Eystruper Bruches und des Grinderwaldes. Häufig im Familienverbund, denn es war ja Schulferienzeit. Im Grinderwald tauchten wie eh und je die Bückeburgerinnen in ihrer Landestracht auf.

Alte Hosen, Hüte und leichte Jacken wurden aus den Schränken hervorgekramt und fanden für die Sammelaktion eine willkommene Verwendung. Plastikeimer, große und kleine, gehörten zur Tagesausrüstung. Damit schoben sich dann ganze Familien in breiter Front durch die Beerenstauden. Ab und zu in den Eimer des Nachbarn blickend, entstand vielleicht ein Leistungswettbewerb. Und wenn nach einigen Stunden harter Arbeit das Gesamtergebnis vorlag, dann schmunzelte die Hausfrau über die erwartete Menge der Kostbarkeiten, die sie zu Hause zu Kompott zu verarbeiten hatte.

Nun ist das Bickbeerensammeln besonders in diesem Jahre kein Zuckerschlecken gewesen. Überall warteten die „blinden Fliegen" auf die Sammler und hielten diese pausenlos in Schach. Wer sich gegen diese Viehcher gewaffnet hatte, konnte sie mit einem Stoß aus der Spraydose zwingen, den Rückwärtsgang einzulegen. Gewiß ein Fortschritt der Wissenschaft. Vor 75 Jahren empfahl „Die Harke" den Bickbeerensammlern noch, Hände, Arme und Beine mit Zigarrenasche einzureiben.

Früher war das Bickbeerensammeln für viele Familien eine lukrative Nebenbeschäftigung. Im Jahre 1900 wurden in der Haupterntezeit in der Weberkuhle bis zu 22 Zentner pro Tag von den Händlern in Nienburg und Bremen abgeholt. Man zahlte sechs Pfennig für das Pfund, auf dem Markt kosteten die Beeren dann zehn Pfennig. Die Bremer Ankäufer sollen die „hannoverschen himmelblauen Bickbeeren" aus der Weberkuhle nach Bordeaux exportiert haben, wo sie aber nicht als Kompott, sondern als Couleur für den „echten französischen Wein" Verwendung fanden.

Auch 1929 und 1934 waren ausgezeichnete Bickbeerenjahre. 30 bis 40 Pfund wurden von eifrigen Sammlern zum Beispiel im Eystruper Bruch an einem Tage in klingende Münze umgewandelt. Eine Frau aus Heemsen meldete eines Abends den Rekord von 48 Pfund. In jenen wirtschaftlich schlechten Jahren strömten die Menschen in die Wälder, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen. Die Forstbehörden sahen sich letztlich veranlaßt, Bickbeeren-Sammelscheine auszugeben. Die Försterei im Eystruper Bruch stellte 1934 innerhalb von 14 Tagen 883 Sammelscheine aus, so groß war damals die Nachfrage. EP

und sein Steinzeug



doch von anderen Manufakturen, die wohl vom Ruhm Wedgwoods zu profitieren suchten. Nicht von Wedgwood hergestellte englische Cream-Ware des 18. Jahrhunderts ist vielfach unsigniert; eine Bestimmung dieser ungestempelten Ware ist außerordentlich schwierig.

Nach dem Tode Josiah Wedgwoods, 1795, wurde sein Werk von seinen Nachkommen, z. T. auch mit anderen Produkten wie Knochenporzellan (bone china), fortgeführt. Cream-, Basalt- und Jasper-Ware werden heute noch nach denselben Methoden wie damals hergestellt und erfreuen sich einer kaum zu erschütternden Beliebtheit.

Heute werden die Entwürfe gelegentlich dem Stil der Zeit angepaßt, meist orientiert man sich jedoch noch an den alten klassizistischen Vorbildern. Eine exakte Datierung der Stücke ist nicht einfach, da die verschiedenen Stempel natürlich auch immer größere Perioden umfassen. ✦

8





10



11



9



»DIE SCHAUERLICH-SCHÖNEN GESC[HICHTEN] DER TAUFZETTEL«

1



Nicht immer waren die Taufscheine so nüchtern wie heute. Die Gestaltungsprinzipien erfolgten mit den Stilmitteln der jeweiligen Epoche: Anfangs liebevoll von Hand gemalte Frakturschriften und Ornamente. Später reizende Kupferstichbildchen und Radierungen. Über Jahrzehnte hielten sich handkolorierte Holzschnitte, bis sie Mitte des 19. Jahrhunderts durch das damals aufkommende Steindruckverfahren (Lithographien) verdrängt wurden. Daneben waren die Taufzettel aber auch geschichtliche Abbilder der Volksbräuche, des Glaubens und Aberglaubens – heute sammelnswert!



Güt'ger Gott! ach laß doch kommen, Deinen Segen auf dies Kind! Schreib es in die Zahl der Frommen, Die im Buch des Lebens sind; Wasch es ab mit deinem Blut von allen Sünden rein! Damit es möge Gott und Menschen wohlgefällig seyn. Dieses wünschet dein allergetreuste Tauf

Den Tag im Jahr 1832 Bist du worden getauft, Durchs Blut Jesu theuer erkauft; Darum lebe ihm allein, so wird er auch dein Vater seyn! Amen.

2

① **Taufzettel aus Kirchberg,** *datiert 1850, Farblithographie (aus Sammlung A. Bonnot, Zollikon ZH).*

② **Handkolorierter Holzschnitt-Taufzettel** *aus Münsingen mit Taufakt, datiert 1832. Der Taufakt zeigt rechts vom Pfarrer die Gotte, links die beiden Götti und hinter ihnen die Hebamme mit dem Taufhemdchen. Echt volkstümlich und neu auf diesem Zettel die über Pfarrer und Täufling schwebende Taube (aus der Sammlung Alcide Bonnot, Zollikon ZH).*

③ **Taufzettel aus Rüschlikon,** *datiert 1846, Farblithographie. Das Religiöse ist fast verschwunden, dafür reiches Rankenwerk und auffällige Druckfarben. Den Höhepunkt der Drucktechnik glaubte man damals mit dem mehrfarbigen Steindruck erreicht zu haben und protzte auch in den Taufzetteln damit (aus Sammlung A. Bonnot, Zollikon ZH).*

HICHTEN



EIN SJ-BEITRAG VON
JACKIE PFISTER MIT AUFNAHMEN
VOM VERFASSER

Über ein originelles Sammelgebiet

3



Die ersten handgemalten Taufzettel

Einer der ältesten noch vorhandenen Taufzettel stammt aus dem Jahre 1691 aus Affoltern im Emmental und wurde von einem Andreas Flückiger mit unbeholfener Hand und spärlichen orthographischen Kenntnissen verfertigt. Wie viele früheren Taufscheine enthält er einen Spruch, der dem Kindlein Glück und Gottes Segen wünscht. Merkwürdig mutet an, daß der Täufling in den meisten alten Taufscheinen als „Götti" bezeichnet wird. Man erklärt sich dies daher, daß die des Schreibens und der Orthographie ungeübten Taufpaten die Sprüche nach Vorlagen ungenau übertrugen oder dem Gedächtnis nach wiedergaben. Oft findet sich auf diesen handgeschriebenen Zetteln ein Nachsatz mit dem Hinweis, unter welchem *Sternzeichen* das Kind geboren sei. Nach 1750 wurde auch der *„Göttibatzen"* erwähnt: „Diesen geringen Pfennig geben von mir. Gott wöll ein besseren geben dir." Anstelle des Taufzettels oder mit ihm zusammen gaben einige Paten dem Kind zur Erinnerung einen *Tauftaler,* der einen Durchmesser von 4 bis 6 cm haben konnte. Dieser Brauch herrschte vom 16. Jahrhundert bis 1921, dürfte aber eher Numismatiker interessieren.

In der vorreformatorischen Zeit bekam jedes Neugeborene drei Taufpaten und später nicht selten neun. Was mußten das für Zeiten gewesen sein, wo zum Tauffest Hunderte von bekannten und unbekannten Personen eingeladen wurden, so daß von den Behörden Erlasse herausgegeben wurden, um diese „Auswüchse" zu beseitigen.

Strenge Vorschriften

Während z. B. im Bernbiet die Regel galt: „... sein Kind zur rechten Zeit zur Taufe zu bringen", scheint dies früher nicht genügt zu haben, und die Obrigkeit mußte gegen „Nachlässigkeiten" einschreiten. So verfügte sie 1587: „... es dürfe niemands syne Kind in den Stetten uber dry und uf der Landschaft uber acht Tag ungetouft lassen." Das Chorgericht von Erlenbach strafte „Hans Ruppen, wägen er syn Kind mehr dan acht Tag ungetouft glassen".

Ein tief verwurzelter Volksglaube, daß ungetaufte Kinder nicht selig würden, brachte Väter noch im Jahre 1850 (!) dazu, daß sie die Leichen ihrer ungetauften Babys bei Nacht unter der Dachtraufe der Kirche beerdigten.

Man glaubte, daß das vom Gotteshaus herabrinnende Regenwasser die Wirkung der Taufe habe. Auch ließ man damals ungetaufte Kinder niemals allein im Zimmer, da sie sonst verhext würden.

Pflichten der Taufpaten

Das Patenamt wurde damals sehr ernst genommen. Es gab bestimmte Regeln, woran sich Eltern und Paten halten mußten. Zum Beispiel „Wie man zu Gevatter bitten soll", „Wie man dem Pfarrer soll das Kind angeben" und „Wie man bey einer Kindsuppe soll abdanken". Schon vor der Taufe mußten die Paten vor dem Pfarrer ein Examen ablegen. Die Taufe selbst umfaßte, neben dem eigentlichen Taufakt, ein bis ins Detail festgelegtes Frage-und-Antwort-Spiel zwischen Pfarrer und Taufzeugen. Das Patenamt brachte demnach nicht nur eitel Freude. Trotzdem gab es solche, die nicht nur an die 20 Göttikinder zu betreuen hatten, sondern auch für die Göttibatzen aufkommen mußten. Dieser Göttibatzen, auch „Einbund" genannt, bewegte sich in der Höhe von zwei Dukaten. Eine Summe, die sich heute auf mehrere hundert Franken beziffern würde. Ein Brauch, dem die Reichen vorangingen und dem die weniger Bemittelten „ehrenhalber" folgen mußten. Ab 1626 schritt die Obrigkeit mehrmals ein, weil oft das Vielfache dieser Summe geschenkt wurde. Vergebens, bis im Jahre 1704 eine scharfe Überwachung eingeführt werden mußte: Der Batzen durfte nicht mehr als zwei Dukaten betragen. Die Taufzettel, in die der Göttibatzen eingewickelt war, wurden vom Pfarrhelfer vor der Taufe geöffnet und die Geldmenge kontrolliert.

Handkolorierte Kupferstiche und Holzschnitte

Im Jahre 1767 wurde erstmals in Basel ein Buch mit überlieferten Taufsprüchen gedruckt, das wohl Druckern für die nun aufkommenden gedruckten Zettel als Vorlage diente. Einen der ersten *gedruckten* Taufscheine fand man in einer alten Bibel. Er stammt aus Rohrbach aus dem Jahre 1789 und ist mit zarter Ornamentumrahmung im Kupferstichverfahren versehen. In den folgenden Jahrzehnten zieren die Taufzettel malerische Bildchen, die den Taufakt im Holzschnittverfahren, Kupferstich oder Radierung darstellen, die von beachtlichem Können zeugen. Das Färben und Kolorieren der vorgedruckten Bilder

erfolgte von Hand mit viel Feingefühl. Mit der wachsenden Nachfrage scheint einigen Zetteln die Farbe allerdings eilig hingesetzt zu sein, was Rekordarbeit im Familienverband des Druckers nicht ausschließt.

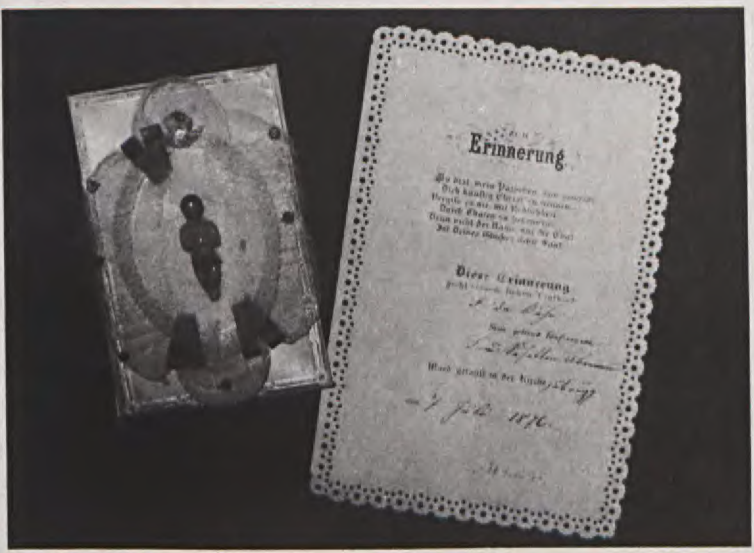
Taufzettel als Abbilder der Kunstgeschichte

Neben dem Taufakt waren – wie bei der Möbelmalerei der Zeit – Pflanzenmotive (Kranz, Krone, Nelke, Rosenknospe) und Ornamente beliebte Dekorationselemente. Die einzelnen Formen und Kompositionen mußten sich aber immer den herrschenden Stilmitteln der jeweiligen Epoche unterordnen. So kann an einem kleinen Detail, wie zum Beispiel an der Form einer Rose, die Entstehungszeit ermittelt werden. (Zum Beispiel bei einem Zettel aus Gallenkilch aus dem Jahre 1851 ist die Rosenspitze abgerundet. Noch 1824 war sie zackig und um 1800 spitzig. Dieses in der ganzen Schweiz verbreitete Taufzettelschema „Nelke, Rose und Taube" konnte sich bis 1870 halten.)

Beginn des Steindruckes

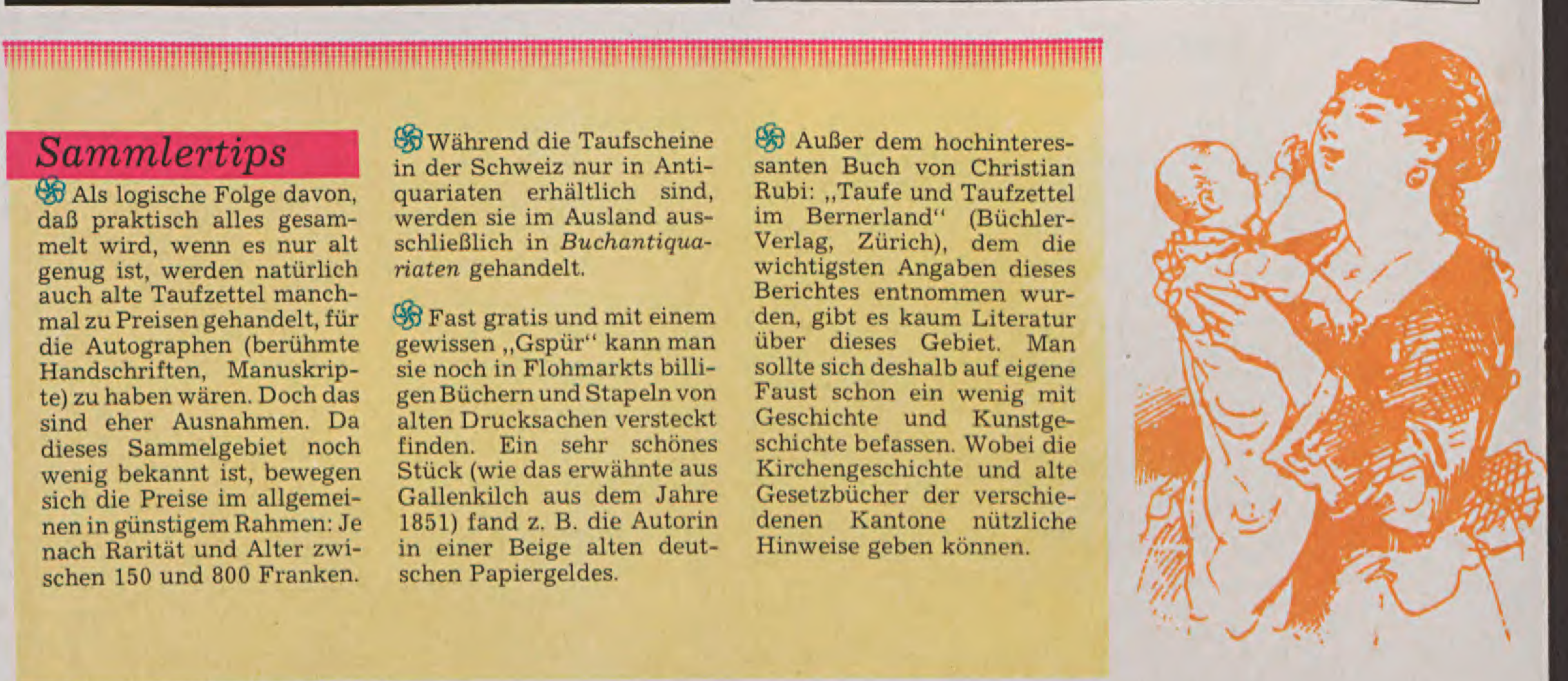
Aber schon etwas früher, nämlich 1834, verwandte C. Studer in Winterthur und 1840 R. Dikemann in Zürich für Taufscheine ein neues Druckverfahren: die sogenannten Lithographien (Steindrucke) mit auffälligen spätbarocken Verzierungen, die auch in den Dorfkrämereien sofort Anklang fanden. Das Zeitalter der technischen Erfindungen hatte gerade seinen Siegeszug begonnen und die Leute waren für alles Neue aufgeschlossen. Dieses Neue konnte nicht auffällig genug sein. Auch die Taufzettel jener Zeit überquollen von prallen Putten, Füllhörnern und flatternden Bändern. Den Höhepunkt der Drucktechnik und eine „Augenweide" ohnegleichen glaubte man erreicht zu haben, als man die Umrisse der Bilder und Ornamente reliefartig erhöhte und mit Gold- und Silberfarben bestückte. Dies brachte natürlich nicht nur das Ende der „Landdrucker", die diesem Aufwand nicht mehr gewachsen waren, sondern auch die endgültige Talfahrt der heute von uns so bewunderten stillen Kupferstich- und Holzschnittzettel, dem bald darauf auch das Ende der Taufzettel überhaupt folgte. An ihre Stelle traten weiße Pappschächtelchen, in die Engelsköpfchen und allerhand Flitterzeug gebettet waren. Einige von uns werden noch ein gepolstertes Taufbüchlein haben, das sich Jahrzehnte in diesem Jahrhundert halten konnte. Heute kennt man nur noch die modern bedruckten Taufkarten oder neuerdings überdimensionale, versiegelbare Rollen. Ein echter Sammler wird auch sie sammeln, sie sind Abbilder *unserer Zeit* und sollen deshalb unseren Nachkommen erhalten bleiben.

Wenn auch die meisten alten Taufzettel die Jahrhunderte nicht überlebten, wurden sie und die Taufbräuche jener Zeit in Gotthelfs Werken wahr und echt verewigt. So in „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" (2. Teil „Der Erstgeborene erhält einen Namen, eine Patin und zwei Paten" und „Es stirbt ein ungetauftes Kindlein"); „Anne Bäbi Jowäger" (2. Teil „Meyeli Jowäger muss Gotte sein"); „Die schwarze Spinne" („Eine Taufe im Emmentaler Bauernhaus"). Ein erschütternder Lesegenuß – und nicht nur potentiellen Taufzettelsammlern zu empfehlen.



»TAUFZETTEL«

Gedruckter Taufzettel aus Brugg, *datiert 1876, mit Prägedruck am Rand. Links daneben das Kuvert, in das der Taufzettel gesteckt wurde. Es ist mit Goldprägung, Flitterzeug und einem richtigen Wachspüppchen versehen, das wohl den Täufling darstellen soll. Bald einmal traten an die Stelle der Kuverts Pappschächtelchen oder gepolsterte Taufbüchlein. Anfangs des 20. Jahrhunderts gab es wieder gefalzte, bedruckte Karten und neuerdings auch große, teils versiegelte Rollen (aus Sammlung A. Bonnot, Zollikon ZH).*



Sammlertips

Als logische Folge davon, daß praktisch alles gesammelt wird, wenn es nur alt genug ist, werden natürlich auch alte Taufzettel manchmal zu Preisen gehandelt, für die Autographen (berühmte Handschriften, Manuskripte) zu haben wären. Doch das sind eher Ausnahmen. Da dieses Sammelgebiet noch wenig bekannt ist, bewegen sich die Preise im allgemeinen in günstigem Rahmen: Je nach Rarität und Alter zwischen 150 und 800 Franken.

Während die Taufscheine in der Schweiz nur in Antiquariaten erhältlich sind, werden sie im Ausland ausschließlich in *Buchantiquariaten* gehandelt.

Fast gratis und mit einem gewissen „Gspür" kann man sie noch in Flohmarkts billigen Büchern und Stapeln von alten Drucksachen versteckt finden. Ein sehr schönes Stück (wie das erwähnte aus Gallenkilch aus dem Jahre 1851) fand z. B. die Autorin in einer Beige alten deutschen Papiergeldes.

Außer dem hochinteressanten Buch von Christian Rubi: „Taufe und Taufzettel im Bernerland" (Büchler-Verlag, Zürich), dem die wichtigsten Angaben dieses Berichtes entnommen wurden, gibt es kaum Literatur über dieses Gebiet. Man sollte sich deshalb auf eigene Faust schon ein wenig mit Geschichte und Kunstgeschichte befassen. Wobei die Kirchengeschichte und alte Gesetzbücher der verschiedenen Kantone nützliche Hinweise geben können.